8° 41. Lit 3966

AD
BIBL. UNIV.
MONAC.

Erinnerungen aus meinem Leben.

Erster Band.

Erinnerungen

aus

meinem Leben

in biographischen

Denksteinen und andern Mittheilungen.

Erster Band.

E. T. W. Hoffmann und F. G. Wetzel.

Herausgegeben

von

J. Funck.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.

1836.

Aus dem

Leben zweier Dichter:

Ernst Theodor Wilhelm Hoffmann's

und

Friedrich Gottlob Wetzel's.

Von

J. Funck.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.

1836.

A D
BIBL. UNIV.
MONAC.

Universitäts-
München

Vorwort.

Schon seit vielen Jahren von Freunden und sonstigen achtbaren Stimmen aufgefordert, interessante Erinnerungen aus meinem Leben zu veröffentlichen, trete ich endlich — und zwar nicht ohne die Besorgniß damit hervor, ob es mir auch wohl gelungen sein möchte, den vorwürflichen Gegenständen ein richtiges, bequemes und passendes Gewand durch die Art der Darstellung verliehen zu haben.

Der verewigte Jean Paul war es vorzüglich, der mich dazu ermunterte und bestimmte, mit der biographischen Skizze Hoffmann's zu beginnen, und der Verfasser der „Briefe eines Verstorbenen", der mich mündlich und

schriftlich darin bestärkte, die fragmentarischen Bemerkungen über Wetzel darauf folgen zu lassen *).

Von der Stimme des Publikums wird es nun aber abhängen, ob die Reminiszenzen aus meinem Leben hiemit geschlossen sein werden oder nicht. In letzterm Falle würde ich zunächst mit biographischen Denksteinen aus Bretzner's, Devrient's, Feuerbach's, Jean Paul's, Iffland's, Markus ꝛc. Leben bescheiden hervorzutreten mir erlauben.

Sowohl für die in diesem ersten Bändchen gegebenen, als noch zu erwartenden Mittheilungen stehe aber ein- für alle Mal folgende Verwahrung:

Ich wünsche nicht, daß irgend ein biographisches Fragment das gewöhnliche, wenn auch unverdiente Schicksal erfahre, in Bezug auf die Gesinnungen und Absichten seines Verfassers mißverstanden oder schief gedeutet zu werden, und es

*) S. Semilasso's verhetzter Weltgang. I. Theil. (Ueber Bamberg).

schwachen Köpfen einfalle, nach Belieben manche Aussprüche und Aeußerungen der biographirten Individuen dem Biographen selbst, als seine eigenen, unterzuschieben, und ihn so, wenigstens bei der Menge unserer Zeit, auf was immer für eine Weise verdächtigen zu können.

Gegen ein solches Verfahren appellirt der Verfasser im Voraus hiemit an den kerngesunden Sinn aller Verständigen im Volke, die gewiß seine Arbeit, wie es sein soll, nur vom rein historischen Standpunkte aus betrachten.

Auf diesem stehend, konnte und mußte er als Biograph nur unbedingt der Wahrheit huldigen, die Thatsachen rücksichtslos so darstellen, wie sie sich zutrugen und Aeußerungen und Meinungen seiner zu schildernden Individuen offen und frei darlegen, sofern sie nur wahr und charakteristisch waren, wenn auch in manchen Fällen seiner (des Biographen) eigener Ueberzeugung oder sonstigen Zeit- und konventionellen Verhältnissen selbst zuwiderlaufend; sie aber gar als des Darstellers eigene Meinungen anzusehen, wäre demnach eben so absurd als lächerlich, und dokumentirte von

Seiten eines solchen Beurtheilers den höchsten Grad eines literarisch-unmündigen Auffassungsvermögens.

Drum empfiehlt sich der Gunst und des Schutzes aller Edlerern angelegentlichst

der Verfasser.

Bamberg, Anfangs Mai
1836.

I.

Ernſt Theodor Wilhelm Hoffmann.

Wahr iſt's! Sie ſah'n mich immer wie ich bin;
Ich hab' ſie in dem Kaufe nicht betrogen:
Denn nie hielt ich's der Mühe werth, die kühn
Umgreifende Gemüthsart zu verbergen!

(Schiller's Wallenſtein.)

An

Semilasso.

Mit der Bitte:

Noch vor Seinem letzten Weltgang

diese Blätter

als Zeichen hoher Verehrung

an den

Verstorbenen

Dessen Grabesstimme sie in's Leben rief

gelangen zu lassen.

Dafür im Tode wie im Leben dankbarlichst

J. Funck.

I.

Erſtes Zuſammentreffen.

An einem ſchönen Sommernachmittage des Jahres 1809 ſtand in dem eine halbe Stunde von Bamberg gelegenen Vergnügungsorte Bug ein Männchen in einem kaſtanienbraunen, ziemlich abgenutzten Fracke, jedoch von feinſtem Tuche, den Hut zwiſchen dem linken Arme feſt zuſammengedrückt, in der rechten Hand eine kurze Pfeife haltend, deren Kopf von brauner Thonerde und deren ſehr breite Spitze von Bernſtein war. — Letztere erſchien ſo breit, daß der kleine, feſtzuſammengepreßte Mund, dem die dickſten Rauchwolken entquollen, ſie kaum zu faſſen vermochte. Und wirklich war dem auch ſo; denn die Spitze ward nur an die Lippen angeſetzt, ohne ſie förmlich in den Mund zu nehmen. Bei jedem Zuge wurde ſie mit einem ſtarken Schneller der Hand dem Munde entführt, und die dicke Dampfwolke in langge-

zogenen Stößen mit sichtbarem Wohlgefallen in die Luft geblasen.

Das Männchen stand dicht am Ufer des Regnitzflusses und sah mit finsterm, stierem Blicke über die Breite desselben hinaus, nach den ihn nicht fern begrenzenden Bergen, — nicht achtend auf die Menge der unweit von ihm am Ufer landenden Damen und Herren, die dicht vor ihm ausstiegen und an ihm vorbeipassirten.

Links ihm zur Seite, mehr nach hinten gekehrt, saßen auf einer Bank mehrere Personen, sämmtlich Schauspieler; die lebhaften Diskussionen in ihren Reden, von denen nur einzelne Worte hörbar wurden, konnten nur in Beziehung auf das Männchen geschehen, wie sich dies mehrmals durch Hinzeigen auf ihn kund that. — Einer derselben stand endlich auf, mit einem Glase Bier in der Hand, es dem mir Unbekannten hinreichend. In drei schnell aufeinanderfolgenden Absätzen war es geleert und dem Bringer mit den raschgesprochenen Worten: „Danke, danke!" zurückgegeben. — Ich saß auf ungefähr zehn Schritte dem Insichgekehrten zur Rechten und dachte bei mir: wer mag der sein?

„Herr Hoffmann!" erscholl auf einmal aus dem Schauspielerklubb eine feine, gellende Stimme; „Herr Hoffmann!" Das Männchen schnitt ein maliciöses Gesicht, und den festzusammengekniffenen Lippen entwischten die zwar leise gesprochenen, aber scharf accen-

tuirten, nur von mir gehörten Worte: „Infamer Kerl!“ und schnell sich umdrehend ging er auf den Rufenden zu, der, von seinem Platze aufstehend, ihm etwas in's Ohr flüsterte.

Aha! dachte ich bei mir, das ist also unser Musikdirektor, jener ominöse Mann, von dem die halbe Stadt die wunderlichsten Dinge erzählt, der überall Besprochene, und von sehr wenigen Verstandene, — der aus Furcht vor seiner Satyre übrigens Hochgeachtete!

Kaum dies gedacht, stand Hoffmann, von dem Ex-Schauspieldirektor Cuno am Arm genommen, vor mir, mit den Worten präsentirt: „Herr Musikdirektor Hoffmann!“

Nach den von mir vorgebrachten Höflichkeitsredensarten, als: „Freut mich recht sehr — habe schon längst gewünscht, Sie kennen zu lernen“ u. s. w., wobei Hoffmann lächelnd mindestens ein Dutzendmal ein schnell aufeinanderfolgendes Kopf- oder vielmehr Halsnicken vorbrachte, ohne etwas darauf zu entgegnen, begann er endlich freundlich: „Sie sind auch kein Bamberger, wie ich höre, — halber Landsmann, — freut mich sehr, — herrliche Gegend, — viel Leute, wenig Menschen — ꝛc.“, und auf meine Einladung ließ er sich neben mir nieder.

Die Unterhaltung bewegte sich nur wenige Minuten im Kreise des Gewöhnlichen und nahm bald eine für beide Theile gleich interessante Richtung an. — Hoff-

mann begann, einige Fata aus seinem Leben zu erzählen, welche die Rechtfertigung seines dermaligen Geschäftes und die Veranlassung zu seinem gegenwärtigen Aufenthalte enthielten. Er bemerkte sogleich, welchen innigen Antheil ich seinem Schicksale durch die angestrengteste Aufmerksamkeit gönnte, und der ruhige Erzählungston ward bald mit aller üppigen und glänzenden Farbenpracht geschmückt.

Störend wirkte auf mich die stete Unterbrechung durch Bekannte, die sich zu mir gesellten und durch langweilige Gespräche das für mich so interessante des neuen Bekannten störten. Aber doppelt fühlbar wurde mir diese Last durch die Wahrnehmung, daß Hoffmann's anfängliches Umherrutschen auf der Bank seine Unzufriedenheit andeute, die sich auch auf seinem Gesichte deutlich kund that, erst als Stirnrunzeln erschien, dann aber, bei wiederholten Unterbrechungen, in gewaltiges Grimassiren überging. — Ich fragte ihn daher, ob er noch lange bleiben würde und an jene Schauspielergesellschaft gebunden sei, worauf er erwiederte: „Keineswegs; jener Exdirektor aber verfolgt mich überall, tritt mir überall auf die Füße, und meint, seine Schuld an mich mit seiner prosaischen Unterhaltung tilgen zu können. Wollen Sie gehen, so gehe ich mit, ich bin ohnehin des ordinären Biergeschlappers satt." — Auf mein Ersuchen, bei unserer Nachhausekunft bei mir ein Glas sublimen Chambertins darauf zu setzen, verließen wir

den Ort, und unter den anmuthigsten und offenherzigsten Gesprächen, wie sie nur Freunde führen können, die schon Jahre lang mit einander gelebt, langten wir in meiner Wohnung an.

Was Hoffmann so schnell an mich zu fesseln schien, mochte wohl vorzüglich darauf beruhen, daß alle die Dinge, von denen er mir erzählte, von mir selbst miterlebt, und fast alle jene Personen, von denen er mit Interesse sprach, von mir gekannt waren. — So schien es ihn besonders zu ergötzen, daß ich sämmtliche Schauspieler des berliner Theaters, namentlich Iffland und die Bethmann, persönlich kannte, und überrascht, ich darf sagen, erschreckt wurde er, als ich mit Iffland's Organ und nach seiner Rede- und Deklamationsweise zu sprechen anfing. Dies Imitationstalent, das Hoffmann unendlich belustigte, da er bei jeder Rede in ein schallendes Gelächter ausbrach, mußte ich auf sein fortwährendes Bitten auch auf andere Mitglieder der berliner Bühne, z. B. auf Beschort, Mattausch, Gern ꝛc., ausdehnen, und als ich ihm die Expositionsscenen des ersten Aktes aus der Jungfrau von Orleans: „Der Connetable schickt sein Schwert zurück ꝛc.", mit dem Organ und dem treuen Vortrag der einzelnen Schauspieler in den Charakteren des Königs (Beschort), Dunois (Mattausch), erstern Rathsherrn (Gern) u. s. s. recitirte, steigerte sich sein Wohlgefallen daran auf's höchste; nach jeder Lachpause ward ein Glas Chamber-

tin nach dem andern, unter stetem Anklingen, mit sichtbarer Behaglichkeit hinuntergeschlürft, oft auch hinuntergestürzt.

„O Gott! was ist die Welt so schön!" rief er, den Becher hoch in der Luft haltend. „Sie sollen leben! Pereat den Philistern!" Eine Menge freundlicher Versicherungen, die darauf hinausgingen, wie er sich meiner Bekanntschaft freue, schlossen nach zwölf Uhr den Abend des ersten Zusammentreffens, der an Herzlichkeit und Innigkeit von dem des Abschiedes, nach einem vierjährigen Zusammenleben, nicht übertroffen wurde.

So wahr es ist, was Hitzig in seiner, im Ganzen vortrefflichen Biographie Hoffmann's (die Beschreibung des bamberger Aufenthalts ist der einzige schwache Theil) sagt: daß er nicht leicht einem neuen Bekannten sein Inneres erschloß *), und so sehr ich dies während meines Umganges mit ihm bestätigt fand: so darf ich doch der Wahrheit gemäß behaupten, daß er diesmal aus dem Gleise heraustrat, ja, ich erinnere mich keines Tages unter den mit ihm verlebten, der an Gemüthlichkeit und Herzlichkeit dem ersten glich. Hoffmann selbst verwunderte sich bei'm Zusammentreffen am zweiten Tage über seine schnelle Hingebung an einen

*) „Es war schwer, in Bekanntschaft mit ihm zu kommen. Er selbst blieb lange verschlossen, und hörte auch wenig auf Menschen, die er erst kennen lernte, wenn sie u. s. w." (Aus Hoffmann's Leben II. Theil. Seite 299 — 300.)

Unbekannten, was ihm, wie er ſpäter oft verſicherte, nie im Leben paſſirt ſei.

So ward ein Freundſchaftsbund in wenigen Stunden geſchloſſen, der ſich während vier Jahre erhielt und nur einmal, wie im Verfolg dieſer Blätter gezeigt wird, auf wenige Wochen Störung erlitt.

II.

Hoffmann, von seiner Ankunft in Bamberg bis zu unserm Zusammentreffen, nach ungefähr einem Jahre.

Aus Hitzig's Werk über Hoffmann sind die Gründe bekannt, die ihn veranlaßten, im „Allgemeinen Anzeiger der Deutschen" einen Aufruf ergehen zu lassen, worin er zu einer Musikdirektor-Stelle sich empfiehlt.

Vom Grafen von Soden zufolge dieses Aufrufes eingeladen, traf er in Bamberg im Sommer 1808 ein.

Wie sehr und wie bald er getäuscht wurde, kennt der Leser aus jenem Buche zum Theil; zur Ergänzung diene das Folgende.

Das erste Probestück seiner praktischen Befähigung zum Musikdirektor sollte Hoffmann als Dirigent der Oper Aline, Königin von Golkonda, ablegen. —

Das zahlreich versammelte Publikum — so fing Hoffmann seine bamberger Leidensgeschichte mir an zu erzählen *) — stutzte, als ein so winzig kleiner

*) Aus eigner Anschauung kann ich selbst nichts darüber sagen, da ich gerade zu dieser Zeit mich ein halbes Jahr auf einer Reise befand.

Mann (wie er noch heute von der Mehrzahl bezeichnet wird) vor den Flügel sich niedersetzte. Was kann der — Großes leisten? dachte die Masse. Und vor den Flügel setzt er sich? Wo steckt denn die Violine? So fragte wieder die Menge, die es nie anders gewohnt war, als ihren Musikdirektor mit der Geige in der Hand zu sehen, um den unsichern Sängern bei ihren Partieen durch kräftige Striche auf dem Instrumente ein- und nachzuhelfen.

„Das wird eine schöne Geschichte werden," will Hoffmann in seine Ohren hinein gehört haben. Er gestand mir, daß er durch diese und schon früher gehörte Aeußerungen befangen sich am Flügel niedergesetzt.

Die Ouvertüre begann und ging nach Hoffmann's Versicherung gut von Statten; aber während der Vorstellung haperte es überall. Aline, — eine Demoiselle Fleischmann, — detonirte gräßlich, die Chöre gingen schlecht u. s. w., so daß die Oper nicht nur lau aufgenommen wurde, sondern das Publikum am Schlusse durch Zischen sein Mißfallen bezeigte.

Geschäftige Ohrenbläser kamen des andern Tages zu Hoffmann, ihm zu versichern, daß man ihm die mißlungene Darstellung zuschreibe, er verstünde das Musikdirektor-Geschäft nicht, Dittmayer sei ein ganz anderer Mann u. s. f.

Letzterer, Conzertmeister bei der längst aufgelösten

fürſtlichen Hofkapelle, wurde nun für Hoffmann ein Gegenſtand der Verachtung und des Haſſes, weil er mit ſeinen Kenntniſſen über denſelben ſich hoch erhaben glaubte, und dies auch mit vollem Rechte glauben durfte. — Nicht zu leugnen iſt aber, daß der Rival ein praktiſcherer Muſiker als Hoffmann war, und das Dirigiren aus langer Uebung beſſer verſtand, als dieſer. Zugleich war Dittmayer ein ausgezeichneter Violiniſt, machte nicht ſelten ſein Inſtrument bei'm Dirigiren zum obligaten und ward dadurch ſowohl bei'm Sänger als bei'm Publikum beliebt.

Deſſenungeachtet wird mancher Leſer es nicht begreifen können, wie es möglich iſt, daß es Hoffmann in Bamberg als Muſikdirektor durchaus nicht glücken wollte, da er doch ſpäter in Dresden und Leipzig ſich vollſte Zufriedenheit erwarb. Die Sache iſt ſehr einfach und leicht zu erklären, — wunderbar iſt es aber, daß er ſelbſt ſich und das Publikum nie begreifen konnte. — Wir geriethen darüber öfters in einen Wortwechſel, ohne daß ich jemals Hoffmann überzeugen konnte. — Selbſt aus Dresden ſchreibt er mir noch im Jahre 1813: „Wie mag es doch wohl kommen, Verehrteſter, daß das hieſige Publikum über meine Leiſtungen als Muſikdirektor, der ich doch wie in Bamberg am Flügel dirigire, entzückt iſt, während die d — Bamberger allerlei zu makeln hatten?“ — Ich erwiederte hierauf, daß ich daſſelbe ſchriftlich wiederholen

müſſe, was ich ihm ein halb Dutzend Mal mündlich geſagt, und daß der Schluß ſeiner Frage aus der richtigen Erkenntniß und Wahrheit meiner Behauptung ſich klar und deutlich von ſelbſt beantworte. Wenn nämlich — fuhr ich fort — es feſt ſteht, daß Ihre Direktion am Flügel deshalb nicht gelang, weil Sie großentheils vor ungeübten, unmuſikaliſchen Sängern ſaßen, denen Sie, wenn dieſelben aus dem Takte fielen, nicht einhelfen konnten, weil Ihnen das Inſtrument, die Geige, auf der ein einziger Strich oft vor dem Umwerfen ſichert, fehlte: ſo folgt daraus deutlich, warum in Dresden das Gegentheil ſich ergeben mußte, da, bei durchaus eben ſo geübten, als ſichern Sängern und Muſikern, Sie nie der Geige bedürfen und bei einer hinlänglichen Anzahl von Proben, — was in Bamberg ſelten der Fall war, — Alles von ſelbſt geht.

Von Hoffmann's mißlungenem Debüt als Muſikdirektor datirt ſich ſeine Unzufriedenheit. Er konnte es nicht ertragen, ſeinen Werth als Muſiker ſo wenig erkannt zu ſehen und ward mit Ingrimm gegen das Publikum erfüllt. — Die ſchlechte Leitung des Theaters durch den Unternehmer Cuno (denſelben, der ſpäter durch ſeine Ritter- und Schauerſtücke, wie z. B. die Räuber auf Maria Culm, die Brautkrone und andre Machwerke bei einem gewiſſen Publikum Celebrität erlangte) gab ſeiner guten Laune den Reſt, da Cuno anfänglich ſchlecht und zuletzt gar nicht zahlte, und alle

Vorschläge Hoffmann's zu Erhebung der Bühne auf eine höhere Stufe unbeachtet blieben.

Im Februar 1809 schon erklärte Cuno seine Insolvenz, und drei Hauptgläubiger desselben übernahmen, ohne daß Einer nur das Geringste von der Sache verstand, das Theater. Die Folge war, daß auch diese Unternehmung bald zu Grunde ging und Hoffmann aller pekuniären Mittel beraubt dastand, aber mit Wallenstein ausrufen durfte:

> Da steh' ich, ein entlaubter Stamm; doch innen
> Im Marke lebt die schaffende Gewalt!

Wie diese schaffende Gewalt wirkte, um auf andere Weise den ankämpfenden drückenden Lebensverhältnissen entgegenzutreten, erfahren wir größtentheils aus Hitzig's Buche. Hier nur noch einige Ergänzungen und Berichtigungen dazu.

Hoffmann sagt in einem Briefe an Hitzig: „Ich stand, da Soden in Würzburg ist, und der einzige, an den ich sonst empfohlen war, der Präsident von Seckendorf, sich gar nicht um mich bekümmert hat, ganz allein hier." *)

Wir sind es den Manen dieses wackern, hochverdienten Mannes, so wie der Wahrheit schuldig, zu erklären, daß dem nicht ganz so sei. Hoffmann täuschte

---

*) S. erwähntes Buch, Theil. II. S. 11.

ſich durch dieſe Behauptung, oder vielmehr: er wollte ſich täuſchen. Auch mir klagte er oft, daß er von einem Mann verlaſſen und vergeſſen ſei, mit dem er in — wenn ich nicht irre — Warſchau in freundſchaftlichen Dienſtverhältniſſen gelebt, und der ihm manche Beweiſe ſeiner Freundſchaft zu danken habe. Ich konnte mich nicht genug darüber verwundern, da Seckendorf als ein Mann von hoher Ehre, Rechtlichkeit und Biederkeit galt. Unbegreiflich iſt es mir noch bis heute, warum mir Hoffmann etwas verſchwieg, was ich nach ſeinem Tode erſt, aber aus ſicherſter Quelle, erfuhr.

Als Hoffmann nämlich Seckendorf ſeinen Beſuch abſtattete, erklärte dieſer ihm unumwunden, wie er nicht glaube, daß die von ihm betretene Bahn die ſei, die in pekuniärer Hinſicht zum Ziele führe. Er ſchlug Hoffmann vor, ſich den Advokaturgeſchäften zu widmen, und verſprach ihm unter den herzlichſten Verſicherungen, als Präſident des Appellationsgerichts, Alles anzuwenden, die Erlaubniß dazu auszuwirken.

Daß dieſer Antrag aber keineswegs ſich mit Hoffmann's Intenſionen vertrug, der, außer andern Gründen, in dem Gedanken an Unabhängigkeit ſich ſo glücklich fühlte, wird ein Jeder begreifen. — Seckendorf wirkte ſpäter direkt und indirekt noch ein paar Mal auf Hoffmann ein; da er aber ſah, wie vergeblich dies ſei, bekümmerte er ſich allerdings nicht mehr um ihn, beſonders da er keinen Beſuch mehr von ihm erhielt.

So wenig wir Hoffmann darum tadeln wollen, ja dies von seinem, selbst im Mißgeschicke konsequenten Charakter erwarten konnten, so wenig aber durften wir auch diese Berichtigung der Wahrheit gemäß verschweigen.

Hoffmann ging nun seinen eigenen Weg; er gab Musikunterricht, arbeitete für die „Leipziger musikalische Zeitung", zeichnete, malte, komponirte, und unter diesen Beschäftigungen lernte ich ihn, wie im ersten Abschnitt gezeigt, persönlich kennen.

III.

Holbein übernimmt das bamberger Theater. — Erweiterter Wirkungskreis Hoffmann's. — Ein Grundzug seines Charakters.

Hoffmann, der sich besonders durch Musikunterricht und schriftstellerische Arbeiten nothdürftig durchbrachte, fühlte sich durchaus nicht glücklich, und eine große Erleichterung seines Herzens war es ihm, mir täglich zu berichten, wie er sich heute wieder tüchtig abgequält. In den skurrilsten Umrissen und Bildern klagte er mir jeden Tag seine musikalischen Leiden und Freuden, welche letztere er jedoch nur aus einem Hause zu erzählen wußte, in welchem der Gegenstand seiner Anbetung, die durch alle seine Schriften wie ein Goldfaden durchlaufende Julia, wohnte, welcher er im Gesang Unterricht ertheilte. Sie war das Lebensprinzip, das ihn während seines ganzen hiesigen Aufenthaltes nährte, stärkte, leitete, ergötzte, erschütterte und endlich zu Boden warf. —

In glühenden Worten mir Tag für Tag das Beseligende seines Umgangs mit ihr zu schildern, war ihm

der höchste Genuß, der süßeste Trost, und nichts, wie er mir oft versicherte, konnte ihn mehr beglücken, als wenn sein thränenfeuchtes Auge in dem meinigen einen aufmerksamen, unermüdeten Zuhörer fand.

Es ist hier noch nicht der Ort, über dies Verhältniß umständlicher zu berichten; im Verfolg dieser Blätter aber wird es noch seinen schicklichen Platz finden.

Ferner war es für Hoffmann ein zweiter großer Trost, wenn ich seinen Tagsberichten in Bezug auf seine musikalischen Leiden dasselbe aufmerksame Ohr lieh und in seinen extravaganten Schilderungen mich stets mit fortbewegen ließ.

Zu diesen Leiden gehörte die Talentlosigkeit seiner Schülerinnen, ihre gemeine Auffassung der musikalischen Kunst, deren höchste Aufgabe ihnen nur die zu sein schien, einst durch ihn zu einer fertigen Klavierklimperei oder Opernarien-Gurgelei gebildet zu werden. — Zu diesen Leiden gehörte das ewige Predigen der Mütter, den Unterricht doch gefälligst so und so einzurichten, das Verwerfen der von dem Meister mitgebrachten Musikstücke, das Vorschlagen anderer, an das gemeine Ohr mehr anklingender Pièces, als da sind: Tänze, leichte frivole Ariettchen und dergl. — Zu diesen Leiden gehörten ferner Vorwürfe, daß es mit den Fortschritten der lieben dummen Kinder nicht schnell genug vorwärts wolle, und endlich die Knausereien und Vorstellungen der Eltern gegen zu hohen Unterrichtssold, der

doch zu solchem in nützlichern Wissenschaften in keinem Verhältniß stünde, das stete Vorwerfen, wie dieser und jener Musikmeister (der oft nicht werth war, Hoffmann die Schuhriemen aufzulösen) es bedeutend wohlfeiler thue und dergl. mehr.

Hoffmann bat mich oft mit gefalteten Händen, ich möge ihm rathen, wie er aus diesem Misère komme! Ich rieth, und that, was mir die Verhältnisse erlaubten; er fühlte sich dadurch so weit erleichtert, daß er mehrere Häuser, in denen das gröbste Unkraut wucherte, aufgeben konnte, dadurch freier und zu geistigen Arbeiten aufgelegter wurde; aber drückend fühlte er seine Lage noch immer, da, wie es begreiflich, er nicht gewöhnt werden konnte, kostspieligern und höhern Lebensbedürfnissen zu entsagen. Dahin gehörte der tägliche Genuß geistiger Getränke, besonders des Weins.

Ein Deus ex machina erschien daher in Holbein, als neuem Unternehmer der Theateranstalt und altem Bekannten Hoffmann's.

Bamberg wird stets mit Achtung und Liebe des Mannes gedenken, durch dessen Bemühungen das Theater auf eine Stufe künstlerischer Vollkommenheit gebracht wurde, wie es schwerlich je wieder zu erwarten hat.

Als Musikdirektor degoutirt durch frühere Vorfälle, verzichtete Hoffmann gern auf diese Stelle, auch konnte Holbein nicht wohl der mißgünstigen Stimmung des Publikums entgegentreten, und so geschah es, daß

durch ein beiderseitiges freundschaftliches Entgegenkommen unser Hoffmann als Direktionsgehülfe mit einem monatlichen Gehalte von 50 Fl. angestellt wurde und, wie es das Bedürfniß erforderte, sich bald als Theatermaler, Architekt, bald als Compositeur versuchte. — Bei der Liebe zu diesen Geschäften selbst und bei der überaus zarten und freundschaftlichen Behandlung von Seiten Holbein's konnte es nicht fehlen, daß unser Freund sich jetzt bei weitem glücklicher fühlte.

Die Ehre, die Calderon'schen Stücke, namentlich die Andacht zum Kreuze, den standhaften Prinzen und die Brücke von Mantible, nach der Schlegel'schen Uebersetzung, auf die bamberger Bühne gebracht zu haben, gebührt Hoffmann und Holbein allein, nicht aber jenen Kunstfreunden, wie Hitzig in seinem Buche irrig angibt.*) Die Sache ging so zu.

Angeregt durch Mittheilungen aus öffentlichen Blättern, welche die günstige Aufnahme des standhaften Prinzen auf der weimarer Bühne berichteten, las ich Hoffmann zuerst dieses Stück vor. Wir hatten die Absicht, dabei zu prüfen, ob es möglich sei, dasselbe auch auf die bamberger Bühne bringen zu können. Das Resultat unsrer Prüfung aber fiel dahin aus, daß wir uns nicht überzeugen konnten, daß es hier gefallen würde. Darauf wurde die Andacht zum Kreuze zu

*) II. Theil S. 27.

gleichem Zwecke gelesen, und schon nach den ersten Akten waren wir darüber einig, daß dies Stück, als ein dem Triumphe des katholischen Glaubens huldigendes, hier gefallen müsse. Am Schlusse desselben drängten sich aber uns große Bedenklichkeiten auf, in Bezug auf Maschinerie und Dekorationen, die uns, als zum Gelingen des Ganzen gehörig, fast unausführbar schienen. — Hoffmann kam auf die Idee, das Buch Holbein zur Prüfung mitzutheilen, und versicherte, daß, wenn derselbe bei seinem praktischen Blicke keine großen Schwierigkeiten fände, auf ein erwünschtes Resultat zu rechnen sei und er, Hoffmann, dann sich auch getraue, die dazu nöthigen Dekorationen und Versetzstücke zu malen. —

Holbein's Meinung war eine sehr günstige, und schnell der Entschluß zur Ausführung gefaßt. Das Stück wurde mit Umsicht gestrichen und mit wenigen Scenenveränderungen bearbeitet. Die Art und Weise der Maschinerieausführungen gab Holbein an, Hoffmann aber ging mit Muth und Freude an's Malen.

Ich mußte ihm oft dabei zusehen, und mehrmals überraschte er mich mit angenehmen Schnörkeln, wie er sie nannte, wo er bald sich, bald mich, oder Holbein in irgend einer Ecke der Dekoration oder eines Versetzstückes anbrachte, — wovon natürlich das Publikum nichts wahrnehmen konnte. — Er war bei dieser Arbeit überselig und pries einmal über das andre das Schick-

ſal, das ihn für würdig befunden, ein ſo unübertreffliches Stück mit in Scene ſetzen zu helfen.

Der Tag der Vorſtellung erſchien, und ein übervolles Haus belohnte durch ſtürmiſchen Beifall die verwandte Mühe und Sorgfalt. — Man darf auch verſichern, daß das Ganze von Seiten der Darſteller mit poetiſchem Sinn, mit Gluth und Wahrheit gegeben wurde, wie man es ſich kaum vorſtellen konnte. Die Darſtellerin der Julia, deren Name mir im Moment nicht gegenwärtig iſt, ſonſt eine ziemlich mittelmäßige Schauſpielerin, ſchien für die Rolle geboren, und Herr Brand, gegenwärtig noch — wenn ich nicht irre — bei'm mannheimer Theater, war als Euſebio höchſt verdienſtvoll. — Die ſchwierige Maſchinerie ging in größter Präciſion von Statten, und ſo lohnte dies Stück, das mehrmals wiederholt werden mußte, den Unternehmer doppelt.

Raſch folgten der ſtandhafte Prinz und die Brücke von Mantible. Beide Aufführungen erregten zwar, beſonders die erſte, ebenfalls große Theilnahme, konnten ſich aber doch des vollſtändigen Siegs, den die Andacht zum Kreuze davontrug, nicht erfreuen.

Um nicht zu wiederholen, ſei hiermit geſchloſſen und auf den Aufſatz von Hoffmann ſelbſt: „Ueber die Aufführung der Schauſpiele des Calderon de la Barca auf dem Theater in Bamberg,"

hingewiesen, den Hitzig im zweiten Theile seiner Biographie, Seite 50—59, wiedergibt.

Nach den Vorstellungen dieser Stücke vereinigte sich Hoffmann mit seinen Freunden und Bekannten stets zu einem Souper, an welchem eine Menge, theils an der Sache Theilnehmender, theils Neugieriger, den Maler und Maschinisten von Angesicht zu Angesicht sehen und hören wollte, und bis in die tiefe Nacht hinein wurden dem Bachus die reichsten Opfer gebracht.

Unser genialer Freund war dabei voll übersprudelnder Laune, seine sarkastischen Witze ergötzten auf ungewohnte Weise alle Gäste, die scurrilsten Zeichnungen mit Bleistift brachte er schnell zu Papiere, und auf einem Teller herumgehend wurden sie jedem Einzelnen der Versammlung zur Ansicht präsentirt.

Diese Abende kann man mit vollem Rechte die Vorabende zu denen bei Lutter und Wegener in Berlin verlebten nennen, von welchen Hitzig erzählt *), und hier wie dort erfreute sich der Wirth tüchtiger Einnahmen. Noch bis zur Stunde gedenkt der hiesige Gastwirth zur Rose, Herr Kauer, dankbar Hoffmann's, ohne dessen Hiersein er bestimmt um mehrere tausend Gulden ärmer wäre, da seine Gegenwart eine Masse von Gästen ihm zuzog. Nicht übertrieben ist es, wenn ich behaupte,

*) II. Theil. S. 127.

daß an einem Abend, wo Hoffmann zugegen war (des Mittags wurde schon geschickt und darnach gefragt), von ein paar Dutzend Gästen mehr getrunken wurde, als von der ganzen Harmoniegesellschaft, die gleichfalls in diesem Lokale war und noch ist, zusammengenommen bei ihren veranstalteten Gesellschaften oder Bällen. Hoffmann ergötzte sich und skoptisirte nicht wenig über eine Gesellschaft, die bei ihren Kapaunengastmählern, mit Versprechungen gefüllt (wie er sich nach Shakspeare ausdrückte), so viel vom Wirthe prätendirte und ihn doch so wenig unterstützte. — Sähe der verewigte Freund erst den jetzigen Zustand der Dinge, und die seitdem unendlichen, bis zur Ungebühr gesteigerten Prätensionen Derer, die für 12 Kreuzer lieber ein Dutzend Mal fluchen und schimpfen, als die Pfropfgelder für ein paar Bouteillen mitgebrachten sauern Tischweins statutengemäß bezahlen, er würde sich, wäre es möglich, im Grabe umkehren, auferstehen und dem gedrückten, armen Wirthe durch seine Wiedererscheinung aufzuhelfen suchen.

Höchst selten übernahm sich Hoffmann, so viel er auch trank, bei diesen Gelagen *), und nur dann that

*) Ein gemeiner Trinker war Hoffmann, wie Hitzig (Thl. II. S. 126 u. f.) ganz richtig versichert, niemals, und nie bemerkte ich an ihm einen Rausch, der ihn seiner Vernunft beraubt hätte; im Gegentheile, er haßte die Menschen, die blos ihrer

er des Guten mehr, als er sollte, wenn ihm seine gute Laune durch irgend etwas ihn Inkommodirendes verdorben wurde. Dahin gehörte z. B., wenn er Personen am Tische bemerkte, die, wie er sagte, sich mit ihrem Prosaismus dem Teufel verschrieben, oder die, wenn er etwas Geistreiches oder Witziges erzählte, und die ganze Gesellschaft in enthusiastisches Lachen ausbrach, vornehm sitzen blieben, keine Miene verzogen, oder wohl gar in ihrer Dummheit, die sie den Witz nicht verstehen ließ, mitleidig lächelten. Ueber solche wurde er boshaft, oft wüthend, und nur die ihm so sehr bekannten Fußzehtritte von mir, unter dem Tische applicirt (wir saßen stets neben einander), konnten ihn wieder zu einiger Mäßigung führen. Leer und ungerochen ging es aber nie ab, und oft war eine mir laut in das Gesicht gesprochene Frage, die der Betheiligte eben so gut als ich hören mußte, hinreichend, ihn zur Raison zu bringen. Solche Frage-Redensarten waren unter andern: „Was halten Sie, Liebster, von der Dummheit?" (Hierbei wurde sein Gegenstand scharf in's Auge gefaßt.) „Ich habe einen wahren Narren daran gefressen." Dies half gewöhnlich; — im entgegengesetzten Falle aber ward eine noch größere Dosis Redepulver gereicht, z. B.:

Zunge zu Gefallen bis zur Sinnlosigkeit zechten, eben so sehr, als solche Fresser, die, um gehörig zu verdauen, den Wein hinuntergießen.

„Glauben Sie" (laut), „daß an einem friedlichen Tiſche, wo mehrere geniale und joviale Menſchen Platz haben, auch ſehr eklige, ſchale und oberflächliche" (Lieblingswörter Hoffmann's) „Platz finden?" — Dieſe Portion reichte gewöhnlich hin, und der Gemeinte beſſerte ſich entweder oder empfahl ſich.

Der höchſte Ausbruch ſeines Zornes aber war folgender, und wurde nur ein paar Mal an ihm bemerkt, wenn er verſtimmt war, und ſeine Anſpielungen auf dieſen oder jenen ihm unangenehmen Menſchen durchaus nichts fruchten wollten; — dann erhob er ſich etwas vom Stuhle, klapperte mit den Händen auf dem Teller und ſagte halblaut, doch hörbar, vor ſich hin, indem er die Gabel ergriff, als wenn er auf dem Teller ſchriebe: „Liebſter, da unten am Eck rechter Hand, Sie glauben nicht, wie überaus ich Sie verehre, obwohl Sie ein Eſel ſind; Sie würden mir aber einen unendlichen Gefallen thun, wenn Sie die Güte hätten, ſich zu entfernen!" — Das wirkte gewiß, und ich ſah ein paar Mal die elektriſche Wirkung eines ſolchen Kolbenſchlages. — An eine Oppoſition von Seiten eines auf ſolche Weiſe Angegriffenen war wohl aus dem Grunde nicht zu denken, weil die Zahl von Hoffmann's Verbündeten die bei weitem größere war, und ſie ihm ſicher bei dem geringſten Eclat, — was er wohl wußte, — beigeſtanden haben würden, obgleich wohl Keiner dies Betragen ſelbſt in Schutz nehmen konnte. Man

kannte aber Hoffmann zu genau, und überſah, ſeiner vielen edlen Eigenſchaften wegen, dieſe etwas in's Große gehende Aufregung.

Jeder, der mit des Freundes Charakter nur einigermaßen vertraut war, wußte, daß man ihn nach einem ſolchen vollführten Coup gehen laſſen mußte, nicht auf der Stelle, weder bittlich noch ernſtlich, zur Rede ſetzen durfte, und auch ich, der ihm wohl ſagen durfte, was kein Anderer geſagt hätte, that dies nicht, ſondern erſt des andern Tages, wenn ich in Folge eines abſichtlich angenommenen Ernſtes und einer gewiſſen Steifheit und Zurückgezogenheit in meinem Benehmen von ihm ſelbſt gewiſſermaßen dazu aufgefodert wurde.

„Was haben Sie denn?" war dann ſeine erſte Frage bei unſerer nächſten Zuſammenkunft, — und nun durfte ich es wagen, ihm ernſtlich das Kapitel zu leſen. — Nie ſah er aber ſein Unrecht vollkommen ein, ſondern meinte nur, „daß er vielleicht etwas zu weit gegangen und auf feinere Weiſe den Kerl hätte transportiren ſollen." — „Sie ſind zu ängſtlich, lieber Freund," ſchloß er dann; „doch ſoll Ihnen zu Gefallen ſo etwas ſobald nicht wieder paſſiren; aber ſein Sie jetzt auch heiter, ſonſt geh' ich zum Teufel!"

Ich weiß nicht, ob ich ſpäterhin einen ſchicklichern Platz finde, um mich über dieſen Charakterzug Hoffmann's, den meine Leſer ſicher im Stillen als einen

diabolischen bezeichnen, aussprechen zu können; drum sei es mir vergönnt, es schon hier zu thun, um so mehr, als derselbe in den gegebenen Resultaten seines geselligen Lebens, wie seines schriftstellerischen Wirkens so mächtig vorherrscht, zu den schiefsten Beurtheilungen schon Veranlassung gegeben hat, und im Verlaufe dieses Umrisses noch manchmal geben könnte.

Ich will mit diesem meinem Urtheile zwar keinem andern vorgreifen, bekenne aber, daß, so wie Hoffmann sich mir vier Jahre lang zeigte und selbst mit mir über sich debattirte, ich mich schwerlich in ihm zu irren glaube; daß mindestens mein Urtheil einer mehrjährigen Prüfung unterlag und zur vollesten Ueberzeugung gedieh, ehe es ausgesprochen wurde.

Hoffmann's Herz war von Natur aus nicht böse; aber den Menschen erschien es aus seinen Handlungen nur allzuoft so. Im Verlaufe dieser Skizze werde ich noch einige derselben zu berühren Gelegenheit haben, die noch mehr als obige Tischscenen dafür zu sprechen scheinen, und doch bleibe ich meiner Behauptung treu.

Hoffmann's Herz und Gemüth war von Natur aus gut, zeigte sich aber selten als solches öffentlich, und alle jene Fehler, die man auf Rechnung seines Herzens schreibt, gehören unter zwei andere Rubriken. Sie heißen:

Egoismus und Eitelkeit.

Beide entsprangen aus einer Ehe, in welcher das höchste Geistige mit dem feinsten Sinnlichen innigst und unauflösbar verbunden war; und aus diesem Bunde entwickelte sich ein Prinzip, das an der Stirn die Inschrift trug:

„Haß Allem, was auf mich im Leben störend einwirkt!"

Dies Stirnband gibt Aufschluß über die ganze Hoffmann'sche Handlungsweise und ist der einzige Kommentar zu seinem Leben und seinen Schriften, welche beide identisch sind.

Daher sein Haß gegen Dummheit, gegen das Nichtanerkennen seiner selbst, gegen Uebermuth ihm gegenüber u. s. f.

Hoffmann ließ die Dummen so lange gehen, als sie sich ihm nicht bemerkbar machen wollten, er unterhielt sich sogar gern mit Handwerkern, Tagelöhnern und Bauern, wenn sie auf ihrem Felde blieben; er ertrug die Schwachen, wenn sie sich nicht zu ihm hinauf erheben wollten; er ließ zügellosen, gemeinen Uebermuth ruhig gehen, wenn er sich für sich oder im Kreise von seines Gleichen herumtummelte, wurde aber wüthend, wenn man nur auf die entfernteste Weise versuchte, denselben ihm gegenüber geltend zu machen.

Hoffmann galt hier durchaus für einen Kinderfeind. Er war es, und war es nicht, je nachdem die Kinder

waren; mit wohlgezogenen, anspruchslosen konnte er sich Stunden lang und sehr gemüthlich unterhalten, wenn sie ihn reden ließen und zuhörten; so wie sie aber — wie er sich ausdrückte — obligat wurden, kehrte er ihnen den Rücken. Beweis dafür ist sein treffliches Kindermährchen: Nußknacker und Mäusekönig. — Ueber ein schreiendes Kind wurde er mit Ingrimm erfüllt, weil dies störend auf ihn einwirkte, ja er wußte, wovon ich einmal Zeuge war, sich an demselben zu rächen, indem er es tüchtig in die Ohren kniff, wonach das Kind nur noch heftiger aufschrie, und als ich ihm dagegen Vorstellungen machen wollte, mich mit den Worten abfertigte: „Warum muß mich der Racker mit seinem Krakeelen so maltraitiren!"

Den größten Beweis für meine Behauptung, daß Hoffmann durch nichts gestört sein wollte, habe ich an mir selbst erfahren. Der Leser höre:

Unser freundschaftliches Verhältniß war stets ein inniges zu nennen, ich durfte mir in aller Beziehung mehr als jeder Andere erlauben, selbst Mißbilligungen und lauten Tadel ertrug er von mir, nur Eines nicht: wenn ich es mir beikommen ließ, singen zu wollen. Eine wahre Idiosynkrasie gegen schlechten und falschen Gesang hatte in ihm Wurzel gefaßt. Mit Kreisler'schen Wahnsinn opponirte er sich dagegen, konvulsivisch zuckte alles an ihm, sein Gesicht ward zur Grimasse;

Kunde davon geben auch mehrere Stellen in seinen Phantasiestücken.

Nun begab es sich einst, als wir im letzten Jahre von Hoffmann's Hiersein gemüthlich eines Abends im Rosengarten bei einander saßen, und Beide den Flaschen auf eine ungewöhnliche Weise bei vorausgegangenem Diner zugesprochen hatten, daß sich der Singteufel in mir regte. So darf ich den Dämon nennen, der mich mit einer Stimme beschenkt hatte, die unmöglich aus dem Reiche der Harmonien entkommen sein konnte. — Wie Kreisler-Hoffmann sich auf sein feines Ohr nicht wenig zu Gute that, so wollte ich mit meiner von ihm mit Recht verachteten Stimme mir etwas zu Gute thun, und mein Dämon flüsterte mir zu, meinen Bierbaß in Tenor zu transponiren. Das Wagstück geschah durch Recitirung der Arie des Belmonte aus der Entführung: „Hier soll ich denn sehen" ꝛc. Kaum hatte ich begonnen, so spitzte Hoffmann schon die Ohren. Sein anfänglich ruhiges Zuhören schien mir in meiner Weinlaune Anerkenntniß, ich gurgelte weiter und höher. Er sprach: „Liebster, ich bitte, hören Sie auf!" Umsonst. Die schwierigsten Rouladen wurden versucht. Hoffmann rutschte auf seinem Sessel hin und her. Erneuerte Bitte. Umsonst! Sein Gesicht vibrirte! Die zweite Strophe ward von mir angestimmt. Er ergreift krampfhaft ein großes, vor ihm stehendes Glas Wasser. Der Weingott tobt in mir kräftig dagegen und gurgelt

muthig fort, bis Hoffmann ihn durch eine mit Kraft geführte Entleerung des Glases in mein Gesicht hinein, mit den Worten: „Da haben Sie es!“ zum Schweigen bringt. —

Der Gesang verstummte, ein paar dabei sitzende Bekannte gaben Zeichen der Mißbilligung, aus mir sprach kein Laut des Zornes, Hoffmann erblaßte, und verließ stumm den Tisch; — von Wasser triefend folgte ich ihm, aber nicht auf gewohnte Weise, Arm in Arm; — er ging rechts, ich links.

Und mehrere Wochen vergingen und wir sahen uns nicht, während sonst Jeder glaubte, es sei nicht möglich, den Andern auch nur einen Tag zu entbehren. Tüchtig wurde an mir von meinen Bekannten geschürt, mich empfindlich zu rächen, die verletzten Pflichten der Freundschaft und der Dankbarkeit ihm schriftlich vor Augen zu führen und ihn durch gewisse Mittel und Abforderungen, wodurch gemeine Seelen so gern ihre Rache kühlen, zu kompromittiren. — Hoffmann befürchtete dies nicht von mir, und durfte es gerade unter diesen Umständen um so weniger befürchten. Wie gesagt, mehrere Wochen vergingen — uns Beiden eine qualvolle Zeit! — ohne daß wir uns sahen und sprachen, bis einst sein freundlicher Ruf aus dem Fenster, vor dem ich vorüberging: „Freund, nehmen Sie mich mit!“ uns wieder zusammenführte.

Hoffmann wollte sich entschuldigen; ich verbat es. Kein Wort ward mehr über den Vorfall gesprochen.

Was ist nun aber der langen Rede kurzer Sinn? fragt bei sich wohl mancher Leser.

Sie soll meiner Behauptung das Siegel aufdrücken, daß Hoffmann's Attentat auf mich nicht aus der Quelle seines Herzens floß, sondern mit seiner Stirninschrift:

„Haß Allem, was auf mich im Leben störend einwirkt!"

versöhnend ausgeglichen werden muß.

IV.

Theatralisches Thun und Treiben. — Hoffmann als Jäger. — Xenien.

Unsers Freundes Thun und Treiben während der Holbein'schen Theatergeschäftsführung theilte sich in Arbeit und Vergnügen. Die Arbeit, die im Malen bestand, war ihm aber selbst ein Vergnügen, und so oft ein gutes Stück vom Unternehmer in Scene gesetzt und ihm das Fertigen der Dekorationen übertragen wurde, begann ein neues Leben für ihn. Dahin gehörte die Aufführung von Kleist's „Käthchen von Heilbronn", das nach Holbein's Bearbeitung hier zum ersten Male erschien. — Hoffmann konnte sich aber mit dieser Bearbeitung nie befreunden; es mußten zu viele vortreffliche Stellen, um das Stück dem Publikum mundrecht zu machen, geopfert werden, und besonders schmerzte es ihn, daß die herrliche Rede des Waffenschmieds so verstümmelt ward. Das lag nun aber in der Natur der Umstände, und Holbein fühlte wohl selbst, was er dem Ungeschmack zu Gefallen thun mußte.

Einige Versetzstücke, die Hoffmann malte, gelangen ihm besonders trefflich, und die nachherige wirklich brave Darstellung, die auch von den Anwesenden als solche bei öftern Repetitionen stets anerkannt wurde, belohnte ihn vollkommen. — Mit wahrer Meisterschaft gab die verewigte Renner das Käthchen, und Hoffmann konnte ihres Lobes nicht satt werden.

Zu den merkwürdigsten theatralischen Erscheinungen dieser Zeit gehört offenbar diese Künstlerin, und unser Freund war mit mir darüber ganz einverstanden, daß sie in einem gewissen Rollenfach der berühmten Bethmann würdig zur Seite und durchaus nicht im geringsten nachstand.

Dieses Rollenfach nun war zwar ein ziemlich beschränktes, aber in diesem bewies sie sich auch wahrhaft groß. Es war das der Soubretten und fein komischen Charakterrollen. Sie besaß das Auffassungsvermögen der Bethmann; — kaum nachdem sie eine Rolle gelesen, war diese ganz ihr tiefinnerstes Eigenthum und, was mir einst Iffland über jene berliner Künstlerin äußerte, daß sie stets in einen Glückstopf griffe und nie eine Niete zöge, paßt ganz auf die Renner. Mit einer ungemeinen Grazie, wußte sie sich noch besser als die Bethmann zu bewegen, und in feiner Ironie der darzustellenden Charaktere übertraf sie diese sehr. — Wer sie je in der Castelli'schen Parodie der Rettungs-

stücke, „Roderich und Kunigunde", sah, hat das Höchste eines fein komischen weiblichen Spieles gesehen.

Dies Stück wollte den Bambergern nicht recht zusagen, besonders dem sogenannten gebildeten Theile des Publikums nicht, der, und wenn er auch von einem innern „Bock" gestoßen wird, Anstandes halber sich schämt zu lachen. — Hoffmann und ich, die wir unsre Pappenheimer sehr wohl kannten, ahnten das im voraus, und verfügten uns, um recht bemerkt zu werden, in eine Mittelloge, von wo aus der Takt zum Applaudiren gegeben werden sollte. — Bei jeder witzigen Stelle schaute Hoffmann rechts und links, und sein mehrmaliges Bravorufen begleitete oft ganz allein jene Stellen, so wie die Abgänge. — Das Publikum wurde aufmerksam, von beiden Seiten der Logen flogen die Blicke nach der Hoffmann'schen, die Köpfe im Parterre drehten sich verwundernd nach dem kleinen, oben lustig krakeelenden Manne um und hinauf, und, was wir beabsichtigten, geschah. — Unser Held, der mit mir anfänglich allein Bravo rief und klatschte, fand bald Nachahmer, da die Leute in sich schauten, und meinten, daß, wenn so ein gescheiter Mann sich nicht schäme, zu lachen, und die Sache schön zu finden, auch sie wohl keine Ursache dazu hätten, sich zu schämen; das Parterre stimmte ein, — der von Hoffmann ausgehende Enthusiasmus fand immer mehr Anklang, ein Tutti-Lachen wälzte sich fort bis zum Ende, und dem Stück

wurde ein vollständiger Sieg verschafft, das offenbar, ohne diesen Logendirektor eine völlige Niederlage erlebt hätte.

Auf diese Weise leitete Hoffmann mit seinen Freunden mehr als eine Darstellung, besonders von Opern und neuen Stücken, bei welchen ihm oder dem Unternehmer daran lag, daß sie gefallen sollten. Patrouillen wurden dann in Parterre und Logen vertheilt, die den Auftrag hatten, den Leuten zu versichern, daß, wenn ihnen auch dies oder jenes etwas langweilig vorkäme, sie keck glauben möchten, es scheine nur so, sei ganz vortrefflich, Hoffmann habe das Stück in Berlin oder Lilliput gesehen, da habe es Furore gemacht u. s. w. — Ein Theil versprach aus Achtung für Hoffmann, sich gehörigermaßen zu enthusiasmiren, der bei weitem größere Theil aber setzte sich mit seinen Händen aus Furcht in Bewegung; denn das Männlein konnte verdammt spitzig reden und — schreiben!

* * *

Zu den Stücken, für welche unser Freund eine besondere Vorliebe hatte, gehörte Don Juan, — diese Oper aller Opern, die oft wiederholt und in hoher Vollendung gegeben wurde.

Ich war mit ihm darüber einig, daß Holbein, was das Spiel betreffe, der beste Don Juan sei, den wir noch gesehen, und selbst Beschort übertrafe.

— Man kann sich keine richtigere Auffassung dieses Charakters denken; mit solcher Gewandtheit, solcher Grazie in den Bewegungen und so edler, von Anfang bis zu Ende gleicher Haltung war er hier noch nicht gegeben worden. — Hoffmann läugnete nicht, daß ihm bei Bearbeitung seines Aufsatzes: „Don Juan", in den Phantasiestücken, Holbein's Bild ebenso vorgeschwebt wie seine Julia bei der Zeichnung der Donna Anna.

Seine Verehrung dieser Oper überstieg oft alle Grenzen besonnener Beurtheilung und selbst manchmal den Kulminationspunkt jeder Phantasie. — Unvergeßlich aber bleibt es mir, mit welcher Suade er mich einst überredete, der Vorstellung dieser Oper beizuwohnen, nachdem ich durch den, ein paar Tage zuvor erlittenen, Verlust eines Kindes von tiefstem Schmerz erfüllt war. — Der Freund, dessen Trostgründe auf keine Weise bei mir Eingang fanden, glaubte und versicherte mich, daß es das einzige, für ein augenblickliches Vergessen meines Schmerzes sichere Mittel sei, der Vorstellung mit ihm beizuwohnen. Ich weigerte mich den ganzen Tag hindurch. Am Abend, als die Stunde des Anfangs herannahte, sagte er: „Freund, kommen Sie; ich will nie wieder Ihr Haus betreten, Sie sollen mich nicht mehr ansehen, wenn Sie — ich kenne Sie zu genau — durch die göttlichen Töne des ewigen Meisters auf ein paar Stunden, wo nicht Ihren Schmerz vergessen, doch sich erleichtert, erhoben fühlen. Kom-

men Sie, — bei keiner Oper in der Welt würde ich es wagen, Sie darum zu bitten, bei dieſer bin ich des Sieges gewiß. Kommen Sie!" — — Und, da ich noch überlegte, was ich thun ſollte, zog er mich ſchon am Arme mit ſich fort.

Auf dem Wege zum Theater phantaſirte er über die Schönheiten und das Ergreifende des Meiſterwerkes auf eine ſo höchſt poetiſche Weiſe, und zwar immer in Beziehung auf meinen Verluſt, daß, hätte Hoffmann dieſe Worte niedergeſchrieben, es vielleicht das Beſte geweſen wäre, was er je über Muſik geſagt!

Die Ouvertüre begann; der neben mir ſitzende Freund gab ſich nun alle Mühe, ſeine Gefühle bei vorzüglichen Stellen durch die ganze Vorſtellung hindurch mir theils durch Blicke, — ſein Auge ſtand dabei in Thränen — theils durch einzelne Worte deutlich zu machen. Ich begriff ihn oft, und geſtehe es, daß dieſe wenigſtens ſchon ein paar Dutzend Male gehörte Muſik der Sphären eine größere Gewalt auf mich ausübte, als alle Gründe der Vernunft, als aller Troſt aus Freundesmund!

Der Abend wird mir, ſowohl in Bezug auf mich, als auf Hoffmann, unvergeßlich bleiben; denn nie ſah ich es ſo deutlich ein, mit welch hohem, heiligem Ernſte er ſich der Kunſt der Muſik ergeben und wie dieſe allein als ein inneres Evangelium in ihm lebte, aus ihm ſprach und magnetiſch wirkte.

Hätte ich diese Scene mit Hoffmann, diesem musikalischen noli me tangere, so lebhaft im Gedächtniß gehabt bei jener spätern mit dem Glase Wasser, die ich schon im vorigen Abschnitte beschrieb, und hätte ich sie so lebendig gefühlt, als jetzt bei'm Niederschreiben: — ein anderer Ausgang der Scene würde gewiß stattgefunden haben.

So lebte Hoffmann ein Jahr hindurch ein reiches und heiteres Gemüthsleben, und wenn auch hie und da von außen der Erdgeist ihm beweisen wollte, die Welt gehöre sein, so wurden doch immer schnell durch Freundeshülfe Mittel gefunden, den unedlen Geist zu beschwichtigen.

* * *

Daß ich, meiner Gesundheit wegen, der Jagd oblag, und oft ganze Tage abwesend war, fiel Hoffmann eben so schmerzlich als mir, und es mußte ein Mittel ersonnen werden, wie dem abzuhelfen sei.

Wo es geschehen konnte, begleitete er mich, ohne selbst an der Jagd praktisch Theil zu nehmen; — nach und nach aber gewann er selbst daran Interesse. Dasselbe wuchs von Tage zu Tage, und wie er Alles mit seiner üppigen Phantasie zu bekleiden wußte, so malte er mir mit glänzenden Farben aus, wie eigentlich das Jagdvergnügen, wenn es recht getrieben werde, durchaus kein rohes, sondern ein poetisches sei.

„Aber das können nur wir, Liebſter," ſagte er ſcherzend, „drum weihen Sie mich ein!"

Ein Gewehr wurde angeſchafft, und ich begann, den Freund das Schießen zu lehren. Als Anfang war zum Jagdfelde der ziemlich große Garten am Theatergebäude auserſehen, wo zuerſt Vögel geſchoſſen werden ſollten.

Hoffmann ließ ſich ziemlich gut an, nur überflügelte die Phantaſie ihn hier wie bei Allem. — Nach faſt jedem Schuſſe, und wenn der Sperling ihn kaum gehört hatte und luſtig davonflog, wollte er ihn getroffen haben. — Meine lächelnde Miene und die Verſicherung, daß dem nicht ſo ſei, ärgerten ihn, und mehr als einmal ließ er ſich ſo vernehmen:

„Aber Beſter! Theuerſter! Haben Sie denn gar keine Augen, ſehen Sie nicht, wie ſchnell der Spatz ſich zur Erde ſenkte, — dort muß er liegen," und en carrière durchlief er die Kraut- und Rübenfelder, — verſteht ſich ohne Erfolg.

Ich. — „Hoffmann, ſchießen Sie! ſehen Sie den Vogel auf jenem Dache?"

Er. — „Ja! Ja!" (ſein Herz pochte.)

Ich. — „Nur Zeit genommen! langſam, — zielen Sie recht — er bleibt ſchon ſitzen."

Er. — (Schießt.) „Paff! Da liegt er!"

Ich. — „Wo? er flog ja links davon!"

Er. — „Nicht möglich, ich hatte ihn zu gut im

Auge, er muß auf der andern Seite des Daches hinuntergestürzt sein!" (und kaum gesagt, war er schon über die Mauer gesprungen, den Vogel zu holen.)

Er. — (wiederkommend) „Das weiß der Teufel, wo der hingekrochen und sich versteckt haben mag!"

So wurden die Uebungen fortgesetzt, und es gelang dem neuen Schützen nach und nach, einen sitzenden Vogel zu schießen; im Fluge ist es ihm nie damit gelungen.

Höchst komisch war die Scene, als er mir den ersten, von ihm getroffenen Vogel brachte.

„Nun, ist der wieder nicht getroffen?" kam er, einen Finken in der Hand haltend, zu mir gelaufen.

„Trefflich," erwiederte ich; „er regt keine Feder mehr!"

„Sehen Sie, Liebster, und gerade im Kopf, wohin ich zielte, — o! jetzt geht's gut, jetzt hab' ich's ganz weg, Sie werden sehen, wie selten ich fehlen werde."

Nun betrachtete er den Vogel, ihn streichelnd, mit großer Behaglichkeit und entwickelte im vollsten Ernste nach und nach einen Monolog, der an jenen im Hamlet, bei Betrachtung von Yorik's Schädel erinnerte und in seiner Art eben so originell war.

Was Lehrer und Schüler am Tage geschossen, ward des Abends gebraten, und Letzterer bezeichnete die Vögel, die er erlegt, um sie auch für sich allein zu genießen.

Ueberaus beluſtigend war es, wie er mir und den um ihn ſitzenden Gäſten demonſtrirte, wie es doch ein ganz eigenes Gefühl ſei, ſeine ſelbſtgeſchoſſenen Vögel zu verſpeiſen, wie dieſe ganz anders mundeten als fremde, worin das wohl läge? u. ſ. f. — Es dünke ihm, ſetzte er ſcherzend hinzu, als röchen und ſchmeckten die Lorbeeren hervor, die hier der Zunge des Siegers ihren ſchuldigen Tribut bringen wollten.

Nachdem der Jagdzögling ſo weit in der Kunſt herangewachſen war, daß man ihm ohne Gefahr ein Gewehr beim Hühnerſchießen anvertrauen durfte, ward er von mir mehrmals zu einem benachbarten Förſter mitgenommen. — So viel Mühe ſich derſelbe mit dem Zögling aber auch gab, ſo wenig konnte er es dahin bringen, ihn ein Feldhuhn erlegen zu ſehen. Er war ſtets zu unruhig; bei jedem Aufſteigen einer Kette Hühner erſchreckte er, bei jedem Haſen im Lager erblaßte er, und wenn er unter heftigem Klopfen des Herzens losdrückte, lief der Haſe davon, und gemeiniglich hatte er ihn gar nicht liegen ſehen: denn ſeine Phantaſie, wenn man ihm ein Haſenlager wies, malte die erſte, beſte Erdſcholle als ein ſolches ſich ſo natürlich aus, daß er keck auf dieſelbe zuſchoß, und herzhaft belachte er dann den Spaß, daß das Häslein aus einem ganz andern Loche, als worauf er gezielt, um ſeinen Schuß unbekümmert, ſehr phlegmatiſch heraus und davon gelaufen ſei.

„Das geht nicht, das sehe ich schon," sagte er zu mir, „ich bin nicht allein, genirt, man sieht zu sehr auf mich; ich muß es einmal auf dem Anstande heut Abend versuchen, den Sie mir so reizend beschrieben."

Der Abend kam, Hoffmann ward so angestellt, daß er bestimmt mehrere Hasen auf Schußweite zu Gesicht bekommen mußte; aber seine Beweglichkeit und Unruhe brachte es zu nichts. Hörte er es hinter sich rauschen, so fuhr er zusammen, sah sich um und — der Hase lief zurück; kam einer zum Vorschein, so nahm er das Gewehr zu schnell und zu geräuschvoll an die Backen, und der Hase lief wieder davon.

Die Nacht brach herein. Es wurde, wie gewöhnlich, vom Anstand abgepfiffen; unser Jäger ließ sich nicht hören und sehen. — Es ward zwei-, dreimal gerufen, er kam nicht: endlich sah man sich genöthigt, ihn aufzusuchen.

Der Förster und ich fanden ihn, auf den ihm angewiesenen Platze, wie angewurzelt, die Flinte an den Backen haltend und zielend stehen.

„Aber mein Gott, Hoffmann, warum kommen Sie denn nicht?" rief ich dicht vor ihm stehend.

Heftig das gespannte Gewehr bei Seite werfend, schrie er:

„Nun, so legt doch der Teufel auf Alles seinen Schwanz! Haben Sie denn nicht gesehen, wie eben

drei Hasen auf keine zwanzig Schritte vor mir saßen und die possirlichsten Männchen machten? Ich war nur in der Wahl noch uneins, welchen ich erlegen sollte, und da ich im Begriff war, loszudrücken, kommen Sie daher getrappelt!" — Der Förster brach in ein schallendes Gelächter aus, was unsern Freund gewaltig verdroß. Ich aber sagte: „Sind Sie denn besessen, bei stockfinsterer Nacht schießen zu wollen? Einen Elephanten hätten Sie nicht gesehen, geschweige einen Hasen!"—

„Mit Ihrem Gesicht vielleicht nicht; aber ich mit meinen scharfen Augen!" und so folgte er uns, vor sich hinbrummend, ohne weiter bis zur Ankunft in der Försterwohnung ein Wort zu sprechen.

Bei der Nachhausefahrt, nachdem er eine Pfeife angezündet und einige Male der ihm gereichten Flasche zugesprochen, thaute er endlich auf und meinte, daß er nach einiger Ueberlegung eingesehen habe, wie es Hohn des Schicksals sei *), das ihn bei der Jagd verfolge und ihn durch solche mißglückte Versuche zu seinem wahren Jagdfelde zurückführen wolle, auf welchem er eigentlich doch blos Notenschreiben, Malen und sonstige Allotria treiben sollte. — Dies war im Jahre 1811.

Um aber Hoffmann als Jäger gänzlich zu absolviren, muß ich schon jetzt mit ihm bis zu Ende des nächsten Jahres laufen.

---

*) Eine von Hoffmann oft gebrauchte Floskel.

Selten besuchte er mehr mit mir die Jagd, und geschah es, so war's weniger aus Vergnügen, als um bei einander zu sein. Alles Schießen von seiner Seite gab, außer auf sitzende Vögel, zu keinem erfreulichen Resultate je Veranlassung, so viel Mühe sich auch der Förster mit ihm gab.

Eines Tages, als unser Held bei mir war, trat derselbe Förster, der ihn so oft ausgelacht und auf den er, als einen infamen, prosaischen Kerl (wie er ihn nannte), nie gut zu sprechen war, in mein Zimmer, mich zu einem Treibjagen auf Hasen und Rehe zum 25. Oktober einladend.

Mir würde dieses Datum durchaus nicht mehr gegenwärtig sein, wenn Hoffmann es in seinem Tagebuche nicht verewigt und Hitzig der Welt veröffentlicht hätte. **)

Ich nahm die Partie in der Voraussetzung, wenn der Freund mitginge, an. Von Seiten des Försters erfolgten die freundschaftlichsten Einladungen, so wie die Versicherung, ihm diesmal gewiß mehrere Rehe vorzuführen, wobei sein Jagdglück eher sich erproben werde. — Hoffmann, der da glaubte, ein zehnmal größeres Thier müsse auch zehnmal leichter zu treffen sein, willigte ein.

Der Tag zur Jagd erschien, und unser Zögling,

**) Theil II., Seite 33.

der ſich von demſelben viel Glück verſprach, wollte ihn nun einmal ganz auf Jägerweiſe vollbringen.

„Was fahren?“ ſagte er zu mir; „wir gehen zu Fuße nach Jägerart; ſorgen Sie morgen für einen tüchtigen Schnapps, aber Fuſel muß es ſein, und für ein Stück Schwarzbrot; um ſieben Uhr frühe hole ich Sie ab.“

Geſagt, gethan! Hoffmann, mit der Flinte auf dem Rücken und einer ungeheuren, von mir geborgten Jagdtaſche, die ihm bis auf die Kniee herabhing, erſchien. Er hatte eine Pfeife im Munde, aus der er gewaltig qualmte. Höchſt komiſch war der Anblick, und hätte er ſich in dem Spiegel geſehen, eine Zeichnung ſeines abenteuerlichen Aufzugs wäre gewiß nicht ausgeblieben.

Der Morgen war mehr als blos friſch, es hatte gefroren, und Hoffmann befand ſich in der heiterſten Stimmung. „'S iſt grimmig kalt,“ begann er, die Schildwacht aus Hamlet imitirend, und ſeine Laune ergoß ſich in ebenſo komiſcher als bezeichnender Beſchreibung des Jagdvergnügens. Er ſagte unter andern, daß gerade ſo ein Tag wie der heutige dazu gehöre, das Vergnügen zu fördern, daß das zu Fuße Gehen die rechte Introduktion zur Jagd ſelbſt ſei, daß in dem Genuß des reinen Kornbranntweins ein ganz eigener Reiz läge u. ſ. f. — „Aber nur Fuſel muß man auf der Jagd genießen,“ ſprach er, „franzöſiſcher Liqueur iſt hiebei ein eben ſo ungeſchicktes, als unſchmackhaftes

Getränk; ſo einen kräftigen Zug aus der Fuſelflaſche und ein Stück Schwarzbrot dazu, das gehört nur für ächte Nimrod'sſöhne."

Aus Furcht, den Leſern zu weitläufig zu werden, — obwohl es mir dünkt, daß der kleinſte Zug aus Hoffmann's Leben, da ſein Name durch Deutſchland und Frankreich einen ſo guten Klang hat, auch bedeutend erſcheinen müſſe — will ich dennoch alle Nebenumſtände umgehen, und ſogleich auf jene Kataſtrophe losſchreiten, die der Freund in ſeinem Tagbuche mit den Worten notirte:

„am 25. Oktober ein Reh geſchoſſen und mich gefreut."

Es lag dem Förſter daran, daß Hoffmann einmal am heutigen Jagdtage heiterer nach Bamberg zurückkehre als ſonſt, und deshalb traf er alle Veranſtaltungen, ihm ſo viel Wild als möglich vor die Flinte zu führen. Auf mehrere Haſen ſchoß er, ohne zu treffen; endlich kam ein Reh pfeilſchnell durch das Gebüſch, Hoffmann drückte los, und bald darauf erſcholl der Ruf des Förſters: „das Reh iſt getroffen; Herr Hoffmann, Sie haben es geſchoſſen!"

Außer Athem lief der Freund zum Platze, und eine unbeſchreibliche Freude erfüllte ihn. — Ein ganz gemeiner, verfluchter Kerl (wie Hoffmann mit dieſen Worten ihn ſpäter bezeichnete) trat aber vor, ſprechend: „Meine Herren, dem iſt nicht ſo; jenes Herrchen da

ſtand neben mir, und ich ſah genau zu, wie ſich Alles begab. Er fehlte, und ein zweiter Schuß des neben ihm geſtandenen Herrn Förſters, hat erſt getroffen. Hätte der kleine Herr das Reh getroffen, ſo müßte man in die Schußwunde mit der Fauſt hinein können, da es auf höchſtens ſechs Schritt bei ihm vorbei fuhr und er den Gewehrkolben ſtatt an den Backen auf den Nabel aufgeſetzt hatte, ſo daß das Thier, wäre es von ihm getroffen, durch und durch geſchoſſen ſein müßte, während man kaum ein paar Schrot im Halſe ſieht." —

„„Was!"" — ſchrie Hoffmann wüthend — „„Sie wollen mir mein Reh ſtreitig machen, das ich ſo gut auf's Korn hatte, daß ich es ſogleich auf meinen Schuß ſtürzen ſah u. ſ. w."" —

Der Förſter winkte mit den Augen dem Einſpruchthuenden, der ihn verſtand, und Alles ſchrie: „Ja, ja, dem iſt ſo, wir haben es auch geſehen, Herr Hoffmann hat das Reh geſchoſſen, ihm gebührt die Ehre." „Auf! ſchmücken wir ihn," rief der Förſter, und ein Jeder brach einige Blätter Eichenlaub ab, ſie auf des Glücklichen Hut ſteckend. — Mit großem Wohlbehagen ließ der Schütze dieſe Ceremonie geſchehen und nickte bei Jedem, mehrmals dankend, mit dem Kopfe.

Hoffmann war bis zum Abende, wo ihm durchaus kein Treffer weiter gelingen wollte, ſelig, und komiſch war es zu hören, wenn hie und da ein Fremder zur Jagdpartie trat, der von dem großen Evenement, das

ihm begegnet, noch nichts wußte, welche Mühe er sich da gab, durch künstliche Wortsetzungen den Mann mit der Nase auf die Frage zu stoßen: wer wohl das Reh geschossen habe? worauf dann Hoffmann ganz gleichgültig scheinend und ruhig darauf erwiederte: „ich," während aber aus den glänzenden Augen sich der Triumph der That aussprach.

Ob nun der Verfasser der Phantasiestücke — denn nur mit diesem Werke können wir seinen Schriftstellerwerth als klassisch bezeichnen — ein Reh geschossen habe oder nicht, ist wohl sehr gleichgültig; es gehört aber mit zu Hoffmann's Charakteristik, wenn von mir als Zeugen versichert wird, er habe kein Reh geschossen, und das Ganze sei eine bloße Mystification von Seiten des Försters gewesen, der, sein Nebenmann, nachdem Hoffmann gefehlt, das Reh erlegte, ihn aber, nebst mir, stets in dem süßen Wahne ließ, es getroffen zu haben. — Seinen Egoismus, seine Eitelkeit zu bezeichnen, durfte diese Scene nicht umgangen und muß in Hitzig's Buche, wo es heißt:*)

„Auch die Jagd fing an ihn zu beschäftigen. Er blieb hier, wie überall, kein Stümper, und triumphirend verzeichnet er am 25. Oktober in sein Diarium: ein Reh geschossen und mich gefreut,"

abgeändert und so umgestaltet werden:

*) Theil. II S. 83.

„Auch die Jagd fing an ihn zu beschäftigen. Er blieb wie überall kein — nur hier — ein Stümper; kein Reh geschossen, sich aber doch gefreut.“

Ueber diesen Jagdvergnügen ward aber durchaus nichts in seinen Berufsgeschäften versäumt; Malen, Schriftstellern und Componiren ging fort, und die Erzeugnisse kennt der Leser theils aus seines Biographen Werk, theils aus der musikalischen Zeitung, theils auch aus den Phantasiestücken, zu denen schon damals Entwürfe und Bruchstücke gemacht, die der Freund mir Abends bei unsern Zusammenkünften treulich mittheilte, strich, hinzusetzte und auch gänzlich verwarf. — Mehreres wurde von ihm vernichtet, was ich als seiner nicht würdig hielt und größtentheils in Persönlichkeiten, zu derben Satyren, Gedichten, Zeichnungen und dergleichen auf hiesige Personen bestand; Manches aber bewahre ich noch unter meinen Papieren als Andenken heiterer, mit ihm verlebter Stunden, und werde so lange davon keinen Gebrauch machen, bis sich Zeiten und Umstände vielleicht einmal anders gestalten und dies und das noch weiter in den Hintergrund getreten ist.

Bemerken muß ich bei dieser Gelegenheit, daß ich mehrere höchst ergötzliche Züge aus Hoffmann's Leben leider hier immer noch unterdrücken muß, die Hoffmann's Geist, Witz und Charakter treffender, als es bisher geschehen, bezeichnet haben würden; — doch auf-

geſchoben, iſt nicht aufgehoben, und der unentſchiedene Charakter im Berganza zum Beiſpiel wird mich eben ſo verſtehen, als einſehen, daß dieſe genommene Rückſicht er keineswegs bei ſeinem bisherigen Benehmen gegen mich verdient hat.

* * *

Zu den unſchuldigen Späßen, die Hoffmann größtentheils beim Glaſe Wein an Winterabenden in meinem Zimmer entwarf, gehören auch Xenien auf die damaligen Schauſpieler, wovon ich einige hier mittheilen will, da dem Leſer wohl Reliquien aus ſeiner Feder willkommen ſein mögen.

Herrn Rouſſeau, dem Helden.

Lieblich mildernd giebſt Du des Dichters feurige Worte,
Lieber, habe Dank; denn ſo verbrennen wir nicht!

Madame Rottmeyer als Eliſene.

Ob vor Jammer, vor Liebe gerührt hier vor Dir wir ſtehen,
Scheint zweideutig Dir, wie für uns immer Dein Blick! *)

*) Sie ſchielte.

Herrn Rottmeyer.

Morgen ſprichſt Du wie heut', und heute ſprichſt Du wie morgen,
Uebermorgen haſt Du — uns in der Taſche noch nicht! *)

Herrn Hanſen.

Hans will ich heißen und ſein, wenn Dich aus ſprudelnden Seen,
Sprudelnd Dich nicht ein zärtlicher Vater gebar! **)

Madame Hanſen.

Wahrhaft getreu und gemein biſt Du als Hausfrau erſchienen,
Noch bequemer biſt Du Königin unter dem Plebs!

Herrn Holdermann.

Rolla's Rolle, Du dekorirſt ſie gegen's Dekorum,
Recht haſt Du! ſprich nicht! bleib bei der Dekoration. ***)

Madame Holdermann.

Jamm're, — verziehe das Maul, zerfließe nur, Holde, in Thränen,
Und aus dem Waſſer erheb' zärtliche Mutter Dich bald!

---

*) Ein improviſirter Refrain, den Rottmeyer überall anbrachte.

**) Hanſen ſprudelte mehr, als redete die Worte heraus.

***) Er war zugleich Dekorationsmaler.

Herrn Chriſt.

Spielen ſollſt Du — Du kannſt es, wir wiſſen's!
Zeige Dich ſo fleißig
Nur auf der Bühn', wie zu Haus Du Dich im
L'hombre und Whiſt.

Demſelben.

Spiele den König doch aus! was zauberſt, was mur-
melſt im Barte!
Bube — der Bube — iſt da, raſch ihm den Stich
in das Herz! *)

Madame Kahle.

Kammermädchen ſpielſt Du, o Liebe! auf dem Theater?
Mädchen bleibe hinfort, nur — in der Kammer
dabei!

Derſelben.

Kahle! kahl und matt ſcheint alles auf Dich zu gerathen,
Selbſt zum Epigramm gibſt Du nicht ärmlichen
Stoff!

Herrn Brandt.

Wüthe, tobe nur zu, reiß ferner Couliſſen herunter,
Wittelsbach brennt und auch ihr, Herzen der Damen,
dazu.

---

*) Lernte ſeine Rollen ſchlecht; dafür aber war er ein trefflicher Kartenſpieler.

Madame Renner.

Zu Epigrammen ſei uns, glaubſt Du, nur der Stachel gegeben?
Bienen gleich, tragen wir köſtlichen Honig in uns!

Herrn Bode als Geiſt im „Kaspar der Thoringer."

Erſchein' nicht als Geſpenſt, — denn das geziemt nicht Paſtoren,
Langweilig im Leben zu ſein, geht an; — im Tode — ſei todt! — *)

Herrn Raab.

Bühne, — iſt Schädelſtätt ſie, daß ſich Raben verſammeln?
Sorgt nicht! Geſichter er reißt, und ſie bleiben davon!

Herrn Illenberger als Fridolin.

Ihn hat nicht frommes Gebet, nicht heilige Andacht gerettet,
Habt Ihr, Freunde, geſeh'n, daß wohl das Eis je gebrannt?

Herrn Röckel.

Was zitterſt, mein Beſter, Du ſo? ſchon zittern wir ſämmtliche Hörer:
Du zitterſt mit Deinem Geſang zitternd zum Tempel uns 'naus!

---

*) Spielte in Iffland'ſchen und Kotzebue'ſchen Stücken, vorzüglich Paſtoren, und hatte im Leben von dieſen viele Aehnlichkeit.

Demoiſelle Röckel.

Ja! wir brauchen nicht mehr Italiens Geſänge zu ſuchen —
Südlicher Wind hat ſie uns freundlich herübergeweht!

Herrn Klingmann.

Indifferent ſcheinſt Du uns ſtets, — heut' wie im morgenden Spiele;
Schalk, Du gewinnſt, denn Du machſt's Diſtichon indifferent!

Madame Heiniſch.

Schwach iſt Dein Stimmchen, mein Schatz, ſo reich' uns die ſtattliche Naſe:
Dich zu hören bequem, ſitzen geſellig wir d'rauf!

Herrn Siegel.

Siegel! — o Siegel! — ich ſag' Dir's, wenn ferner den Mund Du noch öffneſt,
Drück' ich, — ſo groß er auch iſt, — Dir ein Kanzleiſiegel d'rauf!

Madame Rottmeyer.

Gefallen haſt Du als Eliſene und Milfort, Du ſagſt es;
Seitdem Du gefallen Dich glaubſt, biſt Du gefallen bei uns!

V.

Fortgeſetzte Theatralia. — Hoffmann bei den Kapuzinern.

Zu Hoffmann's erlebten theatraliſchen Freuden in Bamberg gehörten auch die Darſtellungen Leo's, eines der ausgezeichneteſten Schauſpieler, die ich je ſah: eine durchaus künſtleriſche Natur, dem unſer Freund auch in ſeinem „Berganza“ *) ein würdiges Denkmal ſetzte. Erfüllt mit der höchſten, heiligſten Liebe zur Kunſt, Ideale in ſich tragend, deren Verwirklichung ihm ſtets die höchſte Aufgabe war, und an welchen er — löſte er auch ſolche, ſo weit menſchliche Kraft reicht — immer verzweifelte. Mit keiner ſeiner Darſtellungen, einen ſo hohen Grad der Vollkommenheit ſie auch trugen, war er zufrieden. Wenn wir glaubten, das Höchſte erblickt zu haben, ſo vermeinte er ſtets, etwas ſehr Unvollkommenes ſei die Frucht ſeiner Anſtrengung geweſen, weil in den tiefen Schacht ſeines Gemüths nur

*) Phantaſieſtücke 2te Aufl. Th. I. S. 252.

er ſchauen, nur er die nicht heraufgeförderten Schätze ſeines reichen Bergwerkes wahrnehmen konnte. Hierin, wie überhaupt in mehrern Charakterzügen, hatte Leo große Aehnlichkeit mit dem verewigten Devrient, was ich, ſo Gott will, ſpäterhin in meinen fragmentariſchen Bemerkungen über dieſen Künſtler darlegen werde.

Bei ohnehin kränklichem Körper, einem höchſt beſchränkten, ſchwachen, klangloſen Organe, konnte es daher nicht fehlen, daß er mit ſich und dem Publikum öfters zerfiel, ſo ſehr ihm dieſes alle Anerkenntniß bewies und — man ſollte es kaum glauben — er, bei Entbehrung aller äußern Mittel, oft eine Herrſchaft über daſſelbe übte, wie weder Hoffmann noch ich je geſehen.

„Da ſieht man," ſagte Letzterer öfters, „was der göttliche Funke innerer Poeſie zu ſchaffen vermag! Dieſer Schauſpieler, der außer ſeinem belebten Auge gar nichts hat, was nur im geringſten auf die Sinne der Maſſe zu wirken vermag, packt das Volk trotz aller der Mittel und Bedingungen, die ihm abgehen, um auf ſolches zu wirken, dennoch auf eine ſo unbegreifliche Weiſe. Mir iſt ſo etwas noch nie vorgekommen, und alle Heroen der Bühne, ſelbſt Iffland, vermochten nie dergleichen, mitſammt allen ihren Theatercoups, die ſie gebrauchten, Jener aber gänzlich verſchmähte."

Und dieſer Künſtler, der ſo Großes leiſtete, iſt im Verhältniß zu ſeiner Größe der Welt doch ſo wenig

bekannt geworden, und der größte Eclat, den er erregte, möchte wohl jener Piſtolenſchuß geweſen ſein, mit dem er unſern Weimar, auf Wieland's Grabe, im Wahnſinn ſeinem Leben ein Ende machte.

Da dieſer Künſtler auf Hoffmann einen ſo großen Eindruck bewirkte, ſo mögen ein paar Momente und Anekdoten aus ſeinem Leben hier ſtehen, die unſern Freund ergötzten und beſchäftigten, obwohl ſie an und für ſich ſchon werth ſind, zum Andenken an Leo aufbewahrt zu werden.

Auf einem Spaziergange ſetzte der Künſtler Hoffmann und mir den Charakter des Hamlet auf eine Weiſe auseinander, die uns eben ſo ſehr überraſchte, als begierig machte, ihn als ſolchen zu ſehen. — Der Wunſch ward bald verwirklicht, und der Abend der Darſtellung erſchien.

Die von uns ausgeſtreuten Berichte, daß das Publikum einen ganz ungewohnten Genuß haben werde, hatten daſſelbe in großer Anzahl herbeigelockt.

Kurz vor der Vorſtellung durchlief die Menge das Gerücht, Leo ſei ſo unwohl geworden, daß er ſchwerlich würde auftreten können. Ich eilte mit Hoffmann auf die Bühne, dann in die Garderobe. Leo, bereits im Coſtüm, lag in einem Armſtuhle in Ohnmacht. Der eben ſo ausgezeichnete Arzt, als Menſch, den der Leſer ſpäterhin noch näher kennen lernen wird, Mediзi-

naldirektor Marcus, ſtand vor ihm, ihm den Puls fühlend. Auf deſſen Frage, nachdem ſich Leo etwas erholt: „Wie iſt Ihnen dann?“ *) erwiederte er: „Elend, matt, hinfällig zum Sterben, — ich kann nicht ſpielen, — verfluchtes Schickſal!“ — Der Arzt erſuchte mich, ſchleunig eine Flaſche Chambertin herbeizuſchaffen. „Trinken Sie,“ ſagte er zu Leo, „ich ſtehe Ihnen dafür, es wird Ihnen beſſer.“ — Leo trank ein, zwei und drei Gläſer auf einander, und fühlte ſich bald ſehr erhoben; doch bedurfte es großen Zuredens von unſerer Seite, ihn zum Spiele zu vermögen. — Marcus rieth ihm, nach und nach, während der Vorſtellung, die Bouteille Burgunder zu leeren, ſeine Schwäche würde ſich dann ganz heben, und da er ſeine Conſtitution kenne, dürfe er auch verſichern, daß dies Hinaufſchrauben nicht nachtheilig auf ihn wirken werde.

Der Vorhang ging endlich auf, Leo erſcheint bald darauf, ſtürmiſcher Applaus bewillkommnete ihn. — — Und wie ſpielte er? — Mit einer Wahrheit und Meiſterſchaft, die ſich nicht beſchreiben läßt. So ſahen wir Hamlet nie! Hamlet von der Fußſohle bis zum Scheitel! Alle Vorbilder verſchwanden wie Nebel vor der Sonne! — Hoffmann war tief ergriffen, Thränen ſtanden oft in ſeinen Augen, krampfhaft packte er mich,

*) Eine Eigenthümlichkeit von Marcus, wie er faſt alle Patienten anzureden pflegte.

um die schönen Stellen mit ihm zu theilen, — zu reden wagte er nicht.

Halte man diese Schilderung ja nicht für übertrieben; ich darf versichern, daß von allen namhaften Hamlets, die ich sah, keiner ihn erreichte, weder Brockmann, Reinecke, Opitz, noch Schmidt, Beschort, Wolf, Urban, Krahe und Kunst. (Löwe sah ich nicht.) Das Merkwürdigste bei dieser Darstellung ist, daß Leo diesmal selbst mit sich zufrieden war. Hoffmann lud ihn nach dem Stücke zum Souper in die Rose ein; aber vergebens! Er haßte es, an öffentlichen Orten und unter vielen Menschen zu sein.

So baten wir ihn einst, als er uns auf einem Spaziergange begegnete, mit nach Bug zu gehen. Er erwiederte: „Nimmermehr! da ist viel zu viel Komödiantenpack; wird's mir schon schwer genug, mit diesem Volke mich auf den Brettern zu vertragen." Höchst komisch klang uns aber der Zusatz, den er tiefseufzend aus hohler Brust, in fast pfeifendem Tone, sprach: „Ich bin am liebsten zu Hause, bei der Person, mit der ich lebe*), die stört mich nicht!"

Er verließ uns; Hoffmann brach in ein schallendes Gelächter aus, von dem er sich lange nicht erholen

*) Dies war nämlich Leo's Geliebte, die zugleich seinen kränklichen Körper mit großer Sorgfalt pflegte und seine Diogenes-Launen willig ertrug.

konnte, und einen solchen Eindruck machte die Aeußerung auf ihn, daß sie zu einer stereotypen Floskel bei ihm ward, so, daß er lange Zeit scherzend, bei jeder Zusammenkunft, von seiner Frau sagte: „Die Person, mit der ich lebe, empfiehlt sich.“ —

Die Eigenheiten und Launen unseres Künstlers führten oft weit. So sagte er eines Abends von der Bühne herab, zu der nächsten Loge hinauf, wo mehrere Damen einen lauten Wortwechsel, der ihn störte, führten: „Wenn Gänse schnattern, schweige ich!“

Ein anderes Mal ward er, und, wie es ihm schien, unverdienterweise hervorgerufen. Er kam, verbeugte sich, wandte die Augen gen Himmel und sprach mit gefalteten Händen: „Vater, vergib ihnen, denn sie wissen nicht, was sie thun!“

Nun genug aus dem Buche Leo! —

* * *

Ein Gastmahl bei den Kapuzinern, zu welchem ich Hoffmann einlud, hat ebenfalls großen und bleibenden Eindruck auf ihn gemacht, der im „Kater Murr“, besonders aber in den „Teufels-Elixiren“ deutlich wiederzuerkennen ist.

Schon während der ganzen Tafel hindurch beschäftigte ihn der Kopf eines Greises von schönster antiker Form, langem, markirtem, ächt italienischem Gesichte, mit einer großen, schön gebogenen Nase, kahlem Schei-

tel und ſchneeweißem langen Barte. — Er mochte ein Siebziger ſein. — Es war der Pater (nicht Prior, wie Hitzig ſagt *)) Cyrillus, ein eben ſo gelehrter und frommer, als aufgeklärter und gemüthlicher Geiſtlicher.

Hoffmann wünſchte im Augenblicke nichts ſehnlicher, als mit dieſem Manne zu reden, und bat mich, ihm dazu zu verhelfen. — Gegen Ende der Tafel verfügte ich mich mit einer Flaſche Wein und dem Freunde zu dem von mir gekannten Manne, ihm Hoffmann vorſtellend. — Die Bekanntſchaft war ſo bald als ein Geſpräch angeknüpft, und ward mit großer Leichtigkeit, bald in deutſcher, lateiniſcher, bald italieniſcher Sprache fortgeführt. Beſonders intereſſirten Hoffmann einzelne Bruchſtücke aus des frommen und klugen Paters Leben, wozu ſein Aufenthalt in Rom gehörte.

Nachdem der Tiſch vorüber, lud uns der Geiſtliche auf ſeine Zelle ein. Eine Flaſche Wein ward mitgenommen, und mit hundert Fragen von Seiten Hoffmann's ward derſelbe beſtürmt.

Es entwickelte ſich auch ſpäter, daß Pater Cyrillus Dichter ſei. Er theilte einige — ziemlich mittelmäßige — deutſche Gedichte, dann aber eine Menge lateiniſcher Akroſticha und Chronoſticha mit, was aber unſern Freund am wenigſten unterhielt, und wovon er ihn, durch mehrmaliges Anſtoßen der Weingläſer, abzubrin-

*) Theil II., S. 35.

gen suchte. — Als das Recitiren und Erklären aber gar nicht aufhören wollte, klappte er ohne Umstände dem Pater das große Meßbuch, in welchem die gesammelten Schätze blätterweis lagen, vor der Nase zu.

„Hochwürdiger!" begann Hoffmann mit Pathos, „möchte es Ihnen doch gefallen, da wir in einer so höchst gemüthlichen, poetisch-exaltirten Stimmung uns befinden, einige Scenen aus Ihrem Klosterleben mitzutheilen, besonders uns Profanen aus diesem einige Geheimnisse zu erschließen, wovon wir nur dunkle Ahnungen und keine rechten Begriffe haben. Zum Beispiel: — —" Hier stellte nun der Freund mehrere Fragen, die mir zum Theil entfallen, deren Beantwortung wiederzugeben anderntheils aber auch zu weit führen würde. — Gesagt sei nur, daß nach einem spätern Geständnisse des Freundes sogleich bei'm Eintritte in Cyrillus' Zelle ein eigenes Gefühl sich seiner bemächtigt und der Gedanke ihn augenblicklich erfüllt habe, das Geheimnißvolle der Klosterwelt recht lebendig in sich aufzunehmen, um es einmal bei irgend einer Gelegenheit durch den Druck wiederzugeben.

Nach beendigtem Gespräche, bei dem Hoffmann der aufmerksamste Zuhörer war, verließen wir erst nach eingetretener Dämmerung die Zelle, um alle Sehenswürdigkeiten des Klosters, z. B. Kirche, Gruft ꝛc., noch in Augenschein zu nehmen.

In der Gruft ward Hoffmann ganz besonders auf-

geregt. Ehrfurchtsvoll nahm er den Hut ab, eine große Bläſſe ward auf einmal auf ſeinem von Wein erhitzten Antlitze ſichtbar, heilige Schauer ſchienen ihn bei den erklärenden Bemerkungen des Pater Cyrillus zu durchrieſeln, wenn dieſer ſagte: „Hier ruhet in Gott der fromme Bruder ***, er war mein beſter Freund, — kein Falſch wohnte in ſeinem Herzen ꝛc.", und er endlich mit einem kräftigen, ſalbungsvollen Spruche, dem Entſchlafenen das Kreuz machend, ſchloß. — —

Als der Geiſtliche uns aber die Stelle zeigte, wo einſtens ſeine ſterbliche Hülle ſchlummern würde, und er ſich zu uns wendend ſprach: „Vierundſiebzig Jahre ſeh' ich dem Begraben zu; — wie lange wird's noch währen? . . . Sie, junge Herren, erleben den Tag gewiß, wo es heißen wird: Pater Cyrillus hat vollendet, — ach! laſſen Sie dann einen andern frommen Bruder zu meinem Grabe Ihren Führer ſein, und ſchenken Sie meiner Aſche und dieſem froben Tage zugleich eine Thräne des Andenkens! Verſprechen Sie mir das." — Da packte es Hoffmann mit Allgewalt, ſtier und marmorartig wurden ſeine Züge, ſein Haar ſchien ſich zu ſträuben, kein Wort war er fähig hervorzubringen, und mit der Hand nach oben zu winkend, entſtürzte er mit raſchen, aber unſichern Schritten aus der Gruft.

„Bemerken Sie den Heiligenſchein, der mich umgibt? Das war ein merkwürdiger, bis zum phyſiſchen Weh merkwürdiger Tag, — in meinem Leben werde

ich ihn nicht vergeſſen!" ſagte Hoffmann bei'm ſpäten Hinausgehen aus dem Kloſter, mit Pathos und höchſtem Ernſte.

Wohl eine Stunde die Straßen auf- und abwandernd, konnte er den Eindruck, der ihm wirklich phyſiſch zugeſetzt hatte, nicht überwinden, und er verfiel auf allerlei phantaſtiſches Zeug, um deſſen los zu werden.

Endlich ward beſchloſſen, auf die Redoute zu gehen, die aber eben ſo wenig vermochte, ihn anders zu ſtimmen.

Es war ein verkehrter Einfall von uns Beiden, dieſen Ort der Zerſtreuung gewählt zu haben; die Gemüther waren zu geſpannt, die Contraſte zu groß, es entſtand zwar eine neue, aber noch unbehaglichere Zwitterſtimmung, welche den ohnedies ſchon erhitzten Hoffmann verführte, um ſich aus ihr loszuringen, durch Wein und Punſch ſich ſo zu übertäuben, daß er zwar auch dieſer überhoben ward, aber andern Tags durch einen fürchterlichen Katzenjammer in einer neuen unangenehmen Stimmung ſich befand. Wie es mir erging, kann den Leſer nicht intereſſiren.

VI.

Marcus. — Die Altenburg. — Maskenball: Hoffmann als Massetto.

Zu den Männern, welche einen großen Einfluß während Hoffmann's Aufenthalt in Bamberg ausübten, gehört jener Medicinaldirektor Marcus, den der Leser im vierten Abschnitte, dem Namen nach, kennen lernte.

Als ausgezeichneten Arzt und Schriftsteller nennt ihn das ganze wissenschaftliche Deutschland; seine Verdienste um Bamberg, besonders als Gründer des allgemeinen Krankenhauses, sowie um die socialen Verhältnisse der Stadt, leben noch in dankbarem Andenken der Bewohner fort. — Wer ihn im ganzen Umkreise seines segensreichen Wirkens noch nicht kennt, dem empfehlen wir seine Biographie *); hier kann nur von ihm so

*) Marcus nach seinem Leben und Wirken. Geschildert von seinen Neffen Dr. Speyer und Mark. Mit einer (sehr gehaltvollen) Vorrede von Prof. Klein. Bamberg, Kunz 1817. (Jetzt: Dresch.)

weit die Rede sein, als sein Leben mit unserm Helden in Berührung steht.

Marcus gehörte zu den Wenigen, die Hoffmann's Geist richtig aufzufassen und sein Thun und Treiben zu würdigen verstanden, daher es nicht fehlen konnte, daß eine freundschaftliche Verbindung zwischen Beiden sich bald ergab.

Marcus, angesehen und wie zu Hause in allen bedeutenden Familien der Stadt, wußte unserm Freunde, wo er es nur wünschte, Eingang zu verschaffen. Er mußte oft Kommentator und Vertheidiger seiner falsch verstandenen Aeußerungen und Handlungen werden, und übernahm dies Geschäft stets mit einem Eifer und einer Wärme, wofür ihm die Manen Hoffmann's Dank schulden.

Da Marcus damals Besitzer der nahegelegenen herrlichen Bergruine: die Altenburg, war, so lud er Hoffmann oft dahin ein, und schöne, daselbst verbrachte Tage und Abende sind Glanzpunkte in des Letzteren hier genossenem kurzem Freudenleben.

Aus Dankbarkeit hinterließ unser Freund dem Eigenthümer ein Andenken dadurch, daß er einen Thurm der Altenburg, der eine vorzüglich schöne Aussicht nach der Stadtseite zu gewährt, vollständig ausmalte und durch geschichtliche Fresken aus dem Leben des Grafen Adalbert von Babenberg, dessen Wohnsitz hier war, ausschmückte. Sie enthielten die Gefangennehmung Adalbert's, und

Hoffmann konterfeite sich selbst nebst mehreren Freunden auf das Treffendste mit ab unter dem Ritterpersonale. — Leider sind diese merkwürdigen Freskobilder nicht, wie Hitzig angibt *), noch wohlerhalten, sondern ein Raub der Zeit durch sorglose oder vielmehr keine Aufsicht geworden. Nach Marcus' Tode (1816) bekümmerte sich Niemand mehr darum, bis zwei Jahre später die Altenburg einem Vereine der Stadt anheimfiel, der, da keine Restauration mehr möglich war, den Thurm durch den nun auch verstorbenen Maler Ruprecht ummalen ließ.

In diesem Thurme wohnte und schlief unser Freund während eines Sommers vier Wochen lang, hier entstand der Entwurf zu den im Leipziger Meßkataloge angekündigten „Lichten Stunden eines wahnsinnigen Musikers," die aber nicht erschienen und deren Bruchstücke später zu den „Kreislerianas" in den „Phantasiestücken" Veranlassung gaben und hiezu benutzt wurden.

In diesem Thurme verlebte Hoffmann glückliche Tage, theils allein, in Gesellschaft seiner Gattin, theils mit Marcus und mir. — Einst besuchte die Altenburg und diesen Thurm auch der sonst so gefeierte Romanschriftsteller Lafontaine. Hoffmann, der nie auf dessen Schriften etwas hielt und der Meinung war, daß

*) Theil II., Seite 96.

für jugendliche Gemüther sie ein ärgeres Gift seien, als so manche andere, für indecent verschrieene Bücher, führte ihn, in Begleitung von Marcus, überall herum. Auch durch Lafontaine's persönliches Erscheinen ward er nicht angesprochen, und die in ihm rege gewordene üble Laune sprach sich bei dem Nachhausegehen des Besuchenden dadurch aus, daß er ihm, als er am Fuße des Berges war, mittelst eines Sprachrohrs aus dem Thurme die Worte nachrief: „Wassermann! Wassermann!" — Lafontaine sah sich verwunderungsvoll um, ohne jedoch seinen Taufpathen wahrzunehmen.

Marcus sorgte nicht nur den Sommer hindurch für die geselligen Freuden unseres Hoffmann; auch während des Winters suchte er ihm diese zu bereiten. Ich übergehe die Abende, an welchen gelesen, getheet und gepunscht ward, und begnüge mich blos, einen dem Leser vor Augen zu führen, der, nach des Freundes Versicherung, als einer der vergnügtesten seines hiesigen Aufenthalts, ihm im Gedächtnisse blieb.

Die damaligen Redouten, obwohl lange noch nicht so weit herabgekommen, als die in gegenwärtiger Zeit, gehörten zu den eklen, schalen und oberflächlichen, wie Hoffmann sie nannte, besonders wenn die sogenannten Gebildeten sie durch ihre Arrangements zu erheben trachteten und wähnten, was Wunder sie gethan, wenn sie in ihrem Flitterstaate, in buntem, verfehltem

Koſtüm und geſchmacklos angeordneten Aufzügen erſchienen.

Hoffmann ſkoptiſirte oft darüber, und Marcus, der ſeine Meinung ganz theilte, gab ihm auf, einmal irgend etwas Geſcheiteres zu erdenken; für die Ausführung wollte er dann das Seinige mitwirken.

Unſer Freund faßte dieſen Auftrag mit Liebe auf, und ſein Vorſchlag, einen großen, vollſtändigen Aufzug ſämmtlicher Perſonen aus dem Don Juan im genaueſten Koſtüm auszuführen, ward von Marcus mit Beifall aufgenommen und thätig dadurch unterſtützt, daß er ſich alle nur mögliche Mühe gab, die dazu nöthigen Perſonen herbeizuſchaffen.

Nicht leicht war dieſe Aufgabe, da, wie es leider noch bis heute der Fall, die Ausführung jedes künſtleriſchen Arrangements, wenn die Idee ſich nur etwas über den flachen Boden erhebt, unendlich ſchwer fällt. — Für Marcus aber war es keine große Aufgabe, da man bei ihm Rückſichten nahm, die bei jedem Andern weggefallen wären, und ſein Eifer für jede Sache, deren er ſich unterzog, die ſcheinbaren Schwierigkeiten bekämpfte. Wollte es mit Wünſchen und Bitten bei Dieſem und Jenem nicht gehen, ſo ward das ſtarke Geſchütz ſeiner ärztlichen Kunſt vorgefahren, die Drohung — und wenn ſie auch nur ſcherzweiſe geſchah — erlaſſen: ſeinen ärztlichen Beiſtand ferner zu entziehen, — und dieſe ſetzte Alles durch!

Auf solche Weise kam auch dieser Charakter-Maskenzug, wie späterhin auf öffentlicher Bühne die Aufführung von Schiller's „Tell" und „Wallenstein", durch Dilettanten besetzt, und zum Vortheile des Frauenvereins und verwundeter Krieger gegeben, zu Stande.

Die Aufgabe des Don-Juan-Aufzugs war nicht allein, im trocknen Auf- und Vorüberziehen sich zu produciren; sondern durch wirklich eingewebtes Handeln jeder Maske im Geist ihres Charakters sich den Abend hindurch zu bewegen.

Es wurde zu dem Ende förmlich Probe gehalten, und Marcus selbst nahm in der Maske des Anführers der Gerichtsdiener daran Theil. Ein längst der Erde entrissener junger Arzt, Dr. Ziegler, war Don Juan; Hoffmann, — Massetto; Referent dieses, — Leporello u. s. w. — Für Letzteren malte unser Freund ein höchst sinniges, ungeheuer langes Damenregister, fast aus lauter Portraits hiesiger Schönen und Nichtschönen bestehend, was beim Aufrollen durch den Saal zu großer Belustigung Veranlassung gab. — Die Kostüms waren nach den Kartons Hoffmann's eben so getreu, als glänzend verfertigt worden, und er selbst hat sich wohl in seinem Leben, äußerlicher Gestalt nach, nie vortheilhafter producirt.

Er war den ganzen Abend hindurch voll unerschöpflicher Laune und spielte seine Rolle in einem Geiste, wovon wohl die Bühnen-Massetto's keine Ahnung hat-

ten. — Durch seine unausgesetzte Beweglichkeit machte er dem korpulenten Leporello nicht wenig zu schaffen, der sich mit ihm bis zur Erschöpfung nicht nur tanzend herumdrehen, sondern fortwährend den etwas zu ernsten und nüchternen Don Juan encouragiren mußte, dem Massetto doch mehr Veranlassung zur Eifersucht zu geben, da Freund Juan die Zerline gar zu unberücksichtigt ließ.

Das Ganze ward von der überaus zahlreichen Versammlung sehr beifällig aufgenommen, und die aufgeführte Menuett mußte auf Verlangen wiederholt werden. — Bei'm zweiten Male tanzte Massetto, statt mit Leporello, mit einer hübsch kostümirten, ihn aber wenigstens sechs Köpfe überragenden bamberger Magd mit einer ungeheuren Barthaube. Diese Maske, wenn sie dies liest, wird heute noch mit Schrecken an ihren damaligen Massetto denken, der ihr durch eine Masse von Witzpfeilen, die er auf sie abschoß, und die sämmtlich stecken und unerwidert blieben, nicht wenig zusetzte.

VII.

Hoffmann als Universalerbe. — Entstehung der Undine — Amadeus oder Wilhelm? — Hochzeitscene, wobei Einer stirbt.

In der Mitte des Jahres 1812 legte Holbein die Theaterdirektion nieder, und Hoffmann verlor dadurch seinen monatlichen Gehalt.

Zwar war er zu Ende des vorigen Jahres der Universalerbe eines ziemlich bemittelten Onkels geworden, doch zog sich die Auseinandersetzung der Erbschaft sehr in die Länge, und außer einem Wechsel von 500 Thalern, den er empfing, wollte nichts weiter erfolgen. Dieser Wechsel reichte aber nicht hin, sich seiner frühern Schulden zu entledigen, und Hoffmann fing auf's Neue an, in Verlegenheit zu gerathen. Obwohl er einem Freunde immer noch eine bedeutende Summe schuldete, that dieser doch fortwährend sein Möglichstes, und unbegreiflich ist mir bis zur Stunde das Notat, das Hitzig aus seinem Diarium mittheilt, wo es unter'm 25. November heißt: „den alten Rock verkauft, um nur essen zu können."

Nie sagte mir Hoffmann, der doch keine Angelegenheit dieser Art mir verschwieg, etwas davon, und die Sache ist mir um so unerklärbarer, als in demselben Jahre, laut zweier vor mir liegender Billets (das erste vom 23. März, das zweite ohne Datum — aber wenigstens drei bis vier Monate später —), Hoffmann über Geldmangel klagte, um Vorschuß bat und diesen, zufolge beider Billets, empfing. In letzterm heißt es wörtlich:

„Mio caro amico! . . . . . zahlt nichts und wird den 15. wohl auch nicht zahlen, ich komme daher in den Fall, als reicher Universalerbe kein Geld zu haben. Sie boten mir in diesem Fall selbst gütigst einen Vorschuß an."

„Gern möcht' ich auch gleich jetzt manche kleine Einricht. Ausg. machen. — Können Sie mir . . . . . Fl. vorstrecken? Eine kleine Antwort, nur das Wort Ja oder Nein bitt' ich durch irgend Jemand von Ihren Leuten mir zuzuschicken, damit ich nicht im Ungewissen bleibe; — das Geschäft selbst, insofern es sein kann, morgen oder wann Sie wollen. Rechnen Sie übrigens meine Bitte dem unbegrenzten Zutrauen zu Ihrer Freundschaft, so wie Ihrer wiederholten Versicherung, mir in derlei intrikaten Fällen helfen zu wollen, zu."

Es ist mir hart angekommen, über diesen Gegenstand nur ein Wort zu sagen, und doch war ich der Wahrheit und mir zur Genugthuung diese Erklärung

ſchuldig, da ich mir bewußt bin, daß ich es mit dem Freunde wiſſentlich nie ſo weit kommen ließ, einen Rock verkaufen zu müſſen, um eſſen zu können.

Genug davon und zu etwas Erfreulicherem.

* * *

Hoffmann beſchäftigte während ſeines ganze Hierſeins eine Idee, die er mir oft, und jedesmal, wenn äußere Widerwärtigkeiten ihn berührten, ungefähr wie folgt, mittheilte:

„Glauben Sie mir, Theuerſter, es macht ſich nicht eher mit mir, als bis ich etwas großes Muſikaliſches zu Tage gefördert. Zum Muſiker bin ich nun einmal geboren, das habe ich von meiner früheſten Jugend an in mir gefühlt und mit mir herumgetragen. Nur der mir inwohnende Genius der Muſik kann mich aus meinem Miſère reißen, — es muß jetzt etwas geſchehen, etwas Großes muß geſchaffen werden, im Geiſte der Bach, Händel, Mozart, Beethoven ꝛc." — „Aber womit beginnen?" — das war der jedesmalige Schlußrefrain.

Der Freund hatte ſtets eine große Kirchenmuſik im Kopfe; ich ſtimmte mit meinem von ihm geforderten Rath für eine große Oper und ſetzte ihm meine Gründe auseinander. Er befreundete ſich nach und nach immer mehr mit dieſem Vorſchlage, und es entſtand nun die zweite Frage: „wo einen Text hernehmen?" — Daß

es ein ganz ausgezeichnet poetiſcher ſein müſſe, um ihn gehörig zu begeiſtern, darüber waren wir Beide einig; viele Monate hindurch war dieſer Gedanke Gegenſtand unſerer Geſpräche. — Es wurden Trauerſpiele ausgezeichneter Dichter, die aber auf der Bühne kein Glück gemacht hatten, zu dem Ende hervorgeſucht und geleſen. Hoffmann ſagte aber von dieſen Allen nichts zu. — Der alte treffliche Gozzi ward vorgenommen, — der Freund wollte dies und das darin finden; da aber ſeine Kompoſition zugleich beabſichtigte, ſchnell einen Eindruck auf die Geſammtmaſſe des Publikums hervorzubringen, ſo waren wir Beide einverſtanden, daß der ſchon oft mißglückte Verſuch, Gozzi auf das deutſche Theater zu verpflanzen, dem Komponiſten ebenfalls mißglücken könne, und ſeine Arbeit ſei dann vergebens geweſen.

Eines Abends erſuchte mich Hoffmann, ohne einen andern Zweck, als den der Unterhaltung im Sinne zu haben, ihm Fouqué's „Undine" vorzuleſen. — Obgleich wir Beide ſie ſchon kannten, ſo fuhr doch Jedem erſt jetzt der Gedanke durch den Kopf, daß dies ein Opernſtoff ſein möchte, wie er vom Freunde gewünſcht wurde. — Der Gedanke ward feſtgehalten, andern Tags die Lektüre nochmals begonnen, und fragmentariſch die Art der Bearbeitung und Scenenſtellung beſprochen.

Auf dieſe Weiſe beſchäftigte uns die Undine wochenlang, es wurden ganze Scenen ausgearbeitet, Arien,

Duette, Terzette ꝛc. gefertigt. — Da wir aber einsahen, daß diese Flickerei zu nichts führe, wurde beschlossen, Hoffmann möge zuvor den ganzen Plan zur Oper entwerfen, was auch in wenigen Tagen geschah.

Die Beurtheilung desselben ward bald vorgenommen, und der Freund theilte mein Bedenken, daß der dereinstigen Aufführung der Oper große Schwierigkeiten in Bezug auf Dekorationen, Maschinerie ꝛc., besonders bei kleinern Bühnen, entgegenstehen würden, und daß es überhaupt schwer halten werde, wenn weder dem Texte, noch der Musik ein bekannter, bei'm Publikum akkreditirter Name an der Stirn stände, dem Stücke, auf einer großen Bühne, von wo aus der Impuls doch ausgehen müsse, Eingang zu verschaffen.

Hoffmann kam auf die Idee, hierüber die Meinung von seinem, durch Rath und That stets bewährt bewiesenen umsichtigen Freunde Hitzig in Berlin einzuholen. Er schrieb an ihn, und wir erfahren nun durch dessen Buch den weitern Verlauf der Sache. *)

Absichtlich habe ich die Entstehung dieser Oper umständlich beschrieben, da dieselbe der Aeußerung Hitzig's widerspricht, als sei der Gedanke dazu auf der Altenburg entstanden und gleichsam Werk eines Augenblickes gewesen.

Ich hätte selbst noch anführen sollen, daß Monate

*) Theil II, Seite 36 – 40.

lang der Plan: Undine zu komponiren, als aufgegeben zu betrachten war, und Hoffmann das 21 Bände ſtarke Merian'ſche „Theatrum Europaeum" durchſtöberte, um vielleicht hier einen Opernplan, wie er ihn wünſchte, zu finden. Genug wurde aus den Folianten zwar notirt, aber für andere Zwecke.

Hoffmann's Freude war unbeſchreiblich, als er durch Hitzig die Nachricht empfing: Fouqué ſelbſt habe ſich entſchloſſen, den Operntext zu liefern. Brühwarm überbrachte er mir den Brief, und durch eine Menge Toaſte auf die glückliche Vereinigung ward dem Dichter und Komponiſten bei ächtem 83r Rüdesheimer gehuldigt.

„Nennen Sie mich einen Eſel!" ſprach Hoffmann zu mir, „wenn ich nicht etwas Großes liefere: es glüht und gährt in mir, und meinen Vornamen will ich zu Ehren bringen oder fürder Akten ſtatt Noten ſchreiben. Das ſchwöre ich der heiligen Cäcilia, und Dir, unſterblicher Meiſter! Stoßen Sie an: Mozart ſoll leben!"

Hier iſt nun der Ort, dem Leſer zu erklären, was es mit jenem Vornamen für eine Bewandniß hatte.

Hoffmann unterzeichnete ſich bei ſeinen Unterſchriften ſtets: „Ernſt Theodor Amadeus," ſtatt: „Ernſt Theodor Wilhelm". Hitzig bemerkt in deſſen Biographie darüber Folgendes: *)

*) Theil I, S. 1.

„Wilhelm hieß er, und nicht Amadeus. Auf die Frage eines Freundes, wie auf dem Titel seiner Werke, das A an die Stelle des W getreten, und ob er nicht wieder tauschen wolle," erwiederte er: „„es ist ein Schreibfehler auf einem der ersten Manuscripte, und da ich einmal mit dem A koursire, und die Münze gangbar ist, so mag ich es nicht ändern. Eine beliebte Münze prägt man mit der alten Jahrzahl immer wieder aus, auch mit den alten Fehlern.""

Hoffmann hat mir aber eine ganz andere Erörterung darüber gegeben.

Gleich im ersten Jahre unserer Bekanntschaft fiel es mir auf, daß, wenn ich zufälliger Weise Couverte oder Unterschriften aus früherer Zeit von ihm las, ich, statt des Amadeus, den Namen: Wilhelm fand. Ich befragte ihn ganz unbefangen darüber, er wich mir aber aus. — Ich wollte, den Namenwechsel bei seiner augenblicklichen Verlegenheit ahnend, sein Zartgefühl nicht beleidigen und drang nicht weiter in ihn, um so weniger, als er mehrmals die Elogen, die ich ihm über die schon bei seiner Geburt durch seinen Vornamen angedeuteten Ansprüche der Welt, mit Hinweisung auf Mozart, machte, freundlich und willig annahm.

Etwa ein Jahr darauf, als die Kollision beider Namen sich bei dieser und jener Gelegenheit häufte, gestand er in fröhlicher Laune mir von freien Stücken, daß er aus unbegrenzter Liebe zu jenem großen Meister, dem

er Zeit ſeines Lebens nachzuſtreben ſich bemühe, ſich auch deſſen Vornamen beigelegt. Es ſei weniger Eitelkeit, die ihn dazu vermocht, als vielmehr eine gewiſſe Pönitenz, die er ſich habe auflegen wollen, ſeinem Ideale auf das Ernſtlichſte nachzuſtreben, und in dieſem Namen habe er eine ihn ſtets bindende und feſſelnde Kraft zu erblicken geglaubt.

So entſchuldigte ſich Hoffmann; ich aber darf wohl, ohne lieblos zu erſcheinen, das Gedächtniß des Leſers auf den dritten Abſchnitt zurückführen, in welchem ich als Grundlage von Hoffmann's Charakter „Egoismus und Eitelkeit" nannte.

Mir erſcheint übrigens dieſe Eitelkeit als die verzeihlichſte, da ſie aus dem robuſten Gefühl ſeines innern Werthes entſpringt, und Dichter und Künſtler dieſen Funken wohl nähren und ſich für ihre Werke damit begeiſtern dürfen.

Wer tadelt Correggio's Selbſtgefühl bei ſeinem Ausruf: „Auch ich bin ein Maler!" — Wer verdammt den edeln, großen, einfachen, leider immer noch nicht genug gekannten, verewigten Dichter Wetzel, der die perſonificirte Beſcheidenheit war, wenn er, als ihm die Idee zu ſeiner „Jeanne d' Arc" aufging, zu mir ſagte: „Ein innerer Gott ſpricht aus mir, wenn ich Dich verſichere, daß das Poeſie wird, was ich ſchreibe, oder es gibt keine mehr; und wenn auch von den Zeitgenoſſen mein Stück nicht gleich gewürdigt werden mag, da

das Schiller'ſche in ihnen lebt, ſo wird die Nachwelt es neben jenem um ſo ſicherer bewahren." — Welches leidenſchaftloſe Dichtergemüth wird Platen's frühern jugendlichen Uebermuth verhöhnen, der ſich bei Ueberlieferung ſeiner erſten dichteriſchen Erzeugniſſe ausſprach, und geſchah es, wer wird nicht verſtummen, nachdem er ſeine „Abaſſiden", beſonders aber den Prolog dazu, geleſen.

Dieſe Beiſpiele ſind wohl hinlänglich, um die Ausbrüche innern Selbſtgefühls auch bei unſerm Freunde verzeihlich zu finden, beſonders, da ſie im Verlauf ſeiner muſikaliſchen Leiſtungen ſich ſo ſehr rechtfertigen und die ſtrengſte Kritik über ſeine „Undine" ſich höchſt vortheilhaft ausſprach. — Wenn Karl Maria von Weber dieſe Oper eine der geiſtreichſten nennt, die die neuere Zeit geboren *), da die Auber's, Bellini's, Donizetti's, u. ſ. w. nicht aufgetaucht waren, ſo kann man den verſteckten Poeten in ihm keiner Lüge zeihen.

* * *

In jene freudenreiche Zeit, wo unſer Freund ſich mit der Kompoſition der Undine beſchäftigte, verwebt ſich auch die Feier eines merkwürdigen Hochzeitfeſtes, der Hoffmann mit Marcus, mir und andern Freunden bei-

*) S. Hitzig's Werk über Hoffmann, Theil II, Seite 878.

wohnte, und die durch das tragiſche Ereigniß, daß während derſelben Einer ſtarb, ihm ſtets im Gedächtniß blieb, wovon ſeine ſpätern Briefe an mich Zeugniß geben.

Die Kellnerin des Gaſthauſes zur Roſe, des wohlbekannten, von Hoffmann ausſchließlich beſuchten, feierte ihr Hochzeitmahl in dieſem Lokale. Nach beendigtem Souper, bei welchem der Freund, wie Alle überaus vergnügt waren, ward bei dampfender Punſchbowle zum Tanze geſchritten.

Kurz vor demſelben, es mochte gegen 12 Uhr ſein, bemächtigte ſich meiner ein unbehagliches Gefühl, das ſich von Minute zu Minute und endlich zu einer unbeſchreiblichen Angſt ſteigerte. — Hoffmann ſpöttelte darüber, nannte mich einen Hypochonder, Störer ſeiner guten Laune u. ſ. f. Ich ließ mich dadurch nicht abhalten, nach Hauſe zu gehen, und fand während des Ganges mich ſchon viel beruhigter.

Ich ſchlief ruhig ein und fort bis früh halb 6 Uhr, als ich durch leiſes Klopfen an der Thür geweckt wurde. Hoffmann trat auf mein Hereinrufen, mit einem Glaſe Cognac in der einen, und einem Bogen Papier in der andern Hand, an mein Bett, ſo beginnend:

„Guten Morgen, Geſpenſterſeher. Wie geht's?"

Gut. Und Ihnen?

„O, flott, obenauf; aber ſterben müſſen wir Alle!"

(Hier lachte er laut auf.)

Was iſt Ihnen denn?

„Sehen Sie, ein kleiner Schnörkel hat ſich dieſe Nacht zugetragen, wovon Dieſelben einen kleinen Vorgeruch zu haben beliebten. Ich komme recta vom Galgen, — der Roſe, wollt' ich ſagen! Dieſer Mann da (auf das Papier zeigend) iſt ein ſchöner Engel geworden! Auch die Todten ſollen leben!" (trinkt.)

Erklären Sie ſich doch, ſagte ich ängſtlich.

„Nun ſehen Sie, Theuerſter, kaum waren Sie zur Thür hinaus, ſo fordert X.. (der Name des Gemeinten iſt mir entfallen) die Braut zum Tanze auf, dreht ſich ein paar Mal mit ihr herum, ſtülpt um und iſt mauſetodt! Sehen Sie (wieder das Papier mir vorhaltend, auf welchem er die Scene, mit Bleiſtift gezeichnet, entworfen), da ſteht er noch feſt, Brill' auf der Naſ'!"

So beſchrieb Hoffmann mit heiterſter Laune einen Vorfall, der ein Schrecken aller Anweſenden war.

Der vom Schlage Getroffene war ein bei hieſigem königl. Siegelamte Angeſtellter, hatte ſich vor dem Souper durch ſtarkes Laufen von dem Luſtorte Bug herein echauffirt, ſchnell und ſtark darauf gegeſſen und getrunken, und fiel ſo als Opfer einer Wette, die er mit einem Andern gemacht, der Erſte an der Tafel zu ſein, die er zwar gewann, aber leider mit dem Leben büßte.

Auf meine, Hoffmann bezeugte Verwunderung, wie er darüber so scherzen könne, erwiederte er:

„Warum nicht? Ist der prosaische Kerl wohl eines Mitleids werth? Starb er, der so durchaus gar kein Verdienst hatte, als daß er erklecklich viel siegelte, nicht wenigstens in seinem Berufe, indem er die Wahrheit auf's Neue besiegelte: daß man dergleichen dumme Wetten unterwegs lassen soll? So bleibt er uns stets als warnendes Beispiel im Gedächtniß, während, wäre er auf dem Bette gestorben, kein Hahn mehr nach ihm gekräht hätte. — Stehen Sie auf, Bester, ziehen Sie sich an, wir wollen ihn besuchen, — er liegt in meiner ehemaligen Malerkammer unter dem Garderobezimmer, — darauf frühstücken und dann eine Promenade machen, denn mir ist doch etwas flau und katzenjämmerlich zu Muthe!"

Ich that, wie er geheißen; wir besuchten den Verstorbenen, zwar Jeder anfänglich mit andern Gefühlen, doch vereinigten sich dieselben, nachdem wir uns darüber verständigt, zu einem, nämlich dem: der aufrichtigsten Theilnahme an seinem Schicksale sowohl, als an dem der Braut, der diese verhängnißvolle Nacht ein verhängnißvolles Leben zu verkünden schien, was aber bis heute, nach 23 Jahren, sich nicht bewahrheitete.

Man würde unsern Freund wieder falsch beurtheilen, wenn man nach seiner Erzählung auf seine Gleichgültigkeit und Untheilnahme am Vorfalle schließen wollte.

Er mochte im Augenblick nicht wenig davon frappirt ſein, liebte es aber nicht, ſich unangenehmen Gefühlen hinzugeben, ſuchte ſich im Gegentheil möglichſt hinaufzuſchrauben, und glaubte auch vielleicht durch ſeine komiſche Erzählungsweiſe mich weniger zu tangiren.

Verkennen wird der aufmerkſame Leſer aber nicht, daß mein Schluß des dritten Abſchnitts in Bezug auf Hoffmann:

„Haß Allem, was auf mich im Leben ſtörend einwirkt!“

ihm auch bei dieſer Scene zur lebendigſten Anſchauung gekommen ſein wird und mit vollem Rechte auch dieſen ſiebenten Abſchnitt ſchließen darf.

VIII.

Julia. — Verlobungsscene, wobei Einer stürzt. —

Es ist nun wohl an der Zeit, jenen Gegenstand von Hoffmann's Anbetung dem Leser vor Augen zu führen, der, wie im dritten Abschnitte bemerkt wurde, ihn als Lebensprinzip während seines bamberger Aufenthalts nährte, leitete, stärkte, ergötzte, erschütterte, und endlich zu Boden warf

Es war dies Julie M..., ein Mädchen von sechzehn Jahren, als er sie kennen lernte, blühend und mit einer natürlichen, kräftigen Bruststimme ausgerüstet. Sie ward Hoffmann's Schülerin.

Ihre Mutter, gegenwärtig mit ihrer zweiten verheirathete Tochter in Petersburg lebend, erkannte bald Julia's Talent und sah bei ihrer routinirten Weltbildung wohl ein, wie ersprießlich der Gesangunterricht unsers Freundes ihren beiden Töchtern werden könne.

Bei Hoffmann's vielseitigen Kenntnissen, seiner Laune, seinem Witze konnte es nicht fehlen, daß aus dem Hauslehrer bald ein Hausfreund ward.

Derselbe konnte nicht nur musiciren, er konnte zeichnen, malen, trefflich erzählen, französisch und italiänisch parliren ꝛc. — was Wunder, daß ein solcher Tausendkünstler, der in Soiréen, die Madame öfters zu geben pflegte, herrlich zu gebrauchen war und sehr bald sich Eingang zu verschaffen wußte.

Der Musikunterricht ward von Seiten des Freundes mit höchstem Eifer täglich in diesem Hause geübt, und seine Schülerinnen belohnten ihn dafür durch strengste Aufmerksamkeit, volles Zutrauen und schnelle Fortschritte.

Julia ward aber bald sein Liebling; auf sie verwandte er seinen ganzen Fleiß, sie ward sofort, ohne daß sie anfänglich etwas davon ahnte, der Gegenstand seiner Bewunderung, seiner Liebe.

Sie sehen, und, war er nicht bei ihr, von ihr sprechen war seine größte Seligkeit, wie ich im dritten Kapitel bereits dem Leser berichtet.

Diesem schwebt aber höchst wahrscheinlich die Frage auf der Zunge: „war denn diese Angebetete ein so überirdisches Geschöpf, daß sie einem in der Welt versuchten, erfahrenen Manne wie Hoffmann, mit seiner Persönlichkeit, den Kopf so völlig verrücken konnte?“

Die Beantwortung dieser Frage fällt mir sehr schwer, theils weil ich fürchten muß, viele seiner Verehrer aus ihrem Traumhimmel zu reißen, und theils weil ich dadurch den das Haupt unsers Freundes umleuchtenden

Nimbus verjage und ihm dafür einen recht schönen feinen Filzhut nach neueſter Façon aufſetzen muß. Der dem Leſer verſprochenen Wahrheit bin ich aber dieſe Opfer ſchuldig.

Fräulein Julia war ein recht hübſches, blühendes, liebenswürdiges Mädchen, wie wir deren übrigens in Reſidenz- wie in Provinzialſtädten wohl öfters finden. Ja, der nüchterne anatomirende Verſtand würde ſogar gefunden haben, was unſer Freund nicht fand, daß jene etwas über die Gebühr gefüllten und gerötheten Wangen eher den Pinſel der niederländiſchen, als der italiäniſchen Schule beſchäftigen könnten, und daß das Embonpoint des Körpers ebenfalls eher in den Gemälden eines Rubens als eines Raphael anzutreffen ſei.

Was ihre intellektuelle und ſittliche Bildung betrifft, ſo muß bekannt werden, daß ſie allerdings einen recht natürlichen Verſtand, ein wahrhaft kindliches Gemüth beſaß, das unbedingt ihrem Lehrer, als ſolchem, ergeben war, keineswegs aber den poetiſchen Funken in ſich bewahrte, den Hoffmann ſo oft der Welt verkündete, den er zwar leuchten ſieht, der aber nur der Widerſchein ſeines eignen iſt.

Hoffmann's Phantaſie, die eben ſo geneigt war, das Sinnliche wie das Geiſtige ſtets zu potenziren, ſchuf ſich ein Ideal aus dem vorhandenen Stoffe, das in ſeiner Phantaſie lebte, bis zu ſeinem Tode wirkte und, zeugend, gleiche Kinder ſchuf.

Seine Liebe zu Julien kann man einen fixen Wahnsinn nennen, da sie nicht durch das geringste Entgegenkommen von Seite der Geliebten erwiedert, ja, in späterer Zeit vielleicht bemitleidet ward. Profanen mußte sie ein Gegenstand des Spottes werden, wenn sie sich beide Liebende gegenüber dachten, Hoffmann's Freunden aber, die fähig waren, ihn ganz zu durchschauen, ein Gegenstand des Aergers und Bedauerns, wenn sie die Blößen oft wahrnahmen, die er zeigte, und welche nicht das reine Bild platonischer Liebe erblicken ließen.

Eine tüchtige Portion Sinnlichkeit hatte im Hause seiner Phantasie Platz genommen, wie er dies dem scharfsinnigen Leser seiner Schriften nur zu oft verräth, namentlich im „Hunde Berganza" bei mehrern Stellen, besonders bei Beschreibung der famosen Hochzeitsnacht. *)

Meine Vorstellungen gegen dies sich mir nicht selten kundgebende Gefühl fruchteten nicht nur nichts, sondern erbitterten den Freund, da der Verrath ihn bald darauf schmerzte, und er zu dem Bekenntniß seiner Schwäche nie gelangen konnte noch mochte.

Er blieb sich gern selbst ein Räthsel, vor dessen Auflösung er sich stets fürchtete, und auch von mir verlangte er, daß ich es als eine heilige, unauflösbare Hieroglyphe betrachten möchte. — Ich ließ ihn daher

*) S. Phantasiestücke, 4te Aufl. 1. Band. S. 241—243

in seinem schönen Wahn, da ich einsah, daß ein plötzliches Zerreißen des geheimnißvollen Vorhangs ihn nur auf das Schmerzlichste verwunden würde, ohne je eine Heilung vorauszusehen.

Wäre es übrigens geschehen, und es mir möglich gewesen, ihm das nackte Bild seines Zustandes vor Augen zu stellen: — ich bin überzeugt, die Welt wäre um eine Menge seiner Phantasiestücke ärmer!

Ein Paar Jahre vergingen unserm Freunde in süßer Qual, bis eine Katastrophe eintrat, die ihn bis in das tiefste Innerste erschütterte und ihm den vollen Wermuthsbecher reichte.

Ein junger, reicher Kaufmann, G..... aus Hamburg, lernte Julia kennen, verliebte sich und warb um ihre Hand. Der Mensch war, trotz seiner Jugend, das Bild eines Greises, ein ausgemergeltes Menschenmodell, die Male fleischlicher Begierden lagen auf Stirn, Augen und Wangen, und die Imbezillität seines Geistes leuchtete aus jedem gesprochenen Worte. — Hoffmann beschreibt ihn im Berganza selbst treffend genug und ohne Uebertreibung*), so daß sich der Leser mit diesem Bilde begnügen kann.

Diese Mumie sollte nun dem frischen Lebensbaum angeschlossen werden, und der Teufel in der Gestalt des Erdgeistes feierte auch hier einen seiner vielen Triumphe.

*) Phantasiestücke. 1. Band, S. 235 – 236.

Madame, deren Vermögensumstände, wie Hoffmann versichert*), die Verbindung mit dem jungen Fat wünschenswerth machte — die Zuflüsterungen von Seiten klügelnder Verwandten, brachten es dahin, daß die blühende Tochter dem Mammon als Opfer anheimfiel.

Die Verlobung ward begangen und vier Tage darauf Hoffmann mit mir und einigen Verwandten zu einer Nachfeier nach Pommersfelden, vier Stunden von Bamberg, eingeladen.

Am Abende dieses Tages schreibt Hoffmann in sein Diarium:

„Mit den Verlobten. Die Stimmung ist in ein decrescendo übergegangen, und ich sehe ein, daß ein großes Phantasma mich täuschte**)."

Wie dies decrescendo erzeugt und das Phantasma vor unsers Freundes Augen trat, soll dem Leser in Folgendem gesagt werden:

Pommersfelden, das Besitzthum des kunstliebenden Grafen von Schönborn, bewahrt bekanntermaßen einen wahren Kunstschatz in seiner trefflichen, großen Gemäldegalerie, die in vielen einzelnen Gemälden mit den Galerien zu Dresden und München wetteifert. Kunstkenner, die diese Galerien, besucht und genau kennen,

---

*) Phantasiestücke. 1. Band, S. 237.

**) S. Hitzig's Biographie Hoffmann's. 2. Theil. S. 45.

ſind darüber einig, daß die fragliche des Sehenswerthen noch genug darbietet.

Die Sammlung ward alſo auch von den Verlobten und ihren Gäſten am Vormittag in Augenſchein genommen und bewundert; nur dem Herrn Bräutigam erging es wie dem Stier vor dem neuen Thore.

Die von ihm erſehnte Stunde, die zum Diner rief, erſchien, und an der Tafel war der Mann in ſeinem Elemente.

Unſinnige Urtheile über Kunſt überhaupt, und über die geſehenen Kunſtgegenſtände, wurden zu meinem Erſtaunen von dem ſehr timide geſtimmten Freunde angehört, verſchluckt, zum Theil aber auch ſelbſt beſcheiden berichtigt, eingedenk des Sprichworts, das mit den Wölfen zu heulen befiehlt. — Den Flaſchen wurde tüchtig zugeſprochen, Toaſte auf das Wohl der Verlobten ausgebracht, denen Hoffmann mit ſeinem Glaſe zwar Beſcheid that, jedoch mit höchſt bezüglichen und anzüglichen Blicken auf Braut und Bräutigam, der dem mitgenommenen Flaſchenkeller nächſt Hoffmann und mir gewaltige Breſche verſetzte.

Die Geſichter des Bräutigams und Nebenbuhlers fingen an zu glühen; diverſe verzwickte Reden von Seiten des letztern, und ziemlich indecente Späße des erſtern mochten die Frau Mama, ſogleich nach eingenommenem Deſert, wohl zu dem Vorſchlage veranlaßt haben, einen Gang in den Garten zu verſuchen.

Mit ſichtbarer Anſtrengung erhob ſich der Bräutigam von ſeinem Sitze, der Braut den Arm bietend. Hoffmann und ich ſchlenderten hinter dem Brautpaar her, die übrige Geſellſchaft folgte gruppenweiſe.

Kaum im Hofe vor dem Schloſſe angekommen, bemerkten wir, daß der Herr Bräutigam gewaltige Winkel, bald rechts, bald links, ausmaß, und die Braut kaum im Stande war, ihn zu halten. Ein derber Ruck geſchah, der die arme Julia niederzureißen drohte: — Hoffmann ſprang, ſie zu halten, hinzu, ich auf die Seite des Sinkenden; allein zu ſpät, — der Sturz war geſchehen, und der Ehekandidat lag, alle Viere von ſich ſtreckend, auf dem Erdboden.

Julia erblaßte, rang die Hände, die Geſellſchaft verſammelte ſich im Kreiſe um den Geſtürzten, Hoffmann glühte vor Zorn, und ſich gegen mich wendend, entfuhren ihm die mit lauter Stimme geſprochenen Worte: „Sehen Sie, da liegt der Sch—hund! Wir haben doch auch getrunken, wie er, uns paſſirt ſo etwas nicht! Das kann nur ſo einem gemeinen, proſaiſchen Kerl paſſiren!“

Alles erſchrak bei dieſen, mehr ſchreiend als redend ausgeſtoßenen Worten. Julia warf Hoffmann Blicke der Verachtung zu, der Mutter entfuhren heftige Vorwürfe. Das Phantasma, das ihn bisher getäuſcht, glaubte er als ein Geſtändniß in Julia's Blicken und Geberden zu leſen; das decrescendo ſeines Liebelebens

fuhr als Blitz aus heiterer Luft in sein Inneres. Er stand einen Augenblick wie niedergeschmettert, dann erhob er sich aber und entfernte sich mit schnellen, festen Schritten.

Der Gestürzte wurde in ein Bett gebracht, — die Gesellschaft zerstreute sich, und mißvergnügt fuhr Jeder, wie er mochte, ohne sich um den Andern zu bekümmern, nach Hause.

Hoffmann betrat Julia's Haus seit dieser Scene nie wieder.

Vier Monate darauf war Hochzeit. Julia folgte ihrem Gatten nach Hamburg. Die Ehe war eine höchst unglückliche. Nach dem Tode des reichen Kaufmanns gab Julia zum zweiten Male einem ditto reichen Manne die Hand.

Die Glossen zum Texte mache der Leser.

IX.

Der Hund Pollux und der Hund Bergania.

Des andern Tages in der Frühe, nach jenem Auftritte, kam Hoffmann zu mir, reichte mir die Hand und deklamirte aus „Wallenstein" mit Pathos:

„Es ist entschieden, nun ist's gut, — und schnell
Bin ich geheilt von allen Zweifelsqualen;
Die Brust ist wieder frei, der Geist ist hell,
Nacht muß es sein, wo Kreisler's Sterne strahlen!"

Nach einem tief ausgeholten Seufzer sagte er:

„Ja, — nun ist's gut! — das war ein teuflischer Tag! — Verfluchtes, gemeines Volk! — O hätt' ich Bamberg nie gesehen! — O Julia! Julia! Warum mir dieser Blick! — Spiegelfechterei der Hölle, sie wird sein Weib!" — — u. s. w.

Auf meine Vorstellungen, sich zu beruhigen, in sich zu gehen und zu bekennen, daß der Augenblick ihn überrascht habe, sagte er:

„Und wenn auch überrascht! Habe ich Unwahrheit gesprochen? Hörten Sie Madames verrätherische Worte über Undank? — Mir das! Wem gebührt Dank,

mir oder ihr?!“ — und nun definirte er, was Dank oder Undank sei, fast ganz mit denselben Ausdrücken, wie er sie im „Berganza“ wiedergegeben*); dann fuhr er weiter fort:

„Ich werde Ihnen ein vortreffliches Buch schreiben, ein ganz vortreffliches, — die Welt wird erstaunen und damit zufrieden sein!“ —

Hoffmann intendirte nämlich schon lange vor jenem Vorfalle, Reminiscenzen aus seinem bamberger Leben niederzuschreiben, und, sobald er die Stadt verlassen, sie herauszugeben.

Bruchstücke, wie sie ihm einfielen, wurden zu Papiere gebracht, und der Auftritt in Pommersfelden, nun zunächst Gegenstand seiner Beschäftigung. — Aber über die Art, wie er die sämmtlichen Fragmente aneinanderreihen, einkleiden und zu einem Ganzen verbinden sollte, konnte er nicht einig werden.

Eine Aventüre mit dem Hunde Pollur reichte ihm auf einmal den Schlüssel.

Madame Kauer, die Besitzerin des Gasthauses zur Rose, besaß einen großen Haushund: Pollur genannt, ergraut vor Alter, oder, wie Hoffmann meinte, vor bittern, gemachten Erfahrungen während seiner Lebenszeit. „Er schaute mit überaus klugen Augen,“ — wie derselbe ebenfalls ihn schilderte, — „in die Welt

*) Phantasiestücke. 1. Band, Seite 202.

hinein, verachtete sein ganzes Geschlecht, indem er sich nie mit demselben einließ, hielt sich vorzüglich zu gebildeten Menschen," und ward deshalb auch Hoffmann's Freund.

Dieser hatte ihn überaus lieb, richtete viertelstundenlange Monologe an ihn, gab ihm die leckersten Bissen und nahm ihn, wo es geschehen konnte, überall mit. — Der Hund gewöhnte sich so sehr an ihn, daß er fast mehr in Hoffmann's Wohnung, als in der seiner Herrin, die gerade der seinigen gegenüber lag, zubrachte. — War unser Freund nicht zu Hause, oder dessen Thür verschlossen, so setzte er sich mitten auf den Theaterplatz und schaute stundenlang und unverwandt nach dessen Dachstübchen hinauf, bis er entweder eingelassen ward oder der Protektor herabkam, ihn zu einem Spaziergange mitzunehmen. Das geschah fast täglich, wenn Hoffmann seinen gewöhnlichen Gang nach Bug antrat.

Eines Tages — so berichtete mir der Freund am andern — vermißte er, als er mitten im Parke, der nach Bug führt, sich befand, den treuen Hund, der ihm auch unaufgefordert stets zu folgen pflegte. Er hoffte, was öfters geschah, daß er ihm nachlaufen werde; allein vergebens. Hoffmann war den ganzen Tag über mißvergnügt und verließ eben so Abends, nach Aufgang des Mondes, den Ort, in sich gekehrt, langsam durch den Park wandelnd. — Er war schon ein paar

Schritte vor dem Standbilde des heiligen Nepomuk vorüber, als er mehrmals hinter sich stöhnen und winseln hörte. Hinzutretend fand er seinen Pollux zusammengekrümmt am Fuße der Statue. Er glaubte wirklich, der Hund würde verscheiden; doch gelang es ihm nach und nach durch Liebkosungen, daß Pollux alle seine Kräfte zusammennahm und ihm bis zu seiner Herrin folgte.

Andern Tages besuchte mich Hoffmann, mir zu verkünden, daß er nun endlich Form und Einkleidung der Scenen aus seinem bamberger Leben gefunden habe und nun gleich morgen rasch an's Werk gehen wolle.

Er erinnerte sich bei diesem Hundeabenteuer des Gesprächs der beiden Hunde Scipio und Berganza in Cervantes' Erzählungen. Schnell wurden dieselben noch einmal gelesen, und beschlossen, auf diese Weise seine Bruchstücke dialogisirend zu bearbeiten.

In wenigen Wochen war die ganze Arbeit vollendet, und es war beschlossen, sie im Verlage von Kunz herauszugeben.

Am 18. März 1813 ward ein Vertrag von Hoffmann und Kunz darüber aufgesetzt, der seiner Originalität wegen nicht für unwürdig befunden ward, in den Brockhaus'schen „Blättern für literarische Unterhaltung" abgedruckt zu werden, aus welchen ihn Hitzig in dem Hoffmann'schen Lebensabriß wieder aufgenommen hat*).

*) Theil II, Seite 27 und 28.

Hoffmann theilte mir bald sein Manuskript zur Durchsicht und zu etwaigen Bemerkungen mit. Wie erstaunte ich aber, als ich fand, daß er noch Pfeffer auf das Salz gestreut, d. h. die auf Bamberg und seine Bewohner bezüglichen Stellen doppelt gewürzt hatte. Ich erklärte ihm, daß es nicht möglich sei, bei meiner Stellung zum Publikum und zu Freunden, das Manuskript so abdrucken zu lassen, daß das von mir Gestrichene ganz wegbleiben, und das auf andere Weise Bezeichnete gemildert werden müßte. Er war darüber sehr unzufrieden, da die Zahl solcher Stellen ziemlich bedeutend war, auch sich das Manuskript um mehrere Bogen dadurch verminderte.

„Wollen wir lieber das Ganze streichen!“ sagte er. „Meinethalben,“ erwiederte ich, obwohl es mir damit eben so wenig Ernst als ihm war.

Nach einigen Tagen übersandte er mir mit einem Billet den revidirten Berganza, mit der Bemerkung, daß er nun auf das Bestimmteste erkläre, keine Zeile mehr zu ändern, wozu er sich aber späterhin doch geneigt finden mußte.

Der von mir aufbewahrte ursprüngliche „Berganza“ sieht demnach ganz anders aus, als der abgedruckte, und es wäre allerdings von Interesse, das Manuskript dem Leser in seiner *ersten* Gestalt mitzutheilen.

Doch möge dieß immer noch, des lieben Friedens wegen, unausgeführt bleiben. Damit der geneigte Leser

einen ungefähren Begriff vom unverkürzten Berganza erhalte, ſtehe hier eine Stelle des Ganzen, die derſelbe mit dem gedruckten Buche, nach der zweiten Auflage von Seite 190 bis 225, gefälligſt vergleichen wolle.

„„Berganza. Hätt' ich denn mit meinem treuen Gemüth für alles Gute und Wahre, mit meiner tiefen Verachtung alles Oberflächlichen, allem Heiligen entarteten Weltſinnes, der die Menſchen jetzt mehrentheils befängt, all die köſtlichen Erfahrungen, einen Schatz ſogenannter Lebensphiloſophie, ſammeln können, träte ich auf in ſtattlicher Menſchengeſtalt? — Dank Dir Teufel! der du das Herenöl unwirkſam auf meinem Rücken braten ließeſt! Nun liege ich unbeachtet als Hund unter dem Ofen, und Eure innerſte Natur, Ihr Menſchlein, die Ihr ohne Scham und Scheu vor mir entblößt, durchſchaue ich mit dem Hohn, mit dem tiefſten Spott, den Eure ekle leere Aufgedunſenheit verdient. — Du willſt etwas ſagen? — Schweige dieſesmal und höre weiter. — Cäcilia wurde von der Mutter und von all' den wunderlichen Geſichtern, die in das Haus kamen, mit vollen Backen gelobt und geprieſen; die Mutter ſprach vorzüglich von dem ganz eignen Weſen, von dem tiefen Kunſtgefühl und behandelte ſie feierlich, wie die zur Kunſt geweihte. Die ganze Tendenz von Cäciliens Unterricht und ihrer Beſchäftigung ging darauf hin, ſie zur Künſtlerin, wie es nur eine geben kann, zu bilden. Das gefiel mir gar wohl, denn ich

merkte ja deutlich, wie in Cäciliens kindlichem, herrlichem Gemüthe die Kunst den heiligen Funken entzündet hatte, und ich dachte lebhaft an jene schönere Zeit, wo die Berufenen aus dem gemeinen Leben und seinen niederdrückenden Umgebungen hinaustraten in den höhern Lichtkreis, den die Natur ihnen angewiesen hatte.

Die Mutter gewann ich schon deshalb lieb, weil, wenn manche Aeußerungen über Kunst und Künstlerleben mich oft auch eiskalt anwehten, doch dies Anerkennen und Hegen und Pflegen des wahren Kunsttriebes mir schon der höchsten Achtung werth schien. So wie Du es dir denken kannst, mein Freund, befand ich mich ganz wohl im Hause, und da die Mutter einen gewissen Hang zum Sonderbaren nicht unterdrücken konnte, sei es auch nur der Ostentation wegen, so wurde ich nebenher auch von ihr mit mancher freundschaftlichen Aeußerung des Wohlwollens beehrt.

Um so auffallender war es mir daher, als einmal Cäcilia, die Abends wunderschön, so recht aus dem Herzen gesungen hatte, weinend in ihr Zimmer trat. Ich sprang ihr entgegen, da faßte sie mich mit beiden Händen beim Kopfe, und indem sie mich mit ihrem hellen, freundlichen Auge, in dem noch eine Thräne glänzte, anblickte, sagte sie: „Ach, ach! — sie verstehen mich nicht — Keiner — die Mutter auch nicht! — Darf ich denn mit dir reden, du guter Hund, recht so wie ich's meine im Herzen? Ach! ich kann es ja doch nicht aussprechen —

und könnt' ich es auch, du würdeſt mir ja doch nicht antworten; aber auch nicht wehe thun.

Ich. Das Mädchen wird mir immer intereſſanter.

Berganza. Gott der Herr, dem ich meine Seele empfehle, an der der Verruchte keinen Theil haben ſoll, ungeachtet ich ihm wahrſcheinlich den Noble venetien verdanke, indem ich mich ſchon ſo lange auf der großen Weltmaskerade umhertreibe — ja! Gott der Herr hat die Menſchen gar mannichfaltig geſchaffen. Die unendliche Varietät der Doggen, Spitze, Bologneſer, Pudel, Möpſe iſt gar nichts gegen die ſpitzen, ſtumpfen und aufgeworfenen, gebogenen Naſen, gegen die zahlloſen Variationen der Kinne, der Augen, der Stirnmuskeln, und denn nun die unterſchiedlichen Sinnesarten und Anſichten und Meinungen — es iſt doch recht luſtig auf der Welt! —

Meine Dame verſammelte zuweilen literariſch-poetiſch-künſtleriſche Zirkel, und da konnt' ich recht ſehen, wie ſich das Volk in allerlei ergötzlichen, burlesken Sprüngen der wildgewordenen Proſa durch einander trieb. Die traurigſte Rolle ſpielte ein alter Mann, dem ſie, da er von vornehmen Eltern geboren, und etwas mit dem Crayon kritzeln und auf der Violine ſchaben konnte, in jüngern Jahren eingebildet hatten: er verſtehe was in der Kunſt. Er hatte es endlich geglaubt und nun ſo lange von ſich ſelbſt keck behauptet, bis es auch Andere glaubten, ja bis der Monarch, dem er in vornehmen

Aemtern diente, selbst in der irrigen Ueberzeugung, ihn an die Spitze der Kunstanstalten setzte. Das konnte er nun freilich nicht, der großen Imbezillität wegen, die sich bald offenbaren mußte; indessen datirte er von dieser Zeit seines höchsten eingebildeten Glanzes die kurze Periode des goldnen Zeitalters der Kunst, und schimpfte gewaltig grob auf Alles, was nachher ohne sein Zuthun, und ohne die ihm eingeprägten Ammenregeln der Profession zu beachten, gefertigt worden, und sogar auf ältere, gediegene Werke, die er mit den bekannten Floskeln: „als die Kunst noch in der Wiege lag — Mißgeburten — ausschweifende Phantastereien" abzufertigen pflegte. Seine Kunsturtheile hatten das bequeme Schema: „zur Zeit, als der wahre Geschmack in vollem Glanze herrschte, stand ich, so zu sagen, an dessen Spitze, in mir konzentrirte sich daher der allein richtige Geschmack, ich bin es gewissermaßen selbst, mein Urtheil darüber also das allein wahre; was ich daher für gut erkenne, ist wahrhaft gut, so wie das schlecht sein muß, was ich verwerfe." — Der Mann war im Umgange wie seine Periode mittelmäßig und langweilig, aber in seinen künstlerischen Versuchen, die er noch nicht ganz aufgeben konnte, und die natürlicherweise höchst betrübt ausfielen, eben so ergötzlich, als in seinem komischen Eifer gegen Alles, was über seinen kleinen Duodez-Horizont hinausragte. Die Dame vom Hause bewies ihm viel Achtung und entzog ihn oft dem wohlverdienten Spott

unger Kiekindiewelt, die freilich jenes goldne Zeitalter und die lang verhallten Orakelsprüche geradezu nicht achten wollten. Ich würde ihn nicht sehr bemerkt haben, wenn nicht auch Cäcilia sehr an ihm gehangen und eben wieder in dem Schönthun mit dem alten Pantalon, der sonst, wie ich glaube, gut war, bis auf seine fixe Idee, die ihn bissig und unerträglich machte, ihre herzige Kindlichkeit bewiesen hätte. Ja — ja, der Mann war im sechsten Alter. —

Ich. Recht, Berganza:

Das sechste Alter
Macht den besockten hagern Pantalon,
Brill' auf der Nase, Beutel an der Seite;
Die jugendliche Hose wohl geschont,
Die Welt zu weit für die verschrumpften Lenden.
Die tiefe Männerstimme umgewandelt
Zum kindischen Diskante pfeift und quäkt
In seinem Ton!

Berganza. Bravo, mein Freund! ich merke, du hast deinen Shakspeare wacker auf der Zunge; doch wieder zu meiner Gesellschaft. Außer dem Alten waren noch obligat: der Musiker, der Cäcilien unterrichtete, ein Professor der Philosophie*) und ein unentschiedener Charakter.

---

*) Hoffmann meint hier den in Würzburg verstorbenen Philosophen Professor Klein, den vorzüglichen Schüler Schelling's, und eifrigen Verbreiter seiner Lehre, hinlänglich bekannt durch seine Schriften: „Anschauungs- und Denklehre" — „Philosophie, Religion und Sittenlehre" u. s. w.

Ich. Was willst Du mit dem unentschiedenen Charakter sagen?

Berganza. Nicht anders kann ich den Mann bezeichnen, dem ich nie adhören und abmerken konnte, was er eigentlich meinte, und ich gedenke der drei überhaupt nur, um ein Gespräch unter ihnen anzuführen, das mich ganz besonders anregte. — Der Musiker sah die ganze Welt in dem Widerschein seiner Kunst, und er schien schwachen Verstandes, weil er jede flüchtige Aeußerung des Wohlgefallens an derselben für baare Münze nahm und die Kunst so wie den Künstler überall hochgeachtet glaubte. Der Philosoph, in dessen jesuitisch-faunischem Gesichte sich der wahre Hohn über das gewöhnliche Thun und Treiben, das ihm in frühern Jahren, aus einsamer Klosterzelle gesehen, so wichtig gedäucht hatte, spiegelte, traute dagegen Keinem und glaubte an den natürlichen Ungeschmack, wie an die Erbsünde. Der Musiker hatte sich wieder einmal rechte Mühe gegeben, Cäcilien, deren innerer Sinn vielleicht mit Recht dem widerstreben mochte, zur Produktion ihres Talents anzuregen; es gelang ihm, und er erhielt von Madame viele angenehme, schmeichelhafte Worte, die ihr überhaupt mehr, als es dem wahren Gemüth eigen, zu Gebote standen. Ganz entzückt darüber, wie er es denn nur gar leicht werden konnte, eilte er auf den Philosophen zu, der mit dem unentschiedenen Charakter im Fenster stand und in die dunkle

Nacht hinausſchaute. „Ha!“ rief er aus, — doch erlaube mir, daß, um das läſtige: antwortete er, hierauf erwiederte, hierauf ſagte, zu vermeiden, ich gleich in der Geſprächsform ſelbſt erzähle. — Läßt Du mein Geſpräch mit Dir drucken, ſo muß dies Geſpräch im Geſpräch gehörig eingerückt werden.

Ich. Ich ſehe, lieber Berganza, daß Du Alles mit Kenntniß und Einſicht behandelſt. Zu merkwürdig ſind Deine Worte, als daß ich ſie nicht gleich dem zweiten Campuzano wieder erzählen ſollte. Dein Geſpräch im Geſpräch ordne wie Du willſt, denn mir ahnt's, daß ein aufmerkſamer Verleger dem Setzer einen wahren Floh ins Ohr ſetzen wird, damit er ja alles gehörig, wie es dem Leſer wohlgefällig und leicht in das Auge tritt, einrichte.

Berganza. Alſo das Geſpräch.

„Der Muſiker. Ha, was für eine herrliche Frau — wie viel tiefen Sinn für die Kunſt, — welches Hinausſchreiten aus der gemeinen Alltäglichkeit, — wie verſtändig zieht ſie Cäcilien heran zur würdigen Prieſterin der Kunſt!

Der unentſchiedene Charakter. Ja, das muß man ſagen: Madame iſt ganz außerordentlich für die Kunſt portirt; ſie hat viel Foible dafür.

Der Profeſſor der Philoſophie. So? — So? — Glaubt Ihr das wirklich, Ihr Leute? — Und ich ſage: nein! — nein! — ich behaupte das Gegentheil!

Der unentſchiedene Charakter. Nun freilich, ſo mit dem Enthuſiasmus, wie unſer muſikaliſcher Freund da denkt, möchte wohl — Há? — Há? —

Der Profeſſor der Philoſophie. Ich ſage Euch — dort der große ſchwarze Hund unter dem Ofen, der eben jetzt ſo verſtändig dreinſchaut, als hörte er uns zu, ſchätzt und liebt die Kunſt mehr, als die Frau, der es Gott verzeihen möge, daß ſie ſich etwas aneignen will, was ihr ganz fremdartig iſt und ewig bleiben wird. Ihre eiskalte Bruſt wird nie erwärmt, und wenn anderer Menſchen Herz bei'm Hinausſchauen in die Natur, in das All der Schöpfung überſtrömt von heiligem Entzücken, da fragt ſie, wie viel Grad Hitze wir haben nach Réaumur, und ob es wohl noch regnen dürfte. So kann auch die Kunſt, dieſe Mittlerin zwiſchen uns und dem ewigen All, das wir nur durch ſie ahnten, nie in ihr einen höhern Gedanken entflammen. Sie, mit all' ihren Floskeln und Phraſen, mit all' ihrem Thun und Treiben, lebt im Gemeinen — im ganz Gemeinen. — Sie iſt proſaiſch — proſaiſch, — infam proſaiſch!" —

Die letzten Worte hatte der Profeſſor, mit den Händen um ſich fechtend, ſo laut herausgeſchrieen, daß im Geſellſchaftsſaale beinahe Alles in Aufruhr gerieth, um den Proſaismus, der wie ein tückiſcher Feind ſtill und liſtig angeſchlichen war, und den des Profeſſors lautes Feldgeſchrei verrathen hatte, nun mit vereinter Macht

zu bekämpfen. Der Muſiker war ganz verblüfft ſtehen geblieben, der unentſchiedene Charakter nahm ihn aber bei Seite und ſagte freundlich ſchmunzelnd ihm in's Ohr:

„Freundchen! was halten Sie von des Profeſſors Worten? — Wiſſen Sie denn, warum er ſo gräßlich eifert, warum er ſo mit Proſaiſch, — mit Eiskälte um ſich wirft? — Há? — Há? — Sie geſtehen, Madame iſt für ihre Jahre noch ziemlich friſch und jugendlich; nun da hat, — lachen Sie herzlich! — da hat der Profeſſor ihr unter vier Augen durchaus gewiſſe philoſophiſche Sätze erklären wollen, die ihr zu ſchwierig waren, ſie ſchlug den beſonderen philoſophiſchen Kurſus, den der Herr Profeſſor mit ihr machen wollte, überhaupt gänzlich aus, und das hat er denn nun ſehr übel genommen und ſchimpft und ſchmäht. — Was ſagen Sie? — Há? — Há? — Hm — Hm! — "

„Sehen Sie mir das Bocksgeſicht, — nun bin ich wieder feſt in meiner Meinung," erwiederte der Muſiker, und Beide miſchten ſich unter die Geſellſchaft.

Ich. Wahrhaftig, das Ding iſt pittoresk, aber ich merke den Teufel!

Berganza. Ich war nun ſelbſt höchſt zweifelhaft geworden, aber bald merkte ich ſo hin und wieder, der Profeſſor möge trotz ſeines verunglückten philoſophiſchen Kurſus wohl nicht ganz Unrecht haben. Cäcilien wurde nach und nach jeder Genuß irgend eines poetiſchen Werks als ſchädlich unterſagt, obgleich ihre durch die Kunſt

angeregte Phantaſie darnach lechzte. Die Uebungen im Geſange wurden auch immer ſparſamer. Madame bekam öfters Briefe, die ſie merklich aufheiterten, da ſie ſonſt oft übler Laune geweſen. Endlich erſchien der erwachſene Sohn von Madame, und mit ihm der älteſte Sohn aus dem bedeutenden Handelshauſe der benachbarten Reichsſtadt, in welchem Auguſt (ſo hieß Madames Sohn) ſo lange geweſen war, um die Handlung zu erlernen. Mir waren beide Menſchlein auf den erſten Blick zuwider, vorzüglich aber erregte George, mit ſeinem von frühen Ausſchweifungen verzogenen Geſichte, mein großes Mißfallen. Madame kündigte dem Zirkel ſeine Ankunft mit vielem Pomp an und machte vorzüglich bemerkbar, daß er ein in ſeinem Fache äußerſt gewandter junger Mann ſei, der ſein ſo äußerſt bedeutendes Vermögen mit jedem Jahr durch glückliche Spekulationen vermehren werde. Dieſe gewichtige Ankündigung war nöthig, um George vor dem lauten Spotte zu ſichern, den ſein linkiſches Betragen, ſeine bis zum Ekel widerholten Erzählungen nichtsbedeutender Dinge ſonſt veranlaßt haben würden. Er hatte ſichtlich früher an dem Uebel gelitten, das den armen Campuzano in's Hospital der Auferſtehung brachte, und dieſes, ſo wie eine Jugendſünde, mochte nachtheilig auf ſeinen Verſtand gewirkt haben. Seine ganze Phantaſie war mit Handel und Wandel erfüllt; außerdem pflegte er höchſtens noch gemeine Begebenheiten zu erzählen, die ſich

in seinem kleinen Familienkreise zutrugen, und dann, wie Leute von schwachem Verstande zu thun pflegen, die handelnden Personen bei dem Vornamen nennend, als allgemein gekannt vorauszusetzen, und ungeachtet er wissen konnte, daß in dem Zirkel fremder Personen Jedem die Glieder der illustern Familie und ihre Chronik unbekannt sein mußten. Zur Würze des Gesprächs dienten ihm, war er unter Männern, die niedrigsten Zoten, wie ich sie kaum in Wachstuben und gemeinen Schenken hörte, welche er mit sichtlichem Behagen und großer Freude nicht aufhören konnte zu erzählen. Waren Damen zugegen, so rief er diesen oder jenen Mann in die Ecke des Zimmers, und machte durch ein schallendes Gelächter bei'm Schlusse der leisen Erzählung der Gesellschaft bemerkbar, daß das wieder ein ganz verfluchter Spaß gewesen sei. Alles Uebrige, und vorzüglich das, was sich nur im mindesten auf Kunst bezog, war ihm höchst langweilig und zuwider. Du kannst denken, lieber Freund, daß dieser unsaubere Geist bei den höher Gesinnten des Zirkels einigen Abscheu und Ekel erregen mußte; Madame stellte daher die größern Versammlungen ein, und begnügte sich mit einem kleinern Zirkel, den ich den Zirkel der Verschwornen nennen will.

Ich. Warum den Zirkel der Verschwornen?

Berganza. Allegorisch genommen! — George näherte sich Cäcilien, und, wie ich bald bemerkte, im Einverständnisse mit der Mutter. Er wußte durch an-

ſcheinend unbedeutende, aber mit der Erfahrung des Lüſtlings wohlberechnete Liebkoſungen, ihre Sinnlichkeit zu reizen; er wußte durch manche leicht verhüllte Zote ihre Neugierde auf gewiſſe Geheimniſſe zu leiten, die nun mit unheimlicher, magiſcher Gewalt ſie umfingen, und begierig zog die unbefangene kindliche Seele, einmal in den verderblichen Kreis hineingelockt, den giftigen Dunſt ein, von dem betäubt ſie ſich willig als Opfer der unglückſeligſten und ſchändlichſten Konvenienz hingeben ſollte.

Ein Geſpräch meiner Dame mit einer Verwandten aus dem Kreiſe der Verſchwornen brachte mich ganz in das Reine. Sie wünſchten ſich einander Glück, daß ſich die Sache ſo planmäßig, ſo wie von ſelbſt zu machen ſchiene, daß kein Wort der Ueberredung an Cäcilien verſchwendet werden dürfte, da ihre Verbindung mit George doch nun einmal Madames Vermögensverhältniſſe wegen nöthig ſei. — Es traf ein! — Cäcilia hatte noch nie geliebt, ſie nahm die aufgeregte Sinnlichkeit für jenes hohe Gefühl ſelbſt, und konnte das ſiedende Blut jenen göttlichen Funken, der ſonſt in ihrer Bruſt glühte, auch nicht verlöſchen, ſo glimmte er doch nur mühſam fort und loderte nicht mehr auf zur reinen Flamme. Die engelreine Cäcilia war für immer vergiftet, und wehe ihr, wenn ſie einſt der feindliche Dämon mit dem herbſten Lebensüberdruß umſtrickt und ſie dann erſt die Schlange im Buſen fühlt! —

Was soll ich nun noch weitläufig sein? George etablirte sich am Orte; ein herrliches Haus war gekauft und auf das Eleganteste meublirt. Aus Mahagonyschränken blickten der Braut kostbare Kleider, Shawls und was weiß ich mehr entgegen, in denen George's dürrer, abgemergelter Leichnam natürlicherweise verschwinden mußte. — Madame hielt philosophische Reden über das wahre Glück in der Ehe, das vorzüglich in einem überreichlichen Auskommen läge, und wie das gute Herz, so wie George eins unter dem ächt englischen Gilet trüge, alle übrigen Eigenschaften eines sogenannten gebildeten Mannes, wie z. B. Verstand, Sinn für das Höhere im Leben, für Poesie und Kunst, hinreichend ersetze. — Was das aber für ein Ding ist, solch ein gutes Herz, sobald der damit ausgestattete Mensch alles Uebrigen entrathen kann, was ihn denn doch eigentlich in das wahre Leben führt, das die Natur ihm bereitet, ist schwer zu sagen. —

George wurde nun mit jedem Tage vertraulicher und zugleich ekelhafter; ja er entblödete sich nicht, in den gröbsten Andeutungen von dem, was er schon genossen, so wie von dem ihm bevorstehenden Genusse bei seiner Braut sogar an öffentlichen Orten zu schwatzen, wodurch er sich jedem nur irgend gebildeten Manne verächtlich machte. — Genug, der Hochzeitstag war endlich da, und meine Geschichte ist zu Ende, denn bewiesen habe ich, wie eine Frau, der man Verstand und Geist

keinesweges absprechen konnte, Jahre lang den Sinn für Poesie und Kunst zu affektiren wußte, bei der ersten Gelegenheit, wo sie das Leben antrat, und die Kunst ein Opfer verlangte, das überreichlich vergolten kein Opfer gewesen wäre, aber die lästige Maske abwarf und sich ungemein im Gemeinen bezeigte.

Ich. Ach, ach! Berganza, eine ganz ähnliche Geschichte hat sich vor Kurzem hier zugetragen, nur sind Deine Charaktere greller, und das, was dort böser Wille war, geschah hier mehr aus Schwäche und Unverstand — doch Deine Katastrophe weiß ich immer noch nicht?

Berganza. Die ist nun, nachdem das wichtigste vorüber, mit wenigen Worten bald erzählt u. s. w.

X.

Phantaſieſtücke in Callot's Manier. — Jean Paul's Vorrede dazu. — Student Anſelmus.

Berganza ſollte anfänglich als ein für ſich beſtehendes Büchlein in die Welt geſchickt werden. Nach gegenſeitiger Ueberlegung aber ward beſchloſſen, die früher in der „Leipziger muſikaliſchen Zeitung" abgedruckten Aufſätze, als: Don Juan, Ritter Gluck, Beethoven's Inſtrumentalmuſik ꝛc., da dieſe doch dem größern Publikum bisher noch unbekannt ſeien, mit Berganza zu vereinigen, und für die noch folgenden Bändchen jene Arbeiten hinzuzufügen, die Hoffmann noch unter der Feder hatte, oder mit denen er ſich noch in der Idee herumtrug.

Nun ward über den Titel berathſchlagt, der anfänglich: „Bilder nach Hogarth" heißen ſollte, aber bald aus dem Grunde verworfen ward, weil nicht alle Aufſätze den Titel rechtfertigten.

Mir fiel, da mit einem Künſtlernamen der Titel nun einmal geſchmückt werden ſollte, Callot ein, deſſen vollſtändiges Werk ich in meinen Jugendjahren zu

Leipzig in der berühmten Bretzner'schen Kupferstichsammlung hatte kennen lernen. Ich machte Hoffmann darauf aufmerksam, der aber bisher wenig oder nichts von Callot gesehen hatte, noch wußte, und bestimmte ihn, die ziemlich zahlreichen Callot'schen Blätter, welche sich, obwohl nicht in den besten Abdrücken, in der hiesigen von Stengel'schen Sammlung befanden, anzusehen.

Nach deren Besichtigung kehrte Hoffmann voll Enthusiasmus und Entzücken über den Meister zurück und entwarf sogleich den die Phantasiestücke eröffnenden Aufsatz „Jacques Callot", und der Entschluß stand fest, das Buch „Phantasiestücke in Callot's Manier" zu nennen.

Nun schlug ich vor, der schnellern Bekanntwerdung des Buches halber, den mir befreundeten Jean Paul zu bitten, eine Vorrede dazu zu schreiben, worauf Hoffmann aber anfänglich nicht eingehen wollte. Es bedürfe deren nicht, meinte er, sein Buch werde sich schon selbst vertreten und Eingang zu verschaffen wissen, und lange dauerte es, bis ich endlich durch vieles Zureden seine Einwilligung erhielt.

Alsbald ward von mir eine Reise nach Bayreuth unternommen, um Jean Paul mündlich mit meiner Bitte zu grüßen. — Daselbst angekommen, verfügte ich mich Vormittags zu demselben; mein Gesuch ward aber im ersten Augenblicke rein abgeschlagen.

„Ich bedaure sehr," sagte Jean Paul, „Ihre Bitte nicht gewähren zu können, da ich mir fest vorgenommen, zu keinem Buche mehr eine Vorrede zu schreiben. Zweimal nur in meinem Leben that ich dies, nämlich zu Dobeneck's Sagen und Kanne's Urkunden der Geschichte, wofür ich aber von Letzterm schlecht belohnt ward." — Hier erzählte er mir den Vorgang der Sache, die mir aber leider nicht mehr genau im Gedächtniß ist. Dann fügte er hinzu: „Ihnen zu Liebe als Verleger würde ich aber doch vielleicht von meinem Vorsatze Umgang nehmen, wenn zu einer Vorrede nicht gehörte, daß man sie auch mit Liebe für den Verfasser schreiben müsse, und diese kann ich für Hoffmann nicht hegen, da mir durch meine Frau, die ihn früher in Berlin kennen lernte, Dinge erzählt wurden, welche Hoffmann's Herz in keinem vortheilhaften Lichte darstellen." — Nur angedeutet wurden mir diese Dinge, die mich muthmaßlich darauf hinführten, daß eine Freundin von Jean Paul's Gattin irgend ein Verhältniß mit Hoffmann gehabt habe, bei dem er die Pflicht der Dankbarkeit verletzt haben müsse.

Jean Paul, der mir die Ehre erwies, meine Einladung zu einem Diner in meinem Gasthofe anzunehmen, wünschte übrigens das Manuskript bei sich zu behalten, es zu durchblättern, um es mir Mittags wieder zu übergeben. — Das war früh 10 Uhr. Um 1 Uhr trat derselbe in mein Zimmer mit den Worten: „Das

Manuſkript bringe ich nicht mit, das bleibt bei mir; denn ich ſchreibe die Vorrede, und hoffentlich eine recht gute und wahre! Wie konnte ich mir einbilden, daß das Buch ein ſo überaus vortreffliches wäre; ich gratulire Ihnen zu dem gefundenen Schatze!"

Ueber Tiſch ergoß ſich Jean Paul in Lobeserhebungen über Hoffmann's Geiſt und verkündete, was ſpäter eingetroffen, daß er einſt in Deutſchland einen bedeutenden Namen als Schriftſteller gewinnen werde.

Die Vorrede*) ſah unſer Freund nicht früher, als bis ſie, gedruckt mit dem Buche ſelbſt, ihm nachgeſandt wurde, da er vor deren Eingang im Manuſkripte Bamberg bereits verlaſſen hatte.

Er war aber keineswegs mit derſelben zufrieden, indem Jean Paul — ſo ſchreibt er — ſie nicht objektiv genug gehalten und ſich mit ſeinem (Hoffmann's) Ich zu ſehr beſchäftigt habe, was ihm nichts angehe, ſich aber allerdings ſehr rührend ausnähme; bei einer zweiten Auflage verbäte er ſich indeſſen deren Wiederabdruck, — und dergleichen mehr.

*) Jean Paul überſandte ſie mir erſt unterm 18. Februar 1813 mit den Worten: „Hier folgt die ſchon im November vollendete Vorrede, welche durch den trefflichen „Magnetiſeur" nur noch einen kleinen Zuſatz (von Lob) erhielt. Ich habe vielleicht, um die Unparteilichkeit eines Vorredners wenigſtens von einer Seite zu behaupten, eher zu wenig als zu viel gelobt. Ich freue mich ſehr auf die Gallot'ſche Nachkommenſchaft." —

Mir war übrigens, und gewiß jedem unbefangenen Leſer, die Vorrede aus der Seele geſchrieben und ein Meiſterſtück ihres Verfaſſers. — Späterhin wurde auch Hoffmann ſelbſt geneigter dafür geſtimmt, da alle Urtheile in öffentlichen Blättern ſich in dem Jean-Paul'ſchen concentrirten und grade jene Stellen, die ihm mißfielen, als bezeichnend hervorgehoben wurden.

Nur darin ſtimmte ich dem Freunde vollkommen bei, daß der gewählte Titel offenbar adäquater, als der von Jean Paul vorgeſchlagene: „Kunſtnovellen", ſei; denn Novellen ſind es — auch dem ausgedehnteſten Begriffe nach, nicht, und wenn der Vorredner ſagt: „Callot's Maler- oder vielmehr Dicht-Manier herrſcht weder mit ihren Fehlern, noch, einige Stellen ausgenommen, mit ihren Größen im Buche": ſo ſcheint mir dies ein Verkennen des eigentlichſten Weſens Callot's ſelbſt zu ſein, da Jeder, der deſſen Werke genau ſtudirt hat, gerade hierin die Identität Callot's und Hoffmann's erkennen wird. — Eher würde zugegeben werden dürfen, daß an Geiſt und Tiefe des Gedankens der Letztere über Erſterm gar oft ſtehe, und der Vorwurf „poetiſcher Zerbildnerei" Hoffmann ſelten, hingegen Callot oft treffe.

Auf vorbeſchriebene Weiſe entſtanden nun die Phantaſieſtücke und die Vorrede zu denſelben; bemerkt muß aber noch werden, daß das Niederſchreiben letzterer zwar ganz im Geiſte Jean Paul's, jedoch nicht von ihm

ſelbſt, ſondern von ſeinem Freunde „Otto" geſchah, durch welche Bemerkung die gewählte Form dieſer Vorrede gerechtfertigt und dem Leſer verdeutlicht wird.

Bei der zweiten Auflage dieſes Buches wurde das romantiſche Spiel in drei Aufzügen: „Prinzeſſin Blandine", auf meine Veranlaſſung weggelaſſen, weil ich es als zu ſchwach in Verbindung mit dem übrigen Inhalt der Phantaſieſtücke hielt und desfalls einen gleichen Ausſpruch Hoffmann's darüber ſchon bei der erſten Auflage benutzte, den der Leſer in den angehängten Briefen finden wird. — Wem nun aber jede Zeile von Hoffmann Reliquie dünkt, wie die neueſte Zeit davon Kunde giebt, den verweiſen wir auf die erſte Auflage, wo im 4. Bande Seite 150—277 dies romantiſche Spiel abgedruckt ſteht.

Wie nun jene Blandine als Hoffmann's ſchwächſtes Produkt bezeichnet werden muß, ſo darf man hingegen das Mährchen aus dem 3. Bande der Phantaſieſtücke: „der goldene Topf", wohl als ſein beſtes bezeichnen, und es wird dem geneigten Leſer nicht unangenehm ſein, zu erfahren, was den erſten Impuls zu demſelben gab.

Hoffmann fand ein Jahr vor ſeinem Abgange von Bamberg ein Buch in meiner Bibliothek: „Menſchliches Elend. Aus dem Engliſchen des James Beresford überſetzt von Adolph Wagner. Nebſt Gegenbeweiſen aus den Kupfern von J. A. Kanne. 2 Theile.

Bayreuth, Lübeck 1810.", das ihn so sehr ergötzte, daß er es wohl ein halb Dutzend Mal durchlas, Auszüge daraus machte und mir mittheilte, wie in ihm durch dieses Buch der Gedanke aufgegangen sei, einen Charakter in Form einer Novelle darzustellen, der gleichsam vom Schicksal verdammt sei, wo er gehe und stehe, Unglück zu erleben und um sich zu verbreiten. Zur lebendigen Anschauung sei ihm dieser Charakter durch ein hier lebendes Original geworden, dessen Namen zu nennen, mir der Leser aber bis jetzt noch nicht zumuthen wolle.

Um mir einen deutlichen Begriff zu machen, wie dieser Mann durch ein unbegreifliches Fatum bestimmt sei, auch im konventionellen Leben an sich lauter Widerwärtigkeiten zu erfahren und um sich her anzurichten, wolle er mir nur eine so eben niedergeschriebene Szene mittheilen, wo derselbe in Gesellschaft von ein paar geputzten Damen, die er am Arme führe, über den hiesigen großen, reinlichen Maximiliansplatze gehe, auf welchem sich aber nur eine einzige unbedeutende Pfütze befände; in diese müsse er treten, sich und die beatlasten Damen von unten bis oben bespritzend.

Hoffmann entwarf später noch mehrere höchst komische Szenen, die er mir vorlas, und ich darf behaupten, daß sein Original im Kopfe mit dem im Leben treulich Hand in Hand ging.

Ich machte ihm aber die Bemerkung, daß dies alles

recht schön und ergötzlich zu lesen wäre; allein der tiefer schauende Leser würde denn doch eine rein poetische Auffassung eines solchen Charakters verlangen und eine befriedigende Pointe am Schlusse des Ganzen schmerzlich vermissen. Er sah dies auf der Stelle ein, und seit dieser Aeußerung wurde, was mir leid that, keine Zeile weiter geschrieben. — Andere Dinge kamen dazwischen, die ihn dem ferneren Nachdenken über diesen Gegenstand entzogen, und so wurde an diese Arbeit bis zu seiner Abreise von Bamberg nicht weiter gedacht.

Erst in Dresden faßte er die Idee wieder auf und verarbeitete sie zu einem Mährchen, wie der geneigte Leser aus dem angehängten Briefe Hoffmann's von da, unterm 19. August 1813, des Weitern ersehen wird.

XI.

Hoffmann's Wohnung und Nachbarschaft. — Häusliches Leben. — Abgang von Bamberg.

Nur einmal wechselte Hoffmann während seines Hierseins seine Wohnung, und dies gleich wenige Wochen nach seiner Ankunft, wo er die bezog, in der er bis zu seinem Abgange von Bamberg verblieb. — Eine Menge Fremde, die sich für unsern Freund interessiren, lassen sich immer noch zu derselben führen und betrachten wenigstens von Außen das Stübchen, in welchem Kreisler-Hoffmann lebte, komponirte, dichtete und phantasirte, und das Fenster, aus welchem der Geniale sich mit seinen blitzenden Augen täglich nach dem Wetter umsah und behaglich sein Pfeifchen rauchte.

Diese Wohnung liegt auf dem Theaterplatze, dem Theater selbst schief gegenüber. Der Besitzer des kleinen schmalen, aber freundlichen Häuschens ist der noch lebende, pensionirte Hofmusikus Wahrmuth. Ein Stübchen parterre wird von diesem bewohnt, ein ditto über demselben von dessen Familie, und endlich über

dieſem hauſte unſer Freund mit ſeiner Gattin. Ein Dachfenſter zeigt ſich noch den Blicken des Fremden. Das war Hoffmann's Schlafzimmer. — In dieſer, obwohl beſchränkten Behauſung befand er ſich doch recht bequem und behaglich und lebte mit ſeinen Hausleuten in ſtetem Frieden und gutem Einverſtändniſſe. Noch in mehreren ſeiner Briefe an mich gedenkt er derſelben mit Achtung und Liebe.

Sein Duodezſtübchen gab ihm oft, wenn ich zu ihm kam, Stoff zu komiſchen Einfällen, und beſonders war es ein viereckiges, etwa zwei Schuh breites Loch in der Decke, aus dieſer in das obere Schlafſtübchen führend, das ihn ſtets auf komiſche Weiſe beſchäftigte, und von dem er die wunderlichſten Dinge berichtete.

Der Hausbeſitzer hatte vor, dieſes Luftloch, das das Stübchen keineswegs zierte, zumauern zu laſſen; allein Hoffmann litt dies durchaus nicht, weil die Späße, die er mit demſelben trieb, dann aufgehört hätten. Es diente ihm nicht nur, wenn er z. B. ſich im Schlafzimmer befand, und die Frau unten war, zur Konverſation mit derſelben; ſondern auch zu allerlei komiſchen Ueberraſchungen, die er ihr, bald durch das Hinabhängen eines langen Handtuchs oder Hinabwerfens eines Stiefelpaars und dergleichen, bereitete.

So friedlich das Innere des Häuschens unſerm Helden erſchien, ſo unbequem und ſtörend wirkte auf ihn die Nachbarſchaft ein, und ich war oft Zeuge

Univ. Bibl. München

seiner bösen Laune, die in ihm durch diese Nachbarschaft erweckt wurde. —

Im Sommer besonders, wenn die Fenster geöffnet waren, störte der Lärm des Platzes überhaupt, vorzüglich aber die musicirende Nachbarschaft, ihn sehr in seinen Arbeiten, und voll Unmuth warf er mehr als einmal die Feder an die Wand und lief zum Hause hinaus, dem nahegelegenen Theresienhaine zu. — Er selbst entwirft davon in den „Phantasiestücken“ *) ein ganz getreues Bild, das wir dem Fremden, der vor seinem Hause steht, zur besseren Orientirung hier wiedergeben: „Nun könnte ich nach Hause gehen und meine neue Klaviersonate vollenden; aber es ist noch nicht eilf Uhr und eine schöne Sommernacht. Ich wette, neben mir beim Oberjägermeister sitzen die Mädchen am offnen Fenster und schreien mit kreischender, gellender, durchbohrender Stimme zwanzigmal: Wenn mir dein Auge strahlet — aber immer nur die erste Strophe, in die Straße hinein. Schräg über martert einer die Flöte und hat dabei Lungen wie Rameau's Neffe, und in langen, langen Tönen macht der Nachbar Hornist akustische Versuche. Die zahlreichen Hunde der Gegend werden unruhig, und meines Hauswirths Kater, aufgeregt durch jenes süße Duett, macht dicht neben meinem Fenster (es versteht sich, daß mein musikalisch-poetisches

*) Theil I, Seite 45 und 46.

Laboratorium ein Dachſtübchen iſt), der Nachbars-Katze, in die er ſeit dem März verliebt iſt, die chromatiſche Skala hinaufjammernd, zärtliche Geſtändniſſe. Nach eilf Uhr wird es ruhiger; ſo lange bleib' ich ſitzen, da ohnedies noch weißes Papier und Burgunder vorhanden, von dem ich gleich etwas genieße. — Es gibt, wie ich gehört habe, ein altes Geſetz, welches lärmenden Handwerkern verbietet, neben Gelehrten zu wohnen; ſollten denn arme bedrängte Komponiſten, die noch dazu aus Ihrer Begeiſterung Gold münzen müſſen, um ihren Lebensfaden weiter zu ſpinnen, nicht jenes Geſetz auf ſich anwenden und die Schreihälſe und Dudler aus ihrer Nähe verbannen können? Was würde der Maler ſagen, dem man, indem er ein Ideal malte, lauter heterogene Fratzengeſichter vorhalten wollte! Schlöſſe er die Augen, ſo würde er wenigſtens ungeſtört das Bild in der Phantaſie fortſetzen. Baumwolle in den Ohren hilft nicht, man hört doch den Mordſpektakel; und dann die Idee, ſchon die Idee: jetzt ſingen ſie, — jetzt kommt das Horn ꝛc., der Teufel holt die ſublimſten Gedanken!"

Hoffmann's häusliches Leben mit ſeiner Gattin war ein glückliches, wenigſtens von keinem Unfrieden geſtörtes zu nennen. —

Sie war einfach, beſcheiden, anſpruchslos, gutmüthig und bei dem Wechſel ſeiner Laune duldend und nachgiebig; in geiſtiger Beziehung aber mit ihm durchaus nicht in Rapport ſtehend, was zu ſeinem häus-

lichen Glücke übrigens auch nichts hätte beitragen können, da er gelehrte Frauen haßte. — Anführungswerth iſt aber eine Eigenthümlichkeit Hoffmann's, um ſo mehr, als Hitzig über dieſelbe ganz ſchweigt, wahrſcheinlich mit Abſicht, aus Schonung für die noch lebende Frau, oder unſer gemeinſchaftlicher Freund müßte nur hier und nicht in Berlin damit hervorgetreten ſein.

Ich kann keinen Anſtand nehmen, darüber zu ſprechen, weil ich aus Gründen kaum glaube, daß dieſer Aufſatz der Witwe Hoffmann's zu Geſicht kommen und, ſollte er es ja, die beſcheidene, anſpruchsloſe Frau nur die Wahrheit des Geſagten beſtätigen und leicht darüber hinweggehen werde.

Dieſe Eigenthümlichkeit beſtand in dem Streben, ſeine Frau als eine höchſt geiſtreiche, beleſene und kritiſchgebildete überall geltend zu machen, und beſonders bei mir verſuchte er dies auf die mannichfachſte Weiſe. — In der erſten Viertelſtunde eines eingeleiteten Geſprächs mit ihr war aber nun wahrzunehmen, daß ſie dies nicht ſei, und Hoffmann konnte nichts ſo ſehr beleidigen, als wenn er aus meinem und andrer Freunde Benehmen oder Aeußerungen ſchloß, daß ſie nicht dafür gehalten wurde.

Es war wirklich oftmals ſogar unerträglich, wie auf dieſe und jene Art er ſeine fixe Idee durchſetzen und die Freunde gleichſam zwingen wollte, an ſeine Frau wie an ein gelehrtes, kritiſches Evangelium zu glauben. —

Bei unſern oftmaligen Unterredungen und Diskuſſionen über Dichter und Dichterwerke war, wenn wir uns in unſern Meinungen nicht vereinigen konnten, ſein ſteter Refrain: „Genug, meine Frau iſt derſelben Meinung", oder: „meine Frau fällt mit mir über dieſes oder jenes Buch daſſelbe Urtheil" u. ſ. w., und damit ſollte jedesmal der Streit entſchieden ſein.

Oft gehörte von meiner Seite die höchſte Geduld und Schonung ſeiner dazu, über dieſe Arroganz hinüberzugehen, was mir nicht ſelten, ich geſtehe es, ſchwer ankam.

Noch heute iſt mir dieſer Zug ein Räthſel, obwohl Hoffmann ihn gemeinſchaftlich hat mit manchem geiſtreichen und gelehrten Manne, den ich kennen lernte. Ich erinnere mich z. B. derſelben Eigenthümlichkeit des im ſiebenten Abſchnitte erwähnten Dichters Wetzel und bei des großen, nun auch verewigten Feuerbach's Andenken. — Erſterer überſchätzte in intellektueller Beziehung ſeine Gattin auf gleiche Weiſe und gab dies eben ſo oft auf gleiche Weiſe kund, obwohl nicht zu läugnen iſt, daß ſie auf einer bedeutend höheren Stufe geiſtiger Kultur ſtand. Der Letztere machte mich auf ſeine mir noch unbekannte, vertraute Freundin aufmerkſam, die in München in ſeinem Hauſe gelebt und bei ſeinem Umzug nach Bamberg ihm bald folgen ſollte. — Nach Feuerbach's Beſchreibung durfte ich eine Rahel oder Bettina erwarten; ſie kam — und was fand ich? eine ganz

gewöhnliche Frau von zwar gesundem Verstande, aber sonst aller geistigen Schärfe und jedes kritischen Urtheils, so wie aller — oft mir angerühmten — Belesenheit ermangelnd.

„Wie erklärt Ihr, Oerindur,
Diesen Zwiespalt der Natur?"

Außer seinen Arbeitsstunden brachte Hoffmann nicht viel Zeit in Gesellschaft seiner Frau zu, liebte es aber sehr, wenn bei ländlichen Partieen oder bei Abendbesuchen, die er mir machte, er dieselbe mitnehmen konnte.

Solcher Abende, besonders Winterszeit, könnte ich dem geneigten Leser eine Menge vor Augen stellen. — Im Allgemeinen sei nur bemerkt, daß diese Abende gewöhnlich mit Lesen bis zur Tischzeit hingebracht wurden, nach dieser aber durch fröhliche Gespräche bei der Weinflasche oder Punschbowle bis gegen Mitternacht fortgesetzt wurden.

Von jenen Abenden, die außer seinem oder meinem Hause in der Rose — dem einzigen Gasthause, wohin Hoffmann ging — verlebt wurden, hat in früheren Abschnitten der Leser schon einen Begriff erhalten. —

Eigentlich krank und bettlägrig war unser Freund während seines hiesigen Aufenthalts nie; nur von Zeit zu Zeit litt er an heftigen Magenkrämpfen, von denen er sich immer selbst — freilich durch ein gefährliches Mittel — befreite. Er trank nämlich dann in kurzen Zwischenräumen ziemliche Portionen Cognac, Rum oder

Arak, und selten geschah es, daß länger als einen Tag der Krampf anhielt. Sein Arzt und Freund, Doktor Speyer, warnte ihn oft vor dieser Kur, die leicht einmal eine Entzündung des Magens hätte herbeiführen können; aber vergebens! Er fertigte ihn und mich immer mit dem Beispiele Friedrich's des Großen ab, dem der starke Kaffeegenuß als Gift geschildert worden sei und der bei seiner Methode und dem häufigen Genuß von Gewürzen dennoch ein hohes Alter erreicht habe.

* * *

Hoffmann sehnte sich nach jenem unangenehmen Auftritte in Pommersfelden ernstlich weg von Bamberg, traf deshalb einleitende Schritte, und den Bemühungen Rochlitz's gelang es endlich, ihm die Musikdirektor-Stelle bei der Joseph-Seconda'schen Operngesellschaft in Leipzig zu verschaffen.

Mitte März empfing er die Gewißheit darüber, am 21. April 1813 reiste der Freund von Bamberg ab — und ich sah ihn nie wieder!

* * *

Ein mit großem Fleiße ausgeführtes Bild in Farben, auf welchem er mich mit den Gliedern meiner Familie in ganzen Figuren abgebildet, und woran er über vier Wochen unausgesetzt arbeitete, hinterließ er mir zum Andenken. Er selbst hat sein sprechend ähnliches

Portrait am Fuße desselben angebracht, in Form eines aufgeschlagenen Buches; links sein Bildniß mit der Unterschrift: „Im Februar 1813"; rechts der Titel und die Worte: „Lichte Stunden eines wahnsinnigen Musikers. Ein Buch für Kenner. Bamberg, bei C. F. Kunz."

Dies ist wohl das größte und ausgeführteste Bild, das Hoffmann malte, und da, wie ich bis auf heutigen Tag überzeugt, die Theilnahme von Fremden, die diese Reliquie zu sehen verlangen, groß ist*), so könnte ich mich wohl einst entschließen, dies Bild lithographirt — besonders da er sich selbst auf keinem der vorhandenen so wohl getroffen hat — dem Publikum zu veröffentlichen.

*) Ein Franzose bot mir dafür im Jahre 1833 50 Louisd'or.

XII.

Rückblicke. — Fragmentarische Bemerkungen aus Hoffmann's Leben.

Die Hauptmomente aus unseres Freundes Leben während seines Aufenthaltes in Bamberg wären nun schmucklos, und wenn ich nicht irre, so dargestellt worden, daß der geneigte Leser sich leicht sein Charakterbild zusammensetzen kann, besonders wenn er die mit Wahrheit geschilderten Züge in Hitzig's Buch mit denen von mir gegebenen zusammenstellt. — Wiederholen mochte ich nicht, um so weniger, als das Gelieferte keine förmliche Biographie Hoffmann's, sondern nur Andeutungen aus seinem Leben in Bamberg geben sollte. — Das Wenige, was allenfalls noch zu besprechen, werde in nachstehenden Fragmenten mitgetheilt:

* * *

Seit vierzehn Jahren hat das Herz aufgehört zu schlagen, das für alles Große, Schöne und Edle im

Leben ſchlug; der Geiſt hat aufgehört zu wirken, der nach den höchſten Tendenzen intellektueller Entwicklung ſtrebte, — und großentheils vergebens rang, weil von Hoffmann's Geburt an, bis zu ſeinem Ende, das Schickſal ihm, wie ſo vielen Andern, einen gewaltigen Stein in den Weg legte, der ihm, überall ſeine Schritte hemmend, entgegentrat und ihn ſeine verfehlte Beſtimmung, wo er ſich hinwandte, erkennen ließ.

Eine Verſöhnung mit dem Schickſale dünkte es ihm zu ſein, daß der durch Krieg herbeigeführte Verluſt ſeiner Rathsſtelle ihm eine andere, geeignetere entgegenführte, wonach er von früher Jugend geſtrebt: die eines Muſikdirektors, welche ihm endlich durch Graf Soden, als Unternehmer des bamberger Theaters, angetragen ward.

„Ich kann Ihnen nicht beſchreiben, Freund," — äußerte er, — „welch ein elektriſcher Schlag mich bei dieſer Nachricht durchzuckte; ich ſah im Geiſte die mir vorgezeichnete Laufbahn hell erleuchtet, und ward, wie ich dies nie im Leben ſo mächtig gefühlt, ordentlich ganz religiös geſtimmt, weil ich die Hand der Vorſehung darin zu erblicken glaubte. Mir war es etwas Schmachvolles, ein Aktenmann zu ſein und zu heißen. So getäuſcht ich auch anfänglich hier worden bin, — thut nichts! — Ich muß doch durch! — Sie werden ſehen u. ſ. w."

Als abermals, nach vier Jahren, ihn Seconda für Dresden und Leipzig als Musikdirektor berief, jubilirte er auf gleiche Weise und erinnerte mich an die obigen, früher mir gemachten Aeußerungen, mit den Worten schließend:

„Meine Lehr- und Marterjahre sind nun in Bamberg abgebüßt, jetzt kommen die Wander- und Meisterjahre; — nun sitz' ich fest im Sattel!" —

Allerdings sind die verlebten Jahre in Bamberg seine Marterjahre zu nennen und, wie es mir scheint, wichtiger und einflußreicher auf ihn als Mensch und Schriftsteller gewesen, als Mancher glauben mag. — Die in ihm vorhandene Ironie ward hier auf das äußerste geschärft, und sein Haß gegen das Gemeine und Schlechte im Leben und Umgang in Ingrimm verwandelt.

Hoffmann sah wohl ein, daß er nicht geliebt und geachtet, sondern nur gefürchtet war, und daß sein Talent nur für Zwecke in Anspruch genommen ward, die in seinen Augen mit Recht zu den erbärmlichen gehörten. — Wenn, wie wir aus Hitzig's Schrift wissen*), er für den hier residirenden herzogl. bayer. Hof ein Fest-

*) Siehe Band II, Seite 13 — 15.

ſpiel dichten und komponiren mußte, ſo galt es damals, wie bis heute noch nicht: Geiſt und Gemüth erſchütternd zu erheben, über den flachen Boden die Leute aus ihren engen Räumen hinwegzutragen, ſondern ſie recht eigentlich darin zu erhalten, recht feſt zu nageln in ihrem bequemen Großvaterſtuhle häuslicher Miſeren, ihre Thränendrüſen ſo zu füllen, daß, wenn ſie auch bis ans Kinn in Waſſer ſaßen, ſie ruhig darin ſitzen bleiben durften.

Wurde Hoffmann zu Familienfeſten gezogen, ſo war der Einladungskarte gleich anzuſehen, was beabſichtigt wurde. — Nicht aus Achtung ſeiner Perſon geſchahen dieſe Einladungen, ſondern es wurde ſtets ein Nebenzweck damit verbunden, wie noch heutigen Tages es der Fall, wo der Geladene die genoſſenen Speiſen und Getränke mit der Münze ſeines in Anſpruch genommenen Talentes oft theuer genug bezahlen muß! —

Mit welchen Hinderniſſen der arme Freund als Muſiklehrer zu kämpfen hatte, iſt bereits früher angedeutet worden, ſo wie andere Widerwärtigkeiten; in's Licht zu ſtellen iſt aber noch, daß er nur von ſehr Wenigen jene Anerkennung ſeines geiſtigen Werthes genoß, den der wahrhaft Gebildete immer ſchätzt und ehrt, unbekümmert um den Rang und die Stellung, die Genie und Talent in der bürgerlichen Geſellſchaft einnehmen. — Seine Meinung aber ward nicht ſelten

als vorlaut, und mit dem Charakter eines bloßen Muſiklehrers ſich gar nicht vertragend, bezeichnet, u. ſ. w., und ſo konnte es nicht fehlen, daß, wie geſagt, ein förmlicher Ingrimm ſich ſeiner bemächtigte, der ſich ſchon hier durch Rede und Schrift Luft zu verſchaffen ſuchte, und mehr oder minder in ſeinen ſpätern Werken nicht zu verkennen iſt. — Wenn daher Hoffmann vorgeworfen wird, daß in allen ſeinen Schriften eine gewiſſe diaboliſche Luft wehe, ſo wollen wir nicht unterſuchen, in wie fern oder in wie weit dies wahr oder nicht wahr ſei, wohl aber die Frage ſtellen: ob, hätte derſelbe Bamberg nie geſehen, eine heiterere Luft dem Leſer entgegenſtrömen würde?" — — und dieſe keck und unbedingt mit „Ja!" beantworten. —

* * *

Einen Freund, im eigentlichſten Sinne des Wortes, hatte Hoffmann außer mir hier nicht; ich war ihm in Bamberg das, was Hitzig ihm in Berlin war. Zwar theilten wohl ein halb Dutzend Bekannte ſeinen Umgang, und er nannte ſie und ſie ihn: Freund; doch war das gegenſeitige Verhältniß ein mehr ſociales und oberflächliches, wie Hoffmann dies gegen mich öfters bekannte.

Zu einer lobenswerthen Eigenthümlichkeit seines Charakters gehörte die Aufrichtigkeit, mit der er sich ein paarmal über das Wörtchen „Du" ungefähr wie folgt aussprach: „Wundern Sie sich ja nicht darüber" — sagte er mir einst — „Ihnen das „Du" nicht schon längst angeboten zu haben, — mein Herz trieb mich oft dazu; aber ich habe eine wahre Scheu dafür durch den Mißbrauch bekommen, der damit getrieben ward und wird. Bei'm Glase Wein gemachte Brüderschaft gilt mir nichts; sie muß von selbst entstehen und, als Pflanze in frühester Jugendzeit gepflegt, mit uns zum starken Baum heranwachsen. Darum nenne ich nur meinen Jugendfreund Hippel „Du" und später erworbene Freunde, wie z. B. Hitzig, „Sie", obwohl beide mir gleich hochstehen. Auch kann ich mich von der Idee nicht trennen, daß dem wahren, ächten, aber erst in vorgerückten Jahren geknüpften Freundschaftsbunde durch dies kleine Wort leicht Eintrag geschehen könne, weil es Fälle im Leben gibt, wo die gegenseitige Achtung, die wahre Freunde als Grundbedingniß stets unter sich zu bewahren wissen, leicht tangirt und verletzt werden kann."

Ich theilte ähnliche Ansichten mit ihm und fühlte noch höhere, von Seiten des Herzens ausgehende Bedingnisse, so wie das in allen Theilen gleiche Zusammenstimmen des ganzen Charakters als nothwendig dazu

gehörend, und so kam es, daß bei sonstiger höchster Vertraulichkeit dies Bruderwort zwischen uns nicht Eingang fand.

* * *

Hoffmann las sehr wenig, und was er las, mußte ausgezeichneten Werth haben. Von neuen Schriften nahm er nicht eher Notiz, als bis ich ihn auf diese oder jene merkwürdige aufmerksam gemacht hatte, welche ich ihm alsdann jederzeit vorlesen mußte. Er selbst ließ sich dazu selten bewegen, weil er wohl fühlte, daß er nicht gut las. Er trug unverständlich vor, indem er am Ende eines Satzes die Worte verschluckte, las viel zu schnell, besonders das, was ihn nicht vorzugsweise ansprach, dahingegen zog er die Stellen, von denen er ergriffen wurde, so in die Länge und accentuirte die Worte unter obligatem Gesichterschneiden so über die Gebühr, daß ich oft laut auflachen mußte; was er gar nicht übel nahm.

Ehe wir zu dem Entschluß gelangten, irgend ein Werk der neuern Literatur zum Lesegegenstand zu wählen, dauerte es lange. Stundenlang wählten wir oft in meiner Bibliothek unter mehrern tausend Bänden, ohne etwas zu finden, wie die Hoffmann'sche Stimmung es wünschte, und oft stellte er das geist-

reichste ihm dargereichte Werk wieder mit den Worten hin: „Alles nicht stomachal genug!“ Gewöhnlich war immer das Ende — das Zuflucht*nehmen* zur *älteren* Literatur, und Shakspeare, Calderon und Goethe halfen aus. — Von Ersterem liebte unser Freund vorzüglich seinen „Sommernachtstraum,“ der vielleicht ein halb Dutzend mal gelesen ward; eben so oft entzückte ihn „Rameau's Neffe nach Diderot von Goethe.“ Vor Allen aber Tiecks „Zerbino“ und „der gestiefelte Kater.“ Beide Mährchen des unvergänglichen Dichters waren Hoffmann's Lieblingsschriften. Aus beiden konnte ich ihm nicht oft genug vorlesen, er wurde ihrer nie satt, und ich bin der Meinung, sein herzliches, die Wände des Zimmers erschütterndes Lachen, bei Vortragung der humoristisch-komischen Stellen, wäre im Stande gewesen, selbst das naseweise, sogenannte „*Junge Deutschland*“, hätte es damals schon eine Nase gehabt, nasestübernd aus Deutschland hinaus zu jagen.

Der Lektüre von „Rameau's Neffen“ ist die Entstehung der „*Leiden eines Theaterdirektors*“ zu verdanken, zu welcher Arbeit Hoffmann schon hier den festen Entschluß faßte, mit mir Einzelnes besprach und niederschrieb.

Politische Blätter las er gar nicht; überhaupt kümmerte ihn Politik wenig, er mochte es nicht einmal leiden, ihm davon zu erzählen, und wenn wirklich etwas

Merkwürdiges zu berichten war, unterbrach er mich ſtets, hinzufügend: „Laſſen wir das, wir haben etwas Geſcheiteres zu reden!“

Auch um belletriſtiſche Zeitſchriften bekümmerte er ſich nicht, obwohl ich ſelbſt die vorzüglichſten für einen Journalzirkel hielt; ihm durfte ich ſie nicht ſenden, und nur hie und da bat er um etwas Elegantes oder Morgenblättliches für die Frau.

Kritiſche Journale aber haßte er ſogar, weil, wie er ſagte, man einen wahren Ekel dagegen bekommen müſſe, wenn man das handwerksmäßige und leidenſchaftliche Treiben kritiſcher Journaliſten ſo genau wie er kenne.

Dieſem Syſtem blieb er bis an ſein Ende treu, wie uns Hitzig berichtet*): „Gegen die öffentliche Kritik ſeiner Schriften war er gleichgültig. Wie überhaupt nichts Neues, ſo las er auch keine Zeitſchriften, und wenn man ihn von der Rezenſion eines ſeiner Werke ſagte, ſie mochte lobend oder tadelnd ſein, ſo bezeugte er nicht die geringſte Luſt, ſie zu ſehen. Dagegen freute er ſich ſehr, wenn Freunden, auf deren Einſicht er etwas gab, ſeine Sachen gefielen. Von dieſen nahm

*) Band II, Seite 318 und 19.

er mißbilligende Meinungen an, wenn er nur wußte, daß ſie ihn überhaupt verſtanden u. ſ. w.“

* * *

Wilibald Alexis ſagt in der Beurtheilung Hoffmann's als Dichter**): — — „Daher denn auch Verachtung und Spott aller Spielereien und Künſteleien, welche vom höchſten Wege in der Kunſt abziehen. Wenig Ergötzlicheres kann es geben, als die Zeichnung der muſikaliſchen und deklamatoriſchen, der Thee- und andern Geſellſchaften in den „Phantaſieſtücken“, wo die wunderlichſten und doch wahren Geſtalten ſich abquälen, zum Zeitvertreib und um zu glänzen, die Kunſt auf ihre Art zu behandeln. Es war natürlich, daß Hoffmann, der von heiliger Liebe für die Kunſt entflammt war, der unter ihrer Leitung höher und höher in das Reich, wo alles Aeußerliche vergeſſen wird, ſteigen wollte, daß Hoffmann mit Unwillen den vielfachen Mißbrauch, die unendliche Spielerei mit ſeiner Göttin anſehen mußte.“

Ueber dieſe ſeine Verachtung der Spielereien in der Muſik ward in ein paar Abſchnitten dieſes Aufſatzes geſprochen; ich will hier noch, als zu ſeiner Charakteriſtik

**) Daſelbſt Seite 342 und 43.

gehörig, auch der Verachtung erwähnen, von welcher er in Bezug auf die Schauspielkunst erfüllt war, wenn dieſe entheiligt ward oder werden ſollte.

Von vielen Seiten her wurde unſer Freund beſtürmt, ſeine Hand zur Errichtung eines Liebhabertheaters zu bieten. Auf keine Weiſe war er aber zu bewegen; von Zorn ward er entflammt, wenn man lange davon ſprach, und weder meine noch anderer Freunde Vorſtellungen und Bitten vermochten etwas. Wie er darüber denkt, hoffe ich am beſten durch Abdruck einiger Stellen eines Briefes aus Berlin vom November 1815 an mich zu bezeichnen:

„Daß Ihr den Wallenſtein und Sie den Friedländer gegeben, erfuhr ich ſchon acht Tage vor Empfange Dero geehrten Berichts de dato 20. Octobris. Ich habe Sie im Geiſte geſehen, da ich ja früher an den ſchönen Tagen in Aranjuez, wenngleich nur als Statiſt, auf Ihrem Zimmer oder im ſchönen Bug öfter mitagirt, indem ich Denenſelben beim Recitiren der Worte mit Dero ſtattlicher Deklamation: „Max bleibe bei mir“ ꝛc., öfters meine Schulter, die mich noch ſüß ſchmerzt, als Ruheplatz für Dero rechten Arm geliehen. —

„Es gibt im Menſchenleben Augenblicke“ und „Schnell fertig iſt die Jugend mit dem Wort,“ mit Flecks Organ geſprochen, klingt noch zu

Stunde in meinen Ohren wieder*) — — — — — — und waren Sie mit mir nicht immer der Meinung, daß ſelbſt Iffland im Wallenſtein doch eigentlich nur einen abgeſetzten königl. preußiſchen Kammergerichtspräſidenten repräſentirte? — — — — — So laſſe ich's mir übrigens gefallen. Einmal entſchuldigt der gute Zweck**) das Unternehmen, das andere Mal die Wahl des Stücks. — — — Was wird es Ihnen aber auch für Mühe gekoſtet haben, den Herren und Damen begreiflich zu machen, daß Herrn von Schiller's Verſe etwas wenigeres Anderes ſeien, als Herrn von Kotzebue's ſchmierige Proſa! und wie wird man ſich angeſtellt haben, die Jamben (dieſe Thiere mit einem kurzen und langen Fuß), klein zu kriegen! — — — — — So ein haarbuſchiger Liebhabertheatergeſell meint die Weisheit mit Löffeln gefreſſen, und, wenn er brüllend herumfährt und erkleckliche Geſichter ſchneidet, Wunder was gethan zu haben, ſelbſt wenn ihm zu einem Redner auch weiter nichts fehlte als das Zäpfchen im Halſe. Das genirt ihn und das Vettern- und Baſen-Publikum eben

*) Alles fernere Bezügliche auf mich und auf andere Darſteller laſſe ich aus leicht begreiflichen Gründen weg.

**) Wallenſtein's Tod ward von einer Geſellſchaft Dilettanten am 17. Oktober 1815 auf öffentlicher Bühne zur Feier der Völkerſchlacht bei Leipzig aufgeführt und die Einnahme zu wohlthätigen Zwecken verwendet.

so wenig, als der Nasenpolyp einen Andern ꝛc. — — — — — — — — Glauben Sie mir, theuerster Freund, daß all' Ihr Enthusiasmus, all' Ihre Liebe zur Kunst, all' Ihr Streben, die Leute für etwas Besseres zu bekehren, rein nutzlos ist, sie obstinat in ihrer Misere beharren ꝛc. — — — Drum, Liebster, das nicht wieder thu'! — Die Pfarrer, Kommerzienräthe, Fähnriche, Sekretärs und Husarenmajors lassen sich die Leute nun einmal durchaus nicht nehmen; sie meinen heute Anno 1815 immer noch, was Schiller 1797 sagte:

„Ja, ein derber und trockener Spaß, nichts geht uns darüber,
Aber der Jammer auch, wenn er nur naß ist, gefällt."

Und dem ist auch 1836 noch so! — Mit dieser Versicherung schließe ich meinen Aufsatz über Dich, mein seliger Freund! Mögest Du mir nicht zürnen!!

Anhang.

Acht Briefe Hoffmann's an den Herausgeber.

1.

Dresden, den 10. Mai 1813.

Vortrefflichſter!

Es iſt jetzt eine Zeit, in der ſich Neues an Neues drängt, ſo daß man nur das zunächſt Erfahrene erzählen mag; verlangen Sie daher nichts Umſtändliches über meine Fata bis zum 30. April. — Nur ſo viel, daß das herrliche Dresden ſelbſt in den kritiſchen Zeiten, ſelbſt in meiner übermißlichen Lage, mich ganz ermuthigte.

Schon den 26. April fand ich meinen alten Freund, den Kammermuſikus Morgenroth, der nichts Angelegentlicheres zu thun hatte, als mich in die Kirche zur Aufführung eines prächtigen, alterthümlichen Requiems von Haſſe zu geleiten. Aber noch eine größere Freude ſtand mir am Abend bevor; ich fand nämlich im Link'ſchen Bade meinen älteſten Jugend-, Schul- und akademiſchen Freund, den Staatsrath von Hippel, deſſen Herz noch ebenſo wie ſeit fünfundzwanzig Jahren, jetzt un-

ter dem Stern des Rothen-Adlerordens, ſich den Ergießungen der innigſten Freundſchaft überließ.

Daß ich des gemüthlichen, für deutſche Muſik empfänglichen Morlachi Bekanntſchaft machte, daß ich die „Veſtalin", „Il matrimonio secreto", eine Hauptprobe des „Cortez" hörte, und überhaupt in Kunſt und Muſik mich luſtig bewegte, ſind Nebenſachen, nachdem heute der 10. Mai angefangen. —

Den 30. April Abends über Tiſch bekam ich Antwort von Seconda, mit einem Wechſel von 70 Thalern und der Bitte, mich ſchleunigſt nach Leipzig zu verfügen, inſofern ſein Bruder länger als 14 Tage hier zu bleiben gedächte. Ich begab mich zum Signor Franz in ſein, mit den Bildniſſen von Opitz, Ochſenheimer, Thering u. ſ. w. (ſehr gut in Oel gemalt) geſchmücktes, Kabinet und erhielt den Beſcheid, nur ja nach Leipzig zu gehen, weil er bei der Anweſenheit des Kaiſers von Rußland und des Königs von Preußen vielleicht den ganzen Sommer über hier bleiben würde. — Den 2. Mai wollte ich daher mit der Diligence abreiſen, allein — keine Diligence — keine Poſt — keine Pferde — keinen Paß! — ich mußte bleiben.

Schon den 3. ging ungeheure ruſſiſche Bagage über die Elbe Tag und Nacht — den 7. verließ der Staatskanzler von Hardenberg mit den Staatsräthen Dresden, — den 8. rückte von früh 3 Uhr Artillerie durch, — um 10 Uhr ritt der König von Preußen durch die

Stadt, — um 11 Uhr brannte die Elbbrücke (der von Holz aufgerichtete Theil zur Communication, da wo die beiden Bogen eingesprengt sind) und beide Schiffbrücken, deren Kähne brennend die Elbe hinabschwammen, — der Kanonendonner erschütterte die Fenster der Häuser an der Elbe, — um 11½ Uhr ritt ein französischer Trompeter und ein französischer Uhlan durch die Straßen, Kavallerie, Infanterie folgte, und um 5 Uhr traf, unter dem Geläute aller Glocken und von verschiedenen Deputationen empfangen, Se. Majestät der Kaiser Napoleon mit zahlreichem Gefolge ein.

Die Russen blieben in der Neustadt, und nun ging ein Tirailliren mit Büchsen hinüber und herüber an, welches bis in die späte Nacht, und den 9. um 3 Uhr wieder anfing und den ganzen Tag bis in die Nacht dauerte.

Sie wissen, daß da, wo das Kreuz auf der Brücke steht, sich zwei steinerne Schilderhäuser befinden; hinter diesen, sowie hinter einigen Steinen, hatten sich russische Jäger postirt und schossen, so wie sich französisches Militair blicken ließ, herüber; ich befand mich auf dem Wall neben dem Theater und konnte sehen, wie sie anlegten, und wie der russische Offizier hin- und hersprang, um seine Feinde zu entdecken, und wie er eifrig dem versammelten, neugierigen Volke zuwinkte, sich zu entfernen. — Die Kugeln prallten am Schloßthore an, und eine Frau wurde schwer verwundet, so wie ein Knabe

erschossen. Den 9. hatten sich französische Jäger auf die Galerie und auf den Thurm der katholischen Kirche postirt und schossen munter hinüber; — jetzt flogen Kartätschenkugeln (die Russen hatten Geschütz aufgepflanzt) bis in den Neumarkt, und um 1½ Uhr platzte mitten auf dem Altmarkte eine hereingeworfene Granate. — Mit dieser Gefahr unbekannt, ging ich noch Vormittags um 10 Uhr an das Brühl'sche Palais und fand in der Nähe des Schloßthores mehrere Menschen, wurde aber in dem Augenblick von einer Kugel, die von der Mauer abschlug, am Schienbein, jedoch so matt getroffen, daß eigentlich nur meine neue Stiefelklappe verwundet wurde, ich aber nur einen blauen Fleck davontrug. — Die wie ein Geldstück plattgedrückte Kugel hob ich zum Andenken auf, und mit diesem Andenken gänzlich zufrieden, uneigennützig nicht noch mehr verlangend, entfernte ich mich ziemlich schnell und gab auch die Idee auf, den Wall zu besuchen, indem eben in den noch übrigen Schießscharten französisches Geschütz aufgefahren wurde.

An kein Amt, an keine Vesper war zu denken, denn die Kugeln zersplitterten die Fenster der Kirche und schlugen in die Thür ein, so daß schon in aller Frühe ein alter Mann auf der Kirchtreppe erschossen wurde; — in das Schloßthor fuhren zischend unaufhörlich Kugeln, — kurz in der ganzen Gegend konnte man den Tod der Neugierde sterben. — Die Nacht von gestern auf

heute haben die Russen die Neustadt verlassen, und die französische Armee geht, wie man sagt, in zwei Punkten ganz in der Nähe von Dresden, wo sie Schiffbrücken geschlagen, über die Elbe. —

Ob ich nun hier in Dresden bleiben, — wie und wann ich nach Leipzig gehen werde, das wissen die Götter; ich habe daher das theure Hotel verlassen und mir auf dem Altmarkt Nr. 13, bei Madame Vetter, vier Treppen hoch, ein höchst romantisches Stübchen, ganz in der Nähe des Uranus gemiethet, wo ich jetzt sitze und im stolzen Bewußtsein meines Heldenmuthes von ausgestandener Angst und Gefahr schreibe.

Uebrigens, geliebter Freund! haben Sie gar keine Idee von der Unruhe und von dem gräßlichen Tumult, der hier in diesen Tagen geherrscht hat, und eben deshalb ist der versprochene Aufsatz noch nicht fertig; dagegen folgt die Abschrift des Ritter Gluck*) anbei. — — — — In meiner jetzigen poetischen Wohnung ist es sehr ruhig, und ich hoffe daher (auf jeden Fall bleibe ich noch 8 Tage in Dresden), fleißig sein und Ihnen noch viele Specialia schreiben zu können.

Ihrer lieben Frau ꝛc. ꝛc. — Mein literarisches Handwerkszeug taugt den Teufel nichts, — wer vermag mit blasser Tinte und stumpfer Feder was Ordent-

*) Siehe Phantasiestücke 1. Band

liches zu schreiben, — aber es soll und wird Alles besser werden.

Stets unverändert

der Ihrigste.

2.

Dresden, den 19. August 1813.

Verehrtester!

Vorgestern erhielt ich Ihren lieben Brief durch Morgenroth. — Daß Ihnen der Magnetiseur*) zusagt, freut mich ungemein, da es mir den Beweis gibt, daß ich meine eigenen Sachen ziemlich richtig beurtheile! — Erinnern Sie sich denn nicht, daß ich Ihnen selbst sagte: es würde das Beste im Ganzen werden?**) Empfangen Sie in der Anlage, als Beweis meines Fleißes, den Schluß des Ganzen. — Die Katastrophe habe ich, da die Anlage weitschichtig genug, in kurzen, aber starken Zügen gegeben! — In keiner, als in dieser düstern, verhängnißvollen Zeit, wo man seine Existenz von Tage zu Tage fristet und ihrer froh wird, hat

---

*) Siehe Phantasiestücke 2. Band.

**) Das Mährchen: „der goldene Topf", war damals noch nicht geschrieben.

mich das Schreiben ſo angeſprochen, — es iſt, als ſchlöſſe ich mir ein wunderbares Reich auf, das, aus meinem Innern hervorgehend und ſich geſtaltend, mich dem Drange des Aeußern entrückte. — Mich beſchäftigt die Fortſetzung der „Phantaſieſtücke in Callot's Manier“ ungemein, vorzüglich ein Mährchen, das beinahe einen Band einnehmen wird. — Denken Sie dabei nicht, Beſter! an Scheherezaden und Tauſend und eine Nacht — Turban und türkiſche Hoſen ſind ganz verbannt — feenhaft und wunderbar, aber keck, in's gewöhnliche alltägliche Leben tretend, und ſeine Geſtalten ergreifend, ſoll das Ganze werden. So zum Beiſpiel iſt der geheime Archivarius Lindhorſt, ein ungemeiner, arger Zauberer, deſſen drei Töchter, in grünem Gold glänzende Schlänglein, in Kryſtallen aufbewahrt werden; aber am heiligen Dreifaltigkeitstage dürfen ſie ſich drei Stunden lang im Hollunderbuſch an Ampels Garten ſonnen, wo alle Kaffee- und Biergäſte vorübergehen, — aber der Jüngling, der im Feſttagsrock ſeine Butterſemmel im Schatten des Buſches verzehren wollte, an's morgende Collegium denkend, wird in unendliche, wahnſinnige Liebe verſtrickt, für eine der Grünen; — er wird aufgeboten — getraut — bekommt zur Mitgift einen goldenen Nachttopf mit Juwelen beſetzt; — als er das erſtemal hinein...., verwandelt er ſich in einen Meerkater u. ſ. w. — Sie bemerken, Freund! daß Gozzi und Faſſner ſpuken! auch werden Sie bei Leſung

des Ganzen wahrnehmen, daß eine frühere in Bamberg gefaßte Idee, die durch Ihre sehr richtigen Bemerkungen und Einwürfe nur nicht zur gänzlichen Ausführung kam, die Grundlage des Mährchens bildet*).

Mit meiner Gesundheit geht es besser, nur muß ich in diesem Augenblicke beinahe zu viel arbeiten, da schwere Oper auf schwere Oper folgt — „Iphigenia" — „Fanisca" — „Sylvana" — „Cortez": — es ist arg! — Mein Arzt hat das †††Nervenfieber befürchtet, indessen: der Sturm ist abgeschlagen! Uebrigens sind jetzt hier die Stufen: Ruhr — Nervenfieber — Tod! Vor zwei Tagen war ich noch so krank, daß ich wirklich daran dachte, ein schöner Engel zu werden, und heute habe ich das Billet an Nikomedes geschrieben und Alles in's Reine gebracht zum Absenden! —

Bei dieser Gelegenheit eine Bitte! — Ich bin zwar noch in Ihrer Schuld, da aber unsre Verbindung fortwährt, so wird es Ihnen nicht sehr darauf ankommen, mir auf folgende Art unter die Arme zu greifen, weil jede baare Zahlung dadurch weniger wird. — Ich soll nach des Arztes Vorschrift rothen Wein und zwar guten trinken. Könnten Sie mir wohl durch Assignation an einen hiesigen Weinhändler, mit dem Sie in Verbindung stehen, zu einem, anderthalb oder ein Paar Dutzend Flaschen, nicht zu theuern, aber guten —

*) Siehe Abschnitt X.

verhelfen? — Recht aufrichtig gesagt, kann ich es mir jetzt bei 10 Thalern Gehalt und enormer Theurung nicht anthun, Wein zu trinken. — Geht's nicht, so sagen Sie: nein, und damit gut. — Es sind Odiosa — kein Wort weiter! —

Schubert's Ansichten ꝛc. habe ich erhalten und bin begierig auf Alles, was der geniale Mann geschrieben und schreibt. Scharfsinnig mehr als poetisch ist die Erklärung der Ahnungen der Somnambulen.

Ueber Krieg und Frieden soll ich schreiben? — Ach, Theuerster! Krieg ist es! — arger, böser Krieg! Der Kaiser mit den Garden ging vorigen Sonntag fort, und seit der Zeit wird die Straße nicht leer von Truppen, — wie eine ewige Prozession zieht Artillerie, Kavallerie, Infanterie vorüber, die schlesische Straße hinauf. — Von einer vorgefallenen Schlacht weiß man bis dato nichts; aber Alles ist in der größten Spannung, und weiß der Himmel, wie es uns ergehen wird. Wir vertrauen ganz auf das Glück und Napoleon's Waffen, sonst sind wir verloren. — Ich ziehe übrigens in die Stadt, da mein Häuschen äußerst angenehm, — gerade in der Schußlinie einer bedeutenden Schanze liegt.

In diesem Augenblick, da ich dieses schreibe (Nachts 12 Uhr) kommt Kavallerie, die auf der ganzen Straße vor meinem Fenster bivouaquirt, meine Wirthin hat für 12 Mann zu kochen u. s. w. Von dem Leben hier,

mitten im Kriege, haben ſie Alle, verehrungswürdigſte Bamberger, keine Idee! —

Die Vignetten*) haben Sie nun ſchon erhalten, alſo wird es wohl dabei bleiben müſſen ꝛc. — — — — „Undine" ſind zwei Akte fertig, — ich arbeite ungeheuer! — was kann man in böſer Zeit Beſſeres thun! — Könnte ich Sie doch in dieſer ſchlafloſen Nacht herzaubern! — Das Rhapſodiſche des Briefs, ſo wie das Gekritzel, verzeihen Sie dem Umſtande, daß ich erſt um 10½ Uhr aus der Probe der „Iphigenia" gekommen, die ſeit 8 Tagen die erſte Oper iſt, die ich wieder dirigire, da ich einſetzen mußte. — Von 5 bis 10½ Uhr Theaterprobe!! — es iſt nämlich Ballet auch dabei. — **Adio, mio carissimo amico!** — —

*) Zeichnungen zu dem erſten und zweiten Bande der Phantaſieſtücke.

3.

Leipzig, im goldnen Herz auf der Fleischergasse.
den 28. December 1813.

Geliebtester Freund!

Ihr Brieflein empfing ich prompt von Härtel, und wie viel Freude es mir machte, von Ihnen Ersprießliches zu hören, darf ich wohl nicht versichern; wiewohl ich ungern im Ganzen einen gewissen trüben Ton wahrnahm, den die düstre Nervenfieberfurcht in etwas weniges apprehensiven Personen wohl leicht erzeugen mag. — Wie soll ich großer Laie es denn anfangen, Ihnen von Kurarten und Kurmethoden zu schreiben, um die ich mich gar nicht bekümmere, solange ich mich wohl fühle; indessen kann ich Ihnen so viel wohl sagen, daß unser Theaterarzt, Dr. Kluge, ein gescheiter, sinniger Mann, herrliche Ansichten von der Krankheit hat, die sich aber meistens auf's Psychische beziehen und in dieser Art manche individuelle Behandlung dieses oder jenes Kranken veranlassen. — Ich müßte eine Broschüre schreiben, um nur etwas in die wahrhaft herrlichen Ideen einzugehen, die ich als von ihm herstammend hörte. — Nur so viel, daß er bei Gesunden alle Präservative, die den ordinairen Lebensgang unterbrechen, selbst alle ungewöhnliche Räucherung verwirft. — Ich wenigstens meine auch, daß schon alles Ungewöhnliche die Phantasie, die bei

jener Krankheit ſo wichtig eingreift, ſpannt und den todten Leichnam zur Empfänglichkeit reizt. — Daß man ſich nicht unnöthigerweiſe in die Nähe Nervenkranker begeben ſolle, unterliegt keinem Zweifel, die große Scheu, in Häuſer zu gehen, wo Kranke geſtorben ſind, oder gar nur vorbeizugehen, taugt den Teufel nichts; meinen brennenden Cigarro im Munde wandle ich gemüthlich hin, wo mich meine Pflicht hinruft, oder auch das Vergnügen, nachdem ich Morgens mein gutes Gläschen ächten Jamaica-Rum, den man, Gott ſei es gedankt, wieder in civilem Preiſe haben kann (1 Thlr. 8 Gr. die große Flaſche), genoſſen. — Beides ſind keine ungewöhnliche Präſervative und angenehm zu gebrauchen. — Rückſichts der Behandlung wirklich nervös Erkrankter weiß ich nur ſo viel, daß man ſowohl in Dresden als hier Anfangs mit vieler Behutſamkeit brechen läßt, dann aber, hat die Krankheit einen hohen, lebensgefährlichen Grad erreicht, ſehr oft mit Glück Veſikatore auf Bruſt und Rücken anwendet. Der Kammermuſikus Dunkel in Dresden bekam vom Dr. Rublack ein Veſikator wie eine Zwangweſte, und der Mann wurde dadurch ganz vernünftig, wandelt jetzt wieder unter den Menſchen und geigt ſehr! — — Ew. Edlen können glauben, daß mich bloße Gewiſſenhaftigkeit dazu trieb, mich mit dem garſtigen Nervenfieber abzuquälen; alſo jetzt kein Wort weiter darüber, vielmehr eile ich, Sie, theuerſter Freund! mit einer Angelegenheit bekannt

zu machen, über die ich mit umgehender Post mich gütigst zu bescheiden bitte.

Nach meiner gewöhnlichen Weisheit packte ich mein Tagebuch, statt in Ihren, in Rochlitz's Brief, der hat es denn nun wahrscheinlich herumgetragen, und auch wahrscheinlich auf seine mittelbare Veranlassung ist mir der Antrag gemacht worden, eine kleine Broschüre zu schreiben, die meine individuellen Ansichten jener wichtigen Ereignisse des Tages in Dresden, auf pittoreske Weise erzählt, enthalten soll. Die Arbeit steht mir an, nur unterliegt es keinem Zweifel, daß nach unserm Kontrakt Sie den Anspruch auf die Broschüre haben, die auf 5 bis 5½ Bogen höchstens berechnet ist. Nur das einzige Bedenken ist mir aufgestoßen, ob Sie sich nicht vielleicht weigern würden, ein Werkchen*) zu drucken, das zwar nicht eigentlich politisch ist, sich doch aber in starken Ausdrücken gegen das Höllensystem und den Tyrannen selbst ausspricht, wiewohl es auf der andern Seite für den Verleger nicht ohne Nutzen sein würde ꝛc. — — — — — Damit Ihr Entschluß aber wenigstens einigermaßen mehr bestimmt werden könne, lege ich Ihnen den Anfang des Werkchens, in gewisser Art das Pianis-

*) Erschien unter dem Titel: „Vision auf dem Schlachtfelde bei Dresden", welches der Schluß der Broschüre war; die Herausgabe des Ganzen unterblieb: aus welchen Gründen, ist mir nicht mehr gegenwärtig.

simo, sowie als Fortissimo Tutti die Vision, die als Beilage des dritten Briefs den Schluß der Broschüre macht, bei. — Am merkwürdigsten wird überhaupt der dritte Brief sein, der eine ziemlich pittoreske Beschreibung jener Pantomime und des Benehmens von Napoleon enthält, als er am 26. August unter dem Kanonendonner an der Brücke hielt, Befehle austheilte, den König von Neapel gröblich insultirte u. s. w. — — — — Leipzig hat dadurch, daß sich hier das Schicksal Deutschlands durch eine Schlacht, die so glorreich, als Napoleon nie eine erfocht, gewonnen wurde, entschieden, ein so hohes Interesse erhalten, als nie zuvor; die Menschen sind, ungeachtet noch so Vieles zu thun, heiterer, freundlicher geworden. — In den öffentlichen Häusern kehrt das alte Leben zurück, und man sieht mit freudiger Erwartung einer reichen, ergiebigen Neujahrsmesse entgegen — Die Feier des Alexandertages am 24. war wahrhaft herzlich gemeint; im Theater gaben wir „Fanisca" von Cherubini, und als ich vor dem Anfange und in den Zwischenakten fleißig pauken und trompeten ließ, erdröhnte das Haus von dem Vivat der Deutschen und dem Hurrah der Russen.

Eben heute hat sich unser alter Seconda, der schon seit mehreren Tagen klagte, gelegt; sollte der Mann Gottes ein schöner Engel werden, so dürfte mit unserm Theater sich Manches ereignen, was vielleicht auch auf mich Einfluß hätte. Doch wer kann Alles voraus wissen. —

Rochlitz iſt in Weimar. — Recht gefreut und überraſcht hat es mich in der „Zeitung für die elegante Welt" „Beethoven's Inſtrumentalmuſik" abgedruckt gefunden zu haben; ich werde in der Note „geiſtreich" genannt, — was will man mehr!

Nun, theuerſter Freund! leben Sie wohl! Fröhlichkeit — guter Muth — daraus entſprießt die Geſundheit von ſelbſt, — und alles dies wünſche ich Ihnen perpetuirlich! Fahren Sie damit hinein in's Jahr 1814, welches kein Schaltjahr iſt, ſondern nur ein gemeines, was ich ſonſt nicht gewußt, wenn ich mir nicht einen Kalender gekauft, die in Leipzig wirklich zu haben ſind. — Punkt 12 Uhr in der Sylveſternacht trinke ich mit meiner Frau auf Ihr Wohl und der Ihrigen ein Gläschen guten, ächten Punſches; — thun Sie desgleichen, und es iſt möglich, daß wir uns dann in der Begeiſterung wirklich ſehen — erſchrecken Sie nur nicht! — Adio, carissimo! In Leben und Tod

der Ihrigſte.

4.

Berlin, franzöſiſche Straße Nr. 58, zwei Treppen hoch. (Ohne Datum, wahrſcheinlich aber im November oder December 1814 geſchrieben.)

Theuerſter Freund!

Ganz unbegreiflich iſt mir Ihr obſtinates Stillſchweigen, und, thäte es mir nicht Noth, Ihnen von der Veränderung meiner Lage Nachricht zu geben, — wahrhaftig, ich würde mich kaum entſchloſſen haben, meiner Rechte, erſt Ihren Brief zu erwarten, zu entſagen. — Sehr wichtige Gründe haben mich veranlaßt, wieder in den Juſtizdienſt zu treten, — vorläufig bin ich im Büreau des Juſtizminiſters und zugleich im Kammergericht angeſtellt, woſelbſt ich den Freund Hitzig bereits gefunden habe, der ſeine Buchhandlung verkauft hat. — Ob ich in Berlin bleiben werde oder nicht, ſteht noch dahin; Erſteres geſchieht, wenn ſich meine Carrière ſo wendet, wie ich wünſche und wozu ich Hoffnung habe.

Geſtern hatte ich eines der intereſſanteſten Diners, die ich erlebt. — Ludwig Tieck, Fouqué, Franz Horn, Chamiſſo, Bernhardi, der Profeſſor Moretto, der Maler Veith, Hitzig und ich, das waren die Perſonen, die ſich bei dem erſten Reſtaurateur nach der erſten Weiſe und auf verſchiedene Weiſe reſtaurirten.

Durch die „Phantaſieſtücke" bin ich hier ganz bekannt geworden, und ich kann auch ſagen: merkwürdig;

denn der Berganza iſt ein Fehdehund geworden, der unter die Damen gefahren, wogegen der Magnetiſeur ganz nach der Frauen Wunſch gerathen. — Nach dem Diner wurde ich geſtern bei einem Thee unter dem Namen eines Doktor Schulz aus Rathenow eingeführt, und erſt nachdem viel und gut muſicirt, ſagte Fouqué: „der Kapellmeiſter Johannes Kreisler befindet ſich unter uns, und hier iſt er!“ ꝛc. ꝛc. — Das Uebrige können Sie ſich denken! — *)

Daß Iffland todt und begraben iſt, wiſſen Sie längſt; der Graf Brühl, ein herrlicher, wahrhaft nach unſerer Weiſe geſinnter Mann, wird Intendant des Theaters, und dieſem ſteht eine große Revolution bevor, an der ich Theil nehme, wenigſtens mittelbar ꝛc. ꝛc. — Meine Adreſſe iſt: „An den königl. preußiſchen Regierungsrath Hoffmann.“

*) Hitzig beſchreibt dieſe Scene in ſeinem Buche über Hoffmann, Theil II, Seite 112—14 umſtändlich.

5.

Berlin, den 24. Mai 1815.

Geschätzteſter!

Entnehmen Sie aus dem ganz ungewöhnlichen Format meines Schreibens*), daß ich ſolches an heiliger Stätte, nämlich auf dem Kammergericht, während der Seſſion des Criminalſenats, dem Präſidenten zur Seite, verfaſſe! — Ein Aktenſtoß verbirgt oder maskirt vielmehr die erotiſche Arbeit! —

Den vierten Theil der Callots habe ich in Händen, und ſomit iſt nun das ganze Werklein geſchloſſen und gedruckt. — Hätte ich gewußt, daß der Theil ſo unverhältnißmäßig ſtark werden würde, ſo hätte ich die Blandina**), als mein ſchwächſtes Produkt, nicht eingeſchoben, ſondern ſtatt deſſen ein kürzeres Stück geliefert; dagegen kann, wie ich glaube, die muſikaliſche Welt mit Kreisler's Lehrbrief zufrieden ſein.

Jetzt, theuerſter Freund, bitte ich Sie, mir gütigſt die Berechnung und eventualiter das, was ich vielleicht noch gut habe, zu ſenden, da ich des Geldes bedürftig bin.

---

*) In Folio, auf Kanzleipapier.

**) Vergl. den Paſſus über „Blandina" im 10. Abſchnitt.

Was die „Lichten Stunden" betrifft, die im Meßkatalog als leichte Stunden angezeigt sind, so könnte ich Ihnen das Manuskript bis Ende Julius schicken; es würden ungefähr 25 Bogen ordinairen Drucks sein, und ich verlange für das Manuskript 30 Friedrichsd'or, welche mir nach Ablieferung des Manuskriptes gezahlt werden müßten. Erklären Sie sich, Liebster! ob Ihnen diese Bedingungen recht sind. — Für die „Elixire des Teufels", die zu Michaelis kommen, habe ich von Duncker und Humblot 80 Friedrichsd'or erhalten, — baar in blankem Golde! — Der Redakteur der „Urania" zahlt mir pr. Druckbogen 4 Friedrichsd'or, und aus allen diesen mögen Sie, Theuerster! abnehmen, daß ich mich gegen Sie, als alter Amicus, billig finden lasse! — So viel von fatalem literarisch-merkantilischem Wesen. —

Ein großer Kelch ist durch einen Geniestreich des russischen Kaisers von mir gegangen! Der hat nämlich den Polen die Erhaltung ihrer Nationalität zugesagt. Die Justizverfassung im Großherzogthum Posen bleibt daher polnisch, und die mir zugedachte Ehre, Oberlandesgerichtsdirektor in Posen zu werden, bleibt in suspenso, weshalb ich jetzt noch alle Tage Kapellmeister werden kann. Ad vocem Kapellmeister — fällt mir ein, daß unser Graf Brühl gar kein unebner Mann, und zuweilen gar ein fabulöser Schnörkulant ist! — Ich komme zuweilen, und in dieser Zeit sogar oft mit ihm

zuſammen, wegen der „Undine", die man als Haupt- und Staatsoper mit neuen Dekorationen, Maſchinen (vom Architekten Schinkel ſinnig geordnet) und Kleidern im großen Opernhauſe künftigen Herbſt geben wird. Wollen Sie mich nicht dann in Berlin beſuchen? — Sie finden mich noch in einer kleinen, aber netten Wohnung und können bei mir einen ſehr guten Chambertin trinken! — Iſt das Wetter heiß, ſo liefert Giannoroli Eispunſch, und Varinaskanaſter können Sie auch rauchen! — Lauter gute Dinge! — — — —

Morgen früh gehe ich nach Potsdam, um mit unſerm herrlichen Fouqué einen ganzen Tag in heller Poeſie zuzubringen, und zwar im Garten des Schloſſes am heiligen See! — Chamiſſo (Schlemihl) geht mit mir; bald zieht er die Siebenmeilenſtiefeln an und ſchreitet nach dem Nordpol. — In der That macht er die Expedition mit, die unter Kotzebue's Anführung (älteſten Sohnes des Komödienſchreibers) von Kruſenſtern nach dem Pol im Junius abgefertigt wird ꝛc. — — — —

Daß Sie bald ſchreiben werden, verſteht ſich von ſelbſt; wir haben ja ein Geſchäft abzumachen, das keinen Aufſchub leidet, und nebenher bekommt man allerlei zu hören.

Behalten Sie mich lieb, Theuerſter! verzeihen Sie das Rhapſodiſche meines Briefs dem Umſtand, daß ich auf den Vortrag horchen, auch wohl meine Meinung ſagen muß. Wie immer unverändert

der Ihrigſte.

6.

Berlin, den 23. December 1815.

Verehrungswürdigſter!

— — — — — — Noch immer bin ich nicht definitiv fixirt, ſondern in doppeltem Joch ohne brillante Gehaltseinnahme! — Die Vorſtellung der „Undine" iſt durch meine Schuld verzögert; ich hatte etwas übernommen, was ich in der Folge nicht ausführen konnte, da es mir an Zeit gebrach. Dieſe Zögerung bringt mir aber mehr Vortheil, als Schaden, da ich mich unter der Zeit künſtleriſch feſter geſetzt, auch ſchon in einer kleinen Kompoſition auf dem Theater reüſſirt habe. Wahrſcheinlich laſen Sie in der Berliner Zeitung, daß zu dem Fouqué'ſchen Vorſpiele „Thaſſilo", welches zur Sekularfeier des Hohenzollern'ſchen Hauſes im großen Opernhauſe ſehr prächtig gegeben wurde, Chöre und Märſche von mir geſetzt waren.

Mit Weber ſtehe ich ſehr gut, wir trinken zuweilen ein Gläschen johannisberger Schloßwein! —

Vierzehn vergnügte Tage habe ich in Nennhauſen bei Fouqué verlebt. Sie (die Baronin) iſt als Hausfrau beſſer, als ſich literariſch drucken laſſend. Sie iſt geiſtreich, witzig und noch recht hübſch — grande e maestosa. — Auf mich hält ſie viel und hat mich mit pſychiſcher und phyſiſcher Aznng wohl verſehen. Man ißt

und trinkt vortrefflich, auch darf man mit dem alten Landesdirektor Brieſt (Fouqué's Schwiegervater) bei'm Damenthee eine Pfeife Varinaskanaſter rauchen. — Nachher, und zwar wie der Kaiſer Alexander hier war, fanden ſich Fouqués auch in Berlin ein. — Ihr demüthiger Freund und Diener hat bei dieſer Gelegenheit (nämlich als der Kaiſer hier war), ſeit eilf Jahren wieder zum erſten Mal, in einer abenteuerlichen Uniform diplomatiſchen Feten beigewohnt, bei denen man ſelbſt zu den Schaugerichten ſortirt, und Leibesnahrung und Nothdurft höchlich vernachläſſigt wurde, zum Schaden des Staats und ſeiner Diener! —

Was die Theatralia betrifft, ſo wünſche ich Glück zu dem neuen Unternehmen, halte aber den Zuſchuß für viel zu gering! — Ich nenne das: auf dem halben Wege ſtehen bleiben. — Ohne ſoliden Fond kein ſolides Theater. — Wegen der gewünſchten Perſonen habe ich mich an Brühl und Esperſtaedt gewandt, und ſchreibe die Reſultate. — Mit Wurm*) kann ich perſönlicher Verhältniſſe wegen nicht wohl unmittelbar unterhandeln. Als Criminalrichter möcht' es nämlich nicht ganz ſchicklich ſein, ſich mit ihm auf der Hausvogtei, wo er im Criminalarreſt ſitzt, ſchriftlich oder mündlich in Relation zu ſetzen. Auch gleich abreiſen wird er wohl deshalb

*) Ein Gaſtrollenſpiel auf der bamberger Bühne ward beabſichtigt, das ſpäterhin auch ſtatthatte.

nicht können, weil es noch dahinsteht, in wie fern das Urtheil erster Instanz in der zweiten bestätigt oder gemildert werden wird. In jenem Urtheil ist der arme Wurm zu einjähriger Zuchthausstrafe verurtheilt worden. Durch die dritte Hand habe ich dem Wurm Ihren Antrag sagen lassen; sollte er wirklich nach Bamberg gehen, so werden Sie doch wohl ganz fein — (viel zu gelinde ex indiciis gerügtes) Verbrechen verschweigen müssen.

Früher, als „Undine" hier auf das Theater gekommen, kann ich sie nicht versenden; dann aber wollen wir deshalb in Unterhandlung treten. — Der Oberbaurath Schinkel ordnet hier die Dekorationen zur Undine an; sie sollen 8 bis 10,000 Thaler kosten: so ist wenigstens der Anschlag.

Grüßen Sie ꝛc.

Ihr ꝛc.

Den 1. Januar 1816 (welches ein Schaltjahr ist).
Prosit Neujahr!

7.

Berlin, den 25. November 1816.

Theuerſter Freund!

So eben erhalte ich wieder, wie vor einiger Zeit den „Adalbert", ein Büchelchen aus Ihrer Güte: „Lotosblätter von Iſidorus" (Loeben) genannt, aus dem ich mit Vergnügen erſehe, daß die Clarinette deßhalb ſo heißt, weil ſie klar und nett iſt, übrigens auch als ein liebenswürdiger Charakter und herziges, himmelblaues Vergißmeinnicht überall ungemein gelitten wird ꝛc. — Noch bemerke ich, daß mir wenigſtens der muſikaliſche Theil ſolche Anſicht gewährt, als wenn ich viele kleine glinzernde Fiſchchen in einem ſehr trüben Waſſer ſpielen ſähe. Ein gewiſſer Novalis hat übrigens ähnliche, nicht ganz unebene Fragmente oder vielmehr Themata geſchrieben.

Der „Adalbert von Babenberg", von Birnbaum, iſt gar nicht ohne Talent geſchrieben, nur wird er doch keine große Senſation erregen. Etwas komiſch macht es ſich, daß der Verfaſſer ſo oft und ſo wehmüthig verſichert, daß gerade dies Trauerſpiel das liebſte Kind ſeiner Muſe wäre. — Die Schiller'ſche Periode (der Heros Schiller bleibt ewig unvergänglich, es iſt nur von dem imitatorum pecus die Rede) iſt, dem Himmel ſei gedankt, vorüber, und die weitſchichtigen Reden-

arten, wenn Jemand z. B. in zehn bis zwölf Zeilen schön gedrechselter, mit einem Knallreim schließender Jamben nichts sagt, als: er wolle hinter die Thür treten, um zu ....., machen vorzüglich auf der Bühne einen miserablen Effekt. Auf dem Felde, das Müllner beackert und besäet hat „Schuld", („Yngurd"), möchte noch eher zu ernten sein, wiewohl der Pflüger und Säemann selbst sich in der Arbeit übernommen zu haben scheint (videatur das Taschenbuch) ꝛc. — — — — —

8.

Berlin, den 8. März 1818.

Sehr werthgeschätzter Freund!

— — — — — — „Die lichten Stunden eines wahnsinnigen Musikers" habe ich Ihnen zugesagt; es versteht sich daher von selbst, daß sie bei keinem andern Verleger erscheinen. Indessen kann und werde ich sie vor der Hand nicht erscheinen lassen — vielleicht erst darüber von Todes wegen disponiren. Das Buch ist ganz etwas Anderes worden, als ich im Sinn hatte. Es ist mir damit so ergangen, wie mit dem ersten Bande der: „Elixire des Teufels", den ich nicht hätte drucken lassen sollen. — So weit Mercantilia.

Daß Sie über meinen „Nußknacker und Mausekönig“ gelacht haben, freut mich sehr. Gneisenau sagte mir, daß in mir ein Feldherrntalent stecke, da ich die gewaltige Schlacht so gut geordnet und Nußknackers Verlieren vorzüglich von der Eroberung der auf Mamas Fußbank schlecht postirten Batterie abhängig gemacht. Doch empfehle ich Ihnen mehr mein diesjähriges Mährchen: „das fremde Kind.“ Es ist reiner, kindlicher und eben deßhalb für Kinder, fassen sie auch nicht die tiefere Idee des Ganzen, brauchbarer.

Lesen kann ich bei meinen überhäuften Geschäften wenig, Journale und Philisterblätter lese ich gar nicht. — Wetzel's „Jeanne d'Arc“ habe ich auch noch nicht gelesen, kann also darüber nicht urtheilen. Seinen „Hermannfried“ habe ich mit aller Macht auf die Bühne bringen wollen, es ging aber nicht. Er hat schöne, herrliche Stellen, dem Ganzen fehlt es aber an eigentlichem dramatischen Leben.

Eben an meiner vielfachen Arbeit (drei Monate hindurch habe ich, da unser Präsident verreiset, als ältester Rath neben meinem gewöhnlichen Geschäft auch die Präsidialgeschäfte übernehmen müssen) liegt es auch, daß ich so wenig geschrieben, wie Sie wissen werden. —

Im zweiten Theil der „Nachtstücke“ empfehle ich Ihnen das „Majorat“ und das „Gelübde“; das „öde Haus“ taugt nichts, und das „steinerne Herz“ ist so — so! — Künftiges Jahr erscheint mehr, — ein

halb Dutzend Erzählungen beinahe in Taschenbüchern, und noch manches Andere. Seit dem 1. Januar bin ich fleißig gewesen. Auch komponire ich künftigen Sommer eine Oper, deren Text Contessa nach Calderon's „El galan Fantasma" gar herrlich bearbeitet hat.

Mit „Undine" ist es mir schlimm gegangen. Sonntag wurde sie zum 23. Mal gegeben, und Dienstag darauf brannte das Haus ab mit sämmtlichen Dekorationen, Kleidern, Noten ꝛc. Erst jetzt malt man wieder an den Dekorationen. —

Soviel über mein literarisches und künstlerisches Treiben, auf gütige Nachfrage. —

Fouqué wurde vor ungefähr vier Wochen, als er hier war, von einem Rückenmarkschlag befallen und hat den Gebrauch des Piedestals ganz verloren, wird auch nicht mehr lange leben, wenn nicht besondere Umstände eintreten. Merkwürdig war es, daß in den ersten Tagen seine Phantasie thätig wirkte, aber sein Gedächtniß ganz hin war. So z. B. ließ er Menschen grüßen, die längst gestorben, erzählte Geschichten, die ihm aufgegangen und die er bei wiedererlangter Gesundheit schreiben wolle, aber die waren z. B.: „das Galgenmännlein," „der unbekannte Kranke" ꝛc. — Haben Sie nicht in Fouqué's neuern Sachen eine auffallende Schwäche bemerkt? Leider sind seine Ritter unter die preußischen Uhlanen oder Garde du Corps gegangen u. s. w. Ich

empfehle mich angelegentlichſt Ihrem gütigen Andenken und Ihrer Freundſchaft.

Nachſchrift. Devrient kommt eben zu mir und bittet, Sie herzlichſt zu grüßen, auch Ihre Frau Gemahlin in ſüßer Erinnerung an die ſchönen Tage von Aranjuez*).

---

*) Deſſau, wo Devrient unter dem Namen Herzberg die dortige Bühne zum erſten Male betrat und woſelbſt ich und meine Frau ihn kennen lernten. — Ich gehe damit um, erſtens über Devrient's Anfangsſtudien zu berichten.

II.

Friedrich Gottlob Wetzel.

— Er stand neben mir, wie meine Jugend,
Er machte mir das Wirkliche zum Traum,
Um die gemeine Deutlichkeit der Dinge
Den goldnen Duft der Morgenröthe webend —
Im Feuer seines liebenden Gefühls
Erhoben sich, mir selber zum Erstaunen,
Des Lebens flachalltägliche Gestalten.
— Was ich mir ferner auch erstreben mag,
Das Schöne ist doch weg, das kommt nicht wieder:
Denn über alles Glück geht doch der Freund,
Der's fühlend erst erschafft, der's theilend mehrt!

(Schiller's Wallenstein.)

Herren:

Gotthilf Heinrich von Schubert,

Dr. der Philosophie, Ritter des Civilverdienstordens der Bayer. Krone, K. Hofrath, Konservator der zoologisch-zootomischen Sammlung des Staats und ord. Professor der allgemeinen Naturgeschichte an der K. Ludwigs-Maximilians-Universität in München;

und

Friedrich August Koethe,

Dr. der Philosophie und Theologie, Superintendent und Konsistorialrath zu Allstädt in Thüringen,

den brüderlichen Jugendfreunden des Verewigten

im Gefühle innigster Hochachtung und Verehrung

von

J. Funck.

I.

Lebensgeschichtliche Umrisse Wetzel's, bis zu seiner Ankunft in Bamberg im Jahre 1810.

Wie ungeschickt das Glück die irdischen Güter vertheilt, lehrt die tägliche Erfahrung. In der Regel werden Diejenigen damit beschenkt, die ihren Reichthum nur den Leidenschaften, irdischen Erbärmlichkeiten und Vergänglichkeiten zu opfern wissen, von einem höhern, geistigen Leben aber keine Ahnung haben.

Wo Ihr hintretet, stoßt Ihr an solche, wo Ihr hinschauet, blitzt Euch ein solcher Goldmensch entgegen, wo Ihr hinhört, hört Ihr den Lärm der Glücklichen in schnatternder, übermüthiger Rede, und kaum seid Ihr den Lärmenden ausgewichen, so droht Euch wieder die daherrollende Karrosse zu überfahren, und ein Schaf- oder Bocksgesicht sieht aus dem Wagenfenster Euch armen Fußgängern belustigend zu, wie Ihr ausweichend auf die Seite springt, nicht umgefahren zu werden.

Jenes ſind die Reichen von Außen, aber die Armen im Innern; dieſe die Reichen im Innern, aber die Armen von Außen.

Ach, wie viele von dieſen Fußgängern hätten deſſenungeachtet aber auch das äußere Glück verdient, weil die Thatkraft ihres Geiſtes oft zu ſehr abhing vom Willen ihres Körpers! Ihr mit den Schwingen der Dichtkunſt Begabte fühlt ganz beſonders das Bleigewicht, das Eure Ferſe nachſchleppt, bei Eurem Ausflug in das heitere Land der Ideale!

Wie wenige Dichter gab und gibt es, die, jenem weißen Raben — Goethe — gleich, nach Innen und Außen reich ausgeſtattet waren, die, wie Dieſer, ſich ähnlicher mäzenatiſcher Großmuth rühmen durften, die, wie Dieſer, während ihrer ganzen irdiſchen Wanderfahrt in den Strahlen des Glückes ſich ſonnten, ohne die Phönixflügel zu verbrennen?!

Aufſchwingen möchte ſich wohl mancher Dichtergeiſt in's Reich der Unendlichkeit, — ſeine Unſterblichkeit fühlend, will er auch Unſterbliches ſchaffen; aber da hängt ſich jenes Centnergewicht an: die irdiſche Sorge, — der gewaltige Geiſt ſucht zwar auch dieſe zu bezwingen, wenn er allein daſteht; aber wenn das Gewicht dieſer Sorge durch häuslichen Kummer, durch den Hinblick auf eine liebende Gattin und hungernde Kinder vermehrt wird, dann ruft der Verſucher in der Wüſte des Lebens ihm unaufhörlich zu: Kniee nieder und bete

mich an! — Und der sich aufgeschwungene Geist, um am Borne des Lichtes zu trinken, sinkt ermattet zurück, zwar den Versucher nicht anbetend, aber doch die Stimme seiner Lieben hörend!

Und doch läßt das wahre Genie durch alle Hemmnisse des Lebens sich nur momentweis, nie aber ganz unterdrücken, und die gute Natur hilft ihrem treuen Jünger.

Betrachtet man aber nun die, bei dieser Misère erzeugten, Werke eines solchen Geistes, ihre Größe, ihre Vorzüge, erwägt man dabei den hemmenden Gang der Lebensschicksale ihres Schöpfers: so muß man unwillkürlich die Kraft des Geistes bewundern, die trotz alles dessen so Herrliches hervorzubringen im Stande war. Berücksichtigt man die Individualität eines solchen Dichters, der es eben so verschmähte, blos der Menge zu gefallen, um dadurch reichen Erwerb zu gewinnen, als er es nicht über sich bringen konnte, stolzen, geistesleeren Großen zu schmeicheln, um mit den Brosamen ihrer reichen Tafel seinen Hunger zu stillen: so muß man ihn doppelt hochschätzen und liebgewinnen.

Bedenkt man aber ferner, was unter andern äußern Umständen und Einflüssen aus einem solchen Talente hätte werden, wie es unter den Flügeln eines erhabenen Mäcens, geschützt vor jeglicher äußern Einwirkung störender Lebensverhältnisse hätte aufblühen und ausgezeichneten Einfluß auf seine Zeit hätte üben kön-

nen: so muß man einerseits die Disharmonie dieser irdischen Verhältnisse tief beklagen; aber andrerseits um so mehr über eine Individualität sich erfreuen, die, eben nur auf den Schwerpunkt der eigenen innern Kraft vertrauend, so Schönes und Herrliches geschaffen!

Eine solche Individualität war unser Dichter Friedrich Gottlob Wetzel.

* * *

Er war geboren zu Bautzen am 14. September 1779 und starb zu Bamberg in der Nacht vom 28. zum 29. Juli 1819.

Sein Vater, ein Tuchmacher, lebte in sehr beschränkten Vermögensverhältnissen, und nur mit großer Anstrengung ward es ihm möglich, dem hoffnungsvollen Knaben jene Schulerziehung zu geben, die ihm nothwendig war, sich späterhin den Universitätsstudien widmen zu können.

Reich ausgestattet im Innern, aber gedrückt von Außen, bezog er die Universität Leipzig, später Jena. Der Vater konnte ihm, wie mir der Freund versicherte, nur sehr geringe Unterstützungen zufließen lassen, und nur sein froher Muth und seine äußerst geringen Bedürfnisse, machten es möglich, seine Studienjahre ohne Unterbrechung verleben zu können.

Die kaum nennenswerthen Zuflüsse von Hause aus reichten kaum hin, — wie er sich ausdrückte — für das

Salz zur Suppe, und es mußte seinerseits darauf gesonnen werden, sich neue pekuniäre Hülfsquellen zu verschaffen.

Das Schicksal führte ihm diese dadurch zu, daß einige reiche Universitätsfreunde hier und da ihren Geldbeutel gegen Früchte seines Geistes austauschten, wodurch ihm oft auf Monate geholfen ward. Er lieferte diesen nämlich Aufsätze, Gedichte und dergleichen, die sie für ihre Erzeugnisse ausgaben, woran dem anspruchlosen Wetzel wenig lag.

Ein anderer Erwerbzweig eröffnete sich ihm durch Arbeiten für Buchhändler, die er, wie sie eben bei ihm bestellt wurden, fabrikmäßig, in der kürzesten Zeit ablieferte. So entstanden ein paar Romane, deren Namen, wie er mir sagte, er sich nicht einmal mehr erinnere. — Dafür erhielt er für den Bogen 1½ bis 2 Thaler, was ihm damals ein „ungeheures" Geld dünkte. Auch Umarbeitungen alter Bücher, die unter neuem Titel zum zweiten Male in die Welt laufen sollten, übernahm er.

Man glaube ja nicht, daß diese Beschäftigungen irgend einen Eintrag seinen Studien gethan hätten; er arbeitete diesen „Plunder", wie er ihn nannte, mit außerordentlicher Geschwindigkeit und ohne alle geistige Anstrengung aus, und die Ironie, mit der er dies alles betrieb, und die in seinem unverwüstlichen Weltumor lag, machte ihm die Sache unendlich leicht.

Es gibt Zuſtände im Leben, und ich ſelbſt habe in dem meinigen ſolche Erfahrungen gemacht, wo gerade die heterogenſten Beſchäftigungen, wenn ſie mit einer gewiſſen Ironie betrieben werden, dazu dienen, das Fundament innerer, geiſtiger Kraft recht zu befeſtigen. Solche Lebensintervalle ſind ſpäter dem produktiven Talente oft von großem Nutzen und führen Erzeugniſſe herbei, an die, ohne dieſe proſaiſchen Nebenbeſchäftigungen, gar nicht gedacht worden wäre.

Wetzel ſchrieb Romane, und ſie fanden den Beifall des Publikums, ohne daß ſein eigentliches geiſtiges Weſen ſich dankt zu ſchaffen machte. Die ſporenklirrenden Helden, die geharniſchten Ritter, die furchtbaren Banditen, obwohl ſie reiner Ausfluß ironiſch-ſatyriſcher Laune waren, ſchritten eben ſo natürlich daher und gefielen den Leſern eben ſo wohl, als wenn ſie der ſchweißtriefende Hirnkaſten eines damaligen leipziger Magiſters geboren hätte.

Unſer Freund ſtudirte Medizin, und Neigung und Bedürfniß führten ihn, nachdem er zwei Jahre in Leipzig zugebracht, nach Jena, um Schelling zu hören. — Wie einflußreich deſſen Vorleſungen auf ihn wirkten, erkannte er noch in ſpätern Lebensjahren und in Verhältniſſen dankbar an, wo er ſich vom Studium der Medizin bereits abgewandt.

In Leipzig und Jena lernte Wetzel treffliche Jünglinge kennen, mit welchen er ein enges Freundſchafts-

bündniß knüpfte, das erſt mit ſeinem Tode gelöſt ward. Dahin gehören die noch lebenden ausgezeichneten Gelehrten: Hofrath von Schubert in München, Superintendent Köthe in Altſtädt, mit dem er ſchon auf dem Gymnaſium zu Bautzen bekannt wurde, und Superintendent Meißner in Waldungen bei Chemnitz, bei deſſen Vater in Altenburg — den er den alten Patriarchen zu nennen pflegte — er ein halbes Jahr wohnte, auch hier mehrere Pläne zu literariſchen Werken entwarf, die zum Theil ſchon in den Jahren 1802 bis 5 ihre Ausführung fanden. — Dahin gehört eine von der Keyſer'ſchen Buchhandlung in Erfurt beſtellte populäre mediziniſche Schrift: „Sieg über die Hypochondrie", die noch in den neueſten Zeiten wiederholt aufgelegt ward; ferner: „Briefe an den Mond" (ebendaſ.) und ein Bändchen Gedichte, unter dem Titel: „Strophen" (Leipzig, Märker 1803.); dann ein Roman: „Cleon, der letzte Grieche" (Ronneburg u. Leipzig, Schumann 1802), der, obwohl aus Geldnoth entſtanden, dennoch Spuren eines genialen Geiſtes nicht verkennen läßt. Endlich erſchien: „Fiſcher's Reiſe von Leipzig nach Heidelberg im Herbſte 1805" (Görlitz, Anton) — keine Reiſebeſchreibung, wie ſo viele, die bloß trockne, ſtatiſtiſch-geographiſche Notizen liefern, ſondern ein ſeelenvolles, friſches, jugendliches Frühlingsgemälde über Natur, öffentliches Leben, Literatur und Kunſt.

Südliche Gluth und wahrhaft poetiſche Tiefe ſind auf faſt jeder Seite dieſes leider vergeſſenen Büchleins zu finden, und ich rechne es mir als Verdienſt und eine dem verewigten Dichter ſchuldige Pietät an, durch Mittheilung einiger Stellen, dieſe Reiſe aus der Vergeſſenheit zu ziehen.

Wie trefflich, wie erhaben und ſchön iſt unter Anderem die Schilderung, die der begeiſterte Dichter von Herder's großem Genius entwirft:

„Herder war einer von denen, die nie alt werden konnten, die, als Jünglinge geboren, als Jünglinge der neuen Geburt entgegengehen. Das machte, er hatte aus dem Quell Orients getrunken, und im Aufgang wohnt die ewige Jugend; der Geiſt des Morgenlandes hatte ihn zur Unſterblichkeit geweiht in ſeinen Palmenhainen. Dort ruht er nun, der Heilige, in Gottes Palmenhain, eingewiegt von Engelsmelodien, im Lande der Väter, von welchem er mit Prophetenſtimme das herrliche Lied geſungen."

„Manche unheilige Zunge hat ihn geläſtert, ſelbſt in dem ſonſt ſo köſtlichen Athenäum hat ein Miſtkäfer gegen ihn gebrummt, weil er dem Kant'ſchen Unweſen, dem hohlen ſchlechten Unglauben, der daraus entſpringt und entſpringen muß, dem aufgeblaſenen kalten Nichts geiſtloſen Pflicht- und Tugendgeſchwätzes, dem ſelbſtvergötternden Molochs- und Baalsdienſt des lahmen

Kriticismus mit heiliger Kraft und deutſchem Muthe die Spitze bot."

„Dank ihm, dem Redlichen, dem Streiter Gottes und der ewigen Wahrheit! Der Erfolg hat ihn gerechtfertigt; das Kartenhaus des klügelnden phantaſieloſen Verſtandes hat längſt der göttliche Sturm einer beſſern Philoſophie in ſein Nichts geblaſen. Herder, der Sonnenadler, ſah, daß es eitel Dunſt und Wolke war: warum ſollte er ſchmeicheln und heucheln? warum ſollte er Ehrfurcht vorgeben vor einem Götzen, deſſen Nichtigkeit er erkannte? — Daß er Kant ſchätzte und ehrte, ſagt er ſelbſt, und wir alle ehren ihn, ob man ſich gleich nicht verbergen kann, daß der Jammer der Zeit, an allem Geiſt und Glauben erſtorben, ihn auf einen Punkt getrieben, wo in ſeinem Syſteme die Nacktheit und heilloſe Blöße des Jahrhunderts recht handgreiflich und auf der höchſten Spitze erſchien. Herder trat auf und ſagte das, und darüber ward das Gezücht von Wortphiloſophen und Kategorienkrämern ſo giftig. Die armen Leute fürchteten freilich, wenn das bekannt würde, ſei ihr Kram in die Nüſſe. Andere wiſſen aus ſeinen theologiſchen Grundſätzen nicht klug zu werden, die Meiſten glauben, ſo gläubig er auch ſchiene, ſei er doch heimlich der weltberühmten Aufklärung zugethan und wollte es nur mit den Orthodoxen nicht verderben. — Elendes Vorurtheil von einem Mann, der, ein geborner König und Prophet, größer war, als das ganze

Jahrhundert! — Das ſchale Volk möchte gern Alles zu ſich herabziehen, und die kräftigſten Menſchen zu Genoſſen ihrer niederträchtigen Toleranz und feigen ſchurkiſchen Achſelträgerei machen. Sie freilich wagen ſich nicht, ihre Ueberzeugung grade und frank heraus zu ſagen, ſie müſſen Alles erſt beſchränken und modificiren und moderiren; man muß ſich wundern, wie ſie ſich getrauen, zu exiſtiren. Nein! Herder war, wie jeder gute, von Gott und Vernunft nicht ganz verlaſſene Menſch, ein erklärter, geſchworner Feind des faden, dummen, kahlen Dinges, was jetzt Theologie heißt; wie konnte er, getauft mit dem Geiſt Orients, gepflegt an Ganges, an Indus heiligen Palmenufern, geſäugt mit der Muttermilch der höchſten und wunderbarſten Poeſie unter den räthſelhaften Trümmern der alten Perſepolis, wie konnte Er ein ſolch ſeichtes, zwiſchen vier kahlen Wänden ausgehecktes, Herz-, Glaubens- und Liebe-leeres, ſo ganz unheilbar bornirtes Geſchwätz gut heißen und unterſtützen? — Jedes Blatt ſeiner unſterblichen Schriften widerlegt einen ſo niedrigen Verdacht. Die Werke dieſes unnachahmlichen Genius ſind alle reines lauteres Gold, alles, wie aus Einem glühenden Guß des ſchaffend überſtrömenden Herzens, das köſtliche Metall, ſpielend im reinſten Silberblick, ohne ſchielende Nebenfarben. Er verſtand das Wahre des ewigen Geiſtes, den heiligen Odem der Poeſie in allen Zungen; die zarteſten und ſtolzeſten Töne aller Völ-

ker hatte er belauscht und in Einen Kranz geflochten."

„Niemand vor ihm hat den Orient so verstanden wie Er, und den muß man verstehen, wenn man wissen will, was Religion ist und Christenthum. Sonst bleibt man an der Schale kleben, wie die jetzt lebenden Theologen, und wird ein moralischer lungensüchtiger Kleinigkeitskrämer und wassersüchtiger Aufklärer. Meint das schale Volk jetzt doch gar, die hebräische und andere morgenländische Sprachen seien einem Theologen unnütz; wenn er nur das Pflichtgebot mit Kant'scher Strenge lehren könne, so müßte man zufrieden sein. Dem Himmel sei Dank, daß unter den aufblühenden Theologen viele sind, die im Geiste des unsterblichen Herder, mit ächtem Kerngeist und Glaubenskraft an's heilige Werk gehen, und das Unkraut wieder auszurotten sich bemühen. Dann wird man erst recht hell sehen, was Herder war, und was er eigentlich wollte; einsehen wird man mit mir, daß er der einzige Theolog seiner Zeit war; die Namen aber der andern, die jetzt dafür gelten, werden verschwinden, und man wird den Ruhm eines großen Theologen und Kanzelredners nicht mehr mit einigen Bänden langweiliger Predigten — sehr wohlfeil erkaufen. Ueberhaupt, wer sich nicht ganz sicher und taktfest weiß, halte sich ja dazu, um noch in die Unsterblichkeit hinüber zu kommen, ich weissage: in kurzem geht der gelehrte Ruhm höher im Preise hinauf,

als Alles, und wird wenig mehr von der Waare zu haben ſein. —"

Wie wahr und kräftig beſchreibt der Dichter ſein geliebtes Thüringer Land:

„Thüringen iſt und bleibt, nach den Rheingegenden, mir der liebſte Strich in Deutſchland. Es iſt ſo etwas Heimiſches, Befreundetes in dem Boden; wie ein alter herzlicher Jugendfreund heißt er den Wandrer willkommen. Wenn man durch die freudenleere leipziger Fläche ſich müde und matt hindurch gearbeitet hat, dann empfängt den Pilger das freundliche Land mit ſeinen tauſendfach wechſelnden Reizen. Ganz Thüringen hat keine ſo unbedeutende Gegend, als faſt der ganze leipziger Kreis iſt. Die Natur entfaltet ſich mit jedem Schritte immer reicher, kühner, üppiger. Ich ſagte Dir ſchon, die Bäume bekämen ein ganz anderes Grün, ſo wie man Thüringens Boden betritt. Herrliche Berge krönen das Land mit unverwüſtlichen Wäldern; romantiſche Gründe laden zu fröhlichem Lebensgenuß; kühne gigantiſche Felſen predigen mit ewiger Begeiſterung die Allmacht der Natur und enthüllen auf koloſſalen Blättern die uralteſte Geſchichte der Erde und das tiefe Wunder ihrer ewigen Metamorphoſe. Einfältig, treu und bieder, wie ſeine Natur, iſt das Volk; in den Thälern des herrlichen thüringer Waldes wohnt noch der alte

deutſche Kerngeiſt, Gaſtlichkeit, unverdorbener Sinn, heilige Treue. Wenn draußen auf dem platten Lande der Bauer nahe an der Dumpfheit des Thieres lebt, ſo tönet hier faſt in jeder Hütte Muſik. Noch wandeln hier im heiligen Schatten majeſtätiſcher Wälder die Geiſter der alten deutſchen Romanze; noch wohnen die ſüßen einfältigen Weiſen aus guter alter Väterzeit lebendig auf den Lippen des Volks, und in den Geſellſchaften der Bauern wird noch manch kindlich herzlich Lied gehört, das eines weitern Kreiſes würdig wäre. Noch herrſcht hier das wunderbare Reich der Geiſter und äußert ſeinen geheimen Einfluß auf die Gemüther der Menſchen. Wo Berge ſind, iſt Gott; auf dem platten Lande hauſet der Teufel."

„Thüringen iſt klaſſiſches Land. Nicht nur, weil außer den Rheingegenden kein deutſches Land ſo fruchtbar an herrlichen, ſtarken welterfüllten Geiſtern iſt; ſondern auch darum, weil es noch Spuren der gewaltigen Vorwelt trägt. Zwar liegen die Burgen der Starken, die vor uns waren, in Trümmern; doch die Kraft, die ſie ſchuf, iſt noch nicht erloſchen. Ueber dem ganzen Lande ſchwebt der Geiſt der Vorzeit annoch mit hörbarem Flügelſchlag und mit prophetiſchen Stimmen; das Mark der Gewaltigen iſt nicht dahin, in himmelanſtrebende Bäume und Felſen iſt es aufgegangen, aus den ſchauervollen Ruinen redet noch Heldenkraft und Ritterliebe in vernehmlichen Tönen. Manche Quadratmeile

thüringer Boden iſt mehr werth, iſt denkwürdiger, als die ganze Mark Brandenburg ſammt Pommerland."

Es ſei mir erlaubt, ſchließlich noch der phantaſiereichen Schilderung der ſpringenden Waſſer bei Caſſel hier eine Stelle zu geben:

„— — — Von hier, wo in einem ungeheuer tiefen Baſſin ſich das Waſſer des darüber liegenden Habichtswaldes ſammelt, fallen von Stufe zu Stufe die himmliſchen Gewäſſer, wie tauſend gegoſſene Spiegel, wie glühendes Metall, wetterleuchtend im blendenden Sonnenglanz, tiefer und immer tiefer, mit herzerhebendem Brauſen herab; es iſt, als ſtrömte der Aether ſelbſt aus ſeinen Höhen ſilberſchäumend und befruchtend zur Erde hernieder. Hier und da ſammelt ſich das köſtliche Element zu muthigen Springquellen oder brauſenden Kataraften, das ſchäumt und brauſt und tönt alles, unter den Füßen quillt und pulſirt und rauſcht es tief, um die Baſſins ſtehen Koloſſe, die blaſen Trompeten durch des Waſſers Druck. Von oben regiert eine Waſſerorgel, in Fels verſteckt, den melodiſchen Sturm. Alles ſcheint umher zu leben; aber warum ſcheint? Es lebt wirklich, es iſt, als ob Wald und Fels und Waſſer und Himmel mit tauſend Stimmen Dich umſänge, der Boden hüpft jauchzend unter dem Fuß, triumphirend ſchlagen des Waldes grüne Fluthen Dir über dem

Haupt zusammen, aus allen Büschen springt flüssiges Leben in silbernen Strahlen hoch im Sonnenfeuer, allseitig wettstreitet der Vögel Brautgesang, jedes Blatt glänzt von festlichem Leben und hochzeitlicher Lust wie reiner Silberfluß, und hoch herab wirft der Aether den silbernen Wasserschleier über die brünstige Erde zur stillgeheimen Liebesstunde. Alles scheint zu beben vor Lust und Liebe wie von einem großen, tiefen, unsichtbaren Herzen aus dem Innersten heraus; Funke zündet sich an Funke elektrisch fort, und Alles brennt und leuchtet in tausendfarbiger Herrlichkeit Eines großen unendlichen Lebens. Die Menge der Springquellen ist groß oben in einer Grotte; aus einer steinernen Ananasfrucht springen allein funfzig Quellen, jede funfzig Fuß hoch. Bald springen und glänzen allenthalben die silbernen Bogen, kühn und leicht, wie Geisterbrücken durch die Luft gesprengt, worauf bunte Elfen, goldene Sylphiden gaukelnd hin und wieder schweben. Schlag folgt auf Schlag, ein Lebensklang greift gewaltig in den andern. Noch verweilt Aug' und Ohr auf einem prächtigen Wasserfall, siehe, so verkündet ein neues Geräusch von einer andern Seite her das erwachende Leben einer neuen Kaskade. Von Fels auf Fels stürzt sich die schäumende Fluth unter der Teufelsbrücke, welche der gigantischen gleichbenamten in der Schweiz nachgebildet sein soll: schwindelnd verloren in das Geheimniß, in das unergründlich tiefe Leben des ewig bewegten Elements stehst

Du über dem ſilberſprudelnden Abgrunde. Endlich ſammeln ſich die Waſſer alle und wogen langſam prächtig in der ſchönen römiſchen Waſſerleitung daher, immer höher und höher ſteigt die Fluth, verwundert ſiehſt Du ſie endlich auf dem Gipfel einer großen Felſenreihe erſcheinen."

„Nun fängt erſt hier und da ein Bächlein von den Felſen herab zu rinnen an; endlich (man glaubt, jenes ſei ſchon der erwartete Waſſerfall), endlich ſtürzt donnernd ſich der Strom von den ſteilen 104 Fuß hohen Felſen an allen Punkten nieder, das ganze Gebirge wird Fluth und Schaum; — verwirrt gleitet der ſcheue Blick von der bebenden Höhe, die Schlag auf Schlag raſtlos, Wog' auf Woge niederſtürzt, mit ſolcher Kraft und Lebensfülle, als könnte es nie aufhören. Aufgelöſt in Tropfen und Wellen, in Schaum verhaucht, fließt des Betrachters Seele mit von den Felſen nieder und verliert ſich niedertauchend in den dunklen heiligen Abgrund, in die ewigen Wirbel des raſtlos ſtrömenden Elements. Von Felsſtück zu Felsſtück rollt die Woge fort, ſo wie ſie die Tiefe erreicht, bis endlich Alles ſich geſammelt in dem großen See, ein Baſſin von ungeheurem Umfang: ein köſtlicher Waſſerſpiegel, ſtill und ruhig ausgegoſſen durch die blühende lachende Fläche des Vorberges."

„Himmelhohe Bäume begrenzen die Fluth und werfen äußerſt maleriſche Schatten. — Endlich, nachdem

das Bassin zur gehörigen Höhe gefüllt ist, entsteht ein Schall; der erschreckte Zuschauer fährt zurück wie vor einem unerwarteten Donnerschlag: und ein ungeheurer Wasserbaum steht mit tausend flüssigen Blüthen vor Deinen Augen. Unten, wo der Strahl ausspringt, ist er bereits 10 Zoll im Durchmesser; im Augenblick ist er auf seiner Himmelfahrt über die höchsten Bäume hinaus und regnet in Millionen Tropfen nieder. Es traf sich, daß die Sonne in tiefem Westen stand, der Tag war göttlich heiter, die Sonne brannte in den ungeheuern Silberbaum mit tausend Regenbogen, und die Wasserwolken zogen weit und breit um den Berg herum. — Und dieses Baums rastlos steigend, fallend Leben bestürmt und füllt eine ganze Stunde Dein Aug' und Ohr. An diesem festlichen Tage, sagt man, sprang diese Riesenfontaine, die prächtigste der Welt, 280 rheinische Fuß hoch, also die Höhe eines sehr ansehnlichen Thurms. Einen Anblick, den kein Wort erreicht, gewährt das schwebende Feenschloß, emporgetragen in den Lüften von unsichtbaren Geisterhänden, strahlend im Feuerglanz von Millionen Diamanten und Rubinen. Mit Einem Blick ergreift und überschaut man beide Riesenwerke menschlicher Kunst, den donnernden Wasserfall, schäumend von 104 Fuß hohen Felsengipfeln, und diese Fontaine, die ihres Gleichen in der Welt nicht hat: beide wetteifern gleichsam in kecken lyrischen Sprüngen, in Dithyrambenwuth unerschöpflichen Lebens; zwi-

ſchen beiden ſchwebt und ſchwankt das ergriffene Auge hin und her, bald dieſem Werk, bald jenem den Preis zuerkennend, wie an Zauberfäden bald hier-, bald dorthin gezogen, und dem eignen Ohr entgeht der jauchzenden Bewunderung Ausruf und erſtirbt in dem allgewaltigen Sturm des brauſend in eignem höchſten Leben ſchwelgenden Elements. Während des großen feierlichen Schauſpiels, während des Wettkampfs beider Waſſerrieſen ſchweigen und ruhen wie ehrfurchtsvoll die übrigen Kaskaden, deren ganze Länge vom Gipfel herab beinahe neunhundert rheinländiſche Fuß mißt; nur einzelne Strahlen fallen noch von Fels zu Fels und glänzen einſam oben in dem ſchon dunkler werdenden Aether, wie Träume vergangener Tage; in blaſſem Licht verliert ſich dieſe irdiſche Milchſtraße voll Millionen kleiner Waſſerſternchen."

* * *

In die Jahre 1802 bis 6, welche Wetzel in mehrern Städten Sachſens ambulirend zubrachte, ohne ſich durch einen beſtimmten Beruf zu binden, fällt zu Erfurt (1805) ſeine Erhebung zum Doktor der Medizin, dann die Bekanntſchaft mit ſeiner Gattin Johanna Heuäcker, früher in dem Hammerwerke Katzhütte, ſpäter in Arnſtadt wohnend, mit der er ſich am 19. September 1806 ehelich verband.

Dieſer ſchreibt er während ſeines Liebelebens aus Leipzig unterm 25. Juni 1805 (Abends 10 Uhr):

„Es ſcheint dieſe ſtille Stunde vor andern heilig und würdig, mit Dir im Geiſt zu ſprechen, wiewohl mein ganzes Leben ein ewiges Liebesgeſpräch mit Dir, mein ſüßes Licht, iſt, und ſelbſt der laute bunte Tag Deine himmliſche Gegenwart mir nicht zu rauben vermag.“

„Ich weiß nicht, woher es kommt, aber es gehet Deine Herrlichkeit faſt mit jeder Sonne ſchöner in mir auf, die Liebe zu Dir wird mächtiger, ich habe endlich gefunden, was ich lange ruhelos geſucht, ich habe die Zuverſicht zu Gott, daß er mir Deine Liebe erhalten werde. In dieſer Flamme wie in der Anbetung unſers göttlichen Freundes und Bruders*) möchte mein Leben ſich heiter und freudig verzehren.

Wenn ich Euch nur habe,
Sterb' ich heut mit Luſt:
Ruht' ich doch im heil'gen Grabe
Eurer ewig treuen Bruſt,
Aus des Todes Banden
Zu dem Leben glorreich auferſtanden.“

Unterm 29. Auguſt**):

„Guten Morgen, mein ſüßes Herz! guten Morgen, mein Liebchen! Ach, daß ich dieſen guten Morgen nicht Deinen reinen, heiligen Lippen aufküſſen kann! — —“

*) Schubert.

**) Die Jahrzahl und der Ort ſind nicht genannt.

„Ich habe — denn ich muß Dir doch Alles von mir sagen — vor kurzem die Ueberſetzung eines der ſchwerſten Dichterwerke aus dem Alterthume angefangen. Es heißt: „Natur der Dinge, von Lucretius", das einzige Werk der römiſchen Poeſie, das es ganz verdient, ſich an den herrlichen Chor der griechiſchen Heroen anzuſchließen; ein Gedicht, einzig in ſeiner Art durch die Tiefe und Allmacht ſeiner Naturanſchauung. Aber ſo ſchwer, daß ich faſt zweifle, ob meine Kraft es vollenden wird. Es enthält 7410 Hexameter; und davon habe ich gegen 300 überſetzt, wie ſich's verſteht, in der Versart des Originals."

„Außerdem ſchreibe ich Vormittags: „Briefe über Brown's Syſtem der Heilkunde", jedoch ein wenig ernſtlicher, als das unſterbliche Werk im vorigen Winter. — Meinen „Bonifacius" mag ich hier nicht vollenden: der Ort iſt mir zu proſaiſch dazu."

„Nachmittags treib' ich Engliſch, Franzöſiſch, auch etwas Medicin, und leſe gegen Abend im Homer für mich — und des Morgens beim Kaffee leſe ich gewöhnlich Arens und einem gewiſſen Patow aus dem Mecklenburgiſchen einen Geſang aus dem göttlichen Alten vor. Dieſer Treffliche hat mit uns ſchon in Jena ſtudirt, doch haben wir ihn dort nicht erkannt. Er wohnt gleich neben Arens' Zimmer und ich über Arens. Er hat viel reinen, kräftigen Sinn für das Wahre und Große, und wir leben wie Brüder mit ihm. Wir drei

Jenenſer ſind dem andern Volk hier ähnlich wie Tag und Nacht. Du kannſt Dir nicht vorſtellen, welche dumpfe Geiſtesknechtſchaft hier herrſcht. Darum bitte die Götter, daß ſie uns bald aus dem Bann zurückberufen."

„— — Aber durch das Gewebe aller Geſchäfte ſchlingt ſich ununterbrochen wie ein goldner Faden der Gedanke an Dich, Du Licht und Kraft meiner Seele! Frühling meines Lebens! Zu Dir! Zu Dir! Du Engel der Liebe! ſage mir wo? — "

„Haſt Du den „Ardinghello" ſchon geleſen? Wie ſchön ſchließt ſich an den himmliſchen Taſſo Dein verwandtes Herz! Sein Gedicht iſt, wie Schubert ſagt, die Wallfahrt einer frommen Seele zum heiligen Grabe. — "

„Oſſian's letztes Lied will ich aus dem Originale von Neuem überſetzen; dann ſollſt Du es haben." — ꝛc. ꝛc.

Aus der Zeit dieſes Liebelebens mögen noch einige dichteriſche Ergüſſe, die ich, nebſt dieſen Briefen, der Güte ſeiner Gattin verdanke, folgen, welche ich dem Leſer in der Hoffnung mittheile, daß auch dieſe Reliquien ihm nicht als überflüſſig erſcheinen werden.

Sehnſucht.

Wie brennt mein ganzes Herz nach Dir!
Dein liebes Bild ſchwebt ſtets vor mir,
All' Orten, wo ich geh' und ſteh',
Da ſeh't's und macht mir wohl und weh!

O Du, die ich in Allem ſchau',
In Waldes Grün, in Himmels Blau,
Wenn ſich die frühe Lerche ſchwingt,
Iſt's Deine Stimme, die mir ſingt!

Im ſüßen Mond- und Sternenſchein
Sind's Deine lieben Aeugelein,
In ſchwüler Nacht der Nelkenduft,
Dein Odem iſt es, würzt die Luft.

Und Nelkenduft und Nachtigall
Und Sternenglanz verſchmelzen all',
Und dunkle Waſſer brauſen drin,
Die Welt erliſcht, vergeht der Sinn.

Mir iſt, ich ſchwimm' aus mir heraus,
Und ſtröm' in's All wollüſtig aus, —
Und leb' ich noch und atme noch?
Ich bin nicht mehr und liebe doch!

Mir träumt, ich bin das große Meer,
Und Du die Sonne drüber her,
Und aufwärts, aufwärts für und für
Geh'n alle Wogen nur nach Dir!

Ich faſſe Dich inbrünſtiglich,
Hinunter, Sonne, zieh' ich Dich,
Hinunter in das Abendroth,
Hinunter in den ſüßen Tod.

Nun endlich, endlich hab' ich ſie!
Nun toſ't, ihr Wellen, ſpat und früh,
Nun geht, ihr Sterne, ab und auf —
Wir ruh'n, und weck' uns Niemand auf!

Sommer-Abendlied.

Wann des Tages Schein verglommen,
Kommt die Nacht mit leiſem Schritt,
Heiß' ich herzlich ſie willkommen,
Denn ſie bringt was Liebes mit.

Bringt aus blauer Himmelsferne
Mir Dein holdes Bildniß ja,
Tags unſichtbar wie die Sterne
Kommt's mit Sternen Abends nah.

Wo der Sonnenball verſunken,
Vor dem Auge blind von Glanz,
Spielt's in Regenbogen-Funken,
Hält auf goldnen Wolken Tanz.

Steigt von Bergen leuchtend nieder,
In der Abendröthe Gluth
Strahlen Deine Lippen wieder,
Deiner Wange Roſenblut!

Tiefe Luft Dein ſüßer Odem!
Heiß entgegen meiner Luft
Schwillt im üpp'gen Blumenboden
Deine ſchwanenweiße Bruſt!

Wenn die Zweige ſich bewegen,
Ach, es iſt Dein zarter Arm,
Kommt unſichtbar mir entgegen
In dem Winde leiſ' und warm.

Jeder Laut aus Deinem Munde
Wird zur Nachtigall im Hain,
Jeder Blick, er muß zur Stunde
Ein Johanniswürmchen ſein.

Durch zerriſſner Wolken Schleier
Blickt der Stern der Liebe vor,
Deiner Augen ſchwarzes Feuer
Flammt in ſeinem Licht empor.

Aber find' ich mich alleine,
Seufz' ich, aus dem Traum erwacht:
Folgt' auf ſolchen Abend eine,
Ach, nur eine ſüße Nacht!

Abſchied.

Du ſchlummerſt noch, und ich muß ſcheiden!
Und ach, Dein liebes Angeſicht,
Wie lang ich's werde müſſen meiden,
Wie ewig lang, ich weiß es nicht.

Der Morgenſtern noch ſteht am Himmel,
Die Sonne iſt noch tief und fern,
Noch ſchweigt der Erde wild Getümmel —
Ade, Ade, mein Morgenſtern!

Da hängt ihr Kleid! Geſchwind, ich küſſe
Den theuern Reſt zum Lebewohl!
Leb wohl, Du Wunder-Wunderſüße!
Mein Herz, mein Augenlicht, leb' wohl!

Und nun hinaus, hinaus in's Freie!
Hinaus nur ohne Aufenthalt!
Betäubt mich, Vögel, mit Geſchreie!
Ihr Winde, blaſ't, und rauſche, Wald!

Schau' nicht zurück — ich will mich faſſen —
Bei dieſem Waldeck ſchwind't ihr Haus —
Ein Blick — ich kann es ja nicht laſſen —
Und ſtreck nach Dir die Arme aus!

Noch einmal! trüb wird mir's vor Augen —
Leb wohl, geliebter Engel mein!
Weg iſt das Haus — nun zu, ihr Augen,
Und blindlings in den Wald hinein!

Nachdem unſer Freund das Ziel ſeiner damaligen Wünſche erreicht und den Beſitz der Geliebten am Altare erlangt, zog er noch im nämlichen Jahre 1808 zu ſeinem Freunde, dem Profeſſor Schubert, der Dresden zu ſeinem Aufenthaltsorte gewählt hatte.

Hier im Schooße des aufblühenden häuslichen Glückes, an der Seite eines geliebten Freundes, durchglühte ſeine poetiſche Ader auch ein neues friſches Leben; er weihte ſich unausgeſetzt der Muſe und der Wiſſenſchaft; herrliche Schöpfungen entſprangen hier ſeinem Dichtergenie, die theils in einzelnen Werken, theils in Zeitſchriften abgedruckt erſchienen.

Ein reiches, poetiſches Gemüth, Frohſinn und Heiterkeit, die ſein ganzes Leben begleiteten, tiefe Religioſität, und eine kindliche, ſittlichreine Seele ſprachen ſich deutlich ſchon in dieſen, wie in ſeinen ſpätern Erzeugniſſen aus, und verriethen ſchon damals den tief aufblitzenden Geiſt ihres Schöpfers.

Zu derſelben Zeit und in derſelben Stadt hielt er auch Vorleſungen über den Homer vor einem zahlreichen Kreiſe gebildeter Zuhörer und beſonders Zuhö-

rerinnen. Dieſe trefflichen Abhandlungen, voll von Geiſt und Gemüthstiefe, im anſchaulichen, lebendigen, populären Style, eben ſo frei von Mattheit und Trivialität, als von geſchraubter, hochtrabender Subtilität, ſind abgedruckt im „Prometheus", herausgegeben von Stoll (Wien, Geiſtinger 1810).

Im Jahre 1806 erſchienen die ſchon oben erwähnten „Briefe über Brown's Syſtem der Heilkunde" (Leipz. Weigel), welche viel Aufſehen machten.

Ein noch bei weitem größeres, obwohl auf andere Weiſe und bei einem andern Publikum, erregte aber die Dichtung: „Rhinozeros" (Nürnberg, Stein. 2. Auflage 1810), eine Parodie der Tiedge'ſchen „Urania." — Sie iſt zwar voller Scharfſinn und Witz, wußte ſich aber vor dem Fehler, der alle zu lang ausgeſponnenen Parodieen und Traveſtieen trifft, den der Ermüdung, nicht zu bewahren.

Dieſe Schrift gab zu den verſchiedenſten Beurtheilungen Veranlaſſung. Der geiſtreiche und für das Aechtkomiſche Sinn habende Beurtheiler ergötzte ſich an des Verfaſſers Witz und ſeiner ſarkaſtiſchen, nie die Grenzen der Sittlichkeit verletzenden Laune; der Beſchränkte oder wohl gar Bösgeſinnte ſuchte den Charakter des Autors in den Kreis ſeiner Kritik mit herüber zu ziehen und zu verdächtigen. Das konnte aber nur ſo lange geſchehen, als man den Namen des Verfaſſers noch nicht kannte. So wie derſelbe aber bekannt ward — wozu Wetzel

selbst das Seinige beitrug — mußte jede Mißdeutung verschwinden. — Wer konnte bei seinem durchaus gediegenen, rechtlichen Charakter, bei seiner Religiosität, die ihn durch und durch erfüllte und sich bei jeder Gelegenheit durch Wort und That so deutlich aussprach, den Maßstab der Kritik an seinen moralischen Charakter, die Quelle der Liebe und jedes edlen und schönen Gefühls, ferner anlegen?

Oft sprach ich mit ihm darüber, und lächelnd bedauerte er immer Die, „welche die Sache von der Person nicht zu unterscheiden wüßten." „Ich würde mich schämen", sprach er, „erst noch versichern zu müssen, daß es mir nie einfallen konnte, den hohen, heiligen Gegenstand zu verunreinigen; in der Parodie selbst liegt die Kritik meiner mir gemachten Aufgabe zu deutlich, als daß es noch Worte der Vertheidigung bedürfte. Die Redseligkeit des Verfassers der „Urania", das Wabeln und Schwabeln und ewige Erklärenwollen des uns Unerschlossenen, Unerklärbaren, den Beweis zu führen, daß mit allen Beweisen Tiedge's nichts bewiesen worden ist, und wir mit sammt seinem Buche so klug sind als zuvor, war der Vorwurf des unschuldigen Scherzes. Uebrigens verkenne ich so manche poetische Schönheit der „Urania" nicht, wenn auch das übersüßliche Ganze mein Magen nicht vertragen kann ꝛc."

* * *

Das Brockhaus'sche Conversationslexikon sagt bei Gelegenheit des Aufenthaltes unseres Freundes in Dresden Folgendes:

„Er hielt Vorlesungen über den Homer und sah mit reger Theilnahme die wunderbaren öffentlichen Ereignisse von 1806 und 7 an sich vorübergehen, die er schon prophetisch in seinem „Magischen Spiegel, drinnen zu schauen die Zukunft Deutschlands" mit wahrhaft Johanneischem Geiste verkündigt hatte."

Ich kenne diese Schrift nicht, Wetzel sprach nie von ihr, vermuthe aber, daß sie eine Vorarbeit zu seinem 1814 bei Brockhaus erschienenen „Prolog zum roßen Magen" sei, weil Wetzel von einer solchen mir öfters erzählte, nie aber von einem Abdruck derselben mir etwas erwähnte.

Auf den „Prolog zum großen Magen" selbst legte er einen ganz besondern Werth, und, wie es mir dünkt, mit allem Rechte. Die Nützlichkeitstendenzen des Zeitalters sind hier mit wahrhaft Aristophanischem Witze gegeißelt, der Versbau dem Ganzen auf das glücklichste angemessen, fließend und rein, und eine Fülle von Gedanken, mit kerngesundem Humor behandelt, sind die Seele des Gedichts.

II.

Wetzel's Ankunft, literarisches Wirken und Leben in Bamberg, bis zu seinem Tode 1819.

1.

Wetzel als Redakteur des „Fränkischen Merkurs".

Ungefähr in der Mitte des Jahres 1809 machte Hegel, der damals Redakteur der zu Bamberg erscheinenden politischen Zeitung „der Fränkische Merkur" war, Wetzel'n den Antrag, ihm das Redaktionsgeschäft abzutreten, da er einem Rufe nach Nürnberg zu folgen gesonnen sei. — Wetzel schlug aber den Antrag aus.

Einige Zeit darauf ward er durch Schubert, der als Lehrer der Realschule ebenfalls nach Nürnberg gegangen war, auf's Neue eingeladen, die Redaktion des „Nürnberger Korrespondenten" zu übernehmen.

Die scheinbar vortheilhaften Bedingungen, die ihm gemacht wurden, veranlaßten ihn, einzuwilligen.

In Nürnberg mit seiner Gattin und zwei Kindern angekommen, ward er nur zu bald gewahr, daß er ge-

täuscht worden; denn Zehler, der damalige Verleger des Korrespondenten, hielt nicht nur sein Wort in Betreff des ihm zugesicherten Reisegeldes nicht; sondern muthete ihm noch andere Dinge zu, von denen vorher keine Rede gewesen. So sollte er zugleich auch das Geschäft eines Buchhalters mit übernehmen, die Kinder des Verlegers unterrichten u. dergl. m.

Die Sache zerschlug sich, und Hegel, der sich schon damals in Nürnberg befand, drang auf's Neue in ihn, dem früheren Rufe nach Bamberg zu folgen, indem er ihm die zu erwartenden Aussichten mit lockenden Farben malte.

Gegen Ende desselben Jahres zog Wetzel als Redakteur des „Fränkischen Merkurs" mit einem Gehalte von 600 fl. nach Bamberg.

Diese Stadt, im Mittelpunkte Deutschlands, schien ihm für sein Unternehmen besonders geeignet; die damalige thatenreiche Zeit, die großen, welterschütternden Schicksale, die dem deutschen Vaterlande, ja, allen Staaten Europa's bevorstanden, bewogen unsern Dichter, der von patriotischen Gefühlen entflammt war, mit Freuden auch diesem literarischen Geschäfte sich zu unterziehen.

Unter seiner Leitung, und unterstützt von dem damaligen Unternehmer Schneiderbanger*), der keinen

*) Dazumal k. Landgerichtsassessor, gegenwärtig erster rechtskundiger Magistratsrath der Stadt Bamberg.

Aufwand scheute, sein Institut zu heben, schwang sich diese Zeitung so empor und erhielt den Beifall aller Gebildeten in so ungemeinem Grade, daß sie in allen Theilen Deutschlands, selbst in Paris und London, mit Vergnügen und Interesse gelesen wurde.

Wetzel lieferte in ihr ein gedrängtes, aber getreues Bild der Zeit, ohne irgend etwas zu übersehen, was von weltgeschichtlichem Interesse sein konnte. Ihre Farbe war: Wahrheit und Konsequenz der Ansichten, hoher Muth, unbegrenzte Unerschrockenheit, diese Wahrheit auszusprechen, und Erhebung über Parteihaß und Vorurtheile.

Mit diesem neuen literarischen Erwerbszweige verbesserte sich auch nach und nach die ökonomische Lage unsers Freundes; denn seiner Umsicht und redlichen Thätigkeit gelang es, die Zahl der Abnehmer seines Blattes bedeutend zu vermehren, wovon auch kontraktgemäß die Vermehrung seines Gehaltes abhing.

Bei der Uebernahme desselben am 1. Januar 1810 hatte es nicht mehr als 541 Abonnenten; bis zum Jahre 1814 hatte sich die Zahl bis auf 2009 gesteigert, und sein Gehalt ging nach und nach bis zu 1000 fl. hinauf.

Diese gediegene Zeitung, die selbst der „allgemeinen" damals den Rang streitig machte, sank seit Wetzel's Tode von Jahr zu Jahr herab, und besonders in den letzten Jahren durch die geistige Beschränktheit, daher ganz unverständige Leitung ihres gegenwärtigen

Besitzers, den Mangel pekuniärer Hülfsmittel und durch steten und ungeschickten Redaktionswechsel so tief herab, daß sie kaum noch auf den Beinen sich zu erhalten im Stande ist und durch Entbehrung der in gegenwärtiger Zeit so nothwendigen Korrespondenzen kaum auf dem Niveau höchster Mittelmäßigkeit noch zu balanciren versteht *).

Wetzel war, im weitesten Sinne des Wortes, ein tüchtiger Redakteur, der, wie so Viele, nicht blos den in fremden Blättern vorgefundenen Stoff roth anstrich und dann in die Offizin zum Abdruck sandte; sondern sein Blatt wirklich schrieb; das Vorgefundene entweder gänzlich umarbeitete, oder die Artikel nach Raum und Bedürfniß desselben verkürzte, geschickt zuschnitt, folgerecht aneinanderreihte und nicht selten mit eigenen geistreichen Zusätzen bereicherte.

So ein schlechter Diplomat er im Leben, so ein trefflicher war er auf dem Papiere, d. h. in seinem „Fränkischen Merkur." — Mit Adlerblicke wußte er das unscheinbar Wichtige zu erkennen und den Zeitverhältnissen bedeutungsvoll anzureihen, und auch erforderlichen Falls die gröbsten Pillen über das Censurbrett so geschickt hinüberzurollen, daß sie der Leser zwar gehörig bepu-

*) So eben, bei Absendung des Manuskriptes, erfahre ich, daß das Institut der k. Advokat Dr. von Hornthal angekauft habe.

dert und überzuckert, aber doch mit ihren Grundingredienzen zu verschlucken bekam und die beabsichtigte Wirkung sonach nicht verfehlt werden konnte.

Wetzel war zugleich das Muster eines gewissenhaften und unerschrockenen Redakteurs, den keine Meinung, kein ihm von oben herab zugeflüsterter Wunsch bestimmen konnte, vom Wege des Wahren und Rechten abzugehen, der die Wahrheit dreist herausſagte und niederschrieb, auch wenn sie sich nicht in überzuckerten Pillen verbergen ließ. Er war ein Feind jeder Lüge, Unterdrücker des Gemeinen und Oberflächlichen, dahingegen unerschrockener Verkündiger alles Edlen, Schönen und Guten. Wer am Ende des Jahres den „Fränkischen Merkur" binden ließ, hatte neben seiner Bibel zugleich ein Buch historischer Wahrheit, ein Buch der Sittlichkeit und unverfälschten Rechtes, so wie eines kerngesunden Sinnes liegen, daß in seiner Objektivität, wie Subjektivität gleichbedeutend war.

Freilich konnte es nicht fehlen, daß, um ein so wichtiges Resultat zu erzielen, er genug Steine, die ihm in den Weg gelegt wurden, hinwegzuräumen hatte, besonders wenn sie das damalige Regierungssystem dahin trug. Da hatte er harte Kämpfe zu bestehen, die endlich sogar eine monatliche Sistirung der Zeitung und Verweisung ihres Redakteurs aus dem bayerschen Staate zur Folge hatten.

Die Sache war diese:

Die Augen der Regierung wurden im Jahre 1814, theils durch schwache, theils durch böswillige Menschen, auf den „Fränkischen Merkur" gerichtet, der durch die freimüthige Sprache und den Beifall, den er sich bei liberal Denkenden erwarb, den Neid und die Rache jener Uebelwollenden erregte.

Mehrmalige strenge Befehle erfolgten an den Censor, ein gleich wachsames Auge auf die Artikel des Blattes, wie auf seinen Redakteur zu haben.

Es konnte nicht fehlen, daß unter solchen Umständen zwischen Censor — obwohl diesem das Lob möglichster Milde und großer Humanität gebührte — und Redakteur öftere Anstände und Diskussionen statthatten, die ihren Kulminationspunkt in einem Artikel: „vom Main de dato 10. Januar 1815", erreichten.

Zufolge dieses Artikels wurde die Zeitung am 12. Februar desselben Jahres auf allerhöchsten Befehl sistirt.

Wetzel sah sich auf Ersuchen des Unternehmers veranlaßt, sich an den damaligen Minister, Grafen von Montgelas, brieflich zu wenden, und um Widerruf der Sistirung zu bitten.

Da aus diesem Schreiben die Ursache der Sistirung, wie das dabei stattgehabte Verfahren deutlich hervorgeht, so theile ich dasselbe hier wörtlich mit:

„Bamberg, d. 12. Februar 1815.

Hochgeborner Herr Graf,
Gnädiger Herr Geheimerath!

Ich hatte einst das Glück, Ew. Excellenz mich persönlich nähern zu dürfen, und wer Ihnen einmal nahe war, kann das Vertrauen zu Ihnen nie mehr verlieren.

Beseelt von diesem Vertrauen wage ich es, Ew. Excellenz gnädige Aufmerksamkeit auf einen Augenblick für eine Angelegenheit unterthänigst zu erbitten, die mich Ihre Entfernung recht schmerzlich fühlen ließe, wenn vor der Rücksicht auf das Glück des großen Ganzen, dem Ew. Excellenz hohe Kräfte gewidmet sind, nicht jene auf das kleinere Privatinteresse schweigen müßte. Gewiß — genössen wir des Glückes ihrer nähern Nähe — der hohe, klare Sinn, der Ew. Excellenz Handlungen unverkennbar stempelt, hätte die Wolken zerstreut, die sich gegen ein Institut erhoben, dessen Förderung Ew. Excellenz gnädigstem Wohlwollen selbst so ungemein viel verdankt.

Man hat nämlich den 11. dieses, auf ein höchstes Reskript, unsere Zeitung sistirt.

Erlauben Ew. Excellenz, daß ich Ihnen den Hergang der Sache treu und kurz darlegen darf.

Unterm 10. vorigen Monats enthielt der „Fränkische Merkur" die Nachricht von einer in Coburg ausgeschriebenen, binnen vier Tagen beizutreibenden, neuen

zehnfachen Grundsteuer. Der Brief, den diese Nachricht mittheilte, war anonym an die Redaktion eingegangen; allein der zuversichtliche Ton desselben, seine richtige Aufgabe auf einem k. Postamt (Schweinfurt), ein deutliches Siegel und eine unverkünstelte Handschrift ließen mich keine Täuschung ahnen. Außerdem lag ich bei Empfang des Briefes und dessen Benutzung für die Zeitung an einem bedeutenden Fieber krank, war aber gleichwohl genöthigt, in Ermangelung eines Stellvertreters, die Redaktion zu besorgen. Dieser Umstand, und daß die Besorgung des Blattes eben in die Stunden des Paroxysmus fiel, ließ mich, bei natürlich höchst verstimmter Geistes-kraft, den Inhalt des Briefes vielleicht weniger streng und sorgfältig würdigen, als dieß im gesunden Zustand geschehen sein würde. Es ändert dies zwar in der Ansicht der Sache nichts, darf jedoch einem Manne, der wie Ew. Excellenz alles Menschliche berücksichtigt, wohl angeführt werden.

Wenige Tage nach Aufnahme jenes Artikels wurde ich vom k. Polizeidirektor, auf ein höchstes Reskript, angehalten, den Verfasser des Briefes unverzüglich zu nennen. Ich erklärte — noch immer krank — vom Hause schriftlich: „ich könnte das nicht, da der Brief anonym eingegangen sei."

Unterdessen wurde mir von Coburg aus durch das k. Polizeikommissariat eine öffentliche Berichtigung dieses Artikels mitgetheilt, des Inhalts: „daß die erwähn-

ten Steuern keine neuen seien, sondern blos Rückstände." Diese Berichtigung wurde noch denselben Tag in die Zeitung eingerückt.

Am 4. wurde ich von neuem zum k. Polizeidirektor beschieden und nach Inhalt eines an diesem Tag angelangten höchsten Reskripts nochmals aufgefordert, den Verfasser des fraglichen Briefes zu nennen, widrigenfalls die Zeitung zu sistiren sei. Ich gab hierauf schriftlich zu Protokoll: „daß ich auf Ehrenwort den Einsender des Briefes nicht nennen könne, und erbötig sei, diese Aussage eidlich zu bekräftigen." Zugleich legte ich — das einzig Mögliche, was ich zu thun im Stande war — das so eben aufgefundene Couvert des Briefes mit Siegel und Postzeichen bei, um der höhern Behörde kein Mittel, den Verfasser des Briefes zu entdecken, vorzuenthalten.

Gestern wurde ich auf ein neuerdings eingegangenes höchstes Reskript zum letzten Male aufgefordert, den Einsender des Briefs zu nennen, unter Androhung, die Zeitung auf der Stelle zu sistiren. Ich antwortete — wie ich denn mit gutem Gewissen nicht anders konnte — „ich wisse ihn nicht, und nach der 8 Tage früher abgegebenen Erklärung und dem Anerbieten des Eides bleibe mir keine höhere Betheurung übrig."

Die Zeitung wurde hierauf augenblicklich sistirt, und nicht einmal das bereits druckfertige Blatt des Tages durfte ausgegeben werden.

Dieſes, Ew. Excellenz, iſt das reine Faktum.

Darf ich es wagen, Ew. Excellenz die Ideen, welche dieſer Schritt bei mir veranlaßte, ohne einem höhern Richter vorgreifen zu wollen, mitzutheilen? — Strafe, dachte ich, kann dieſes Siſtiren kaum ſein ſollen, ſie träfe wenigſtens ganz die unrechte Perſon, ſtatt des Redakteurs (falls man denſelben ſtraffällig erachtet) den an der ganzen Sache ganz unſchuldigen Eigenthümer, der ſich hierdurch in ſeinem unter rechtskräftigem Titel erworbenen Eigenthum gekränkt und mit einem gar nicht zu berechnenden Schaden bedroht fühlt. Es kann alſo jener Schritt nur als letztes und höchſtes Zwangsmittel angeſehen werden, das Geſtändniß des verlangten Namens von mir herauszupreſſen. Allein dies Mittel verfehlt ſeinen Zweck: was ich nicht weiß, kann ich nicht ſagen —, und wenn Folter und Tod mir vor Augen ſtänden. Auch muß ich es hart finden, daß man anfängt, womit man gewöhnlich aufhört — mit einer Strafe nämlich, ohne daß jedoch dieſelbe für einen Fall wie der vorliegende vorher angedroht wurde. Bin ich ſtrafwürdig, ſo kann dies allein für die Unachtſamkeit ſein, einem anonymen Briefe Glauben beigemeſſen zu haben. Mich treffe alſo eine dieſem Verſehen angemeſſene Strafe, aber keine ſo ungeheure den Eigenthümer, die ſein Blatt in einem Moment, wo die allgemeine Neugier auf die Entſcheidung des Schickſals einer Welt geſpannt iſt, gänzlich vernichten muß! Vielleicht

könnte ich zu meiner Entschuldigung anführen, daß ja auch der fragliche Artikel keineswegs der bestehenden Censur entzogen worden sei; allein aus Achtung für den eben so rechtlichen als liberalen Charakter der damit allerhöchst beauftragten Behörde berühre ich diesen Punkt nicht weiter. Doch kann ich Ew. Excellenz nicht verschweigen, wie sehr ich das Glück anderer Blätter bei ähnlichen Anlässen zu beneiden hätte! wie denn z. B. die „Allgemeine Zeitung" erst kürzlich über den Fürsten Repnin und dessen Verwaltung in Sachsen einen für den Charakter desselben allerdings beleidigenden Artikel, so wie einen andern, eine angeblich geheime Polizei in Sachsen betreffend, enthielt, beide Artikel aber, zum Theil auf officielle Aeußerungen in den Blättern der angegriffenen Verwaltung, blos berichtigen oder widerrufen durfte, ohne daß dem Fortgang des Blattes ein Hinderniß in den Weg gelegt wurde. Irren ist menschlich!

Fürchtete ich nicht, Ew. Excellenz Geduld bereits ermüdet zu haben, so berührte ich hier noch einen andern, für mich nichts weniger als gleichgültigen Punkt.

Man hält mich nämlich hier und da, auf welche Veranlassung weiß ich nicht, für einen Anhänger des preußischen Systems. Es gibt nämlich Menschen (wahrscheinlich solche, die blos die bamberger Zeitung lesen), welche sich einbilden, jeder nur einigermaßen für Preußen günstig lautende Artikel sei ein Produkt des Re-

dakteurs, ohne zu bemerken, daß der „Fränkische Merkur" diese Artikel mit den übrigen Zeitungen Bayerns, und selbst oft mit den Münchnern theilt, ja, daß sie meist aus diesen, z. B. aus der Allgemeinen, der Nürnberger, Bayreuther Zeitung entlehnt sind. — Ich darf mich kühn auf eine Ansicht meines Blattes berufen, ob ich hierin nicht sogar weniger thue, als andere beliebte inländische Blätter. Hört man, jener durchaus aus der Luft gegriffenen Meinung von mir gegenüber, das Geschrei der preußischen Blätter, z. B. des „Journals vom Nieder- und Mittelrhein", welches die bamberger Zeitung schon öfters unter den entschiedenen Antipreußischen nennt, „denen zum Trotz die Vereinigung Sachsens mit Preußen doch vor sich gehen werde", erinnert man sich, daß sogar der „Pariser Moniteur" einen für Sachsen und seines Königs Recht laut genug sprechenden Artikel der bamberger Zeitung zum Text jenes bekannten Kommentars über Preußens Politik und sein Verhältniß im europäischen Staatenbunde machte, der nachher in alle Blätter überging: so kann man sich unmöglich des Lächelns enthalten über ein Vorurtheil, offenbar von Uebelwollenden ersonnen, welches mir meine beschränkte, harmlose Einsiedlerexistenz auf meinem Bureau, in meinem Studirzimmer und in der einsamen Natur nicht einmal zu gönnen scheint.

Doch ich muß Ew. Excellenz unterthänigst um Verzeihung bitten, Ihre Aufmerksamkeit schon zu lange von

Gegenständen höherer Wichtigkeit abgezogen zu haben. Nur noch ein Wort! Schon einmal erfreute sich unser Blatt Ew. Excellenz schützender Gnade in einem kritischen Moment! Möge es das Glück haben, Ew. Excellenz noch einmal seine Erhaltung verdanken zu dürfen! ꝛc.

Wetzel."

Unser Freund erhielt hierauf keine Antwort, wohl aber der Eigenthümer Schneiderbanger, dem von Seiten allerhöchster Stelle bekannt gemacht wurde:

„Daß Wetzel das Redaktionsgeschäft niederzulegen, den bayerschen Staat zu verlassen, Schneiderbanger aber einen andern Redakteur, der ein Inländer sein müsse, vorzuschlagen habe, worauf dann das Wiedererscheinen des „Fränkischen Merkurs" zu gestatten sei."

Trotz aller Vorstellungen gelang es nicht, daß Wetzel fernerhin öffentlich sich als Redakteur nennen durfte. Es ward aber ein Auskunftsmittel getroffen, und Dr. Brendel*), ein vertrauter Freund Wetzel's, erbot sich, seinen Namen zu allen Censurunterschriften herzugeben, was von der Polizeibehörde angenommen ward.

*) Ehemaliger Professor an der Universität Würzburg, gegenwärtig quiescirter Appellationsgerichtsrath.

Wetzel schrieb zwar die Zeitung wie bisher fort (der verantwortliche Redakteur blieb Dr. Brendel bis zu dessen Tode), aber unter steten Anfechtungen von Seiten der Regierung, die fort und fort auf die Entfernung Wetzel's aus Bayern drang.

Der damalige Polizeichef that sein Möglichstes, diese so lange, als es nur ging, hinauszuschieben, hoffend, daß die Regierung endlich die Ueberzeugung von Wetzel's Unschuld gewinnen werde.

Als Ersterer aber fortwährend bestürmt ward, die Exekution zu vollziehen, sah er sich genöthigt, ein paar Polizeisoldaten abzuschicken, mit dem Bedeuten, Wetzel über die Gränze zu schaffen.

Dieser befand sich auf seinem Bureau. Sie gingen zu ihm, und nach Eröffnung ihres Auftrages sprach er ruhig:

„Sagen Sie Ihrer Behörde, daß ich um keinen Schritt weiche und jede ihrer Bemühungen fruchtlos sei."

Sie gingen, kamen aber bald darauf wieder, unter der Androhung, Gewalt zu gebrauchen, wenn er ihnen nicht folge, und wiederum entgegnete er ihnen fest und bestimmt:

„Den Teufel fürchte ich nicht! Ich bleibe! Wagen Sie nicht, sich an mir zu vergreifen, ich bin kein Spitzbube, meine Sache ist gerecht, vor Gott und der Welt!"

Offenbar mußten die Abgesandten den Befehl erhalten haben, keine Gewalt zu gebrauchen; denn abermals entfernten sie sich schweigend, ohne wiederzukommen, und von dieser Zeit an war unser Freund von jeder öffentlichen polizeilichen Anfechtung frei.

Daß er aber auch fernerhin im Stillen unter Surveillance dieser Behörde stand, weiß ich aus dem Munde jenes Polizeidirektors selbst, der, als sich die Regierungsverhältnisse geändert, mir anvertraute, daß er Befehl gehabt habe, auf Weyel und seinen Umgang im Stillen stets ein wachsames Auge zu haben.

Am deutlichsten geht das Gesagte aus Folgendem hervor:

Der verewigte würdige Buchhändler Brockhaus war im Jahre 1817 hier, besuchte mich und ward von mir mit Weyel zu Tische geladen. Als Redakteur der früher in seinem Verlage erschienenen „Deutschen Blätter" war auch sein Name in Bayern nicht allzugünstig notirt. — Kaum im Gasthofe angelangt, bemühte die Polizeistelle sich, nach ihm forschend umzuschauen und seinen Ein- und Ausgang im Stillen zu beobachten. Doppelt ward die Aufmerksamkeit derselben rege, als sie erfuhr, Brockhaus würde mit Weyel bei mir speisen. — Von dem Augenblick an, als Beide meine Wohnung betraten, wechselten Polizeiwachen vor derselben auf- und abgehend ab. Unser Diner, unter den höchst unschuldigen Gesprächen über Poesie, Kunst,

Buchhandel u. dergl. dauerte lange, beide Freunde blieben bis 6 Uhr Abends, und auf Brockhaus' Wunsch, das Theater zu besuchen, begleiteten wir ihn dahin.

Nach dem Theater gingen wir abermals zu mir, und um 11 Uhr trennten wir uns. Ich begleitete den fremden Gast bis zu seinem Hôtel.

Auf allen diesen Wegen, in das Theater hinein und heraus, bis zum Gasthofe Nachts 11 Uhr, wurden wir, wie mir der obenerwähnte Polizeichef später unter herzlichem Lachen gestand, begleitet. Weder Brockhaus, Wetzel, noch ich hatten irgend eine Ahnung von der uns begleitenden vornehmen Dienerschaft.

Wie schon gesagt, Wetzel setzte die Redaktion seiner Zeitung bis zu seinem Ende fort, Dr. Brendel unterschrieb täglich das Censurexemplar, und soviel ich mich erinnere, hatte Letzterer nur höchst selten mit dem Censor unbedeutende Anstände, mit der Regierung selbst aber gar keine mehr zu bestehen.

Geschah es zuweilen, daß Wetzel von Diesem oder Jenem, da und dort, der seine freimüthige Sprache in seinem „Merkur" nicht verdauen konnte, angegriffen wurde: so antwortete er in diesem Blatte nach seiner gewohnten Weise darauf. Einer seiner heftigsten Gegner war Aretin*), der Herausgeber der zu München

*) Geboren den 2. Decbr. 1773 zu Ingolstadt, gestorben den 24. Decbr. 1824 als Präsident des Appellationsgerichts des Rezatkreises.

in den Jahren 1815, 16 u. f. erſchienenen Zeitſchrift „Allemannia."

Lange ſchwieg Wetzel auf deſſen wiederholte Ausfälle in derſelben. Als Aretin aber auch noch ſeine Animoſität gegen ihn, in der von ihm ſpäter redigirten „Landtagszeitung" fortſetzte, bediente er ihn in Nr. 80 des „Fränkiſchen Merkurs" vom Jahr 1819 ſo, daß von dieſer Zeit an Aretin ſchwieg.

Es iſt in mehrerlei Beziehung auf Wetzel's Charakter wohl nicht unintereſſant, dies letzte literariſche Rencontre deſſelben, kurz vor ſeinem Tode, hier niederzulegen.

Er ſagt in obenerwähnter Nummer Folgendes*):

„Die berüchtigte „Landtagszeitung" Nr. 51 enthält einen des Herausgebers derſelben — Freiherrn Chriſtoph von Aretin**) (ſein Name iſt das beſte Urtheil über ihn) — vollkommen würdigen Ausfall auf den „Fränkiſchen Merkur"***) und deſſen Herausgeber. Indem Letzterer

*) Die „Landtagszeitung" ſelbſt liegt nicht vor mir, um den Angriff auf Wetzel wörtlich abdrucken zu können; jedoch gehen die darin enthaltenen Invektiven auf denſelben aus ſeiner Antwort im „Merkur" und deſſen Schreiben an Aretin deutlich genug hervor. (Z. F.)

**) Herausgeber der „Allemannia" — genug! (W.)

***) Der gewiſſen Schmeißfliegen freilich ein wahrer „Mercurius — sublimatus corrosivus" ſein mag. (W.)

ſich das Anrufen rechtlicher Hülfe gegen die Angriffe literariſcher Banditen vorbehält, bemerkt er hier vorläufig nur ſo viel: Den Lügen, welche über das ihm ertheilte, von der „Landtagszeitung" ſogenannte „Consilium abeundi" verbreitet ſein mögen, wird die öffentliche Bekanntmachung ſämmtlicher Aktenſtücke*) über jenen Vorfall am wirkſamſten begegnen. Man wird daraus erſehen, daß er nicht in dem Falle war, „inſtändig zu fleben", wo er nur auf Gerechtigkeit Anſpruch machen konnte, oder „Beſſerung zu geloben", wo er ſich durchaus keiner Schuld bewußt war. Nie hat derſelbe einer andern „Partei gedient" als der guten Sache, welche zugleich die Sache des geſammten Vaterlandes iſt. — Die Vertretung der angefochtenen Stellen in Nr. 57 des „Fränkiſchen Merkurs" überläßt er ſeinen geehrten Korreſpondenten; die Schande wird aber auch hier auf das Haupt des boshaften Sinnverdrehers fallen. — Im Vertrauen auf ſein Recht und die Gerechtigkeit eines biedern deutſchen Königs verlacht er alle Anfälle der Knechte der Finſterniß auf ſeine Ehre und politiſche Sicherheit. Freilich möchten dieſe „literariſchen Heloten, Zigeuner und Vagabunden" ihre ſchlechte Sache gern zur Sache des Throns und des wackern bayerſchen Volkes machen. Es wird ihnen nicht gelin-

*) Was Wetzel, nachdem Kretin ſchwieg, auf meine Vorſtellungen und Bitten, ebenſo wie die Klage unterließ. (Z. F.)

gen. Das Reich des Lichts wird siegen, die Teufel gehen abwärts!

Wetzel."

Diese gedruckte Erklärung sandte er an Aretin mit einer schriftlichen ein, die folgendermaßen lautete:

„Bamberg, den 21. März 1819.

Mein Herr!

Es hat Ihnen beliebt, in Ihre Zeitung einen nichtswürdigen Angriff auf mich einzurücken, und ich habe Ihnen auf der Stelle in der Meinigen nach Gebühr geantwortet, wobei ich nur bedaure, daß es nicht noch derber geschehen. Denn mit Menschen Ihrer Art muß man's einmal und ganz abthun, das halbe Wesen führt auch hier zu nichts.

Stolz auf das theilnehmende Wohlwollen, ja auf die Freundschaft mehrerer der ersten Geister unseres Volkes, auch als Dichter und politischer Schriftsteller gewürdigt, verachte ich übrigens die elenden Schmähungen eines Quidam, der sich wie Sie bei den Bessern unserer Zeitgenossen längst um allen Kredit geschrieben. Aber, wie mochten Sie sich erdreisten, eine Geschichte hervorzuziehen, deren öffentliche Kundmachung mich durchaus als gerechtfertigt erscheinen lassen wird. Nie hätte ich, nachdem meiner Unschuld faktische Genugthuung geworden, jenen Vorfall öffentlich berührt; ich verachte es,

mich auf solche Weise geltend zu machen, und ich hoffe, meinen Ruf noch auf bessern Grund zu bauen. — Aber Ihre Unbesonnenheit zwingt mich zu einem Schritte, den ich jetzt, nachdem die Sache durch Sie öffentlich geworden, meiner Ehre schuldig bin. Ich fürchte aber, Sie haben der Partei, der Sie dienen mögen, durch Aufrührung jener Geschichte selbst den schlechtesten Dienst gethan.

Jetzt, mein Herr! noch einen wohlmeinenden Rath! Um des Besten des Vaterlandes willen, schweigen Sie von nun an! vermeiden Sie besonders einen Kampf, der bei der Stellung, die Sie nun einmal in der öffentlichen Meinung haben, nothwendig zu Ihrem Nachtheil ausfallen und mit Ihrer gänzlichen Niederlage endigen muß. Sollte es überdies Jemandem gelüsten, mich mit einem zweiten Consilium abeundi zu bedenken, so kann ich im Voraus mit der größten Bestimmtheit versichern, daß der Versuch wo möglich noch schlechtern Erfolg haben würde, als das erste Mal, und daß man daher besser thut, aufzuhören, ehe man anfängt. Ich habe das auch in meiner Erklärung im „Merkur" sagen wollen, unterließ es aber, weil es den Anschein einer Herausforderung haben könnte. Besser, mit einem Menschen von so kernfester Natur wie ich sich vertragen als sich mit ihm verfeindet! Sie und Ihre Helfershelfer stoßen hier auf einen Felsen, an dem Sie durchaus scheitern müssen. Und das sage ich Ihnen aus eigener Kraft,

nicht etwa im Namen einer Partei oder eines geheimen Bundes; ich gehöre blos dem offenen Bunde aller rechtlichen Männer, und das Geklatsch von geheimen Verbindungen sind Ammenmährchen, womit ihre Verbreiter sich selbst zum Narren haben; ich brauche keinen Bundesgenossen, als meine gute Sache, und trotze doch allen geheimen Ränken und Schwänken, was freilich die Menschen nicht begreifen, die blos in Masse sind und ausdichten können.

Sie wissen nun, woran Sie sind!

Uebrigens mit aller Achtung, die, wo nicht Ihrer Person, doch Ihrem Amte gebührt,

Ew. Hochwohlgeb.

Ergebenster

Dr. Wetzel."

Weder schriftliche noch gedruckte Antwort erfolgte hierauf.

* * *

Ich habe übrigens bei Darstellung dieses Faktums die darauf Bezug habenden Aktenstücke nothwendiger Weise mittheilen müssen, theils der Pflicht der historischen Vollständigkeit, theils den seit vielen Jahren an mich ergangenen Anforderungen von Wetzel's Freunden zu genügen, die dies interessante Faktum in seinen

Details zu erfahren wünschten*). Der Ehre des Freundes aber bin ich es schuldig, hiemit im Voraus allenfallsigen Mißdeutungen und schiefen Meinungen zu begegnen, als wäre Wetzel einer jener demokratischen Ultras und ruhestörenden Demagogen gewesen, deren Geist auf verschiedene Weise bis auf die neueste Zeit sein finsteres Wesen trieb.

Er war vielmehr ein Feind jeder geheimen, lichtscheuenden Verbindung und stand nur im offenen Bunde mit Recht und Wahrheit. Von den Gefühlen für diese bis auf's Innerste durchglüht, trugen alle seine Worte und Handlungen auch den Stempel des Rechtes und der Wahrheit an offener Stirn.

Irgend ein Mißtrauen, irgend eine Verdächtigung dieser seiner Gesinnung mußten daher sein innerstes Wesen auf's Empfindlichste treffen, und so sanftmüthig und mild er von Natur auch war, so sehr er mit Jedem in Frieden lebte: so aufgereizt und wüthend konnten ihn boshafte Angriffe machen, die sein heiligstes Besitzthum — sein Rechts- und Wahrheitsgefühl — anzutasten wagten. Er war ein deutscher Patriot, und als solcher ein abgesagter Feind der damaligen Napoleon'schen Zwingherrschaft und aller Derer, die es mit ihr hielten; aber ein eben so treuer und ungeheuchelter

*) Diese Bemerkung und Verwahrung gegen Mißdeutung möge auch späterhin gelten, wo von dem Hohenlohe'schen Bekehrungsversuch die Rede sein wird.

Anhänger und Verehrer des bayerschen Königshauses, und besonders des damaligen Kronprinzen Ludwig (jetzigen Königs von Bayern), des muthigsten Kämpfers für deutsche Freiheit.

Von diesen Gesinnungen unsers Freundes geben die mancherlei Gedichte, die derselbe theils an den Kronprinzen selbst, theils bei verschiedenen vaterländischen Festen verfertigte, das sprechendste, unzweideutigste Zeugniß, die alle, bei einem Dichter wie er, der reinste Erguß seiner Seele waren, und die er, da ihm nichts mehr zuwider war als bestellte und ungefühlte Gelegenheitsgedichte, gewiß nicht geschaffen haben würde, wenn nicht hohes, patriotisches Feuer und unbedingte Liebe zum Gegenstande selbst ihn dazu entflammt hätten.

Sehr bedauern muß ich es, daß das schönste dieser Gedichte: „Bayerns Kronprinz", unter Wetzel's Papieren nicht mehr vorgefunden werden konnte; doch stehe dafür hier ein anderes auf das bayersche Königshaus.

Bayersches Volkslied zum 18. Oktober.

(Mel. God save the king.)

Heil, Wittelsbach, Heil Dir!
Auf Felsen, rühmen wir,
Steht Deine Macht.
Wie Deiner Berge Grund,
Juwel im deutschen Bund,
Sei Dir mit Herz und Mund
Glück auf gebracht!

Und Heil auch diesem Tag,
Wo Deutschlands Feind erlag!
Viktoria!
Befreit aus fremder Haft,
Erweckt zu neuer Kraft
In deutscher Brüderschaft
Hat er uns ja.

Wenn's von den Bergen flammt,
Was von Thuiskon stammt,
Schlicht Herz an Herz!
Wir Alle blutsverwandt
Sind ja Ein Vaterland,
Wie Flammen Eins im Brand
Geh'n himmelwärts.

Max Joseph für und für!
Dem siegreichen Panier
Des Löwen Hoch!
Den Ahnern zugesellt,
Bist Du's, der Deutschland hält,
Trotz einer halben Welt!
Hoch, Bayern, hoch!

2.

Wetzel als Dichter.

Obwohl das Redaktionsgeschäft des „Fränkischen Merkurs" Wetzel's Thätigkeit, bei seiner gewissenhaften Leitung desselben, bedeutend in Anspruch nahm, suchte er sich doch so viel geschäftsfreie Stunden zu erringen, um der Poesie, die ihn sein Lebelang durch und durch erfüllte und für die zu leben er eigentlich geboren war, die schuldigen Opfer zu bringen.

Zu diesen blieben ihm leider aber nur einige Nachmittags- und Abendstunden übrig, und oft beklagte er sich darüber, „daß er in ganz verkehrtem Stundenkreise bestimmt sei sein eigentlichstes Leben zu leben, dem Handwerk die schönen Morgenstunden opfern und der göttlichen Dichtkunst zu einer Zeit obliegen müsse, wo andere Leute verdauen und spazieren gehen."

„Das muß anders werden", sprach er, „oder ich gehe darüber zu Grunde! Glaubst Du nicht, daß es anders werden wird? Gestehe mir offen: — denkst Du, daß ich fähig bin, irgend etwas Großes zu leisten, und ich dadurch so gestellt werden könne, mich der Zeitungshunde zu entledigen und als freier Mann zu leben?"

Ich theilte ihm darüber meine Ansichten nach meiner besten Ueberzeugung mit und suchte alle mögliche

Beruhigungs- und Hoffnungsgründe hervor, ihn in eine heitere Zukunft schauen zu lassen; allein nie erlebte er, und ich mit ihm, diese Freude, obwohl er allerdings Großes schuf, von den Bessern als ächter Dichter anerkannt, ja von der Masse selbst mit dem Namen „Volksdichter" gekrönt ward; — — es wurde nicht anders, und er ging, wie er gesagt, — zu Grunde!

Die damals bewegten Jahre von 1806 an machten auch auf unsers Dichters Gemüth einen tiefen Eindruck. Deutschlands freie Selbständigkeit sollte durch fremde Zwingherrschaft gebrochen werden, die alte Reichswürde ging verloren, der Rheinbund wurde gestiftet, und Deutschland, das Reich der Welt, sollte einem fremden Diktator gehorchen, aus dessen Munde Befehle annehmen, sein Glück, seinen Ruhm, sein eigenes Wohl ihm opfern! Jedes Patrioten Herz blutete damals bei diesem Anblick im Stillen; auch Wetzel's dichterischer Geist fühlte den entehrenden Spott, und das Unheil, das für's deutsche Vaterland daraus entwachsen würde.

Glühend für Freiheit, Vaterland und Nationalität, entlud sich sein schöpferischer Dichtergeist in den herrlichsten Gesängen; das Kriegs- und Siegesjahr 1813 war es besonders, was ihn zu den trefflichsten Volksliedern*) begeisterte, die je der Feder eines Volksdichters entflossen.

*) Kriegs- und Siegeslieder aus dem Jahre 1813. Leipzig, Brockhaus. 1814.

Ohne Uebertreibung darf wohl behauptet werden, daß in dieſer Dichtungsgattung Wetzel unübertroffen daſteht, und wohl nur von unſerm trefflichen „Rückert" in ſeinen „deutſchen Gedichten" erreicht ward.

Nachklänge dieſer Lieder ſind die „Volksgeſänge", die er zur Feier des 18. Oktobers in Bamberg dichtete. Eins der ſchönſten iſt folgendes, das auf dem ſogenannten Rothhofe bei Bamberg, bei angezündeten Holzſtößen, 1814 von einer überaus zahlreichen Volksmenge geſungen ward, und deſſen Eindruck von erſchütternder Wirkung war.

Auf Aller-Deutſchen-Feſt.

Nachts beim Feuer auf den Bergen.

(Nach: Bekränzt mit Laub ꝛc.)

Auf Bergen wohnt die Freiheit! da blüht Leben
Und Lebensluſt vollauf!
Wo Berge ſind, iſt Gott, und Engel heben
Die Seele himmelauf!

Auf Bergen iſt das Feuer auch geboren,
Der Freiheit höchſtes Bild!
Da wächſt der Wein, aus Sonnengluth vergohren,
Der uns mit Feuer füllt.

Viktoria! Viktoria dem Feuer!
Im Feu'r wohnt Gottes Macht!
Im Feu'r erſchien der Herr uns als Befreier
In jener Rieſenſchlacht.

Drum sei das Feuer unser Bundeszeichen,
Die Berge sein Altar,
Und Alle sollen sich die Hände reichen
Als Freie immerdar!

Und alle Berge flammende Altäre
Des neuen Bundes sein,
Doch auf den Feind, und wenn's der Teufel wäre,
Wie Hekla Feuer spei'n!

Wann hoch die Gluthen von den Bergen wehen
Durch Nacht und Finsterniß,
Wenn auch kein Deutsch — die Sprache, die verstehen
Die Fremden doch gewiß!

Und wie das Irdische von Schlack' und Schlamme
Im Feuer sich verklärt,
Also auch wir! es läutre uns die Flamme
Auf diesem heil'gen Herd!

Auf Bergen wohnt die Freiheit! da blüht Leben
Und Lebenslust vollauf!
Wo Berge sind, ist Gott, und Engel heben
Die Seele himmelauf!

Das Publikum war so enthusiasmirt davon, daß die Wiederholung des Liedes am folgenden Tage allgemein gewünscht ward, wo eine Gesellschaft von Kunstdilettanten im Theatergebäude Schiller's „Wilhelm Tell"

unter der Aegide des verewigten Marcus aufführte! Ich mußte mich, als Darſteller der Titelrolle, bequemen, noch am nämlichen Tage folgende einleitende, von Wetzel gedichtete Worte zu memoriren und am Abend zu ſprechen:

Epilog.

(Akt 5, letzte Scene.

Nach: „Es lebe Tell, der Schütz' und der Erretter!")

Landsleute, ſtill mit Eurem Lebehoch!
Dem ſtillen Sohn des Bergs, der that, was er
Nicht laſſen konnte, ziemt nicht ſolche Feier:
Spart Euren Jubel für ein Größ'res auf!
(Nach einer Pauſe — lächelnd:)
Der Geßler hieß mich „einen Träumer" — hm!
Der Landvogt hatte wohl ſo Unrecht nicht —
(Raſch gegen das Publikum vortretend — prophetiſch erhaben:)
Denn eben hatt' ich einen großen Traum!
Der Gott in mir, der meinen Arm gelenkt,
Daß mir der Pfeil in's Herz fuhr des Tyrannen —
's war mein Geburtstag juſt — der achtzehnte
Oktober — ha, und der Geburtstag auch
Der Freiheit meines lieben Vaterlandes —
Denſelben Gott fühl' ich im Buſen wieder —
Der Tell wird ein Prophet! — ſein Geiſt fliegt über
Ein halb Jahrtauſend hin. — Germania!
Du Land der Kraft, du Land der Treu' und Ehre,
Du liebes blutverwandtes Land der Schweiz!
Ich ſehe deine Gau'n voll Mord und Brand —
Ein neuer Geßler plagt, ein ärg'rer dich —
Der freie Deutſche huldigt keinem Hut —

Das ganze Reich ein ungeheurer Zwingthurm —
O wehe! wehe! wehe! — Auf, Landsleute!
Ihr Deutſchen auf! — mit Gott! ſie ſtehen auf!
Seht, Jung und Alt und Fürſt und Unterthan —
Vom Belt zum Rhein ſchlägt nur ein einzig Herz —
Ganz Deutſchland wird ein Rütli! Alles ſtreckt
Die Hand gen Himmel — Millionen ſchwören —
„Seht ihr die Feuerzeichen auf den Bergen?
Hört ihr die Glocken drüben überm Wald?“
Und nieder, nieder, nieder reißen ſie
Die ſchnöde Zwingburg! — Glück auf, wackre Kämpfer!
Ich ſehe Frau'n gewappnet ziehn in's Feld,
Der Knabe miſcht ſich in der Männer Heerſchaar,
Der Fürſt ficht in den Reih'n gemeiner Krieger —
Mit Gott! mit Gott! — Dort liegt die große Wahlſtatt! —
In Wolken Gott der Herr und wirft das Loos!
Ha, wie es blitzt und kracht! Die Erde ſchüttert,
Als wenn ſich Rieſen um den Weltkreis ſchlügen,
Denn zwanzig Völker ringen um ihr Heil! —
Ha, Geßler, zitterſt Du? Ein andrer Tell
Ergreift den Pfeil, drückt ihn nach Deinem Herzen —
Auf! drauf und dran! — Da geht die Sonne auf —
Der achtzehnte Oktober*) — Gott mit uns! —
Sein Auge, Retter, ſtrahlt in Glorie
Aus dem Gewölk hervor — Viktoria!
Gewonnen iſt der Sieg — der ſchreckliche

---

*) In dieſem Augenblicke erſchien im Hintergrunde das Datum des Siegestags in einer Glorie, und über demſelben das Auge der Vorſehung.

Tyrann verblutet — all' sein Heer zerstäubt
Wie Spreu im Winde! — Deutschland, Deutschland frei! —
(Zu den Mitspielenden gewandt:)
Landsleute, nun hervor mit Eurem Vivat!
Nicht mir! nicht mir! Nein, Deutschlands edlen Rettern
Und auch den Rettern unserer lieben Schweiz!
Hoch lebe Deutschland, unser Aller Mutter,
Und dreimal hoch!
(allgemeines Lebehoch.)
Und segne Gott den Bund,
Den Deutschlands Fürsten, den Europas Fürsten
Versammelt sind vor Gott dem Herrn zu schließen
Zu ewig treuer Eidgenossenschaft! —
Franz, Alexander, Friedrich Wilhelm lebe,
Und Max, der Bayern Stolz!
(abermaliges Lebehoch.)
Jedoch wohin
Entrückt der Geist mich? — — Liebe Eidgenossen,
Wißt Ihr das Lied noch, das wir damals sangen,
Am großen Freiheitsfest, dem Jahrestag
Des Schusses auf den grausen Landvogt Geßler,
Beim Schein der Feuer auf den freien Bergen?
Könnt Ihr das Lied noch, o so stimmt mit ein:
„Auf Bergen wohnt die Freiheit — "

Chorus
(vom ganzen Publikum mitgesungen).
Auf Bergen wohnt die Freiheit! da blüht Leben ꝛc.
(Weiter s. oben.)

* * *

Da ich vorhin den Namen des unvergeßlichen Marcus, des Gründers dieſer, ſo wie der Oktoberfeier in Bamberg, genannt, Wetzel zu ihm in ſehr freundlichen Verhältniſſen ſtand, und Beide bei allen volksfeſtlichen Gelegenheiten ſich ſtets die Hand reichten: ſo glaube ich eine Pflicht der Pietät zu begehen, wenn ich den Manen beider ausgezeichneter Männer zu Ehren hier noch ein Gedicht in das Gedächtniß der Zeitgenoſſen zurückrufe, das Wetzel nach dem Tode des um Wiſſenſchaft, Menſchenwohl und edleres geſelliges Leben ſo hochverdienten Mannes fertigte. Das nachfolgende Lied, das dem Sänger, wie dem Beſungenen, zu gleicher Ehre gereicht, wurde bei Marcus' Begräbniß am 29. April 1816 geſungen. Seine Ruheſtätte findet der Wanderer auf dem herrlichen Berge der Altenburg bei Bamberg, neben dem Denkſtein Adalbert's, letzten Grafen von Babenberg. — Der Altenburg gegenüber liegt der vorerwähnte Rothhof, ſeit dem erſten Jahrestage der Leipziger Schlacht „Feuerberg" genannt, wo das Oktoberfeuer einige Jahre hindurch brannte.

An Marcus' Grabe.

Auf den Bergen war Dein Leben,
Auf den Höhen Deine Luſt,
Alle Gipfel zu erſchweben,
Hob ſich Deine Adlerbruſt!

Siegreich nun hindurchgedrungen
Ueber'n wandelbaren Mond,
Haſt Du Deinen Berg erſchwungen,
Wo die ew'ge Sonne wohnt.

Unſichtbar, zwei Sterne, ſtehen
Deine Augen über'm Grab,
Blicken von den freien Höhen
Auf die theure Stadt herab,
Der Dein Geiſt ſo viel gegeben. —
Bleib ihr Schutzgeiſt, ſel'ges Haupt!
Ewig haſt Du an das Leben,
Nimmer an den Tod geglaubt!

Deinem Adalbert zur Seite,
Schaue nun mit Siegerblick
Als ein Ritter auf die weite,
Wohl beſchloßne Bahn zurück!
Wenn die heil'gen Flammen wallen
Drüben von dem Feuerberg,
Soll Dein Name auch erſchallen!
Auch dies Feſt ja war Dein Werk.

Beim Geſang der Frühlingslerche,
In der Bäume grünem Haus,
Ruhe nun auf Deinem Berge,
Edler Dulder, ruhe aus! —
Wandrer, laſſe Dir nicht grauen,
Weil ſich hier ein Grab Dir weiſt!
Tritt herbei nur mit Vertrauen,
Denn hier wohnt ein guter Geiſt!

* * *

Mit dem Cyklus der „Kriegs- und Siegeslieder" erschien fast zu gleicher Zeit und ebenfalls bei Brockhaus: Der Prolog zum großen Magen", welcher humoristischen Satire, mit dem nur barock scheinenden Titel, ich schon bei schicklicher Gelegenheit am Schlusse des ersten Abschnitts gedachte.

Im Jahre 1814 gab unser Dichter das erste Bändchen seiner „Schriftproben"*) heraus, — ein Titel, der bei seiner höchsten Anspruchlosigkeit nicht auf einen so reichhaltigen Kerninhalt schließen läßt. Es sind diese Schriftproben meistens wahre Schriftmeisterwerke und enthalten Mythen, Romanzen und lyrische Gedichte. In den Mythen**) und Romanzen setzte sich der Dichter die Aufgabe, das, was in der innersten Natur des Menschen gegründet, ein allgemein nothwendiges Produkt des menschlichen Dichtungsvermögens, gleichsam die Urpoesie des Menschengeschlechts war, die sym-

*) Bamberg bei Kunz (gegenwärtig Dresch'scher Verlag). Ein zweites Bändchen erschien ebendas 1818. Bemerkt wird, daß in dieser Sammlung kein einziges seiner frühern Gedichte, die 1808 unter dem Titel „Strophen" (S. 1. Abschnitt) erschienen, aufgenommen ward.

**) Eine beträchtliche Fortsetzung dieser Mythen, mehr als die hier gegebenen, befindet sich unter seinem Nachlasse. Die äußerst flüchtige Handschrift ist aber gänzlich undurchdringlich, und das deutsche Manuskript sieht der Anschauung nach über einem orientalischen gleich. So verhält es sich leider mit einer Menge hinterlassener metrischer Arbeiten.

bolischen Anschauungen der Völker über die älteste Welt, wie sie aus den neuesten Forschungen sich ergaben, zum Gemeingute des Volkes, der Menschheit zu machen. — In den lyrischen Gedichten, die besonders den zweiten Band füllen, spiegelt sich aber die eigene Individualität des Dichters, sein nur nach dem Höchsten ringender Geist, die wunderbare Tiefe des Gemüths, der kindliche Naturſinn, die zarteste Herzensreinheit, kurz, ein Streben und Leben ab, das den vom Himmel stammenden und zum Himmel dringenden Dichtergenius auf die ergreifendste, anziehendste Weise bekundet.

Diese wahrhaften Gedichte blieben aus mancherlei Ursachen ziemlich unbekannt, was zum Theil in den Zeit-, zum Theil aber in buchhändlerischen Verhältnissen ihres Verlegers, der sein Etablissement mit diesen „Schriftproben", Schubert's „Symbolik des Traumes" und den Hoffmann'schen „Phantasiestücken" begann, endlich und vorzüglich aber in dem konfundirenden Titel*) lag. Selbst ausgezeichneten Dichtern und Geistesverwandten blieben sie (fast unbegreiflicher Weise) unbekannt, wovon z. B. neuerlichst H. Heine Zeugniß gibt, der sich über unsern Freund, von dem er außer einigen Liedern in der „Urania" nichts kennt, in seiner

*) Mehrere Buchhandlungen begehrten und remittirten die „Schriftproben", weil sie statt Gedichte Buchdruckertypen erwartet hatten.

„Romantiſchen Schule“ S. 316 folgendermaßen vernehmen läßt:

„Den verſtorbenen Wetzel, der jetzt vergeſſen und verſchollen*) iſt, muß ich ebenfalls hier in Erinnerung bringen; auch er iſt ein Wahlverwandter unſeres vortrefflichen Uhland, und in einigen Liedern, die ich von ihm kenne, übertrifft er ihn an Süße und hinſchmelzender Innigkeit. Dieſe Lieder, halb Blume, halb Schmetterling, verdufteten und verflatterten in einem der ältern Jahrgänge von Brockhaus' „Urania“.“

Das ſchönſte Zeugniß zur Empfehlung der Wetzel'ſchen Gedichte glaube ich hier niederzulegen, wenn ich ein kurzes Urtheil des tiefſinnigen Schubert mittheile, das derſelbe auf Veranlaſſung des Verlegers an letztern ergehen ließ, als dieſer geſonnen war, die bei-

*) Das iſt ganz unrichtig; denn ehe man etwas vergeſſen kann, muß man es erſt gekannt haben; und die Wenigen, die Wetzel's Schriften kennen, haben ſie ſicherlich nicht vergeſſen. — Ueberhaupt ſpielt dem großen Dichter die kritiſche Feder manche Tücke in dieſer „Romantiſchen Schule“. Sie iſt zwar ein Palaſt köſtlicher allgemeiner Gedanken; aber ein ziemlich beſchränktes Haus kritiſcher Urtheile, weil der Verfaſſer ſo manches Werk ausgezeichneter Dichter neuerer Zeit nicht zu kennen ſcheint; daher ſeine Urtheile über ſolche theils fehlen, theils nicht umfaſſend genug ſind. Ich habe das Buch nicht zur Hand, um dies zu belegen, behalte es mir aber bei anderer Gelegenheit vor. Erinnerlich iſt mir nur z. B. im Augenblick, daß ſogar bei Achim von Arnim ein Paar ſeiner vorzüglichſten Schriften gar nicht, dahingegen unbedeutendere erwähnt ſind.

den Bändchen „Schriftproben" nach des Verfassers Tode zum zweiten Male in die Welt zu schicken, was aber leider aus hier nicht hergehörenden Gründen unterblieb.

„Aufgefordert von dem Herrn Verleger der Gedichte meines verewigten theuren Freundes Wetzel, will ich recht gern, soweit es Zeit und Gelegenheit erlauben, mit einigen Worten zur Rede stehen über den Verfasser nachfolgender Gedichte, und über diese selber, nach dem Maaße, in welchem ich eben beide verstanden habe."

„Wetzel war einer der geistvollsten, und, was mehr ist, einer der aufopfernd liebendsten Menschen unter Allen, die ich in meinem Leben kennen gelernt habe."

„Was er innerlich wollte und ersehnte, ja, was er im Werden war — der früh Geschiedene: das können wohl die nachfolgenden Gedichte zum Theil bezeugen; das Bleigewicht aber, das dem edlen Manne hier auf Erden an der Ferse hing und ihn am weitern Aufflug hinderte, namentlich Armuth und Kränklichkeit, konnten nur seine vertrautesten Freunde und vor Allen Der kennen, welcher die Menschen kennt, mehr als sie sich selber kennen."

„Möchten denn die nachstehenden Gedichte in unserer Zeit Viele finden, welche bei dem Lesen derselben in sich selber einige Verwandtschaft mit dem Verewigten empfänden. Denn wenn erst eine solche, sich selber nicht

ſondern nur das Geliebte achtende und für dieſes Alles aufopfernde Liebe und ein ſolches, zuletzt doch noch Befriedigung findendes Sehnen nach dem Bleibenden und Rechten, wie ſie der Selige nach ſeinem Maaße beſaß, unter den Menſchen gefunden würden: dann müßte wohl gut leben auf Erden ſein.

Erlangen, im September 1825.

Dr. G. H. Schubert.

* * *

Auch außer den in den „Schriftproben" gegebenen lyriſchen Ergüſſen entfloſſen Wetzel's Mußeſtunden die ſchönſten Lieder, die er zum Theil für das „Leipziger Taſchenbuch zum geſelligen Vergnügen" ſeinem Freunde Wendt, als Redakteur deſſelben, von Zeit zu Zeit überſandte. — Aber immer beſchäftigte ihn der Gedanke, einmal etwas Ganzes, etwas Großes zu ſchaffen; nur in der Wahl des Stoffes konnte er mit ſich nicht einig werden. Zu einem dramatiſchen Gedicht eigener Erfindung fühlte er ſich beſonders hingezogen, und nur meine Einwendungen, die ich ihm auf ſein Befragen desfalls machte, hemmten den raſchen Vollzug.

Er verſprach ſich, wie ſchon früher bemerkt, von dem Gelingen ſeines Kunſtproduktes nicht nur die Anerkennung ſeines Dichtervermögens bei den Beſſern und Edlern der Nation; ſondern als Folge davon ſollte ihm

sein Werk zugleich zu Verbesserung seiner pekuniären Verhältnisse und Abschüttelung seines Zeitungsjoches dienen.

Ein dramatisches Gedicht aber, sagte ich ihm, wird, ohne den Zweck der Bühnendarstellung mit zu verbinden, sei es noch so vortrefflich, besonders als erster Versuch eines in diesem Felde noch unbekannten Verfassers, schwerlich je eine solche Theilnahme des Publikums erwecken, daß es die daran geknüpfte Nebenabsicht mit erreichen hülfe. Und, fuhr ich fort, würde ihn auch die Intension zur theatralischen Darstellung bei seiner Arbeit stets umschweben, so zweifelte ich wiederum an einem entsprechenden Gelingen, weil ihm der praktische theatralische Seherblick und Takt abginge, im Voraus zu berechnen, was bei der Darstellung die Masse ergreifen und fesseln würde, und was nicht.

Und endlich, schloß ich, würde durch ein solch vereinigtes Streben, zweierlei Zwecke zu verbinden, einer jedenfalls Noth leiden, und bei ihm sei vorauszusehen, daß durch Aufopferung poetischer Stellen das schöne Ganze geschwächt und gestört werden würde, ohne einen besondern Gewinn für die Bühnendarstellung errungen zu haben.

Unserm Freunde leuchtete dies ein; denn er war entfernt von jeder Anmaßung und Eitelkeit, und obwohl den reichen, poetischen Fonds seines Innern gut erkennend, sah er auf der andern Seite doch auch ein, daß

dieser Fonds, rücksichtslos in das äußere, prosaische und an konventionellen Formen und Gewohnheiten hangende Leben übertragen, einem frischgebornen, nackten Kinde gleiche, das die unbehülflichen, unbarmherzigen Zeitgenossen sehr leicht nicht gegen die Kälte der Außenwelt bekleiden und schützen könnten.

Diese Einsicht hatte er nun zwar, aber sie erfüllte ihn mit Wehmuth und Schmerz; denn sie zeigte ihm die Nothwendigkeit, den innern, brausenden, poetischen Lebensstrom in sich zurückzudrängen. Sie sagte ihm später, bei noch reiferm Nachdenken, daß wohl am leichtesten durch dramatische Behandlung eines schon gegebenen, historischen Stoffes die mächtige Forderung seines innern poetischen Genius, wenn auch nicht vollständig befriedigt, aber doch vielleicht das Ziel einer glücklichen, äußern Lebensexistenz erreicht werden dürfte.

Der Freund sann nun, einen geschichtlichen Stoff zu finden, der das Publikum tief ergreife, sei es nun als bloßes dramatisches Gedicht oder als Bühnendrama. Er sann lange vergebens nach, bis eine Lungenentzündung ihn auf das Krankenlager warf, das zur Geburt des poetischen Hoffnungskindes Veranlassung gab.

Ungefähr acht Tage nach diesem nicht gefahrlosen Krankenlager schrieb er mir vom Bette aus einen langen Brief, den ich leider nicht mehr besitze, und nur

seinem Inhalte, nicht aber seinen schönen Worten nach hier mittheilen kann.

Er sagte darin, „daß in einer schlaflosen Nacht und unter fieberischen heftigen Anfällen ihn auf einmal der Stoff zu einer Tragödie, die alles bisher Gewünschte in sich vereinigen werde, gekommen sei, alle frühern Pläne müßten vor diesem verschwinden, das Ganze wie das Einzelne stehe schon in seinem Kopfe fest, und durch nichts in der Welt werde er sich irre machen lassen, dieser seiner himmlischen Eingebung — wie er sie nannte — zu folgen, und er beschwöre mich bei unserer Freundschaft, ihm dabei mit Rath und That beizustehen."

„Um sein Werk zu vollbringen", fuhr er fort, „sei es aber durchaus nothwendig, daß er sich jeder andern Arbeit als störender Zerstreuung enthebe, und sonach habe er den Entschluß gefaßt, sein Zeitungsredaktionsgeschäft niederzulegen, ich möge ihm, um dies zu können, mit einem successiven Darlehn bis zur Summe von 300 fl. unterstützen, in wenigen Monaten würde seine Tragödie einen Verleger gefunden haben, und so reichlich von diesem sowohl, als von Theaterdirektoren honorirt worden sein, daß er mir den Betrag leicht ersetzen und zu fernerer sorgenfreien Existenz auf eine gute Zeit hinaus dennoch für sich noch übrig behalten würde ꝛc."

Ich besuchte ihn sogleich nach erhaltenem Billette, und seine matten, aber freudetrunkenen Augen blickten

mich erwartungsvoll an, und die Frage sah aus ihnen deutlich hervor: „wirst Du mir meine Bitte gewähren?“

Drauf erzählte er mir nun umständlich, daß ihm der kühne Gedanke zu einer zweiten „Jeanne d'Arc“ wie ein Blitz aus schöner Sommernacht gekommen sei, dieser Gedanke beseele und erfülle ihn so mächtig und innig, daß er nicht eher ruhen könne, bis er dies Wunderthema nochmals der Welt zur Anschauung gebracht habe, es würde auf ganz andere Weise wie bei Schiller geschehen, der auf Kosten der geschichtlichen Wahrheit idealisirt habe, er (Wetzel) würde dieser treu bleiben, ohne der Poesie ihr Recht zu vergeben ꝛc.

Dem kranken Freunde glaubte ich das Eingehen in seinen Plan nicht nur schuldig zu sein, sondern ich bestärkte ihn durch meine Erwartungen, die ich mir vom Erfolge seiner Arbeit, vom höchsten poetischen Standpunkte aus betrachtet, versprache, und äußerst schonend berührte ich die allenfallsigen Bedenklichkeiten, die durch den Namen „Schiller“, der sich nun einmal gleichsam ein gewisses Bürgerrecht in der belletristischen Geisterrepublik verschafft habe, seinen Hoffnungen entgegenständen, des theatralischen Philisterpublikums dabei gar nicht zu gedenken.

Doch war er so von seiner poetischen Kraft erfüllt, daß diese leisen Andeutungen wenig Eindruck auf ihn machten, im Gegentheil ihm zu der nachfolgenden Aeußerung Veranlassung gaben, die ich schon einmal im

Leben Hoffmanns*) anführte, wo von deſſen innerm Selbſtgefühl die Rede war. Er ſagte:

„Ein innerer Gott ſpricht aus mir, wenn ich Dich verſichere, daß das Poeſie wird, was ich ſchreibe, oder es gibt keine mehr; und wenn auch von den Zeitgenoſſen mein Stück nicht gleich gewürdigt werden mag, da das Schiller'ſche noch zu friſch in ihnen lebt, ſo wird die Nachwelt es neben jenem um ſo ſicherer bewahren."

Ich pflichtete ihm auch hierin bei, verſprach ihm jede mit meinen ökonomiſchen Mitteln verträgliche Hülfsleiſtung, hielt es aber nach Erwägung aller Umſtände für Pflicht, ihn von ſeinem Vorſatz (den er auf der Stelle auszuführen gedachte), ſein Redaktionsgeſchäft niederzulegen, abzubringen, was auch nach vielen Vorſtellungen gelang.

Er arbeitete nun, nicht ohne Nachtheil auf ſeinen phyſiſchen Zuſtand, fort und fort im Kopfe ſein poetiſches Gebäude aus; einzelne Scenen wurden, nachdem er zuweilen das Bette verließ, niedergeſchrieben, und ein bedeutender Theil des Ganzen war ſchon fertig, noch ehe er ſein Bureau wieder betrat.

Er las mir nach und nach ſeine Arbeit vor, und mehrere freundſchaftliche, obwohl lebhafte Diskuſſionen hatten zwiſchen uns ſtatt, die aber immer durch meine

*) S. daſſelbe, Abſchnitt VII.

Frage: „was willst Du eigentlich bezwecken mit Deinem Stücke?“ ihr Ende erreichten, weil mein Tadel immer die zu großen Längen oder poetischen Grotesken — Auswüchse würden sie die zahmen Poeten, und Obscönitäten die theatralischen Elegants genannt haben — betraf.

Buchhändler Brockhaus kam, wie schon früher erwähnt, nach Bamberg, als Wetzel eben seine Tragödie vollendet; er ward durch mich persönlich mit ihm bekannt und Verleger derselben, unter Honorarbedingungen, die Wetzel's Erwartungen bei weitem nicht entsprachen, meine Hoffnungen desfalls aber übertrafen; denn dieser würdige, in den Annalen des deutschen Buchhandels gewiß stets fortlebende Mann unterstützte aufkeimende Talente, rücksichtslos auf sein eigenes Interesse, mit wahrhafter Munifizenz, weil er, selbst wissenschaftlich ausgebildet, und mit empfänglichem Sinn für das poetisch Schöne und Wahre, den Werth eines poetischen Produkts auch zu beurtheilen verstand.

Wetzel's „Jeanne d'Arc“ machte zwar nach ihrer Erscheinung im Druck auf alle Edlern der Nation den gehofften Eindruck und erfreute sich auch bei den bessern Rezensiranstalten der rühmlichsten Erwähnung; keine Bühne wagte aber den Versuch der Darstellung aus leicht zu findenden Gründen.

Dessenungeachtet wird diese Tragödie stets eine herrlich duftende Blume im Garten unserer dramatischen

Literatur bleiben, und ihrem genialen Schöpfer zur Ehre unverwelkend fortblühen. Selbst Goethe verkannte ihren Werth nicht und ließ durch Knebel dem Verfasser freundliche, aufmunternde Worte sagen.

Auch Jean Paul versagte ihm seinen Beifall nicht, wie aus nachstehendem Briefe erhellt, als Antwort auf ein Schreiben Wetzel's, worin derselbe dem verewigten Dichterheros sein Manuskript noch vor dem Drucke zur schärfsten Beurtheilung mittheilte. Wetzel benutzte die darin ausgesprochenen tadelnden Bemerkungen, strich bedeutend und legte überhaupt noch einmal die bessernde Hand, nach Jean Paul's Andeutungen, an, so daß das Stück viel dadurch gewann.

Der Brief lautet wörtlich:

„Baireuth, den 16. Juli 1816.

Meinen Dank für Ihr Schauspiel muß ich mit der Bitte um Verzeihung des langen Behaltens anfangen. Denken Sie sich die Sommer- und zugleich meine Arbeittage: so bin ich entschuldigt.

Legen Sie wenigen Werth auf mein Urtheil, das eigentlich nur eine Empfindung ist, da das Drama weit von meinen Anlagen und Kenntnissen abliegt.

Zu loben ist an Ihrem Werke leicht; — z. B. der ungekünstelte, leichte Sprach- und Versbau — der ungezwungene Auseinandergang der Geschichte — die Darstellung mancher zusammengesetzten Handlung, z. B. S. 57 — sogar Ihr Scarron, den ich nicht ganz ver-

auswünschte, wie Ihre Abkürzungen — Ihr lyriſches Feuer an ſo vielen Stellen — und das Schönſte, das Sterben der Heldin, beſonders die Erſcheinung der Pilgerin.

Darum aber ſind die nachherigen Engel und das Glänzen, ſo wie ſpäter die erſt andern Geſchichten abgeborgte Taube, ſammt Cranmer's unverſehrtem Herzen, Ueberladungen. Das einzige eiſerne Kreuz auf der Bühne muß die Phantaſie ächt tragiſch ergreifen.

So überbietet die Zeile „er wird's wohl machen" S. 119 die längſten Reden der Heldin. An dieſen eben ſtieß ich mich faſt überall; faſt überall ſpricht (auch hinter Ihren ſpätern Abbreviaturen) Jeanne viel zu lang — und viel zu lang ſind alle Unterredungen der Fürſten und ihrer Leute, welche eine öffentliche Aufführung ſehr erſchweren oder ihrer Wirkung berauben. Auch kommt die Handlung mehr immer nur als vergangen denn als geſchehend vor die Seele. Den Nachtheil des vielen Erzählens müſſen Sie durch Abkürzungen wenigſtens mindern. Gegen das Ende hin wächſt von ſelber das Intereſſe; um ſo mehr iſt dem Anfange durch forteilende Kürze eines zu geben.

Zu einzelnem Lobe und Tadel fehlt mir Zeit und Recht. Wenigſtens hab' ich, ſo gut ich gekonnt, hier Ihren Wunſch erfüllt.

Ihr poetiſcher Genius bleibe Ihnen immer nahe und reiche Ihnen ſeine Blumen und Früchte in ſo manchen Wüſten des Lebens!

Mit wahrer Hochachtung

Ihr

Ergebenſter

Jean Paul Fr. Richter."

Mir ſagte Jean Paul ſpäter mündlich darüber, wie er ſich gefreut, daß Wetzel ſeine Bemerkungen — und wie er feſt glaube, zum Vortheil des Gedichts — benutzt habe, und daß die ſich mit demſelben errichtete Dichterſäule feſter ſtände, als alle jene Theaterſäulen vor den Schauſpielhäuſern, die ſein Stück nicht aufgeführt hätten.

Solche Worte, aus dem Munde eines Jean Paul, die ich dem Freunde hinterbrachte, erhoben ihn ungemein und beglückten und ermunterten ihn mehr als ein halbes Dutzend gedruckter Rezenſionen, mit ſammt allem Beifall von der Bühne herab.

Sein Genius blieb ihm treu und begeiſterte ihn bald darauf zu einer neuen Tragödie: „Hermanfried, letzter König von Thüringen", das im folgenden Jahre bei Reimer in Berlin (1818) erſchien, und der berliniſchen Geſellſchaft für deutſche Sprache, deren Mitglied der Dichter war, gewidmet wurde.

Dieſes ächt tragiſche Stück iſt reich an Effekt und

wahrhaft tragiſchen Situationen, die Sprache voll von Phantaſie und poetiſchen Bildern, der Versbau rein und gerundet, die treu gezeichneten Charaktere trefflich; der Held ſowohl, als ſeine Umgebung, beſonders Amalberta, der weibliche böſe Genius, kräftig und tragiſch groß geſchildert; einen ſchönen Gegenſatz macht die zarte weibliche Blume Radegunde, das Bild der ſüßen, noch über's Grab fortblühenden Liebe, wohlthuend für's Herz, gegenüber den andern Blutgeſtalten!

Die Darſtellung des Stücks auf der Bühne würde gewiß ihren Eindruck nicht verfehlen; bis jetzt iſt es meines Wiſſens — noch nicht aufgeführt worden, obwohl Hoffmann, der die Schönheit deſſelben anerkannte, ſich alle mögliche Mühe gab, es in Berlin zur Aufführung zu bringen; es gelang ihm aber leider nicht! —

Wetzel überſetzte auch aus dem Engliſchen während ſeines Aufenthaltes in Bamberg, auf Veranlaſſung des Dr. Krauſe, „Freimaurerlieder" (er ſelbſt war nicht Maurer), die 1814 bei Schrag in Nürnberg erſchienen. Die Ueberſetzung gelang ausgezeichnet, und auch dies Büchelchen verdient ſelbſt Nichtmaurern ſehr empfohlen zu werden.

Seinen Schwanengeſang feierte der Dichter in ſeinem Aufrufe zur Gründung eines Muſenalmanachs; ſage: in ſeinem Aufrufe, denn leider erlebte der Edle es nicht, das ſich gedachte Ideal zu realiſiren. Dies

Programm — ganz des Dichters und seines Unternehmers würdig — erschien am Christabend 1818 und lautet also:

„Unterzeichneter ist Willens, mit Hülfe thätiger Freunde, vom Jahre 1820 an einen

„Allgemeinen deutschen Musenalmanach"

(Bamberg bei Kunz)

herauszugeben. Das wird Manchem Wasser in's Meer getragen dünken. Es ist es nicht. Almanache und Taschenbücher haben wir zwar die Menge, aber Poesie und Prosa läuft da wie Kraut und Rüben durch einander, ja jene erscheint nur als Beiwerk und Dessert, während die liebe Prosa sich recht breit macht in Geschichten und Erzählungen, denen man größtentheils das Gemachte, Fabrikmäßige gleich am Zuschnitte ansieht, so daß Almanachsgeschichtchen und Almanachskupferchen ordentlich zum Sprichworte für kleinliche Kunstleistungen geworden. Nun aber ist Poesie doch unstreitig die ursprüngliche, die eigentliche Sprache des Menschen, so wie sie die Sprache der Götter ist, und obgleich ihr Geist, wie der Weltgeist selber, eben an keine besondere Form gebunden, so bindet sie sich doch gern an die Form und erscheint in höchster Vollendung in der goldnen Fassung des Rhythmus, der den Pulsschlag aller Wesen, und den ewig sich selber antwortenden Wiederhall des unermeßlichen Lebens nachklingt. Drum weil die Musen nur in Versen sprechen, sei

auch aus unſerm „Muſenalmanache“ verbannt, was nur Proſa iſt und danach ausſieht! Und wenn der Titel unſers Almanachs an große Namen erinnert, ja an die größten, die unſere Poeſie verherrlichen, ſo ſoll er es eben, und es ſei unſer Stolz, jenen Unſterblichen nach dem Maaße und der Eigenthümlichkeit unſerer Kräfte nachzuringen, und nichts Schlechtes und Gemeines zu geben.

Viel äußerer Flitterſtaat wird übrigens auf unſern Almanach nicht verwandt, und der Himmel gebe, daß er deſſen auch nicht bedarf! Er wird auf feinem, weißem Papier in gefälliger Form erſcheinen, und den goldnen Schnitt ſoll er, geliebt's Gott, inwendig haben, wo er ohnehin ſich ſo leicht nicht abſtößt.

Statt eines halben Dutzend kindiſcher Kupferchen, bei denen man nicht weiß, was man denken ſoll, wird jeder Jahrgang das ſprechende Bild eines wackern Dichters unſers Volks an der Stirn tragen.*)

Auf nun, wer in deutſcher Zunge zu ſingen und zu dichten vermag, hoch oder tief, grob und klar, wenn's nur friſch und lebendig vom Herzen kommt, ohne Aefferei, Klingklang und katzgoldene Sentiments! Wer mit will, ſei in Uns!

Bamberg, den 1. Chriſtmond 1818.

Dr. F. G. Wetzel.“

*) Den erſten Jahrgang ſollte Grillparzer's Bildniß ſchmücken.

Es konnte nicht fehlen, daß dieser lyrische Flammenaufruf, der gewiß aus jedes wahren Dichters Seele geschrieben war, die vaterländischen Sänger zur Mittheilung anregen mußte. Sie erfolgte auch in nicht geringer Anzahl, und achtbare Namen waren unter ihnen. Selbst Goethe versprach Beiträge zu diesem Unternehmen, dem er seinen Beifall gezollt.

Der Merkwürdigkeit halber möge aus der großen Anzahl von Briefen, deren Verfasser des Dichters Plan mit Enthusiasmus aufnahmen, und ihn durch Beiträge unterstützten, hier nur einer des alten ehrwürdigen Knebel Platz finden, der noch in seinen alten Tagen damals sein Scherflein (eine Reihe von Epigrammen) zu dem jugendlichen Unternehmen seines Freundes beitragen wollte:

„Jena, den 7. Februar 1819.

Wertheſter Freund!

Ihren freundlichen Brief noch vom vorigen Jahre habe ich zu ſeiner Zeit richtig erhalten, — nicht ohne einige Vorwürfe, die ich mir ſelbſt gemacht, Ihnen für ſo manches Hübſche und Freundliche, das ich durch Freund Goethe von Ihnen erhalten, nicht ſchon längſt meinen Dank geſagt zu haben.

Jetzt beginnen Sie ein neues Werk und laden mich dazu ein! Ich weiß nicht, was ich dazu ſagen ſoll? — So löblich ich dieſes Unternehmen, ſo wie es in der

Anzeige vorgelegt ist, finde, — so entstehen mir doch dabei mancherlei Bedenken.

Ich weiß nicht, ob Sie ein gewisses „Neujahrstaschenbuch", das von dem verstorbenen Herrn von Seckendorf im Jahre 1801 zu Weimar herauskam, kennen? Es war in eben dem Sinne wie das Ihrige jetzt unternommen und sollte wegen der häufigen Beiträge, selbst von Goethe, Wieland, Herder u. s. w., vierteljährlich erscheinen. Mit dem zweiten Quartal mußte es schon aufhören, weil es nicht abging, und der Verleger es jetzt wahrscheinlich als Makulatur verbraucht hat.

Der Geschmack des Publikums hat sich seitdem nicht verbessert, ja, man möchte wohl sagen, verschlimmert. Poesie ist ihm eigentlich gar nichts, wenn es nicht Legenden, Mährchen u. dgl. sind; der zierliche Einband und die Küpferchen verkaufen diese Musenwerke, die man dann zu Christgeschenken auf die Toilette legen kann.

Mir sollte es leid sein um Ihre und Ihres Herrn Verlegers gute und rechtliche Meinung, wenn Sie gleiche Erfahrung wie obengedachter Freund Seckendorf machen sollten. — Was ist anjetzt guter Geschmack? Von den Alten ist die Rede nicht mehr, und bei den Neuen bezahlen meist nur die Namen: Goethe, Schiller u. s. w., die denn auch nicht Alles vermögen. Ein paar Dutzend gute Leser machen das

Publikum noch nicht aus — und unſere Kritiker ſelbſt verſtehen den Handel meiſt ſchlecht. . . . .

Doch ich will Ihnen die Hoffnung nicht ganz abſprechen. Sie müſſen aber einen guten Vorrath von vorzüglichen Gedichten haben; eher rathe ich Ihnen nicht anzufangen. Ich ſelbſt für meine Perſon kann nur Einiges beitragen — denn ich ſchäme mich faſt, mit Kleinigkeiten in meinen alten Tagen noch hervorzutreten, und Bedeutendes von längerem Athem habe ich nicht. Ich müßte Ihnen Stellen aus meinem Lukrez abſchreiben — die freilich vortrefflich ſind, aber auch nicht für dieſes Publikum, und für dieſes frömmelnde myſtiſche Geſchlecht.

Wenn wir nur ein braves Lehrgedicht hätten, wie die Engländer ſo manche. Dieſes könnte die Baſis zu Ihrem Taſchenbuche werden. Aber wo!....

Ich fand jüngſt in einem engliſchen Journale, „the Colonial Journal“ betitelt, (1817) ein vortreffliches Gedicht, „Jamaico“ benannt, voll neuer, herrlicher Schilderungen. Solches ſollten wir auch nur überſetzt haben — aber es möchte ſchwer ſein, Geiſt und Ausdruck zu treffen ... Verzeihen Sie, werther Freund, meine lange Predigt, und ſchreiben mir gelegentlich, was Sie zu thun gedenken.

Ihr

aufrichtiger Freund

v. Knebel.“

Das schöne Werk — die Gründung eines „Musen-almanachs" — war nun eingeleitet; der Kern war gelegt zu einem hochstrebenden Blüthenbaum, worin die zarten und frischen Vöglein — die Lieder deutscher Dichterzungen — sich schwingen und durchklingen sollten; allein ein Blitz fiel aus heitern Höhen, — der allgewaltige Tod raffte unsern Dichter dahin, mitten in seiner vollsten Kraft! Mit seinem Tode war auch das Unternehmen gescheitert, und erst in neuester Zeit lebte wieder auf, wozu der Selige die Grundidee und erste Anregung gegeben.

* * *

Wenn wir nun den literarischen Wirkungskreis des Verblichenen nochmals überblicken, so müssen wir in ihm einen Dichter erkennen von wahrem Berufe, der, wie groß er als Mensch war, in seinen Werken selbst das sprechendste Zeugniß lieferte; der nie in den Schlamm der Gemeinheit oder lasciver Frivolität gefallen, sondern mit dem Blicke nach oben und voll der reinsten Gesinnung immer nur den Pfad des Reinen und Göttlichen gewandelt; leicht und froh selbst durch die härtesten Stürme des Lebens geflogen; einen Dichter, der seiner bedeutenden Individualität halber in dem Unsterblichkeitstempel unserer Zeitgenossen einen Ehrenplatz zu behaupten würdig ist! — Und doch hat die öffentliche Aufmerksamkeit sich noch nicht in dem Maaße ihm zuge-

wendet, als er es verdiente. Vielen mögen seine Werke gar nicht oder nur dem Namen nach bekannt sein.

Wäre es daher wohl nicht an der Zeit, wenn nicht eine Gesammtausgabe seiner Schriften, doch wenigstens eine sorgfältige Auswahl derselben, und zwar in Einem Bande zu veranstalten? — Ich würde mich dem Unternehmen, als Ordner des Ganzen, mit höchster Liebe und Anstrengung unterziehen und würde die Stunde segnen, in welcher ich von irgend einem Verleger Deutschlands die Aufforderung dazu erhielte; denn, wahrlich! der Freund verdient es, in einem größern Kreise der Gesellschaft bekannt zu werden, und der Blumenkranz, den die dankbare Nation dadurch auf sein frühes Grab legte, würde unverwelklich blühen, neben den Lorbeeren unserer großen Dichtergeister, mit denen der Verblichene ein gleiches Streben theilte, wenn gleich ein hartes Lebensloos der Erreichung seiner Ideale sich feindlich entgegenstellte.

3.

Wetzel als Kritiker.

Als Broterwerb beschäftigte sich Wetzel in seinen drei letzten Lebensjahren auch mit der Kritik, die er aber, wie sein Redaktionsgeschäft, mit höchster Gewissenhaftigkeit betrieb, wovon seine Rezensionen im „Hermes" und der „Jenaer Literaturzeitung" zeugen.

Kein Buch blätterte er blos oberflächlich durch, sondern las es förmlich, und Werke von Bedeutung durchging er oft zwei- bis dreimal. Mit wahrer Liebe arbeitete er für den „Hermes", weil seinen Rezensionen von Seite der Redaktion keine Schranken gezogen wurden, wie dies bei der andern Anstalt geschah, von welcher er, nicht durch die Redaktion, sondern durch deren Expedition, an Einhaltung der Schranken erinnert ward, wie dies noch bis heutigen Tag geschieht. — So sehr er sich auch bemühte, in gedrängtester Form zu arbeiten: oft wurde er dennoch an den von ihm unterschriebenen, acht gedruckte Folioseiten langen Kontrakt erinnert. — Ich habe unsern Freund, der die Liebe und Sanftmuth selbst war, nie so außer sich gesehen, als wenn er mit einem Briefe der Jenaer Expedition in der Hand zu mir kam, und diese ihn fort und fort erinnerte, „sich gehöriger Kürze zu

befleißigen"*), und ihn auf §. 3, g. hinwies, nach welchem „alle vagen Eingänge oder allgemeinen Einleitungen, die auf mehrere Rezensionen passen würden", vermieden werden sollen.

Er hatte diesen Passus in seinem Kontrakte, der eben vor mir liegt, mit rothen Kreuzen und Ausrufungszeichen hinlänglich versehen.

Bekam er aber nun die „Literaturzeitung" selbst zu Gesicht und fand, daß an seiner Rezension gestrichen oder geändert war, dann hatte sein Zorn den Höhepunkt erreicht! Athemlos kam er dann mit dem Blatte in der Hand zu mir gelaufen und schrie: „Da sieh nur, was die — mir wieder gestrichen haben; gerade das Beste der Beurtheilung — nun ist das ganze Ding reiner Unsinn! u. s. w."

Für diese offene, schmucklose Mittheilung wird ein dienstfertiger Rezensent jenes Blattes mir wahrscheinlich nach Erscheinung dieses Büchleins in allergedrängtester Form beweisen, daß dasselbe den Teufel nichts tauge. Und das von Rechts wegen!

Fast eine jede Rezension**) las mir Wetzel vor der Absendung vor und war besonders, wenn er getadelt

---

*) Nämlich in den Allotriis, d. h. schönen Wissenschaften; denn die Brotwissenschaften sind, Gott sei es geklagt! in gehöriger Breite abgefaßt.

**) Alle seine Rezensionen sind in der „Jenaer Literaturzeitung" mit den Buchstaben Mp. bezeichnet.

hatte, besorgt, ob er dem „guten Manne", wie er sich ausdrückte, auch nicht Unrecht oder zu wehe gethan habe; obwohl er selbst sich wenig daraus machte, wenn — was zwar nur selten geschah — ein Buch von ihm getadelt wurde. Luther's Spruch führte er bei solchen Gelegenheiten immer im Munde: „Ist's gut, wird's fortbestehn; ist's schlecht, wird's untergehn!"

Wetzel beurtheilte nach seiner reinen Ueberzeugung und schrieb diese rücksichtslos nieder, unbekümmert, ob er damit bei Andersgesinnten anstoßen werde oder nicht. Er pries das zu Lobende aus vollen Backen und trat das Tadelnswerthe in den Staub, weil dies in seiner Individualität lag, die nichts halb zu thun vermochte.

Rechtfertigen werden diese Handlungsweise alle Die, welche erwägen, daß unser Rezensent es nur mit Dichterwerken zu thun hatte, mit welchen, gehen sie die Straße der Mittelmäßigkeit, nun einmal nicht anders verfahren werden kann.

Soviel ich weiß, hatte der Freund, trotz der Schärfe seiner Beurtheilungen, es nur mit einem Antikritiker, nämlich Müllner, zu thun, dessen „Schuld" er in der „Jenaischen Literaturzeitung" und dessen „Yngurd" im „Hermes" beurtheilt hatte*).

*) S. „Jenaer Literaturzeitung" 1817, Nr. 61 u. 62, und „Hermes" 1819, 3. Quart. S. 21.

Letztere Rezenſion veranlaßte einen förmlichen, lange andauernden Federkrieg, den zum Glück unſer Freund nicht mehr erlebte. Der Kriegsſchauplatz war von Seiten des Angreifenden (Müllner): die „Zeitung für die elegante Welt“ und von Seiten der Angegriffenen: der „Hermes“. In dieſen Krieg wurden verwickelt:

a) der Buchhändler Brockhaus,
b) der Profeſſor Clodius,
c) der Profeſſor Krug und
d) ein Ungenannter, ſich mit L. A. Z..... Unterzeichnender.

Die Geſchichte dieſes Krieges legte der Buchhändler Brockhaus, als von vielen Seiten gewünſcht, in zwei eigenen Broſchüren nieder, und zwar mit Hinzufügung der Schlachtberichte der feindlichen Parteien, als dokumentirender Aktenſtücke*).

Auch Profeſſor Krug fand ſich veranlaßt, den Krieg in einem eigenen Schriftchen zu beſingen**), welches ſo

---

*) Müllneriana. Verhandlungen über eine Rezenſion des „Yngurd“ im dritten Stück des „Hermes“, zwiſchen Herrn Hofrath Müllner in Weißenfels, als Verfaſſer des „Yngurd“, Herrn Prof. Krug als Redakteur und Herrn Brockhaus als Unternehmer des „Hermes“. 1. Heft. —

Müllneriana, 2. Heft. Ueber den Ausdruck „dem Pöbel angehören.“ Ein Sendſchreiben von L. A. Z. an Brockhaus. Leipzig 1820, Brockhaus.

**) Apollo, der Leukopeträer. Ein Beitrag zur

viel Intereſſe erregte, daß von dieſem wie von Obigem eine zweite Auflage veranſtaltet werden mußte.

Dieſer Schriftſteller-Verleger-Krieg iſt ſehr intereſſant, einmal weil er von der Eitelkeit, Arroganz und Leidenſchaftlichkeit Müllner's die beſten Beweiſe liefert, und dann von dem ergötzlichen Witze wie der ſarkaſtiſchen Schärfe aller Parteien Kunde gibt, und ſonach als beluſtigende Lektüre noch bis zur Stunde empfohlen werden kann.

Da aber nicht anzunehmen ſteht, daß jeder Leſer ſich dazu geneigt fühlen werde, ſo ſei mir erlaubt, das Geſchichtliche der Sache in möglichſter Kürze hier wiederzugeben, um ſo mehr, als unſer Held unſchuldigerweiſe der Veranlaſſer dieſes Federkriegs ward, was ich hier zum erſten Male bekannt mache, da Wetzel als Verfaſſer jener Rezenſion weder von dem Redakteur noch Unternehmer des „Hermes" jemals öffentlich genannt wurde, ja, Müllner — wenn ich nicht irre — ſelbſt darüber ſtarb, ohne ihn erfahren zu haben.

Im Jahre 1818 erſchien in der „Leipziger Literaturzeitung" eine Rezenſion von Müllner's „Yngurd" ohne Namen des Rezenſenten. Müllner wußte es aber

---

griechiſchen Anthologie, enthaltend ſechs bisher noch unbekannte Gedichte, entdeckt, überſetzt und erläutert vom Prof. Krug in Leipzig. 2. Ausg. Ebendaſ.

herauszubringen, daß sie vom Professor Clodius herstamme, gegen den er in der „Zeitung für die elegante Welt" im 11. Aufsatze seiner „Eingemachten Lesefrüchte" gewaltig eiferte. —

Im folgenden Jahre darauf erschien im „Hermes" die oben angeführte Wetzel'sche Rezension des „Yngurd" ebenfalls ohne Namen. Müllner, an Wetzel nicht denkend, glaubte seinen leipziger Rezensenten wiederzuerkennen und zog abermals gegen ihn zu Felde in dem 25. Aufsatze der „Eingemachten Lesefrüchte" nämlicher Zeitung (Nr. 203), unter der Aufschrift: „Aff' und Schnur", worin er den Professor Clodius als König Claudius mystificirt.

Ergötzlicher als damals erscheint dieser Aufsatz, so wie die spätern ihres Verfassers, gegenwärtig, da jeder Leser nun den wahren Rezensenten kennt, und sich über die Fehlschlüsse und Fehlschüsse Müllner's höchlich belustigen wird, was damals nicht der Fall sein konnte, weil der Leser, wie Müllner selbst, im Nebel herumtappen mußte. — Zu erörtern, warum der Aufsatz „Aff' und Schnur" heiße, würde zu weit führen. Wir verweisen daher den geneigten Leser auf das Büchlein selbst.

Gegen diesen Aufsatz erschien eine Berichtigung der Redaktion des „Hermes" in ihrem Blatte, worin dieselbe erklärt, daß Prof. Clodius der vermeinte Rezensent nicht sei, auch nicht den entferntesten Antheil daran habe.

In Nr. 217 der „Eleganten" tritt darauf Müllner mit dem 26. Aufſatze ſeiner „Leſefrüchte" unter der Aufſchrift „Zigeunerfreiheit" hervor, worin er die Myſtifikation des Prof. Clodius nicht anerkennen will und verſichert, ſich des Königs Claudius nur als einer literariſchen Maske bedient zu haben, um ſie nennen zu können.

Auch in dieſem, wie in dem vorigen Aufſatze, gereicht es dem Leſer zu großer Beluſtigung, wie Müllner ſich durchaus nicht beruhigen kann, daß ſein Rezenſent die Reichsräthe im „Yngurd" „beträchtlich weinen" läßt, während im Buche doch davon kein Wort ſtehe und die Anmerkung ſo laute: „die Rathsherren werfen ſich auf ſeine Hände und küſſen ſie in Thränen." Müllner nennt dieſe Verdrehung eine literariſche Ehrloſigkeit, den Rezenſenten einen literariſchen Verbrecher und den Redakteur den Hehler des Verbrechers, tappt übrigens über dies Rezenſentenmonſtrum immer noch im Finſtern herum, verſucht es aber faſt ganz unbemerkt, von Weißenfels nach Dresden auf den Hofrath Böttiger hinüber zu ſchielen. Man ſieht jedoch ſeinem Geſicht die Angſt an, wieder falſch zu rathen, und ſonach ſich aufs Neue lächerlich zu machen.

Als nun Profeſſor Krug, als Redakteur des „Hermes", die injuriöſen Schimpfworte auf einen ſeiner Rezenſenten vernommen, ward er gewaltig entrüſtet, und bediente im 4. Stücke ſeiner Zeitſchrift Müllner'n ver-

dienermaßen mit allerlei philoſophiſchen Leuchtkugeln, witzigen Raketen und tüchtigen Bombenſchüſſen. — Der Raum verbietet mir auch hier, dieſe ſcharfe Entgegnung weiter zu beſprechen; angeführt werde nur, daß Prof. Krug dem Hofrath Müllner eine neue Räthſelnuß in den Bart wirft, unter der ſchlüſſigen Verſicherung, er werde von ihm nie den Namen des Rezenſenten erfahren. Er ſagt:

„Aber Sie verderben Ihr Spiel durch Ihre unbeſonnene Drohung noch mehr. Hätten Sie nicht gedroht, ſo konnt' ich Ihre Neugierde allenfalls befriedigen. Denn es iſt mir gerade nicht verboten, Ihren Rezenſenten zu nennen. Auch iſt es kein ſchlechter Name, und der Mann ſelbſt gehört weder zu den Profeſſoren, die man jetzt ſo chriſtlich von oben verfolgt, noch zu den Juden, die man jetzt eben ſo chriſtlich von unten verfolgt, ſo daß es etwa gefährlich wäre, ſeinen Namen öffentlich zu nennen; ja, er iſt überhaupt ſo weit von Ihnen, daß Sie ihm ſchwerlich etwas anhaben könnten, wenn Sie auch ſo lange Arme wie die Könige hätten*). Da Sie aber gedroht haben, bin ich gleichſam ein hermetiſch verſchloſſener Krug geworden und gebe Ihnen daher die heiligſte Verſicherung, daß Sie von mir nimmermehr (es wäre denn im

*) Wetzel war nämlich ſchon ein paar Monate vor Ausbruch des Kampfes geſtorben.

künftigen Leben, wo Sie hoffentlich die Müllnerei werden abgelegt und ein ziemlicheres Weſen werden angenommen haben) den Namen Ihres Rezenſenten erfahren ſollen. Nie habe ich mir etwas abdrohen laſſen. Das Publikum und Sie ſelbſt müßten mich verachten, wenn ich mir jetzt von Ihnen etwas abdrohen ließe ꝛc."

Und ſo war und blieb es. Müllner erfuhr, wie oben bemerkt, nicht eher den Namen ſeines Rezenſenten, als bis er dieſem in jene Welt nachgefolgt war, wo Beide ſich im Erkennen wahrſcheinlich verſöhnend die Arme geöffnet.

Endlich hier noch auseinanderzuſetzen, wie der nun auch zu dieſen Beiden hinübergegangene Buchhändler Brockhaus in dieſen Streit ſchuldlos verwickelt ward, der noch ſogar zu einer Injurienklage von Seiten Müllner's gegen Brockhaus führte, finde ich mich nicht berufen und verweiſe desfalls abermals den neugierigen Leſer auf obenerwähnte drei Broſchüren.

Friede und ſegnendes Andenken dieſen drei tüchtigen Kämpfern!

4.

Wetzel als Mensch und Christ.

Wenn der geneigte Leser mit Hülfe seiner Phantasie Sich Selbst unter der Thür eines großen Hauses stehend denkt, mit den Augen gerade hinausschauend, so übersieht er eine Straße*), die sich von seinem Standpunkte aus allgemach zu einem ziemlich hohen Berge erhebt, auf dessen mittlerer Höhe links, etwas seitwärts ein unansehnliches Häuschen steht. Aus diesem tritt täglich Schlag 8 Uhr ein sehr kleiner Mann, den die Entfernung nur als ein Kind erscheinen läßt. — Er verweilt einen Augenblick vor dieser seiner Hausthür, blickt rechts und links in die Wolken, sich nach dem Wetter umzuschauen, besieht hierauf sich selbst flüchtig von oben bis unten, fährt leicht mit der Hand über seinen Rock hin und her, um ein allenfalls hängengebliebenes Federchen zu vertilgen, macht hierauf einen tüchtigen, aber mit großer Leichtigkeit geführten Sprung über die vor ihm liegende Gosse und courbettirt in kurzem Trabe den Berg hinunter. Auf der Hälfte desselben angelangt, bleibt er ungefähr ein paar Sekunden stehen, und der Weg wird von jetzt an im Schritt fort-

*) Den sogenannten Kaulberg.

geſetzt. — Hier überſieht nun der unter der Hausthür poſtirte Leſer deutlich die ſich herunterbewegende Geſtalt, bekleidet mit einem ſchwarzgrauen Ueberrocke von mittlerer Feine, ſich aber ſehr zierlich dem kleinen gracil gebauten Körper anſchmiegend. Unter dem Rocke blicken ein paar lange gelbe, ſehr reinliche Nanquinbeinkleider hervor, und eben ſo ſaubre weiße Strümpfe und blank geputzte Schuhe bedecken den zierlichen Fuß.

Jetzt werden die Züge des Geſichts dem aufſchauenden Leſer deutlicher, und er ſieht im Nu das Geiſtreiche deſſelben ſich entgegenſtrahlen. Der im Verhältniß zum übrigen Körper etwas große Kopf iſt von kaſtanienbraunem, ſchöngelocktem Haar umgeben, die Augen blaugrau, glänzend und blitzend, die Züge edel, groß, ſanft und mild, die Backenknochen ſcharf hervortretend, die Wangen ſelbſt leicht geröthet, die Naſe ſchön geformt, der Mund mehr groß als klein, aber originell und zierlich geſtaltet, das Kinn bedeutungsvoll markirt, die Zähne blendend weiß.

Der Kopf iſt heute wie immer, ſelbſt bei Regen und Schnee, unbedeckt und zeigt mit Stolz ſeine herrliche, freie, kontemplative Stirn; der Hals iſt entblößt, heute im Sommer wie bei ſtrengſter Kälte; ein weißes feines Hemde wird unter der ſpannenlangen ſaubern Weſte ſichtbar und tritt in Geſtalt eines handbreiten, ſteif geſtärkten Kragens über dieſe hinaus, ſich eng an

die Kinnbacken anſchmiegend und bis zum Munde reichend.

Das Männchen trägt ein grüntuchenes Käppchen feſt zuſammengedrückt unter dem linken Arme, deſſen kleine Hand ein Konvolut von Papieren und Zeitungen hält. Es ſchreitet ſo fröhlich, heiter und begeiſtert daher, als habe es das große Loos gewonnen, und dies einen Tag wie den andern. Den Ort ſeiner Beſtimmung, ſein Bureau, hat es nun bald erreicht, die Schritte werden verdoppelt, gleichſam als freue es ſich auf den Eingang; nun geſchieht ein abermaliger, ohne alle Anſtrengung vollführter hoher Sprung über eine noch breitere Goſſe als oben — gerade in die Thür hinein, und der günſtige Leſer, ſtände er nicht bloß in ſeiner Phantaſie unter derſelben, würde ſicher in Korpore niedergerannt worden ſein von — dieſem kleinen, aber kräftigen Manne, unſerm Helden Friedrich Gottlob Wetzel.

So ſah ich in der That ſechs Jahre lang den Herrlichen ſeinem Comptoire zueilen und empfing ſeinen flüchtigen, freundlichen Gruß: „Guten Morgen, o Licht!“*) zu meinem Fenſter hinaufgerufen, vor dem er vorbei mußte, da meine Wohnung der Zeitungsoffizin gegenüberlag.

Hatte er nun für dieſelbe ſeine Arrangements ge-

*) Die gewöhnliche Begrüßung ſeiner Freunde mit dieſen Worten.

hoffen, so kam er gewöhnlich gegen 10 Uhr auf eine halbe Stunde zu mir, die politischen Neuigkeiten des Tages berichtend. Es war eine schöne, mir stets unvergeßliche Zeit, und dankbar preise ich das Schicksal, das mir diesen Freund als Ersatz für Hoffmann sandte, den ich seit seinem Abgange von Bamberg, 1813, ungleich schmerzlicher vermißt haben würde.

In dieser Morgenstunde ward nun jedesmal die Zeit und der Ort unseres Zusammentreffens für den Nachmittag oder Abend bestimmt, so fort, bis zu des Freundes Tode.

Ein reiches, bisher nicht gekanntes Leben eröffnete sich mir in Wetzel's Umgang, den geistigen Zwillingsbruder Hoffmann's, nach seinem Herzen und Welthumor aber der von Jean Paul's Schoppe.

Wetzel gehörte zu jenen bevorzugten Naturen, wie sie selten unter Menschen gefunden werden, gleich groß an Geist wie an Gemüth! Viele, wie er geboren, mit gleichen Eigenschaften ausgerüstet, würden wohl auf Erden anzutreffen sein, wüßten sie nur die ihnen bei ihrer Geburt ertheilten Geschenke im Sturme des Lebens zu bewahren wie unser Freund.

Um dies zu können, gehört aber auch eine so tiefe und großartige Auffassungsgabe dazu, wie er besaß, das Leben nach allen seinen Gestaltungen und Verhältnissen, vom höchsten bis zum niedrigsten Standpunkte herab, gehörig zu würdigen, um sich nach der Individualität

seines Geistes und Gemüths den rechten, ihm gebührenden Platz herauszusuchen und auf diesem unerschütterlich auszuharren, trotz aller Bewegung von Aussen her.

Wer früh die rechte Ansicht vom Leben zu gewinnen weiß, der setzt sich auch bald fest; das Ergebniß seiner Anschauung wurzelt in einem fruchtbaren, ihn hinlänglich nährenden Boden, und wird er auch, wie das Rohr am Gestade des Meeres, von den Stürmen eitlen Welttreibens hin und her bewegt, die Wurzel kann der Sturm nicht ergreifen, sie bleibt haften in mütterlicher Erde, bis diese selbst die Woge der Zeit bespült und den Lebenskeim vernichtet.

So begab es sich auch mit unserm Freunde. Er erkannte frühzeitig den ihm von der ewigen Vorsehung anvertrauten Schatz, wußte ihn trotz aller Anfechtungen von Außen im tiefsten Grunde des Innern zu bewahren und durch den edelsten Wucher zu vermehren. Sein geistiges Element suchte immer, wie der Geist Gottes über den Gewässern, hoch erhaben über dem niedern erbärmlichen Welttreiben zu schweben; sein angeborenes Gefühl nach Freiheit und Unabhängigkeit hielt seine große Seele stets aufrecht, selbst in den erschütterndsten Stürmen des Lebens; den mächtigen, ihn durch und durch beseelenden Trieb, nur nach dem Höchsten und Heiligsten zu ringen, konnte keine Macht der Erde in ihm überwältigen, ja, das stete Streben nach diesem

unverrückten Ziele war ihm der sicherste Leitstern durch alle Labyrinthe des Lebens, selbst durch die nächtlichen Thäler des Todes! —

Er war, um es kurz zu fassen und mit Shakspeare zu reden, „ein Mann!“ im vollsten Sinne des Wortes, im Leben wie im Tode.

Wetzel kannte außer dem Umgang mit den Musen keine andern Freuden als jene, die er mit der Natur, seiner Gattin, seinen Kindern und wenigen erprobten Freunden erlebte. Dieser Gesellschaft gab er sich mit ganzer Seele hin, ihr erschloß er sein ganzes schönes Gemüth; für alles Andere hatte er keinen Sinn.

Aeußere Ehren, Rang, Stand, rauschende Vergnügungen, Freuden der Tafel waren keine Anziehungspunkte für ihn; dahingegen sich täglich in Gottes herrlicher Natur zu ergehen, an Gottes Altären auf Berge zu beten, seine Kinder auf dem Arme dort hinaufzutragen, begleitet von einem gleichfühlenden Freunde, das war seine einzige Seligkeit.

Hoffmann liebte nur die von Menschen belebte und bewegte Natur; Wetzel die stille Göttin in ihrem einfachsten Kleide, unbelauscht und ohne Zeugen.

Wie sein geistiges Thun und Treiben sich dem Gewöhnlichen und Flachen entzog, so konnte sein Gemüth auch nur auf hohen Standpunkten, auf Bergen, wahre Befriedigung finden. Ihm war ein Spaziergang keiner, wenn nicht ein Berg erstiegen war, und hier ent-

ſprangen auch ſeine ſchönſten Lieder, hier das herrliche, früher erwähnte:

Auf Bergen wohnt die Freiheit! da blüht Leben
Und Lebensluſt vollauf!
Wo Berge ſind, iſt Gott, und Engel heben
Die Seele himmelauf u. ſ. w.

Es war ein wahrhaft rührender und erhebender Anblick, den Freund in Geſellſchaft ſeiner Familie an Sommerabenden ſeinen täglichen Spaziergang machen zu ſehen. Er ſelbſt trug gewöhnlich ſein jüngſtes Kind auf dem Arme, die Frau ging ihm zur Seite, die übrigen ſprangen voran. Beſonders ſtolz war er auf ſeinen Wilhelm, den er den Bergkönig nannte, weil er von frühſter Jugend an ihn auf die Berge trug, und die kräftige und ſchöne Natur des Knaben dieſes Namens nicht unwerth ſchien.

Unterwegs wurden von Mutter und Kindern Blumen und Gräſer gepflückt und nach erſtiegenem Berggipfel ſorglich geordnet, in Bouquets vertheilt oder zu Kränzen geflochten, während der Vater den Kindern Mährchen erzählte oder mit ihnen faßliche Betrachtungen über die vor ihnen liegende Natur anſtellte.

Das war das wahre idylliſche Freudenleben eines großen Menſchen und Dichters, das aber kein Dichter, weder Goethe noch Voß, zu beſchreiben vermag!

Einzelne Charakterzüge des Trefflichen hier noch weiter zu berühren, halte ich für überflüſſig, da in frühern Abſchnitten an ſchicklichem Orte derſelben gedacht

wurde. Es sei mir erlaubt, nur nochmals seiner höchsten Religiosität zu gedenken, die bis zum letzten Hauche ihn beseelte.

Wetzel war Protestant und starb auch als solcher.

Diese Versicherung führt mich nothwendigerweise, aber sehr ungern, dahin, eine Scene zu berühren, die sich kurz vor seinem Ende begab und seine letzten Tage bedeutend trübte. — Diese Scene erregte nicht nur in seiner Familie und im Kreise seiner Freunde die lebhafteste Theilnahme, sondern bald auch ein öffentliches, bedeutendes Aufsehen, — ich darf sagen durch ganz Deutschland. Die Zeitungsblätter füllten ihre Spalten mit der Erzählung des Vorfalles, mehr oder weniger getreu vorgetragen, mehr oder weniger entstellt. Es herrscht bis jetzt darüber noch kein völliges Licht, und ich versuche es, und, wie ich hoffe, nicht ohne Erfolg, den wahren, reinen Thatbestand hier niederzulegen.

Es ist mir bei Darstellung dieses Faktums lediglich darum zu thun, den Dämon der Lüge zu verscheuchen, der über dem Grabe meines verewigten Freundes noch immer seine schwarzen Flügel ausgebreitet hat. Kein Unbefangener wird mir als Protestant bei dieser Darlegung den groben Vorwurf irgend einer parteilichen Religionsvorliebe machen können, da ich rücksichtslos nur die Wahrheit mir zum Ziele vorsteckte. Ja, ich kann versichern, daß, wäre mein Freund wirklich zur

katholischen Kirche übergegangen, ich dann auch dieses Faktum mit derselben Vollständigkeit, Wahrheitsliebe und Anhänglichkeit an die Person des Verewigten geschildert haben würde, wie es hier geschieht.

Um vollständig zu sein, muß ich mit der Ursache und dem Anfang seines letzten Krankenlagers beginnen.

Einige Wochen vor seinem Tode ging das Zeitungsinstitut durch Kauf an einen Andern über. Der neue Besitzer, ohne alle literarische Bildung und Kenntniß und von gemeinstem Sinne, glaubte in seiner Beschränktheit das Heil und Fortbestehen seiner Zeitung nur darin zu finden, wenn er vor allen Dingen anfinge, mit dem Redakteur zu knickern und ihm von seinem Gehalte etwas abzuzwacken. So ein Blatt, meinte der Geniale, schriebe sich ja eigentlich beinahe von selbst, die Inserate seien ja doch das Wichtigste darin (die Hauptursache, weshalb der gute, nun selige Mann sich um die Akquisition des Instituts bewarb); um Inserate habe sich nun der Redakteur gar nicht zu bekümmern und den übrigen Plunder könne ein Jeder, der schreiben gelernt — was er selbst nicht konnte — oder vielmehr nur rothe Striche zu machen verstände, leicht zusammensetzen.

Er bot unserm Freunde 300 fl. weniger, als er früher gehabt, ein heftiger Wortwechsel fand statt, und Wetzel verließ voller Zorn den damals reichen Filz.

„Ich habe mich barbarisch geärgert mit dem schmutzigen Drausnick“, waren die Worte,

mit welchen er, gegen Mittag zu Hause angekommen, seiner Frau entgegentrat. Er begehrte ein Glas kaltes Wasser zum Niederschlagen; Mittags aß er Schweinefleisch und trank wieder kaltes Wasser dazu. Er fühlte sich bald unbehaglich darauf und versuchte Nachmittags 4 Uhr einen Spaziergang, von dem er jedoch bald zurückkehrte und krank sich zu Bette legte. Beim Ausziehen hing er ein Kleidungsstück an den Nagel mit der Aeußerung: „ich werde dich wohl nicht mehr herabnehmen", — und dem ward leider so!

Die Krankheit verschlimmerte sich andern Tages bedeutend, ein Arzt ward gerufen, erkannte sie für ein heftiges Gallenfieber und verschrieb ihm ein Abführungsmittel. Nach Entfernung des Arztes riß er das Rezept seiner Gattin mit den Worten aus der Hand: „Was soll das Wasser helfen?" und verstärkte die Dosis bedeutend.

Der Zustand des Kranken ward bedenklicher von Tage zu Tage, so daß ein zweiter und dritter Arzt herbeigerufen ward. Die Krankheit ging in Nervenfieber über, und Lebensgefahr drohte.

Am 6. Juli Abends stieg die Gefahr auf's Höchste, das Gerücht verbreitete sich in der Stadt, Wetzel ringe mit dem Tode, und andern Tags hieß es, er habe den Fürsten Hohenlohe als geistlichen Beistand erbeten und sei zum katholischen Glauben übergegangen.

Wie es sich damit verhielt, getreu zu schildern, dazu

ſtehen mir hinlängliche, vor mir liegende Dokumente zu Gebote, und zwar:

1) drei von Wetzel's Gattin in dieſer Periode an mich gerichtete Briefe;
2) eine von derſelben auf mein Erſuchen vor wenigen Monaten niedergeſchriebene und mir zu öffentlichem Gebrauche mitgetheilte Erzählung des damaligen Vorfalls nach allen ſeinen Umſtänden;
3) mehrere nach Wetzel's Tode erſchienene Broſchüren, dann Korreſpondenznachrichten aus öffentlichen Blättern, z. B. dem „Weimariſchen Oppoſitionsblatte;
4) mehrere über dieſen Gegenſtand mir zugekommene Briefe;
5) meine eigene damals aufgeſetzte Geſchichtserzählung;
6) Abſchrift eines vom proteſtantiſchen Pfarrer zu Walsdorf in Beiſein von Zeugen amtlich aufgenommenen und über den ganzen Hergang der Sache berichtenden Protokolls;
7) ein in dieſem Jahre erſchienenes Buch unter dem Titel: „Lichtblicke und Erlebniſſe aus der Welt und dem Prieſterleben, geſammelt in den Jahren 1815—1833. Von Alexander Fürſt von Hohenlohe-Schillingsfürſt ꝛc.“

Dieſe Materialien ſämmtlich dem Leſer mitzutheilen, würde trotz des in mancherlei Beziehung wichtigen

Gegenstandes doch zu weit führen, und hie und da ausgesprochene Invektiven zu neuen Veranlassung geben, somit die von mir beabsichtigte ruhige und leidenschaftslose Darstellung des Vorganges trüben.

Ich begnüge mich daher, von den oben angeführten Quellen nur Nr. 6 und 7, erstere ganz und letztere so weit es erforderlich im Auszuge wiederzugeben, und füge nur da, wo zur Beleuchtung und Erschöpfung des Mitzutheilenden, dann zur Ehre der Wahrheit es unumgänglich nothwendig wird, meine Bemerkungen hinzu.

I.

Aus der Fürst Hohenlohe'schen Schrift.

Pag. XXXIV—XXXIX, in der Biographie des Verfassers, kommt folgende Stelle vor:

„Ein Ereigniß brachte mich gegen meinen Willen in Publizität, und von jenem Augenblicke an war ich den Protestanten ein Stein des Anstoßes und galt als Proselytenmacher. Ob ich diesen Namen im gehässigen Sinne des Wortes verdiene, mag der Verlauf des Ereignisses beweisen, wie ich solches an die königliche Regierung einreichte, nachdem diese Behörde den Wunsch geäußert hatte, den Hergang der Sache zu erfahren. Es betraf den dortigen protestantischen Zeitungsredakteur Dr. Wetzel. — Dem Wunsche des hohen Präsidiums

nachkommend, berichtete ich den wahren Hergang der Sache wie folgt:*)

Am 6. Juli 1819 Abends um 10 Uhr ließ mich in meiner Wohnung die Gattin benannten Doktors zu zwei Malen durch den Krankenwärter Fabaliska und dann durch den Commis der Buchhandlung Kunz bittlich ersuchen, ihren todtkranken Ehegemahl zu besuchen. Ungeachtet ich Dr. Wetzel nicht persönlich kannte, fand ich mich dennoch, vermöge der christlichen, besonders gegen Kranke auszuübenden Nächstenliebe, verpflichtet, denselben zu besuchen. Von diesem Pflichtgefühl geleitet begab ich mich, ungeachtet der ungewöhnlichen Stunde und der starken epidemischen Krankheit des Patienten, um ½ auf 11 Uhr Nachts in das Wohnhaus desselben.

Ich wurde von dessen Frau freundschaftlich empfangen und in ihres Gemahls Zimmer geführt, wo ich Herrn Funk, Doktor der Medizin, antraf, zu dem sich später Dr. Mark gesellte. — In des Ersten Gegenwart äußerte sich der Kranke, mit mir allein sein zu wollen. Dieses von dem Todtkranken in Gegenwart des besagten Zeugen Funk an mich gerichtete Ansuchen und das Zutrauen, das die Gattin des Kranken mir überdies schenkte, bewog mich, die Anwesenden zu ersuchen, den Wunsch des Kranken zu erfüllen, und mich allein bei ihm zu lassen

*) S. meine Anmerkung 1.

Bei meiner priesterlichen und fürstlichen Ehre*) versichere ich, daß mir, nach der Entfernung aller Anwesenden, Dr. Wetzel seine Erklärung eröffnete, in dem Bekenntniß des katholischen Glaubens leben und sterben zu wollen**).

Ungeachtet der besagte Doktor sich in einer augenscheinlichen Todesgefahr befand, war derselbe dennoch, nach meiner Ueberzeugung, bei vollem Bewußtsein und Verstandeskräften; und ich zweifle nicht, daß die damals bei meinem Erscheinen anwesenden Aerzte und Krankenwärter diese Ueberzeugung mit mir theilen.

Es trat demnach meine — wie eines jeden katholischen Priesters — unerläßliche Pflicht ein, den todtkranken und sich zu dem katholischen Glauben bekennen wollenden, reumüthigen Christen mit den von der katholischen Kirche vorgeschriebenen Heilsmitteln zu versehen. — Nach dieser erfüllten Pflicht betete ich mit dem Kranken die Akte des Glaubens, der Hoffnung und der Liebe in theilnehmendem Tone und entfernte mich am 7. des Morgens um 3 Uhr.

Am andern Morgen früh um 7 Uhr ließ die Gemahlin des Herrn Dr. Wetzel mich abermals durch den Krankenwärter ersuchen, ihren Mann zu besuchen. — Ich begab mich um 8 Uhr früh dahin, ihn durch die

*) S. Anmerk. 2.

**) S. Anmerk. 3.

von Christo dem Herrn der Gläubigen gegebenen Verheißungen zu stärken.

Nach dieser erfüllten Pflicht hielt ich es für meine Schuldigkeit, dem Herrn geistlichen Rath und Stadtpfarrer U. L. F. Schellenberger von diesem Vorfall die Anzeige zu machen, da der Kranke in seinem Pfarrbezirk wohnte*). Die immer gefährlichern Krankheitsumstände des Dr. Wetzel bewogen mich, ihn noch am nämlichen Tage, Nachmittags um 2 Uhr, zu besuchen. Ich fand den Kranken in der gefährlichsten Lebenskrise, wiederholte demnach meine religiösen Zusprüche und gab dem zwischen Leben und Tod sich befindenden Kranken ein Kruzifix in die Hände, da das heilige Kreuz das Unterpfand unserer Erlösung, der Vergebung unsrer Sünden, der Theilnahme an dem Reiche Christi, und der größte Trost des aus dem Leben scheidenden Christen ist.

Der so gefährliche Zustand des Dr. Wetzel bestimmte mich, denselben nochmals am 8. Juli Abends zu besuchen. Da mir jedoch bei dem Eintritt in das Haus des Kranken dessen Gemahlin erklärte, ihr kranker Gemahl verlange meinen geistlichen Zuspruch fernerhin nicht mehr, entfernte ich mich. Daß ich bei dieser mit der Frau Wetzel, ohne Beisein anderer Individuen, gepflogenen Unterredung mit der meinem Stande und meiner

*) S. Anmerk. 4

Würde angemeſſenen Weiſe geſprochen habe, kann ich nicht nur verſichern, ſondern ich hoffe auch, daß die Frau Wetzel desfalls mit mir einſtimmig ſei. Sollten wider Vermuthen gegentheilige und einſeitige Aeußerungen über dieſe Unterredungen verbreitet werden, die zwiſchen mir und der Frau Doktorin ſtattfand, ſo behalte ich mir dagegen alle rechtlichen Zuſtändigkeiten vor.

Was mir voraus ahnte, das traf in der Folge richtig ein. Man entſtellte den Hergang der Sache in dem „Weimariſchen Oppoſitionsblatte" auf eine ſolche Weiſe, daß ich mich genöthigt fand, in einer desfalls eigens abgedruckten Broſchüre, unter dem Titel: „Nothgedrungene Vertheidigung ꝛc", vor dem Publikum mich zu vertheidigen.

Meine kurz hierauf im Drucke erſchienene Predigt: „Was iſt der Zeitgeiſt?", vermehrte die Gehäſſigkeit noch mehr. Ich glaube aber meine Beruhigung in dem Bewußtſein zu finden, nach innerer Ueberzeugung geſprochen zu haben *).

*) S. Anmerk. 5.

II.

Protokoll

in Betreff widerrechtlicher Eingriffe des Fürsten von Hohenlohe in Religions- und Gewissensfreiheit.

Anwesende:

Pfarrer Billmann, Frau Dr. Wetzel, Herr Appellationsgerichtsrath Börger, Herr Rentamtmann Fürst, Herr Landarzt Kochhafen.

Es war am 8. hujus, da Unterzeichneter durch einen Expressen nach Bamberg zur Krankenkommunion des Herrn Dr. Wetzel berufen wurde. Er eilte, diesem Verlangen zu entsprechen, in den heißesten Mittagsstunden dahin und wurde sogleich nach der Ankunft von der Gemahlin des Kranken in ein Zimmer geführt, wo sie äußerte, noch einige Worte insgeheim mit mir sprechen zu müssen, ehe ich den feierlichen Akt des heiligen Abendmahls beginnen könne.

Sie begann also: „Da mein kranker Mann immer allein sich befindet, äußerte ich ihm, ob er denn nicht einen guten Freund bei sich sehen möchte, der vielleicht zu seiner Beruhigung und zu seinem Troste einige Worte mit ihm sprechen könnte, und ob er denn in Abwesenheit des Herrn Dekans nicht den so geschätzten und an-

erklärten Freund, Herrn Kaſſeder aus Eltman, in dieſer Hinſicht bei ſich ſehen möchte, worauf der Kranke ſich geäußert hatte, daß dies ſein ſehnlichſter Wunſch ſei. Sogleich ſchrieb ich dieſem geiſtreichen Manne und eröffnete ihm meines Mannes Wunſch, bekam aber von dorther die Rückantwort, daß Geſchäfte ihn hinderten und der religiös fühlende Fürſt Hohenlohe, wenn er gebeten würde, gewiß auch erſcheinen würde.

Nach einigen Tagen und bei anſcheinlich augenblicklicher Todesgefahr, da mehrere Leute in mich drangen, doch einen Geiſtlichen holen zu laſſen, der mit dem Kranken beten möge, wenn er auch gleich nicht ſeiner Konfeſſion ſei, gab ich bei dem Drang der Umſtände nach und bat gedachten Fürſt Hohenlohe, meinen Mann zu beſuchen *).

Den 6. d. M. gegen Mitternacht erſchien derſelbe, begab ſich in meines Mannes Krankenzimmer und weilte bei demſelben gegen 3 Stunden, bis früh nach 2 Uhr. Während dieſer Zeit wurde ich von ihm mit den Worten: „entfernen Sie ſich ein wenig", aus dem Zimmer gewieſen. Ich that es ohne Argwohn, ohne Nebenabſichten zu hegen.

Während meines zufälligen Wiedereintritts bemerkte ich, daß gedachter Fürſt Hohenlohe meinem Mann Stirn und Füße beſtrich, ohne etwas laut dabei zu ſprechen,

* S. Anmerk. 6.

wovon ich wieder nichts wußte, was es sei oder bedeuten solle.

Tags darauf, den 7., kam derselbe früh gegen 8 Uhr zum zweiten Male, sprach ganz gleichgültige Dinge und entfernte sich. Nachmittags 3 Uhr erschien derselbe zum dritten Male, als eben wieder der Kranke ganz entkräftet und betäubt da lag. Längere Zeit war er bei demselben allein, als der Wärter kam und ein weißes Tuch verlangte. Ich reichte ihm solches in der Meinung, daß vielleicht mit demselbigen der Schweiß dem Kranken solle abgewischt werden. Als ich nach einiger Zeit in's Krankenzimmer trat, sah ich dieses Tuch auf meines Mannes Brust liegen und auf demselben ein Kruzifix. Ich sah es und dachte bei mir selber, es möge aus persönlichem Aberglauben des Fürsten geschehen sein, den ich hier in diesem Augenblick nicht bekämpfen wollte, und ging hinweg. Einige Zeit darauf, da ich wieder in das Zimmer trat, bemerkte ich nun das Kruzifix in meines todtschwachen Mannes Hand. — —

Nun fiel mir diese Ceremonie als höchst bedeutungsvoll auf, und ich beunruhigte mich in meinem Inneren darüber nicht wenig. Sollte denn dieser Fürst unser gutes Zutrauen zu ihm mißbrauchen und täuschend uns hintergehen? So für mich in dumpfen Gedanken hinbrütend, kam die Zeit des Weggangs des Fürsten; bei seinem Hinweggehen äußerte er sich gegen mich in folgenden Worten auf meinem Wohnzimmer: „Ahmen Sie".

prach er nach einigen gegenseitigen Aeußerungen über die geistigen Vorzüge meines Mannes, „diesen großen Geist nach, erkennen Sie, daß Sie sich auf Irrwegen befinden, legen Sie alle Ihre Fehler ab, und dann werden Sie zu der Erkenntniß kommen, zu der Ihr lieber Mann gelangt ist.“ Versprach mir auch übrigens Unterstützung für mich und die Meinigen und eine solenne Beerdigung meines Mannes, wie nie leicht eine stattfinden wird.

Abends selbigen Tags kam Herr Dr. Speyer mit der Aeußerung, die ganze Stadt spreche von dem Uebertritte des Herrn Dr. Wetzel zur katholischen Kirche. Dies setzte mich in nicht geringe Verlegenheit, und ich beschloß nach einigem Hin- und Herſinnen und auf Anrathen des Herrn Dr. Speyer, meinen Mann hierüber selbst zu befragen *). Ich wartete daher lucida intervalla ab und eröffnete ihm diese mir zugekommene Kunde mit der Frage: was ich davon zu halten hätte, und daß die Antwort von seiner Seite mich nicht im geringsten verwirren würde; worauf er mir entgegnete: „Ho, ho! hat man mich so mißverstehen können? Nein, nie, nie werde ich von meinem Glauben wanken.“ — Würde ich auf Befragen, entgegnete ich, diese Deine Aussage auch eidlich erörtern können? „Ja, dies kannst Du“, war seine Antwort. Darauf brachte ich in Vor-

*) S. Anmerk. 7.

schlag, nach Walsdorf zu schicken, um den dortigen Geistlichen rufen zu lassen. „Ja, dies thue", sprach er."

Hier endete die Geschichtserzählerin, und ich fand nun für gut, einige Zeugen zu der Feier des heiligen Abendmahls herbeirufen zu lassen. Es erschien auf mein Ansuchen der königl. Appellationsgerichtsrath Börger und Rentamtmann Fürst. Nach Eröffnung an Beide über die Absicht ihrer Beirufung begaben wir uns in das Krankenzimmer. Ich legte dem Kranken nach einigen Eingangsworten die Frage vor: ob es wahr sei, daß er, wie das Gerücht sich verbreitete, zur katholischen Kirche übergegangen sei? Antwort: „Ich habe nie daran gedacht und werde stets der evangelischen Religion getreu bleiben; die Präparatorien, welche vom Fürsten Hohenlohe bei einem mir abgestatteten Besuche vorgenommen worden sind, befremdeten mich, weswegen von mir auch die Erklärung geschah, daß ich mich wegen solcher in Beziehung auf meine Religion verwahre, diese Verwahrung auch wiederholt habe." Ferner fragte ich: Sind Sie also noch der evangelischen Religion zugethan, und verlangen Sie, daß ich Ihnen das heilige Abendmahl reiche? Antwort: „Ja, ich bin noch wie zuvor der evangelischen Religion zugethan, und verlange, daß Sie mir das heilige Abendmahl reichen."

Nach empfangenem Brote äußerte er auch noch den Wunsch, daß seine Frau zu gleicher Zeit kommunizire.

was auch geſchehen iſt, und zwar mit einer Rührung, welche ſelbſt die anweſenden Zeugen ergriff.

Nach dieſem feierlichen Akt ging ich zurück in das hieſige Dekanatshaus. Abends nach 8 Uhr kam Fräulein Wetzel zu mir, mit der Bitte, ich möchte eilends in ihr Haus kommen, der Fürſt ſei da und habe einen heftigen Wortwechſel mit der Mutter. Ich eilte dahin, und der Fürſt hatte ſich ſchon entfernt. Darauf eröffnete mir die Gemahlin des Herrn Doktors Folgendes:

Der Fürſt ſei mit Heftigkeit gegen ſie aufgetreten und habe im Tone der größten Animoſität trotzig gefragt: „Frau, was machen Sie? (NB. in Gegenwart der Dienſtboten) Antwort: „Fürſt, was machen Sie?“ — „Mit Ihnen habe ich nichts mehr zu ſprechen“, ſagte der Fürſt, „mit Ihrem Manne“, und machte Miene, in das Krankenzimmer einzutreten. Ich hielt ihn zurück mit den Worten: „Hierinnen haben Sie nichts mehr zu thun, treten Sie, wenn Sie mit mir ſprechen wollen, in mein Wohnzimmer, denn hier iſt der Ort nicht, wo man über dergleichen Gegenſtände zankt.“ Er trat ein, und hier entſpann ſich der heftigſte Wortwechſel zwiſchen uns Beiden, in welchem mir der Fürſt begreiflich machen wollte, daß die katholiſche Religion die alleinſeligmachende ſei, und daß ich's einſt am Richterſtuhle Gottes verantworten müßte, ſo gehandelt zu haben; er würde mich einſt deshalb belangen.

Da ich über die Ungezogenheit, mit welcher der

Geiſtliche von Wallsdorf von dem Pöbel unſers Hauſes — vor den Ohren der Meinigen beſchimpft wurde, mich beſchwerte, antwortete er: „Sprechen Sie nicht zu laut, bedenken Sie, daß Sie in einer katholiſchen Stadt ſind, es könnte ſchlimme Folgen für Sie haben." — „O! ich danke Ihnen, daß Sie mich darauf aufmerkſam machen, Sie führen mir hier ganz das Bild der Bartholomäusnacht in das Andenken zurück"; worauf er ſagte: „nein, das wollte ich nicht", und ich erwiederte, „es kommt denn doch dieſes Bild mir vor die Augen", worauf der Fürſt ſich ſchnell entfernte.

Das widerrechtliche Benehmen und Eingriffe in die Gerechtſame unſerer Kirche, die Unterdrückung der Geiſtesfreiheit, die Schleichwege zur Erzielung des Zweckes, die evangeliſche Kirche zu ſchwächen, und, wenn es ſein könnte, wohl gar zu ſtürzen, iſt aus dieſem allem ganz deutlich ſichtbar und rechtfertigt die Bitte, die devoteſt Unterzeichneter in dem Beiberichte zu dieſem Protokolle ausgeſprochen. Geleſen und unterzeichnet

Billmann, Pfarrer.

Für die obigen Ausſagen der Frau Dr. Wetzel:

Johanna Wetzel, geb. Heuacker.

Für das Glaubensbekenntniß und Genuß des heiligen Abendmahls zur Erhärtung deſſen:

Fürſt, Rentamtmann.
Börger, Apellationsgerichtsrath.

Für tidem copiae:

Touſſaint.

Meine Anmerkungen zu vorſtehenden beiden Aktenſtücken.

1.

Fürſt Hohenlohe bat um Entſchließung und Verfügung, erhielt dieſe aber nicht, wie er dies in einer im Jahre 1819 gedruckten Vertheidigungsſchrift ſelbſt bemerkt.

2.

In erwähnter Vertheidigungsſchrift ſteht dieſe Betheurung nicht.

3.

Wie das zuſammenhängt mit dem, was mir der Herr Fürſt damals berichtete, iſt mir bis auf heutigen Tag noch ein Räthſel.

Es war am 7. Juli, nach dem zweiten Beſuche bei Wetzel, als der Herr Fürſt zu mir kam und beim Eintreten in mein Zimmer zuvörderſt äußerte, daß er ſo eben vom Kranken komme, und, er geſtehe es, — ſo wenig apprehenſiv er ſonſt ſei — ſich doch ein wenig geekelt habe.

Meinen Vorschlag, einige Gläser Wein bei mir darauf zu trinken, nahm der Herr Fürst gern an und erzählte mir nun, während dies geschah, wie tödtlich krank er den Freund gefunden, wie er aber bei vollster Besinnung gewesen sei, und welch eine hohe Religiosität er zu bewundern Gelegenheit gehabt habe.

Er erzählte mir, daß er mit dem Kranken gebetet, ja aus Fürsorge ihm die heilige Oelung gegeben habe.

— Letzteres fiel mir ein wenig auf, der Herr Fürst schien es zu bemerken, ich aber, nichts Bedenkliches ahnend, sagte ganz unbefangen: „Nun das ist ja, so viel ich weiß, eine Ceremonie, die in Augenblicken der Gefahr auch wohl bei Protestanten angewendet werden darf?"

„Allerdings", erwiederte eben so unbefangen der Herr Fürst und ging zu einem Tischchen, worauf er bei seinem Kommen ein Buch gelegt, blätterte darin und wies, zu mir tretend, auf eine aufgeschlagene Stelle hin, sprechend: „Lesen Sie einmal; das habe ich mit dem Kranken gebetet; glauben Sie nicht, daß das eben so gut Katholik wie Protestant beten kann?"

Was ich gelesen, kann ich in dieser Stunde nicht mehr bezeugen, wohl mich aber meiner Worte nach dem Lesen erinnern: „Ja wohl! das paßt ja für alle christliche Konfessionen."

Von jetzt an glaubte ich einige Verlegenheit und Zerstreutheit beim Herrn Fürsten zu bemerken; ich will

aber auch hierüber nicht entscheiden, ob ich mich irrte oder nicht, alles Weitere, im Dunkel meines Gedächtnisses Liegende unerwähnt lassen und nur noch einen Hauptpassus unserer langen Unterredung anführen.

Nach einigem Auf- und Abgehen im Zimmer stellte sich der Herr Fürst plötzlich vor mich hin und fragte: „Glauben Sie wohl, wenn der traurige Fall eintreten und der herrliche Mann sterben sollte, ob es nicht auffallen würde, wenn ich seiner Leiche mit folgte?"

Ich erwiederte schnell darauf: „Das glaube ich durchaus nicht; im Gegentheil, man wird das äußerst günstig aufnehmen, wenn die toleranten Gesinnungen beider Kirchen sich auf solche Weise aussprechen: versteht sich", — fügte ich rasch hinzu, — „daß Ew. Durchlaucht im Civil dabei erscheinen."

„Allerdings", entgegnete der Fürst, „wie könnte ich auch anders, da er ja protestantisch begraben wird!"

Ich überlasse es nun dem scharfsinnigen Leser, sein eigenes Urtheil darüber zu bilden, und stehe ihm über diesen Punkt nur noch so weit zur Rede, daß ich ihm das Obengesagte mit meiner Ehre und meinem Gewissen bekräftigen kann.

4.

Davon sagt der Herr Fürst in seiner vor 17 Jahren gedruckten Vertheidigungsschrift nichts. Damals wurde allgemein es ihm zum Vorwurf gemacht, dies

verſäumt zu haben. Wie kommt dies Novum erſt jetzt öffentlich zum Vorſchein, da es dem Herrn Fürſten damals zu ſeiner Vertheidigung ſo zweckdienlich geweſen wäre und der Herr geiſtliche Rath Schellenberger damals noch am Leben war.

5.

Der Charakter des Herrn Fürſten von Hohenlohe, ſo weit ich ſolchen kennen zu lernen Gelegenheit hatte, berechtigt mich zu dem Glauben, daß derſelbe bei dem vermeintlichen Uebertritt Wetzel's zur katholiſchen Kirche nur ſeiner Ueberzeugung gefolgt habe und der ganze Hergang der Sache, wie das Meiſte im Leben, auf gegenſeitigem Mißverſtändniß der dabei betheiligten Perſonen beruhe, was allerlei Verwirrungen, Uebereilungen und Inkonſequenzen, eben um konſequent vor der Welt zu erſcheinen, herbeiführte; — und welcher wahrhaft chriſtlichliebende Leſer wird nicht gern mir bei dieſer milden Beurtheilung des Vorfalls ſeine Stimme ſchenken?! —

6.

Der Herr Fürſt ſtellt dies ganz richtige Faktum in Zweifel, nennt es eine Erdichtung, verwundert ſich, daß Wetzel einen 4 Stunden entfernten katholiſchen Geiſtlichen rufen ließ, während er den proteſtantiſchen nur 1½ Stunde von Bamberg wußte, und folgert

hieraus, daß er dadurch schon seinen Vorsatz ausgesprochen habe, in die katholische Kirche überzutreten, und schließt mit den Worten: „Falsch ist es übrigens, was die Frau des Doktors angibt, als habe Pfarrer Cassedor mich zu dem Beistande des Doktors vorgeschlagen, sondern nach dem vorliegenden Briefe der Doktorin an Cassedor hat mich der Kranke verlangt, nur fragte er bei Pfarrer Cassedor an, ob ich wohl auf seinen Ruf kommen würde, und da ihm dies in der Rückantwort versichert wurde, so kam ich."

Ueber diese allerdings wichtigen Aeußerungen und Schlüsse des Herrn Fürsten, wenn nichts dagegen zu sagen wäre, kann ich die beste Aufklärung geben.

Nachdem die Krankheit meines Freundes einen typhösen Charakter angenommen hatte, wagte ich aus Furcht vor Ansteckung nicht mehr, ihn zu besuchen, ich wußte also von seinem Entschluß, den Pfarrer Cassedor rufen zu lassen, nicht eher etwas, als bis dieser selbst mir dies gemeldet hatte.

Er schrieb mir, wie sehr er um Wetzel besorgt sei, ich möge ihm ja von Zeit zu Zeit über sein Befinden Nachricht geben, kommen könne er nicht selbst, weil dies zu Mißdeutungen bei den hiesigen katholischen Geistlichen Veranlassung geben könne; man möge doch Fürst Hohenlohe bitten ꝛc." — (Daß Geschäfte ihn hinderten, schrieb er mir nicht).

Aus dem Briefe an mich ging deutlich hervor, daß Pfarrer Caſſeder den Fürſten Hohenlohe vorgeſchlagen, und hatte Letzterer einen Brief in Händen, worin Frau Dr. Wetzel bei Caſſeder anfragt, ob Hohenlohe wohl kommen würde, ſo wird dies das Antwortſchreiben derſelben an Caſſeder auf ſeinen Vorſchlag, den Fürſten einzuladen, geweſen ſein.

Uebrigens ſei dem, wie ihm wolle, ein Geſpräch Wetzel's mit mir in ſeinen geſunden Tagen löſt das ganze Räthſel.

Als Herr Dekan und Stadtpfarrer Clarus als Deputirter zur Ständeverſammlung nach München reiſte, beklagte ich diskurſive, welch ein Uebelſtand es ſei, bei plötzlicher Erkrankung eines Individuums aus unſerer Gemeinde, keinen Geiſtlichen im Orte ſelbſt zu haben.

„O", ſagte Wetzel, „begegnete mir dies, ſo würde ich keinen Anſtand nehmen, auch zu einem katholiſchen Geiſtlichen zu ſenden. Mit keinem, er ſei Proteſtant oder Katholik, würde ich aber ſo gern meine letzten Stunden in religiöſen Geſprächen beſchließen, als mit unſerm herrlichen Freunde Caſſeder."*) — Auf meine Aeußerung, daß dieſer ja auch nicht hier ſei, entgegnete er: „Meinetwegen auch Hohenlohe!"

---

*) Der verewigte treffliche Mann war unſer gemeinſchaftlicher, vertrauter Freund, und gegenſeitige Beſuche hatten öfters zwiſchen uns ſtatt

„Ich denke eben ſo", ſagte ich; „nur, meine ich auch, möchte es doch auffallen, und die Leute hier würden vielleicht gar glauben, Du ſeiſt katholiſch geworden."

Hierauf erwiederte er mir, „daß dies Keiner von ihm glauben würde, der ihn kenne", und er wiederholte mir hier, was er mir ſchon mehrmals verſichert.

Wetzel hatte nämlich die feſte Ueberzeugung, daß jeder Religionswechſel der größte Frevel ſei, den man begehen könne, da dies gleichſam eine Korrektion des lieben Gottes wäre, der uns in dieſer oder jener Kirche ließ geboren werden; denn auch hierin herrſche kein Zufall.

Iſt dieſe öfters mir gemachte und wenige Monate vor ſeinem Tode wiederholte Aeußerung des wahrheitliebenden Wetzel nicht die beſte Widerlegung gegen Alles, was man in Bezug auf ſeinen Uebertritt zur katholiſchen Kirche geſprochen? Und überhaupt, meine ich: Keine kräftige, ſtarke Geiſtesnatur kann jemals zum Proſelyten werden; geſchweige die kerngeſunde, in allen ihren Theilen engverbundene, in ſich fertige, — ich möchte ſagen — durch und durch gefrorene Gottesnatur unſers Wetzel!

7.

Zu der Anmerkung, die Herr Fürſt Hohenlohe bei dieſer Stelle des Protokolls macht, kann ich nicht ſchwei-

gen, obwohl ich es bei mehrern, des lieben Friedens wegen, gethan. Sie lautet:

„Hier hat man den Schlüssel zu den so jählings geänderten Gesinnungen der Frau des Dr. Wetzel. Dr. Speyer, der wahrscheinlich bei der Erzählung von der Vorzeigung des Kreuzes Jesu, die ihm die Frau machte, erschütternde Empfindungen mag gehabt haben, war es, der dieser Frau die Binde von den Augen nahm"

Wie lieblos und unchristlich ist diese Bemerkung im Allgemeinen, besonders aber aus dem Munde eines Priesters, er sei Katholik oder Protestant! Wie unklug zugleich, sie öffentlich auszusprechen, und dadurch den fanatischen Eifer (den der Verstand aufgeklärter und wohlwollender Menschen bisher mit dem Mantel der christlichen Liebe zu bedecken sich bemühte) so nackt an den Pranger zu stellen!

Der katholische wie der protestantische Leser wird mir nicht zürnen, daß ich dieser Anmerkung mit der ihr gebührenden Indignation gedachte, mir aber auch erlauben, mit dieser schließen zu dürfen, da mir unter der Feder die Sache anfängt widerwärtig zu werden, und ich bei meinem besten und redlichsten Willen durch Beleuchtung mehrerer, noch aufzuklärender Gegenstände am Ende doch Gefahr laufe, mißverstanden und falsch beurtheilt zu werden. — Was aber noch zu dieser An

merkung nothwendig gehört, bilde den Schluß des Ganzen.

Am 8. Juli, in der Frühe, erhielt ich von Wetzel's Gattin folgenden Brief:

„Beſter Herr Gevatter!

Ich muß in einer ganz eigenen Angelegenheit an Sie ſchreiben, da ich nicht das Vergnügen haben kann, Sie zu ſprechen.

Es betrifft nämlich ein Gerede, das, wie mir Speyer ſagte, in der Stadt herumgehe: mein Mann ſei in der vorletzten ſchweren Nacht zur katholiſchen Religion übergegangen. Wahr iſt's allerdings, daß der (von ſeiner Religionsmeinung befangene) Fürſt allerlei religiöſe Apparate veranſtaltet hat, die ſelbſt meinem todtkranken Manne, wie er mir geſtern Abend in ganz hellen Augenblicken ſagte, aufgefallen ſind, wahr, daß es deſſen äußerſtes Beſtreben geweſen ſein mag, meinen Mann katholiſch zu machen; denn ich habe dies geſtern Nachmittag aus mehrern ſeiner Aeußerungen wahrgenommen, denn er wollte mir in meinen trüben Stunden ſelbſt begreiflich machen, daß ich mich in Hinſicht der Religion auf Irrwegen befände, und daß ich dem Beiſpiele meines nun bald verklärten Mannes folgen ſollte, der zwar ein großer Geiſt, aber doch endlich zur rechten Erkenntniß erſt wäre gebracht worden. Ich war

ganz frappirt über dieſe Dinge! Abends ſpät kam Dr. Speyer und ſagte mir, daß die ganze Stadt voll ſei von jenem Gerüchte, und er riethe mir, ich ſollte meinen Mann in hellen Momenten fragen, wie's denn eigentlich damit ſei.

Ich ergriff denn auch noch geſtern dieſe Augenblicke und fragte ihn darüber auf eine höchſt ſchonende Weiſe. Er war aber doch ganz überraſcht, als er die Dinge hörte! „Ho! Ho! hat man mich ſo mißverſtanden!" war die Antwort. „Ich nannte den Fürſten Bruder, weil ich ihn für einen aufgeklärten Mann hielt, ich ſagte ihm meine Anſichten, ſo viel es mein Zuſtand erlaubte, über die Religion im Allgemeinen; aber wenn mich der Fürſt ſo konnte mißverſtehen, ſo begreife ich's nicht. Ich bin ein reiner Proteſtant, und als ſolcher will ich leben und ſterben. — Nie! nie! nie! werde ich dieſen Glauben verläugnen, und damit ſie ſehen, will ich morgen (als heute) das heilige Abendmahl vom walsdorfer Pfarrer genießen."

Ich ging daher noch geſtern ſpät zur Frau Dekanin und bat ſie, mir einen Boten zu beſorgen, der den Herrn Pfarrer von Walsdorf holte. Ich erwarte nun dieſen.

Herr Direktor Dorn aber, den ich von der Sache unterrichtete, mißräth mir eine ſolche religiöſe Ceremonie, weil der Patient Ruhe haben müſſe. Dorn hat

etwas mehr Hoffnung zur Geneſung als geſtern, aber mir gefällt er ſeit einer Stunde gar nicht.

Der Zweck dieſer Zeilen war nun eine Bitte an Sie. Wollten Sie nicht die Freundſchaft haben und den Fürſten über ſeinen tiefen Irrthum aufklären? Mein Mann hatte dies von Speyer gewünſcht, aber dieſer iſt über Land gereiſt und kommt erſt Abends zurück.

— — — — Ich werde den Herrn Pfarrer von Walsdorf zu dem Fürſten ſchicken, im Fall Sie ſich nicht mit der Sache befaſſen wollten. Rathen Sie mir, was ich thun ſoll. Die Sache ſcheint meinen Mann zu beunruhigen, er ſagte mir, ich könne das im Fall der Noth, wenn er ſterben ſollte, **eidlich** erhärten, was er mir über dieſen Punkt geſagt habe.

Ihre Freundin
Johanna Wetzel."

Ich verfügte mich nach geleſenem Briefe zum Herrn Fürſten und ſagte ihm ungefähr Folgendes:

„Es ſei mir auffallend, dieſen Brief von Frau Dr. Wetzel empfangen zu haben, der in direktem Widerſpruche mit dem ſtände, was ich Tags zuvor aus ſeinem Munde vernommen. Ich käme, ihn zu erſuchen, mir über die Sache reinen Wein einzuſchenken, damit ich mich nicht lächerlich mache, wenn ich der öffentlichen Meinung wie bisher — mich ſtützend auf ſeine mir ge-

machten Aeußerungen — so keck widerspräche. Es wäre ja für meinen Freund durchaus keine üble Nachrede, wenn er aus Ueberzeugung katholisch geworden; es sei ja bloß von der Wahrheit die Rede, die hier, wie immer, ihr Recht behaupten müßte; und, schloß ich, habe der Herr Fürst Gründe gehabt, mir gestern diese zu verschweigen, so würde ich sie gewiß zu ehren wissen; nur jetzt bäte ich mir die kurze und bestimmte Erklärung aus: „ob Wetzel wirklich zum katholischen Glauben übergegangen oder noch Protestant sei?"

Hierauf sagte der Herr Fürst, nach einer vorausgegangenen Betheurung, die Demselben, wie mir, wohl noch recht gut im Gedächtniß liegen wird, die ich jedoch hier wörtlich wiederzugeben Anstand nehme:

„Wetzel ist nicht katholisch geworden, er ist Protestant geblieben!"

Auch hier überlasse ich den Leser, wie bei der 3. Anmerkung, seinem Urtheile, bekräftige aber hier wie dort das Gesagte mit meiner Ehre und meinem Gewissen.

* * *

Daß diese Vorfälle, wie sie so eben vorgetragen wurden, unsern Freund tief ergreifen mußten, ja viel-

leicht selbst ein Nagel zu seinem Sarge geworden sind, wird dem aufmerksamen Leser nicht entgangen sein.

Nachdem am 8. Juli der Freund durch den Genuß des heiligen Abendmahles aufs Neue sein protestantisches Glaubensbekenntniß besiegelt hatte, brachte der arme Kranke noch 3 Wochen auf dem Siechbette zu, bevor ihn der Engel des Todes erlöste.

Die Theilnahme bei seinem Tode war groß und allgemein; die an seinem Sarge gesprochene Rede des protestantischen Dekans und Stadtpfarrers Clarus war eine musterhafte, herzerschütternde; und rühmend muß es anerkannt werden, daß, nach ergangener persönlicher Einladung von Seiten des Dekans Clarus, Fürst Hohenlohe durch seine Gegenwart die Feierlichkeit des ohnehin bedeutenden Leichengefolges vermehrte, wodurch beide Männer sich selbst ein schönes Denkmal versöhnender Christenliebe stifteten.

Der Verewigte ruht im kühlen Grabe des St.-Stephaner Friedhofes, vereint mit einem geliebten Kinde, das ich nach seinem letzten Willen, obwohl es schon mehrere Jahre zuvor beerdigt war, zu Füßen seines Sarges beisetzen lassen mußte

Kein prunkendes Denkmal von Stein bezeichnet seine Ruhestätte; mit freundlichem Grün umzieht aber dafür der Frühling jedes Jahr unaufgefordert seine Grabesdecke, der Frühling, an dessen Brust der Selige im Leben so oft gelegen, getrunken und gedichtet.

Und nun, Friede mit uns Allen und dem Verklärten! Denn:

Er iſt der Glückliche. Er hat vollendet.
Für ihn iſt keine Zukunft mehr, ihm ſpinnt
Das Schickſal keine Tücke mehr, — ſein Leben
Liegt faltenlos und leuchtend ausgebreitet:
Kein dunkler Flecken blieb darin zurück,
Und unglückbringend pocht ihm keine Stunde.
Weg iſt er über Wunſch und Furcht, gehört
Nicht mehr den trüglich wankenden Planeten —
O, ihm iſt wohl! Wer aber weiß, was uns
Die nächſte Stunde ſchwarz verſchleiert bringt!

5.

Mein Traum über Wetzel.

Ich fragte Schleiermacher einmal: wozu Gott uns Körper gegeben habe? und er antwortete mir: damit die Geister sich erscheinen und erkennen können.

Bettina von Arnim.

Ungefähr einen Monat vor Wetzel's Tode besuchte er mich eines Nachmittags in meinem Garten auf dem Berge. Er schien blässer als gewöhnlich, eine mir noch lebhaft vor Augen stehende Milde lag auf seinem Gesichte, sein Gang war ruhiger als sonst, seine Bewegungen gemäßigter, sein ganzes Wesen ernster. Auf mein Befragen, was ihm sei, antwortete er — doch ohne, wie sonst, zu lächeln — sanft: „Nichts, Lieber!" — auf meinen Vorschlag zu einem Spaziergange in die Umgegend ging er — es war das erste Mal, so lange ich ihn kannte, — nicht ein, antwortend: „ist Dir's recht, so wollen wir dableiben." Ich bot ihm, wie so oft, eine Pfeife an; — auch diese schlug er aus. — „Was hast Du denn?" fragte ich nochmals, „Du bist ja gewaltig verstimmt, es muß Dir etwas im Kopfe herumgehen!" — „Kann sein", erwiederte er; „aber im Augenblick mir unbewußt. Die verfluchte Zeitungsgeschichte beschäftigt mich freilich Tag und Nacht, — ich

denke, ich bekomme ein hölliſches Rencontre mit dem — Drausnick ꝛc.“ — Nachdem er mir auseinandergeſetzt, was er dieſem als damaligem neuen Beſitzer des „Fränkiſchen Merkurs“ ſagen und vorſchlagen wolle, ging das Geſpräch in die zwiſchen uns ſo oft ſtattgehabten Ergießungen und Flüche über die Erbärmlichkeit des Lebens, über die ekelhaften, konventionellen Verhältniſſe deſſelben über, und der Hinblick auf ein dereinſtiges beſſeres ward geſprächsweiſe eingeleitet.

Zwar öfters nahm unſere Unterhaltung die Richtung zu dieſem ernſten Gegenſtande; aber nie ſo anhaltend, lebhaft und unſere beiderſeitigen geiſtigen Kräfte anſpornend als heute ward ſie geführt. So oft wir auch dies Thema beſprochen, fiel es uns nur ſelten ein, nach Gründen oder Beweiſen für die Fortdauer der menſchlichen Seele zu jagen; heute aber gefiel ſich ein Jeder, den Andern darin zu überbieten, und ungewöhnliche Ergebniſſe des Nachdenkens kamen, wie ſonſt nie, zum Vorſchein.

Wir wurden Beide immer aufgeregter und wagten oft extravagante Sprünge in das Reich des Unſichtbaren.

Einen ſo lebhaften Antheil, der ſich immer mehr und mehr entwickelte, hatte ich den Freund an dieſer Materie nie nehmen ſehen, ſeine Augen fingen an zu glänzen und ſuchten gen Himmel gekehrt den Abendſtern, den die hereinbrechende Dämmerung ihm erſchließen ſollte.

„Welch göttlicher Abend!“ rief Wetzel, „wird Dir's nicht zu lange, Lieber, ſo bleiben wir noch!“ Ich ſtimmte mit Freuden ein; aber mit dem Bemerken, daß zu einem ſolchen Abend und zu ſo einem ernſten Geſpräche, wie wir bisher geführt, nun kein Bier mehr gehöre, und ſchnell wurden die Gläſer mit Wein gefüllt.

„Siehſt Du“, ſprach Wetzel, „wie Unrecht Du haſt, daß Bier zu keiner geiſtigen Beſchäftigung tauge; haben wir, um mit Freund Hoffmann zu reden, heute uns nicht ſo ſublim geiſtreich als je unterhalten? Das iſt alles dummes Zeug! Der, in welchem göttliche Quelle der Poeſie rinnt, bedarf keiner Zugießung, weder durch Bier noch Wein.“

Meine Entgegnungen hierauf und die Antworten des Freundes, der bald ſich des alten Geſprächthemas wieder bemächtigt hatte, würden zu weit führen; ich begnüge mich, nur zu bemerken, daß daſſelbe wieder in vollem Gange war, und Wetzel, mit einem feuchten Blick gegen die Sterne gerichtet, ſeines verſtorbenen Kindes gedachte.

„Auch die Todten ſollen leben!“ rief ich, mein Glas an das ſeinige anklingend.

„Müſſen und werden leben!“ ſprach er, anſtoßend; — — — aber wie und wo?“ Hier umkreiſten ſeine wahrhaft verklärten Augen den ganzen ſichtbaren Raum des Horizontes.

Nach lebhaften Diskuſſionen geriethen wir auf die Frage von der Möglichkeit des Rückwirkens Geſchiedener zu unſerer Erde herab, und ich erzählte, oder vielmehr wiederholte und erinnerte den Freund an eine ihm bekannte Verabredung, die ich vor vielen Jahren mit einem längſt verewigten Freunde getroffen, mir, wenn es nur irgend möglich ſei, ein Zeichen von ſeinem Fortleben jenſeits zu geben, und wie dies auch wirklich geſchehen ſei*). —

„Nun", verſetzte Wetzel darauf, „auch ich verſpreche Dir, wenn mir die Möglichkeit gegeben wird, ein ſolches Zeichen, verlaß Dich darauf."

„Und ſo auch ich Dir!" entgegnete ich dem Freunde, „denn Keiner weiß ja, wer von uns zuerſt hinübergeht."

„O! da iſt wohl kein Zweifel", verſetzte Wetzel, „daß ich Dein Vorgänger ſein werde", und ſeine Augen füllten ſich mit Thränen, was mir überaus auffiel, da ich eine ſolche Weichheit nie an ihm wahrgenommen, im Gegentheil, wenn von ſeiner Lebensdauer die Rede war, er dieſe, nach ſeiner Körperkonſtitution zu urtheilen, weit über das Ziel wahrſcheinlicher Berechnung hinausſetzte.

---

*) Es war dies der im Jahre 1806 zu Leipzig geſtorbene Kaufmann Kretzner (der bekannte Luſtſpieldichter), von dem lebensgeſchichtliche Umriſſe mitzutheilen ich mir ſpäter vorbehalte.

„Dem sei, wie ihm wolle", sagte ich, aufstehend und dem Freunde die Hand reichend: „wer zuerst von uns scheidet, wird dem Hinterbliebenen, und wenn es ihm selbst Opfer kosten sollte, ist es ihm anders möglich, auf irgend eine Art wiedererscheinen oder ihm irgend ein Zeichen seiner Fortdauer geben."

„Mein Wort darauf!" schloß Wetzel, mir einen glühenden Kuß auf die Lippen drückend.

Heiter und gestärkt verließen gegen 10 Uhr wir den Garten, und beim Hinuntergehen des Berges warfen wir noch einmal einen Blick zurück auf unser geführtes Gespräch, auf unsere ungewöhnliche Exaltation während und auf die sechsstündige Festhaltung desselben, von dem wir uns erst jetzt, und zwar mit Mühe, losgesagt, uns über uns selbst verwundernd.

Unter solchen Betrachtungen waren wir vor Wetzel's Wohnung angekommen und schieden mit einem herzlichen Händedrucke und unter dem gegenseitigen Zurufe: „Gute Nacht!" — ach! — für immer!

Es war die letzte gute Nacht, die er mir sanft lächelnd gab; denn nach dreißig schweren Nächten war er dem langen, ewigen Tage entgegengeschlummert.

Und abermals acht irdische Lebenstage waren mir seit dem Tode des geliebten Freundes vergangen und der Glaube an jenes verheißene Zeichen längst ver-

ſchwunden, da, — ſo urtheilte ich, — wäre dies dem Freunde mir zu geben möglich geweſen, es längſt, und zwar unmittelbar nach ſeinem Hinſcheiden, hätte geſchehen müſſen.

In der That, — ich darf es theuer bekräftigen, — ich dachte nicht mehr daran, als in der achten Nacht, gegen Morgen zu, der Geſchiedene mir im Traume erſchien.

Es wird mir ſchwer werden, den Eindruck dieſes Traumes auf mich nur einigermaßen zu ſchildern, da bald 17 Jahre dazwiſchen liegen, und ich es leider, trotz der damaligen Aufforderung hochachtbarer Freunde, der Herren von Schubert und Caſſeder, unterließ, ihn aufzuſchreiben, wodurch es mir jetzt möglich werden würde, ihn mit denſelben lebhaften Farben dem Leſer vor Augen zu bringen, wie ich damals es den Freunden zu thun vermochte.

Doch der Verſuch geſchehe nach Kräften; jedenfalls bleibt das aus dem Traume zu ziehende Reſultat daſſelbe.

Ich ſchlief ruhig und ſanft, mir aber träumte, der Morgen des neunten Tages nach Wetzel's Tode ſei angebrochen, und ich läge wachend, an den Freund und unſer Gartengeſpräch denkend, im Bette. Auf einmal ſteht er vor demſelben, und auf meinen Ausruf: „Um Gottes willen, Wetzel, biſt Du es?“ erwiederte er:

„Ich bin's!“

Er ſtand in bloßem Hemde und Strümpfen vor mir; auf ſeinem Geſichte ruhte zwar Todtenbläſſe, aber mit allen den Zügen wie im Leben, nur waren ſie ſchöner, heiterer, verklärter. Die Augen waren offen, und mild und überaus freundlich blickte er mich an. Dieſelbe Milde und Weichheit des Antlitzes, die mir bei ſeinem letzten Beſuche in meinem Garten auffiel, glaubte ich wiederzuerkennen.

Ich richtete mich im Bette auf, vertrauungsvoll ihn anblickend, und ſprach:

„Aber, lieber Freund, wie iſt das möglich, ſo erſcheinſt Du mir? in Deiner Körpergeſtalt? Die iſt ja begraben und liegt auf dem Friedhofe. Ich ſtand ja dabei, als man Dich in Dein Grab ſenkte, warf die erſte Schaufel Erde auf Deinen Sarg und verließ nicht eher Deine ſterbliche Hülle, bis der Todtengräber dieſe gänzlich mit Erde bedeckt. Biſt Du denn aus Deinem Grabe entflohen, und wie konnte dies geſchehen?“

Er erwiederte: „Ich liege noch dort oben auf jenem Friedhofe, wo man mich hinbegraben. Gehe nur hinauf, Du wirſt mich dort ſo wiederfinden, wie man mich in den Sarg gelegt. Geh, ich bitte, und überzeuge Dich. So lange bis Du wieder zurückkommſt, bleibe ich hier vor Deinem Bette ſtehen.“

Ich zog mich ſchnell an und eilte den Berg hinauf zum Friedhofe, zu ſeinem Grabe, vor welchem ich den

Todtengräber, mich erwartend, ſtehend fand. Auf mein Erſuchen, mir das Grab ſogleich zu öffnen, ſchaufelte derſelbe die Erde hinweg. Der Sarg ſtand unverſehrt da. Er öffnete ihn, und der Freund lag, in ſein Hemde gewickelt, mit Strümpfen, geſchloſſenen Augen da, ganz ſo, wie ich annehmen durfte, daß man ihn in den Sarg gelegt.

Auf mein Geheiß ward der Deckel wieder darauf gethan und mit der nämlichen Erde wieder bedeckt. Als dies geſchehen, verließ ich den Platz.

Wieder zurückgekehrt befand ich mich, wie anfangs, in meinem Bette aufgerichtet, und den Freund immer noch vor mir ſtehend.

„Nun, haſt Du mich gefunden?“ redete er mich an.

„Ja“, erwiederte ich, „aber um Gottes willen ſage mir nur, wie das möglich iſt?“ wiederholte ich wie Anfangs. „Wie kannſt Du denn dort und hier zugleich ſein?“

„Sieh, Lieber, darin liegt es ja eben“, ſprach er. „Das erklärt Dir unſere Fortdauer, unſere Unſterblichkeit. Wäre dem nicht ſo, gerade ſo wie es jetzt iſt, ſo wäre es damit gar nichts! Wir haben uns ſo oft über das Wie der Fortdauer den Kopf zerbrochen, und konnten nicht finden, was uns ſo außerordentlich, ſo ganz außerordentlich nahe liegt. Da haſt Du es!“

Und nun ſagte er mir etwas, das mir den Schlüſſel

zu dem großen Räthsel gab, das mir aber jetzt so klar und deutlich ward und so überzeugend und beglückend auf mich einwirkte, daß keine Worte es zu beschreiben vermögen!

„Das ist es also?“ rief ich begeistert und beseligt mit gen Himmel erhobenen Händen aus. „Das?! — und darauf sind wir, während Du lebtest, nicht gekommen? alle unsere Schlüsse, die wir machten, waren also Trugschlüsse, und auf den ganz einfachen Gedanken, der uns so nahe gelegen, geriethen wir nicht?! Herr Gott im Himmel, wie glücklich fühl' ich mich jetzt, wie lob' und preis' ich Dich; habe Dank! habe Dank! Jetzt sehe ich ein, das „Wie“ der Fortdauer sollte und mußte dem sterblichen Auge stets verschlossen bleiben!“

„Und wird auch für Dich wieder verschwunden sein“, fiel der Freund ein, „wenn ich Dir entschwunden sein werde!“

„Dessenungeachtet“, rief ich aus, „hast Du mich überglücklich gemacht!“ Die Freudenthränen rollten mir die Wangen herab, — und ich erwachte.

Ich wußte nicht, wie mir geschehen, meine Augen brannten wie Feuer, ich sprang aus dem Bette, lief schnell zum Spiegel, um mich zu überzeugen, ob ich denn wirklich lebe. — Ich erkannte mich, sah die Thränen noch auf meinen Wangen perlen, athmete im höchsten Wonnegefühl aus tiefster Brust auf, warf

mich dann zur Erde und dankte Gott mit hocherhobenen Händen im inbrünstigsten Gebete, wie ich es nie vermocht, für die so eben erlebte Erleuchtung und Begnadigung.

Diesen und die folgenden Tage durchströmte mein Inneres ein mir bisher noch ganz unbekanntes, unnennbares Gefühl sowohl körperlichen als geistigen Wohlseins. Ich fühlte mich der Erde schon um ein gutes Theil entrückt, mich vor andern Menschen hocherhoben, und wäre gern, so sehr mich auch Familienbande an das Leben fesselten, im Augenblick gestorben, um mit dem Freunde wieder vereinigt zu werden, und das in klarster Anschauung zu genießen, was er mir verkündigt.

Wie der Freund gesagt, so war es. Trotz alles Nachdenkens war ich nicht im Stande, den eigentlichen Aufklärungs- und Beruhigungsgrund über das „Wie" unseres jenseitigen Fortlebens mir in das Gedächtniß zurückzurufen.

Erst vor wenigen Wochen las ich mit freudiger Ueberraschung in einem Aufsatze der „Zeitung für die elegante Welt" (1833, Nr. 50.) den oben als Motto angeführten Satz, der zwar, wie mir jetzt dünkt, in seiner tiefen Bedeutung mit dem damaligen Ausspruche Wetzel's einige Aehnlichkeit hat, ohne mir jedoch Sinn und Inhalt von des Freundes Worten ganz vollständig und klar vor's Bewußtsein zu bringen.

Die schon damals gleich nach dem Traume sich mir aufgedrungene Ueberzeugung lebt daher noch in mir, daß dem so sein solle und müsse, daß vor jenem großen Geheimniß ewig ein undurchdringlicher Schleier gezogen bleibe, den das sterbliche Auge nie durchschauen werde. —

Dessenungeachtet aber steht seit diesem merkwürdigen Traumgesichte meine Ueberzeugung an eine Fortdauer der Seele in einer verklärten Körpergestalt und somit auch das gegenseitige Wiedersehen unserer Lieben nach dem Tode so unerschütterlich fest, daß tausend Vernunftgründe dagegen sie in nichts zu erschüttern vermögen, ja, mir, dem früher Zweifelnden, ist seit dieser Erscheinung kein mathematischer Satz so gewiß, als: Fortdauer und Wiedersehen nach dem Tode! —

Und mit diesem Traumbilde sind an einem unvergänglichen Beispiele die bedeutsamen Worte des alten unsterblichen Vaters Homer bestätigt, der da sagt: „auch die Träume kommen von Zeus her." Denn ein Traum öffnete hier, wenngleich nur auf Augenblicke, des übersinnlichen, göttlichen Reiches Pforte, die noch zur Stunde, ungeachtet alles Rüttelns, den philosophischen Schulen mit ewigen Riegeln verschlossen blieb.

Druckfehler.

Seite 28 Zeile 2 von unten lies: Kreisler'schem Wahnsinn, statt Kreisler'schen.
" 29 " 11 v. unten: Hier soll ich Dich denn sehen, statt Hier soll ich denn sehen.
" 44 " 15 v. eben: veröffentlicht, statt veröffentlich.
" 52 " 1 v. eben: Christ, statt Christ.
" 52 " 2 v. eben: Zeig', statt Zeige.
" 80 " 1 v. unten: Seite 378, statt 878.
" 98 " 1 v. unten: Damit aber der, statt Damit der.
" 103 " 1 v. eben: junger, statt unger.
" 109 " 1 u. 2. v. unten: Philosophische Religions- und Sittenlehre, statt Philosophie, Religion und Sittenlehre.
" 114 " 3 v unten: zu begrüßen, statt zu grüßen.
" 127 " 14 v. eben streiche „wurden" weg.

A D
BIBL. UNIV.
MONAC.

Erinnerungen aus meinem Leben.

Zweiter Band.

Erinnerungen

aus

meinem Leben

in biographischen

Denksteinen und andern Mittheilungen.

Zweiter Band.

A. W. Iffland und **L. Devrient.**

Herausgegeben

von

J. Funck.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.

1838.

Aus dem

Leben zweier Schauspieler:

August Wilhelm Iffland's

und

Ludwig Devrient's.

Von

H. Funck.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.

1838.

A D
BIBL. UNIV.
MONAC.

Universitäts-
München

I.

August Wilhelm Iffland.

Sein Kunſtwerk geht dahin wie das Lächeln über das Geſicht des Menſchen; drum rede der Freund und der Bewunderer des ſeltenen Talents ein dankbares Wort von dem, was geweſen iſt.

Iffland.

Commentirende Fragmente

zu Seinen

„Fragmenten über Menschendarstellung
auf deutschen Bühnen."

Wer eine seltene Blume gut aufzutrocknen und in einem lebendigen Kräuterbuche aufzubewahren versteht, verdient vom Kräuterkenner mehr Dank, als wer alle Jahre einen neuen Katalog von seinen Nelken- und Aurikelflor herausgibt.

Böttiger.

Inhalt.

		Seite
I.	Einleitende Worte	1
II.	Iffland, der Dichter	7
III.	Iffland, der Künstler	11
IV.	Iffland als Vorleser. Sein Auge	22
V.	Ifflands Mienen- und Geberdenspiel. Seine Bühnengewandtheit	26
VI.	Iffland's Geistesgegenwart	31
VII.	Gespielt Iffland und wie?	37
VIII.	Extemporirte Iffland, und wie?	43
IX.	Ueber den Vorwurf: Iffland sparre sich auf	57
X.	Iffland über undankbare Rollen und in denselben.	61
XI.	Was hielt Iffland vom Beifalle des Publikums?	71
XII.	Iffland's poetischer Glaube	76
XIII.	Die Iffland'sche Schule und ihre ächten und falschen Jünger	85
XIV.	Iffland im Molière'schen Geizigen	93
XV.	Iffland als Hofrath Reinhold in den Hagestolzen	102

Seite.

XVI. Iffland als Antenius in Kotzebue's Octavia 109
XVII. Iffland als Shylock im Kaufmann von Venedig. 111
XVIII. Iffland als Lorenz Stark in der deutschen Familie 115
XIX. Iffland als Herr von Lanzfalm im Wirrwarr .. 118
XX. Iffland als Wallenstein 124
XXI Iffland als Dr. Klappert im argwöhnischen Liebhaber 141
XXII Iffland als Amtshauptmann von Valberg 145
XXIII. Iffland als Wilhelm Tell 147
XXIV Iffland als Bitermann in Menschenhaß und Reue 152
XXV. Iffland als Franz Moor 155
XXVI. Iffland als Kriegsrath Ballner in Dienstpflicht. 173
XXVII. Iffland als Abbé de l'Epée im Taubstummen ... 175
XXVIII. Zu Iffland's Jugendgeschichte — Zwei Reliquien — Berlin — Krankheit — Tod 179

I.

Einleitende Worte.

Ein ganz eigenes Gefühl bemächtigt sich meiner, bei Niederschreibung des Namens dieses hochverdienten Mannes. Ein Gemisch von Freude und Unmuth, von Bewunderung und Verachtung, von frohen Rückerinnerungen einer großen Vergangenheit und trüben Betrachtungen einer ärmlichen Gegenwart, die Brust voll Pietät, umschwebt von den Manen des unsterblichen Mannes, und voll Schmerz über die Frivolität und Undankbarkeit der Zeitgenossen!

Dies Gemisch von Gefühlen lähmt fast die Hand, die es versuchen will, Iffland's Bild denen in das Gedächtniß zurückzurufen, die ihn bereits vergessen oder verläugnen, und denen vor Augen zu führen, die ihn noch nicht kennen.

Die Aufgabe ist schwierig, und, ohne auf das Ge-

biet der Polemik zu gerathen, fast nicht zu lösen. Und mit welcher der verschiedenartigsten Ansichten ist da in die Schranken zu treten, Ansichten, wie sie kaum der Markt irgend eines andern Gegenstandes bieten kann!

Die widersprechendsten Extreme berühren sich hier nur höchstens in der einen Meinung: Iffland war ein großer Schauspieler. Wie er aber das ward, welchen Einfluß die von ihm gebildete Kunstschule auf seine Zeit hatte, wie diese Schule mit ihren Theoremen und daraus erwachsenen Früchten auch die unsrige berührt, was Iffland als Dichter war, wie er mit seinen Dichtungen nicht nur auf seine Zeit im Allgemeinen, sondern vorzüglich damit auf praktische, theatralische Kunst (wahre Menschendarstellung) wirkte, welchen Einfluß seine einfachen Familiengemälde selbst auf so manche der besten poetischen Erzeugnisse unserer gegenwärtigen Literatur übten u. s. w., darnach fragt man wenig; man findet sich behaglich in seiner Gegenwart und kümmert sich den Henker um die Vergangenheit.

Ärger aber noch, und zugleich schmerzlicher als diese Passivität, ist das frevelvolle Abläugnen der hohen Verdienste des Verklärten in Bezug auf wahre Kunst und Künstler, besonders wie Letztere durch, mit und neben ihm wirkten, und der Einfluß seines Genius bis auf unsere Tage fortlebt.

Es gehört wahrlich eine große Portion Ruhe oder Selbstüberwindung von Seiten Dessen dazu, der ein so grandioses Kunstgestirn am theatralischen Horizonte heraufsteigen und seine Bahn durchlaufen sah bis zum Ziele, um über die undankbare Mitwelt, die aus Schwäche des Gedächtnisses, Leidenschaft oder Absicht, wenig mehr von dieser Erscheinung berührt wird, nicht in Zorn entflammt zu werden, und den Muth zur Bekehrung jener Egoisten nicht zu verlieren, die außer ihrer Gegenwart nichts anerkennen, von einer einflußreichen Vergangenheit auf ihre Zeit nichts wissen wollen, nur das Bestehende vergöttern, das Gewesene als vermodert betrachten, oder gar in dem Wahne stehen, oder darin stehen wollen, als sei das untergegangene Große mit falschen Augen betrachtet worden, nie groß, und somit gar kein Keim zur Gegenwart, aus welchem diese sich herangebildet, dagewesen; die da meinen, das Vorhandene sei als ein deus ex machina gekommen, durch sich selbst geboren, und sonach alle die venerirten Genialitäten entsprossen.

Mit solchen Egoisten hat man es noch dazu in doppelter Person zu thun: einmal als ausübende Künstler, dann als Kunstrichter; und von großem Glücke hat Der zu sagen, welcher es unternimmt, die untergegangenen Heroen der Mitwelt in das Gedächtniß zurückzurufen, wenn er mit einem mitleidigen Lächeln wohlfeil genug davonkommt; auf diese leichte Gefahr hin will ich es

versuchen, einen Kunstheros, in dankbarer Rückerinnerung an seine Verdienste, Denen wieder vor Augen zu führen, die ihn zu vergessen angefangen, vorzüglich aber Jenen, die das Glück entbehren mußten, ihn gesehen zu haben. — Daß dies nur in schwachen Umrissen geschehen könne, liegt in der Größe der Aufgabe, besonders wenn, wie hier, von einem mimischen Künstler die Rede ist, von dem nur allzuwahr Schiller sagt:

„Schnell und spurlos geht des Mimen Kunst,
Die wunderbare, an dem Sinn vorüber,
Wenn das Gebild des Meißels, der Gesang
Des Dichters nach Jahrtausenden noch leben."

Wenn demnach jede Kunst sich durch sich selbst der Nachwelt aufbewahrt; so sind dagegen die Leistungen des mimischen Künstlers nur Werke der Geburt und des Todes zugleich, und diese Werke des Augenblicks so aufzufassen und in schwachen Worten so wiederzugeben und darzustellen, daß das Geleistete wie in einem Spiegel dem Leser vor Augen tritt, bleibt eine nie zu lösende Aufgabe. Genug wird schon geschehen, wenn der schwache Schein der Abendröthe die Sonne ahnen läßt, die diesem Scheine vorausging.

Daß ich aber auch nur zur Erreichung dieses Zweckes dabei zuweilen in Conflict mit andern Kunstrichtern, deren Namen einen guten und wohlverdienten Klang haben, gerathen werde, ist nicht zu vermeiden, so sehr auch jede Polemik meiner innersten Natur zuwider;

verkenne man nur nicht, daß mein Wille ein redlicher, mein kritisches Auge ein natürliches, durch kein Glas geschärftes, und das Ergebniß meiner Anschauung ein rein folgerechtes, von jeder leidenschaftlichen Einwirkung von Außen ungetrübtes war.

Denselben redlichen Willen theilte nun auch wohl Lewald mit mir, als er sein Buch über Seydelmann schrieb. Ich halte Lewald ohne Bedenken für den ersten jetzt lebenden, auf praktische Erfahrung gestützten Bühnen-Kritiker; ich ehre aufrichtig die Wahrheit, Tiefe und Schärfe seines Urtheils, nicht bloß in Bezug auf seinen apotheosirten Freund, sondern in jeglicher Beziehung auf alle aus dem Felde theatralischer Kunst erwachsenen, sich zum Gegenstande gewählten Vorwürfe. Dessenungeachtet aber wird es mir, wie im Verlaufe dieser Fragmente sich ergibt, nicht möglich werden, seinen Ansichten öfters, obwohl in aller Anspruchlosigkeit, zu widersprechen. Wie dem wahren ausübenden Künstler jedoch solche Begegnungen stets die erwünschtesten sind; so hoffe auch ich von dem ächten Kritiker — und wer wird dies Prädicat Lewald abstreiten? — denselben Empfang bei unserm Begegnen, wenn auch zuweilen auf verschiedenen Wegen wandelnd, doch nach einem Ziele strebend.

Erklärbar wird die Differenz unserer Ansichten dadurch werden, wenn der Leser die verschiedenartigen, in-

dividuellen Stellungen zu dem uns zum Vorwurfe gemachten Gegenstande berücksichtigt.

Lewald war es darum zu thun, einen, nach seiner Ansicht nicht genug gewürdigten, lebenden Künstler, der zugleich sein Freund, in ein rechtes und helles Licht zu stellen; mir darum, einen hinübergegangenen, von seiner Mitwelt genugsam erkannten, aber zu früh vergessenen Künstler, der mein Freund im Leben nicht war, in das Gedächtniß der Jetztwelt zurückzurufen. Beides sind Lessing'sche Ehrenrettungen, obwohl ich für mich nur den Versuch darnach in Anspruch genommen wissen will.

Ich habe nie das Glück gehabt, Seydelmann auf der Bühne zu sehen, Iffland dagegen in fast hundert Darstellungen. Dessenungeachtet kann ich mir aber den Ersten, nach den von ihm vorhandenen vielen druckschriftlichen Porträts, von welchen Lewald wohl das richtigste und am schärfsten gezeichnete geliefert hat, recht lebhaft denken, und mit den Augen des Geistes die todten Buchstaben zu lebendigen Umrissen gestalten, so zwar, daß, wenn auch die praktische Anschauung fehlt, mir doch der theoretische Begriff dazu gegeben ward, der mit Hülfe einer geübten, und Gott sei Dank, dabei noch unverlorenen jugendlichen Phantasie die fehlenden Farben des Lebens wohl so ziemlich heraus zu construiren versteht. —

II.

Iffland, der Dichter.

Es kann hier nicht die Rede davon sein, Iffland's sämmtliche Lebensmomente, noch sein Wirken als Dichter und Künstler, dem ganzen Umfange nach zu entwickeln, eben so wenig den ganzen Einfluß darzustellen, den er auf seine Zeit in beiden Beziehungen ausübte u. dgl. m. Für solche Anforderungen schützt mich hoffentlich schon der gewählte Titel: Fragmente. Was Iffland's früheres Leben betrifft, so gibt sein Buch: „Meine theatralische Laufbahn" davon genügende Kunde; das spätere liegt der Gegenwart als offenes Buch noch aufgeschlagen. Daß ich Wiederholungen nicht liebe, glaube ich in den Berichten über Hoffmann, Wetzel und Devrient bewiesen zu haben, darum sei auch hier wie dort, meinem Systeme treu bleibend, vorzüglich nur von jener Zeit die Rede, die unmittelbar selbst mit ihm an mir vorüber-

ging, besonders im Anschauen seiner künstlerischen Leistungen.

Iffland's Verdienste als Dichter zu schildern, sei der unbefangenen richtenden Nachwelt überlassen; denn was wir bisher darüber gehört, und täglich noch hören, sind Einseitigkeiten, die zu keinem Resultate führen, Rechnenexempel, die kein richtiges Facit geben, weil die sogenannte Probe darauf fälschlich an einer noch nicht mit sich fertigen Gegenwart gemacht wurde.

Wir leben in einer Zeit der Extreme; daher die extravaganten Sprünge, ausschweifenden, sich gegenseitig widersprechenden und nicht selten sich selbst vernichtenden Urtheile. Spitze und Boden! ist das Feldgeschrei unserer Literatur- und Kunstjäger. In den Koth mit Dem, was in unsern philosophischen Kram nicht paßt, — herunter von der Bühne mit Dem, was unserm — wenn auch verdorbenen — Zeitgeschmacke nicht zusagt, — herunter vom Katheder, ihr alten versauerten sogenannten Dichter, die ihr nie welche waret u. s. f. Das ist das Kriegsgeschrei, das nicht selten das Kind mit dem Bade verschüttet.

Fern sei es, mich an jedem gesunden, poetischen Sinne zu versündigen, und nicht anerkennen zu wollen, daß vielen der Iffland'schen Dichtungen ein magerer Sandboden zu Grunde liegt, so wie, daß ihre bürgerlich-conventionellen Tendenzen solchem Sinne wenig zusagen können, doch geht ihnen darum nicht jeder dich

terische Werth ab, besonders wenn man diesen auf die theatralische Wirkung und die zu nämlichem Zwecke gezeichneten einzelnen Charaktere ausdehnt, von denen gar viele als stereotype, unvergängliche Muster dastehen; aber man schüttet das Kind offenbar mit dem Bade aus, wenn man die Lichtseiten der Isländischen Werke ganz übersieht, und nur lediglich die Schwächen und Schattenseiten mit strengem Auge hervorhebt. Ein unparteiisches Zeitalter wird gerechter richten.

Island's Dichtungen waren Schöpfungen aus seiner Zeit und für dieselbe; diese selbst war keine jetzige, von willkürlich selbst geschaffenen, philosophischen Kunsttheorien verwirrte und zersplitterte, sondern eine in sich klare, natürliche, verständige. Den politischen Tagesstürmen sich entziehend, brannte die Kunst gleichsam als heilige Vesta-Flamme auf den Altären häuslicher Laren, während jetzt unsere Poesie nach Außen strebend, oft ganz politisch werden will, obwohl doch gewiß Politik und Diplomatie die tödlichsten Würmer für die zarte Natur der Poesie sind. Die Zustände seiner Zeit spiegelte nun Island in seinen Dramen auf poetische Weise wieder; er schilderte zwar nur ein stilles, bürgerliches, politisch unbewegtes Familienleben in ernstem, oder heiterm Tone, aber jedesmal mit der tiefsten psychologischen Wahrheit, die auf das Herz oder das Zwerchfell ihre Wirkung nie verfehlen konnte.

Aber auch abgesehen von dem Werthe solcher Dich-

tungen an ſich, wer vermag wohl zu beſtimmen, ob Iffland ohne dieſe Stücke nur überhaupt jener große Schauſpieler geworden wäre, als den wir ihn bewunderten, da eben die in ihnen enthaltenen gemüthlichen, heitern, grotesken, aber ganz neuen, noch nicht dagewesenen Charaktere ſeiner genialen Darſtellungskunſt das ſchönſte Feld eröffneten? Und wenn Iffland Der, der er war, dadurch nicht geworden wäre, wo dürften wohl alle Künſtler, die ihm folgten, die ſich nach ihm bildeten, geblieben ſein? — Wer vermag es ferner zu beſtimmen, ob der größte Theil aller jener dramatiſchen Producte dieſer Gattung, die wir noch jetzt als gelungen verehren, nur entſtanden wäre, wenn ihren Dichtern nicht Iffland's Dichtungen gleichſam als Ton oder Impuls angebende Prototypen vorgeſchwebt?

Darum übe man das Sprichwort: suum cuique! laſſe jedem Zeitalter ſein Verdienſt, ohne Ueberſchätzung, ſuche aber insbeſondere die Quelle nicht zu trüben, aus der das jüngere Geſchlecht, wenn auch nicht ſeine ganze Kraft geſchöpft, doch wenigſtens die erſten Keime ſeiner Lebensentwickelung befruchtet hat.

Iffland's Dichtungen ſind, wie ſeine theatraliſchen Leiſtungen, Früchte, nicht erwachſen unter den heißen Sonnenſtrahlen der Phantaſie; ſondern unter dem warmen Schirm und Schutz des Gemüths und am Spaliere der Wahrheit gereift.

III.

Iffland, der Künſtler.

Der Verfaſſer der kurzen Biographie Iffland im 6ſten Hefte der „Zeitgenoſſen“ ſagt:

„Was Iffland als Menſch, Dichter und Künſtler auf dem Theater war, griff auf das innigſte ineinander; und darum iſt kaum zu hoffen, daß irgend Jemand uns eine erſchöpfende Schilderung von ihm liefern werde.

„Wer ihn von der letztgenannten, ſeiner berühmteſten, den Zeitgenoſſen und der Nachwelt merkwürdigſten Seite genau kannte und zu beurtheilen verſteht, und vielleicht fehlt es nicht an ſolchen unter uns, war ſchwerlich mit ſeinem Leben in den abwechſelnden Situationen deſſelben, mit ſeinem innern Daſein bekannt. Wir kennen keinen aus ſeiner nähern Umgebung, der zugleich jener würdige Kunſtrichter wäre: in der Hauptperiode ſeines Lebens, in ſeiner letzten zu Berlin, war

wenigſtens keiner ſeiner Kunſtgenoſſen, der über ihn als Künſtler tief und umfaſſend ſprechen könnte, mit ihm vertraut, und zweifeln läßt ſich mit Recht, daß ſelbſt die feinern Köpfe unter denſelben, wie die Unzelmann, im Stande waren, den Menſchen in ihm, vorzüglich die Liebenswürdigkeit und Zartheit ſeiner Denkart, hinlänglich zu ſchätzen."

Die Wahrheit und das Treffende dieſer Worte tiefſühlend, ſah ich mich vorzüglich zu der von mir gewählten fragmentariſchen Form beſtimmt, um ſo mehr, als ich mir bewußt war, daß ſchon der dadurch vermiedene Zwang, der ſich mir bei der Ausarbeitung auf andere Weiſe ergeben mußte, ohne doch den Gegenſtand befriedigend erſchöpfen zu können, dem Leſer eben ſo erwünſcht und erleichternd als mir ſelbſt erſcheinen wird.

Nach dieſer Vorausſetzung hielt ich es ſelbſt für angemeſſen, mich an keine ſtreng logiſche Aufeinanderfolge der Fragmente zu binden, noch jener ängſtlichen Sorgfalt zu huldigen, die ſtreng ausſcheidend, manchem Abſchnitte Notamina oder Raiſonnements vorenthält, die regelrechter vielleicht für einen Andern beſſer getaugt hätten. Ich ſchrieb nieder, wie Gedächtniß und Moment es mir eingaben, und hoffe gerade dadurch die Klippen des Schwerfälligen und Trocknen mit dem Leſer zugleich zu umſchiffen.

Iffland en hatte die Natur ziemlich ſtiefmütterlich

bedacht. Seine Körperform gehörte zu den sogenannten untersetzten, sie hatte darin mit der von Garrik und Eckhof große Aehnlichkeit. Die unbequemste Zuthat der Natur war wohl ein unproportionirter Hängebauch, der ihn auf dem Theater nicht wenig genirte. Im Mißverhältnisse zu diesem standen die Schenkel, die dagegen ziemlich mager erschienen, während die Waden ein übermäßiges Volumen erblicken ließen und im Gegensatze zum kleinen Fuß auffallend abstachen. Sein Gesicht war voll und gerundet, die Nase proportionirt, der Mund breit und beredt, die Augen schwarz, glänzend und, obwohl eines durchdringenden concentrirten Strahles, wie bei Devrient, entbehrend, die Hebel seines Spiels, und die Waffen, die er so zu seinem Vortheile zu gebrauchen wußte, daß vor ihnen alle übrigen mißfälligen Aeußerlichkeiten erschrocken in den Hintergrund traten. Sein Sprachorgan war nicht klangvoll, aber weich und biegsam, und durch eine meisterhafte Beherrschung und Handhabung jedes Ausdrucks fähig. Er athmete kurz, aber eine Bekämpfung dieses Naturfehlers ließ davon nur selten auf den Bretern etwas verspüren. Seine Mimik war, nächst seinem Auge, die Allbeherrscherin, die Seele seines Spieles, stets bewacht, psychologisch motivirt, folglich stets wahr, und im Tragischen, wie im Komischen, der höchsten Bewunderung werth. —

Iffland's Kunst feierte über die Natur fort und

fort ſolche Triumphe, daß folgende Stellen im Lewald'ſchen, ſonſt trefflichen Buche über Seydelmann *) als vage und unhaltbare erſcheinen. Er ſagt S. 21:

„Ein Schauſpieler, wenn er nach Allgemeinheit ſtrebt, ſoll keine zu ausgezeichnete Perſönlichkeit beſitzen. Das überwiegend geiſtreiche Blitzen der Augen in Devrient's markirtem Geſichte machte ihn unfähig zur Darſtellung gemüthlicher, ſchlichter Bürgersleute; die Heroengeſtalt Eßlair's wirkte immer ſtörend, wenn er ſeine Weltleute der jetzigen Welt geben wollte; Iffland, mit dem ſtark prononcirten Miniſterpli, war ein Held zum Lachen. Und ſo wird: zu klein, zu groß, zu dick, zu mager, zu markirt, zu unbedeutend, immer hinderlich erſcheinen."

Dann S. 23:

„Magere oder fette Wangen ſind das Unglücklichſte für den Schauſpieler. Beides nimmt ſich von der Bühne nicht gut aus, und will man durch Schminken und andere Künſte zu ſtark nachhelfen, ſo geht das Mienenſpiel darüber verloren. Aus dieſem Uebelſtande erwachſen die vielen Fratzengeſichter, die man auf manchen Theatern zu ſehen bekommt."

Ich erlaube mir darauf zu erwidern: Was ſoll das überhaupt heißen: nach Allgemeinheit ſtreben? Wenn

---

*) Seydelmann und das deutſche Schauſpiel. Stuttgart, Lieſching. 1835.

ein Künſtler nach Allgemeinheit, im weiteſten Umfange des Wortes, zu ſtreben ſich verſucht fühlen ſollte, ſo gibt er nur dadurch kund, daß er entweder ein eitler Geck oder Stümper in ſeiner Kunſt iſt, da die wahrhafte Kunſtgröße eines Schauſpielers immer nur in einer beſtimmten einzelnen Sphäre, nie aber in einer Allgemeinheit ſich gleich würdig offenbaren kann. — Es gab nie einen ſo vollkommen allgemeinen Schauſpieler, von dem in jeder Rolle zu ſagen war: „er iſt in jeder zugleich vollendet.“ Größer oder ſchwächer war er in einer vor der andern.

Wie im ganzen Gebiete der Kunſtgeſchichte dieſe keinen Maler aufzuweiſen hat, der zugleich vollendet im Fache der Landſchaft-, Hiſtorien-, Genre-, Portrait-Malerei ꝛc. war, ſo haben die Annalen der Schauſpielkunſt auch kein Beiſpiel eines univerſellen Schauſpielers im Umfange des Wortes aufzuweiſen. Wer ſtreitet den Raphael'ſchen Logen ihren großen Kunſtwerth ab; — was ſind ſie aber gegen ſeine Madonnen? — Wer wagte es, eine Stimme gegen Iffland's Lear, Franz Moor, Marinelli u. ſ. w. zu erheben; was ſind dieſe Partieen aber gegen ſeine ſämmtlichen komiſchen Charakterbilder? Was wieder dieſe in Devrient's Darſtellungen gegen ſeinen Franz Moor, Lear, Shylok u. ſ. w.?

Nach Allgemeinheit ſtreben iſt löblich, ohne den Dünkel: Alles in gleicher Kunſtvollendung geben zu wollen und zu können, wie das Einzelne. Herr Le-

wald ſcheint es aber auf nichts weniger, als darauf abgeſehen zu haben, weil er ſeinem vergötterten Freunde bei ſeinen Darſtellungen gar keine Stufenleiter unterſtellt, auf welcher man ihn bald auf der oberſten, mittleren oder unterſten Staffel ſtehend, zu erblicken hätte; — nein, er ſtellt gar keine Staffel auf, ſondern zieht eine Horizontallinie, auf welche er ſämmtliche Seydelmann'ſche Kunſtſchöpfungen friedlich nebeneinander ſetzt. Man ſehe zum Beleg das erwähnte Buch. Einen ſolchen Künſtler, der dieſen Ehrenplatz verdiente, gab es aber nie, und wird nie einen geben.

Darum kann ich, wenn ich auch nun einestheils gern einräume, daß es dem großen Talente des Herrn Seydelmann einen nicht geringen Vortheil leiſten mag, daß ſeine Körpergeſtalt und Geſichtsbildung durch keine prononcirte Aeußerlichkeit ihn beſonders fähig macht, ſich leicht und bequem, ohne große Nachhülfe der Natur, proteiſch zu vervielfältigen, und er dadurch vor vielen ſeiner Kunſtgenoſſen viel voraus haben mag, doch anderntheils Herrn Lewald nicht beiſtimmen, wenn er dieſe Aeußerlichkeit als gegebene und bedingende Norm aufſtellt, unter welcher ſich einzig und allein ächte und wahre Kunſtſchöpfungen hervorzuheben im Stande wären. Hülfsmittel ſind es nur, nichts weiter, zur Geſtaltung des Großen; der im Innern ruhende und glimmende poetiſche Funke aber iſt es allein, der das Höchſte hervorzurufen, zu ſchaffen und zu geſtalten

vermag. Wo dieſer fehlt, helfen alle von der Natur gegebenen äußern Mittel nichts.

Wie die Weltgeſchichte das Weltgericht iſt, ſo iſt die Kunſtgeſchichte der beſte Commentar zu dem eben Geſagten.

Wohin gehörten denn Garrik, Eckhof, Iffland, mit ihren ärmlichen, verwahrloſ'ten Naturgaben; wohin Fleck, Eßlair, Kunſt, mit ihren Heroengeſtalten, wenn jener poetiſche Funke nicht eine Aetherflamme hervorzurufen im Stande wäre, bei deren Lichte das Weſen gemeiner Natur unterginge, wie es das bevorzugter Natur nur um ſo freundlicher beſcheint und idealiſirt?

Jeder Zoll ein König, war der kleine Eckhof mit ſeinem Höcker auf dem Rücken, als Richard; jeder Zoll ein Hamlet, der unterſetzte, gepuderte, in ſteifem Rock und weißen Strümpfen daher ſchreitende Garrik; jeder Zoll ein Geiziger, der dicke, reich gekleidete Iffland, in ſeinem abſichtlich gewählten Coſtüm: einer langen, zierlich mit Blumen geſtickten weißen Weſte, ſeidenen Beinkleidern und Fracke vom feinſten Tuche; jeder Zoll eine Ophelia, Lady Macbeth, Eboli, Adelheid von Weislingen, die kleine, unanſehnliche Bethmann-Unzelmann, mit einem anſehnlichen Kropfe! —

Wer iſt jetzt nun wohl der größere Künſtler? Der, den die Natur mit gütiger, freigebiger Hand be-

schenkte, und der die ihm gewordenen Geschenke mit leichter Müh' zur Schau ausstellen konnte, — oder Jener, der, wie Garrik, Eckhof, Iffland u. s. w, von ihr auf das stiefmütterlichste bedacht ward, seiner Stiefmutter aber lachend ein Schnippchen schlug, daß sie rücklings überpurzelte, und die Kunst dafür den Thron bestieg?! —

Eckhof — ich komme wieder auf ihn zurück, um zur Bestätigung des Gesagten einen tüchtigen Gewährsmann mir herbeizuholen — war, wie der große Schröder, sein Zeitgenosse, behauptet: der größte Theaterredner, den wohl je eine Nation gehabt. Ueber die Wahrheit und Schönheit seiner Declamation ward Alles vergessen: Mißgestaltung des Körpers, verfehltes Costüm und dergleichen. Englands König, Kanut den Großen, spielte er in französischen Staatskleidern. — Werden Zuschauer unserer Tage — bemerkt Schröder weiter — es glauben können, daß der Künstler, den körperliche Bildung nicht begünstigte, in solcher unkleidsamen Tracht, mit Stern und Band, einer Knotenperücke, einem goldbesetzten Federhut, einen Krückenstock über die rechte Hand gehängt, die linke auf die rechte, oder zuweilen auf den Rücken gelegt, durch die bloße Kraft seiner Rede, durch den würdigen Ausdruck seines Gesichts, Alles um sich überstrahlte und die Huldigungen gebot, die er empfing? Das war — schließt Schröder — in dem Grade ihm allein möglich, das hätte kein Ken-

ner und Kunſtrichter der alten und neuen Welt ihm verſagt! — In den Worten, die er als Tellheim in Leſſing's Minna ſprach: „Nimm mir auch deinen Pudel mit! Hörſt du, Juſt?" lag eine Welt von Ausdruck! —

So ſpricht Schröder von einem Schauſpieler, gewiß mit der ausgezeichnetſten Perſönlichkeit, die Lewald nun einmal durchaus nicht gelten laſſen will. — Ein noch glänzenderes Beiſpiel aber könnte ich durch weitere Ausführung der Darſtellung des Moliére'ſchen Geizigen durch Iffland geben, wenn ich mir vor der Zeit die Freude verderben wollte, da ich ſpäterhin umſtändlich darauf zurückkomme.

Wer ſolche Triumphe, wie die ebengenannten, zu feiern verſteht, der hat die höchſte Aufgabe aller nur denkbaren Kunſt erſchöpft. Solche Triumphe über die Natur reden jenen von ihr verwahrloſ'ten Kunſtjüngern kräftiger das Wort, als es Lewald bei Beſchreibung des körperlichen Juſtemilieu's Seydelmann's verſucht, das, ich geſtehe es, mir gar nicht zu Gunſten deſſelben ausgefallen zu ſein ſcheint, was doch Lewald beabſichtigte, ſo ſehr er auch ſonſt den Meiſter in dergleichen beurkundet hat.

Viel zu weit würde es führen, in den oben mitgetheilten zwei Stellen aus dem Lewald'ſchen Buche über Seydelmann, auf die übrigen ganz unhaltbaren Aeuße-

rungen weitläufig einzugehen. Es genüge nur mit wenigen Worten noch zu bemerken:

1) Daß keineswegs das überwiegend geistreiche Blitzen der Augen in Devrient's markirtem Gesichte ihn unfähig zur Darstellung gemüthlicher Charaktere machte. Wer sah z. B. ohne höchste Bewunderung seinen Schewa und Lorenz Kindlein? — Aber gemüthliche, schlichte Bürgersleute? sagt Lewald. Aber, sage ich, wer hat denn je von Devrient verlangt, daß er Bürgersleute spiele? Und, wenn er auch uns und sich selbst den Gefallen gethan hat, einen Schneider Fips uns vorzuführen, zu unserm und seinem höchsten Entzücken; wer wird denn dem großen Manne — und aus welchem Grunde? — es zugemuthet haben, sich just mit schlichten, kleinen, gemein zu machen? Warum spielt denn Seydelmann so viele Helden nicht? — Gewiß aus derselben zu ehrenden Ursache, aus welcher Devrient die schlichten Bürgersleute nicht spielen mochte.

2) Daß das Mienenspiel der Kunst mit fetten oder magern Wangen, durch das Schminken nicht verloren gehe, und Fratzengesichter daraus entstehen, haben hoffentlich eine Unzahl von Künstlern, alter und neuer Zeit, längst widerlegt. Man denke nur — wie die Namen mir eben einfallen — an Brockmann, Fleck, Iffland, Anschütz (die Fetten), Schröder, Zuckarini,

Tschenheimer, Devrient, Leo, Wolf (die Magern). Alles meisterhafte Schminker! Sie erschienen Alle auf der Bühne mit ihren Gesichtern, wie — — — es ihnen eben beliebte! —

Man verschütte — ich wiederhole es — doch nie das Kind mit dem Bade! —

IV.

Iffland als Vorleſer. Sein Auge.

Wie Eckhof und Schröder wußte Iffland die Herzen der Zuhörer unwiderſtehlich zu ergreifen und zu feſſeln. Er übte eine Herrſchaft über ſein Publikum aus, wie Keiner vor noch nach ihm. Sein großes, ſchönes, ſprechendes Auge war es vorzüglich, was ihm zu dieſem Siege verhalf.

Was er mit dieſem Auge zu wirken vermochte, war beſonders da wahrzunehmen, wo es ihm als einziges Requiſit bei ſeinen Rede-Vorträgen diente. Dies war der Fall z. B. wenn er vorlas, und einer ſolchen Vorleſung hatte ich Gelegenheit beizuwohnen. Iffland las auf der Bühne zu Deſſau im Sommer 1806 den Werner'ſchen Luther vor. Es war ein ganz eigener Genuß. Ich ſah das Stück auf der Berliner Bühne und Luther durch Iffland dargeſtellt. Allerdings war der totale Effect dieſes Charakters auf den Br-

tern ein größerer, ergreifenderer, als bei der Vorlesung; das Stück selbst gewann aber offenbar bei dieser, da die großen Schönheiten desselben möglichst würdig und kräftig vom Vorleser hervorgehoben wurden, während er die schwächlichen und mystisch-süßlichen Partieen bedeutungsloser behandelte, ja, zum Vortheile des Ganzen, nicht selten fallen ließ. Das Gemälde erhielt dadurch das rechte Colorit, da Iffland die Lichter und Schatten trefflich zu vertheilen verstand, während bei der öffentlichen Darstellung, wo ein Jeder sich bemühte, seine Rolle hervorzuheben, ja wohl noch durch stärkere Farbenauftragung zu überbieten, das Bild als überladen erschien und die Farben grell ineinander schmolzen.

Daß Iffland alle Kraft der Rede besonders auf seinen Luther verwandte, kann man sich denken. Er feierte, nach meiner Ansicht, bei dieser Vorlesung einen größeren Triumph, als bei öffentlicher Darstellung; denn, obwohl er aller äußern Hülfsmittel entblößt dastand, fiel es gewiß Keinem ein, daran zu denken. Das ihm ganz eigene Luther-Auge, der mächtige Redefluß, der von seinen Lippen strömte, die hohe Andacht auf seinem Antlitze, ließen jede andere Aeußerlichkeit vergessen; denn man glaubte den salbungsreichen, kräftigen Luther selbst zu hören, den frommen, andächtigen Augustiner-Mönch zu sehen! Iffland feierte hier einen Sieg, der wohl zu den höchsten und schönsten gehören mag, die er je errungen, besonders wenn man in Betrachtung zieht,

daß er nie aus den Schranken des Vorlesers heraustrat und nie von der Kunst und den Mitteln des Schauspielers eine ungeeignete Anwendung machte, wie sich dies so viele unserer declamatorischen Genies zu Schulden kommen lassen. Ich darf es versichern, daß jeder wahrhaft Gebildete für diese Vorlesung gern Verzicht auf die Aufführung des Stückes selbst leistete, mit sammt dem großen Reichstagspompe und den prächtigen Decorationen, wie sie das Berliner Theater blikken ließ.

Iffland wiederholte diese Vorlesung auch zu Halle, wo zum Gelingen des Ganzen eine ergreifendere Anordnung stattfand. Statt einer Ouvertüre ward in einem, an den sehr gefüllten Saal anstoßenden Zimmer der Choral: „Eine feste Burg ist unser Gott," von Weber gesetzt, vorgetragen; nach dem dritten Acte überraschte der Gesang dieses Chorals von Chorknaben, und nach dem eben Gelesenen ergriff dieses Lied die Seele mit einer muthigen und wunderbar erhebenden Stimmung, die auch den kältesten Zuhörer zu einem Vertheidiger des Vaterlandes oder des Glaubens, oder irgend einer guten Sache hätte hervorheben können! Recht schade war es nur, daß nicht dieser Moment der letzte der Vorlesung sein konnte.

Obwohl kein lauter Beifall den Saal durchschallte, so werden gewiß die Bewohner dieser Stadt noch heute

dieſes Abends mit Freuden gedenken; denn hier nahm ſich das göttliche Lied, „von der feſten Burg“ würdiger aus, als von den Berliner Bretern herab, wo man Tags zuvor die üppigen Bewegungen einer Tänzerin applaudirte und vorgeſtern das Liedchen: „Doch in des Mädchens Schooße“ mitträllerte.

V.

Iffland's Mienen- und Geberdenspiel. Seine Bühnengewandtheit.

Iffland's Mienenspiel war ein immer durchdachtes, nie überladenes, dennoch aber jeden Gedanken, den er aussprach, oder der zu ihm gesprochen wurde, anständig und richtig begleitendes. Seine Gesticulation war äußerst gemäßigt, stets bezeichnend, oft überraschend, immer graziös und sich jeglichem Seelenzustande innig anschließend. Er liebte es besonders, bei seinen Reden oder bei Anhörung derselben, Minutenlang, ohne ein Zeichen äußerer Bewegung zu geben, dazustehen, gleichsam gefesselt in plastischer Ruhe zu verharren, um dann, wie durch eine innere Erschütterung veranlaßt, von der sein Auge den ersten Wink gab, durch eine schnell geführte Arm- oder Hand-Gesticulation, oder eine eben so schnell bewirkte Veränderung seiner Stellung, oder des früher eingenommenen Platzes, den Seelenzustand anzudeuten, in dem er sich

im Augenblicke befinde, und der Zuschauer mußte durch dies stumme, den darauf folgenden Worten vorangegangene Spiel an die Wahrheit derselben um so fester glauben. Es läßt sich das kaum beschreiben, — das muß man gesehen haben!

Am Größten war er da, wenn er stumm einem Andern, in einer langen Rede Begriffenen, ihm aufmerksam zuhörend, gegenüberstand, und er diese Rede theils durch Mienenspiel, theils durch einfache Gesticulation begleitete, die immer, ihm selbst wohl bewußt, doch nur so von ungefähr zu kommen schien. Wie auch diese zu ihm gesprochenen Worte in seinem Innern Anklang fanden, las man so deutlich auf seinem Gesichte, bezeichnete so erklärend die äußere Haltung und Bewegung körperlicher Theile, daß es kaum eines weitern mündlichen Sich-Aussprechens darüber mehr bedurfte.

Iffland nennt das selbst: körperliche Beredtsamkeit und erklärt sich darüber in einem seiner Theater-Almanache sehr verständig und verständlich. Er eifert besonders gegen das zwecklose Auf- und Abwandeln so vieler Schauspieler auf der Bühne. Diese Unart will der Verfasser besonders bemerkt haben, wo der angehende Schauspieler aus seiner ersten Verlegenheit allmählig in Keckheit übergeht und Pretensionen auf das Terrain zu machen scheint. *)

*) Dem kann ich nur zum Theile beistimmen. Ich habe über diese Unart selbst bei sogenannten schon fertigen Künstlern

Ueberhaupt kann die Aufmerksamkeit nicht genug gepriesen werden, die der große Meister seinen Mitspielenden widmete. Wenn er auch lange nicht zu sprechen hatte, dahingegen rechts und links von ihm reiche Suada floß, war er doch so der augenblicklichen Situation hingegeben, daß man (so Etwas konnte aber auch nur Iffland passiren!) den Blick nicht von ihm wegzuwenden vermochte, und oft den in prunkender Rede Begriffenen weniger, als den stummen Dastehenden beachtete. Als Marineli und Abbé de l'Epée lieferte er davon glänzende Beispiele. — Dabei muß aber auch für Kurzsichtige ausdrücklich bemerkt werden, daß er immer innerhalb der Schranken höchster Wahrheit blieb, nie des Guten zu viel that, und in diesem redelosen Spiele nur solchen Künstlern als Muster zur Nacheiferung empfohlen werden kann, die mit ihm auf ähnlicher Kunsthöhe stehen, deren Individualität in dem darzustellenden Charakter gleichsam unterzugehen fähig ist, und die einen solchen Takt besitzen, der sie vor der Ge-

---

angetroffen, die in ihrem Kunst-Uebermuthe dies Hin- und Herlaufen deswegen executirten, um die Aufmerksamkeit des Publicums bei dem Reden Anderer auf sich und von Jenen abzuziehen und in Schatten zu stellen, weil sie die Kunst wie Iffland nicht verstanden: durch stummes Geberdenspiel die Rede zu überflügeln. — Legt eure Hände nur auf das Herz, arme Sünder, und sagt: ob ich euch nicht durchschaut habe? —

fahr schützt, durch Ueberladung leicht über die Schnur zu hauen. Diesen Wenigen nur sei daher die Kunst des großen Meisters zur Nachahmung empfohlen. Unsere gewöhnlichen Theaterperipatetiker mögen ja davonbleiben! —

Höchster, graziöseſter Anſtand, und das vollkommene Zuhauſeſein auf der Bühne *) iſt mir bei keinem Schauſpieler in ſolcher Vollkommenheit vorgekommen. Wenn ich mit Hülfe meines Gedächtniſſes die Reihe aller geſehenen Künſtler durchlaufe, und mir ihre Darſtellungen lebhaft vor Augen führe, ſo muß ich bekennen, daß es nur zweien gelang, eine ſolche Wirkung auf mich auszuüben, daß ich mich und meinen Platz als Zuſchauer im Theater ſelbſt zuweilen vergaß, und mich mit den Künſtlern auf einem Boden zu befinden glaubte. Dies war der Fall bei Iffland und bei Chriſt

*) Hierher rechne ich nicht blos das Fertiggewordenſein des eigenen Körpers mit ſich, ſondern die Rückſicht, weiſe Ermeſſung und Abmeſſung, über wie viel Platz dieſer überhaupt auf der Bühne zu gebieten, und an welchen Stellen er ihn einzunehmen habe: denn, ſelbſt von routinirten Schauſpielern wird auf den Standpunkt und die Schonung der in der Scene prädominirenden Perſonen wenig geachtet. — Eben ſo fügt es ſich öfters, daß eine in den Proben richtig angeordnete, maleriſche und ineinander greifende Gruppirung zufällig geſtört und verändert wird. Hier muß der Meiſter augenblicklich, iſt er auf den Bretern zu Hauſe, zu helfen wiſſen, — und das verſtand Iffland vollkommen.

(langjährigem Mitgliede der Leipziger und Dresdener Theater), dem Vater der verewigten Schirmer, diesem großen Menschendarsteller, den Iffland selbst mit Stolz seinen Lehrer nannte, auf den ich in einem spätern Bande „meiner Erinnerungen" zurückkommen werde.

Dieser gab einst den „Riccaut de la Marlinière" in Lessing's Minna von Barnhelm mit solcher gar nicht zu definirender Naturwahrheit, daß, als er auf höchst graziöse, ächt französische Weise, während die Volubilität seiner Zunge im vollsten Gange war, aus der auf dem Tische stehenden Zuckerdose ein Stück Zucker nach dem andern zu Munde führte, ich mich so sehr vergaß, — eben weil ich mit ihm im Moment auf den Brettern zu sein glaubte, — auf die Zehenspitzen zu treten, um zu sehen, ob denn wirklicher Zucker, und wie viel noch sich in der Dose befände, bis das verdrießliche Umschauen meines Vormannes im Parterre, die Illusion aufhob.

Aehnliche Dinge begegneten mir öfters bei Iffland's Spiele, die ich anführen könnte, wenn es mir hier um mehr als darum zu thun gewesen wäre, das oben Angedeutete anschaulicher zu machen.

VI.

Iffands Geistesgegenwart.

Iffland studirte seine Rollen auf das Genaueste, das heißt, er wußte sie nicht nur bis auf das Und auswendig, so daß er des Soufleurs nie bedurfte (der, wie er mir klagte, bei fremden Bühnen gewöhnlich sein Todfeind werde, weil er immer allzudienstfertig sich bemühe, ihn zum Freunde zu gewinnen); sondern er war so mit seinen Rollen fertig und im Reinen, daß während der Darstellung geringfügig scheinende Details Ergebnisse eines vorher wohlberechneten Studiums waren. Dessenungeachtet zeigte er sich nicht als immer unterwürfigen Sklaven dieser Berechnungen, denn oft lehrten ihn die Umstände, diese fallen und die Eingebungen des Momentes dagegen eintreten zu lassen. Es fügte sich, nach seinen eigenen mir desfalls gemachten Mittheilungen, nicht selten, besonders bei seinen Gastdarstellungen, daß ihm der Schauspieler, mit dem

er es in der Scene zu thun, nicht — wie man zu sagen pflegt — in die Hand spielte, die nothwendigen, von dessen Seite zu geschehenden Vorbedingungen außer Acht ließ, wodurch das von ihm zu gebende Nachfolgende erst als gerechtfertigt erscheine, und seine volle Bedeutung erhielte. Hier mußte nun Iffland, sich und Andere corrigirend, einlenken und suppliren, wozu die vollkommenste Gegenwart des Geistes gehörte, die ihn nie verließ. „Bei solchen Teufeleien," sagte er, „bleibe ich aber, so verwünscht sie mir auch sind, ganz ruhig und geduldig wie ein Lamm; *) das ist aber das Aergerliche bei der Sache, wenn man nachher von einem dienstfertigen Recensenten in öffentlichen Blättern, dem die Beurtheilung abging, an wem der Fehler gelegen, den man geschickt genug noch verbessert zu haben glaubte, heruntercapitelt und mit weisen Lehren bedient wird, wie man eigentlich das Ding, so oder so, hätte besser machen sollen."

„Aber nicht nur die Mitspieler," — fuhr er im Eifer fort — „verschwören sich öfters gegen unser wohlberechnetes Spiel; sondern Requisiteurs, Maschinisten,

---

*) Nicht immer war das der Fall. Klingemann und ich wüßten davon Allerlei zu berichten, z. B. wie er einen Schauspieler, der ihm eine Scene verderben, nach einem Abgang beim Eintritt in die Coulisse also anredete: „Herr! Sie sind ja ein Asinus in folio!"

Lampenputzer und wie sonst all' die nothwendigen Theaterübel heißen. Das widerfuhr mir erst vor Kurzem in Magdeburg, wo vergessen ward, Dintefaß, Papier und Oblate auf den Tisch zu legen, um einen Brief schreiben und siegeln zu können. Da ich nicht sicher war, ob, wenn ich zu Herbeischaffung dieser Requisiten klingelte, solche auch im Augenblicke vorhanden waren, zog ich es vor, — und es ging füglich, — den Brief als bereits geschrieben zu betrachten, und übergab dem wartenden Bedienten ein Billet, was ich kurz vor Anfang des Stückes in der Garderobe aufgesetzt und zu mir gesteckt hatte, mit den Worten der Rolle: „„Sogleich zu besorgen!"" Dieser Bock war nun glücklich corrigirt; — welch neuer schwebte aber über meinem Haupte! — Mein Billet war ein Absagungsschreiben an einen Kaufmann, der mich nach dem Theater zum Souper geladen und dem ich zugesagt. Mich reuete aber die Sache und ich schrieb ihm mein Kommen ab, vorschützend, ich sei von der Vorstellung fatiguirt und körperlich angegriffen. Ich setzte die Zeilen im Voraus auf, um sogleich nach beendigtem Stücke sie zu expediren und den Kaufmann nicht auf mich warten zu lassen. Dem Theaterdiener theilte ich früher, um sicher auf ihn rechnen zu können, mit, daß nach der Vorstellung er ein Billet an Herrn — so und so — zu tragen habe. Dieser war aber zugleich jener Bediente im Stücke. Was thut nun die Bestie? — Er

sieht das ihm übergebene Billet als einen Wink an, es sogleich an seine Addresse zu besorgen, und trägt mir nichts, dir nichts, dem Kaufmanne, den er von der Bühne aus in seiner Loge bemerkte, es augenblicklich hinauf. Im Zwischenacte berichtet er mir seinen Diensteifer. Ich glaubte vor Schreck in die Erde zu sinken. Ich hatte dem Manne meine Erschöpfung als nach beendigter Vorstellung geschehend, angezeigt, und er sieht mich nun guten Muthes zwei ganze Acte hindurch noch fortagiren, das Qui pro quo aber wohl verstehend und sich nicht wenig darüber ärgernd. — Was war zu machen? — Ich mußte dem Dinge nothgedrungen einen andern Mantel umhängen, fuhr nach der Vorstellung sogleich zu ihm und langte noch früher als er selbst in seinem Hause an. Zum Glücke hatte der gute Mann Humor genug, den Vorfall mit mir herzlich zu belachen.

„Ich glaubte die Farce nun beendigt. Keineswegs! Sie verfolgte mich selbst bis nach Berlin noch, wo ich, kaum angekommen, in einem öffentlichen Blatte mit einem Wischer mich bedient sah, indem ein Recensent meines Gastspiels in Magdeburg den Requisiteur-Sündenbock unter meinen Extemporir-Sünden mit aufzählte, und so schloß: „„Ei, ei, Herr Director, das war ein wenig zu stark, den Dichter so hintenan zustellen und die von ihm wohlberechneten Vorschriften: sich an den Tisch zu setzen, zu schreiben, zu siegeln, so ganz willkürlich wegzulassen und einen bereits fertiggeschriebenen

und in der Tasche habenden Brief dem Bedienten zu übergeben. Solche Willkürlichkeiten verdienen an einem so ausgezeichneten Schauspieler, der zugleich selbst Dichter ist, doppelte Rüge!"" — Späterhin, nachdem er den eigentlichen Thatbestand erfahren hatte, entschuldigte er sich schriftlich bei mir und bat um Verzeihung. Das hätte er übrigens nicht nöthig gehabt, da mich dergleichen Recensenten-Irrthümer nicht sonderlich berühren."

Iffland erzählte den Spaß mit einem großen Aufwande komischer Kraft und Laune, und besser, als es mir hier damit geglückt sein mag.

Aehnliche Thatsachen hörte ich von Andern erzählen, keine war jedoch von so drastischer Wirkung auf mich, daher sie mir auch entfallen oder nur noch dunkel vorschweben. Eine jedoch, welche zugleich einen besondern Einfluß auf Iffland's Spiel hatte, die mir mein Freund und Lehrer Bretzner in Leipzig erzählte und mir noch im Gedächtnisse liegt, stehe hier, als Beleg zu Iffland's Geistesgegenwart auf der Bühne.

Als er irgendwo (der Ort ist mir entfallen) in den 70er Jahren den Kriegsrath Dallner in seiner Dienstpflicht als Gast spielte, geschah es, daß man in der Scene, wo Dallner in Ohnmacht fällt, den Stuhl vergessen hatte. Iffland legte großen Werth auf diese Ohnmacht-Scene, die er immer, wie es auch im Stücke vorgeschrieben, im Stuhle zu spielen pflegte. Da nun

aber der Stuhl nicht vorhanden, mußte ſich der Künſtler entſchließen, die Ohnmacht auf andere Weiſe zu executiren. Er ſank daher auf den Boden mit einem Knie nieder und lehnte den andern zuſammengeſunkenen Theil des Körpers an den neben ihm ſtehenden Schauſpieler an. Das ganze Haus brach in ein Bravo-Rufen aus, und in der That ſoll dieſe Art der Ausführung viel maleriſcher ausgefallen ſein, als die im Stuhle. Iffland ſelbſt fühlte dies und ſoll bei allen ſpäteren Darſtellungen ſie beibehalten und ſich nie mehr des Stuhles bedient haben.

So corrigiren oft Moment und Zufall ein lang geübtes Studium!

VII.

Copirte Iffland, und wie?

Iffland, so große Neigung er auch oft dazu fühlte, irgend ein Individuum zu copiren, konnte sich natürlicherweise, seinem eigenen theatralischen Genie nach, nie dazu bequemen, bloß die Gestalt des Copirten dem Zuschauer vor Augen zu stellen. Aus seinen, übrigens sehr selten gegebenen Copieen mußte zugleich immer die Gattung des dargestellten Charakters hervorschauen.

Ich machte ihm darüber einst ein Compliment, und er erwiederte mir: „Wie sehr er sich freue, diese Bevorzugung seines Darstellungsvermögens in ihm anzuerkennen. Er würde sich schämen" — fuhr er fort — wenn irgend Jemand ihn unter die Klasse gemeiner Copisten würfe, deren es nur mit einigem Imitationstalente ausgestattete genug gäbe, die aber nichts könnten und meinten: damit sei es geschehen, die oft widerliche Stimme Dieses oder Jenes, Gang, Stellung und Hal-

tung eines Dritten, chargirend zu copiren, die Farbe seines Rocks trefflich zu wählen und wiederzugeben, sammt den daran abgezählten silbernen oder kupfernen Knöpfen, die Hauptsache aber darüber vergäßen, ein Gemälde zu liefern, das in seiner Copie den Zuschauer eben so ergreifen und fesseln müsse, ob er den Copirten gekannt habe oder nicht. Jeder müsse das Schauspielhaus mit der Befriedigung einer seiner Gattung nach gesehenen Kunstschöpfung verlassen und nur der, welcher das copirte Original gekannt habe, könne doppelt sich befriedigt fühlen, indem er zwei Schüsseln statt einer, nämlich Object und Subject zugleich genossen und doch nur sein Couvert für eine Speise bezahlt habe."

„Wenn unser Unzelmann," schloß Iffland, „die Kunst verstände, bei seinen oft trefflichen Copieen das Individuum seinem vorwürflichen Thema ganz und gar anzupassen, so daß seine Copie als ein nothwendiges, aus der Charakter-Gattung hervorgegangenes Subject anzuschauen sei: wäre er noch einmal so viel werth und ein Künstler im vollen Umfange des Worts zu nennen. So genüge ihm aber schon trockene Nachahmung ohne geistige Auffassung oder Festhaltung des Charakterbildes; das Publikum sei übrigens mit dieser einseitigen Auffassung eben so zufrieden, als er selbst mit Copie und Publikum zugleich. Was kümmern ihn höhere Rücksichten!"

Wie wahr und treffend dieſe Bemerkung! Wie viele unſerer ſogenannten Künſtler, die ſich vom Copiren nährten und dabei dick und fett wurden, trifft ſie! Ich nenne nur Wurm, der zwar mit einem recht glücklichen, komiſchen Talente von Natur aus ſchon ausgeſtattet wurde, und auch als ſelbſtſtändiger komiſcher Schauſpieler viele Verdienſte hatte und Anerkennung fand, deſſen Darſtellungen aber, in Bezug auf lauten Beifall der Menge, da erſt ihren Culminationspunkt fanden, wo er anfing, Iffland Schritt für Schritt zu verfolgen und ſeine Leiſtungen, bis zu den kleinſten Nüancen herab, copirend wiederzugeben. Kein Schauſpieler verſtand die Kunſt, dieſen Meiſter nachzuahmen und ihm ſeine geheimſten Coups abzulauſchen, ſo gut als Wurm, ſo viele ſich deshalb auch abmüheten. Die Copie war faſt immer eine ängſtlich getreue, nicht ſelten manierirte und gewöhnlich outrirte. Unerträglich würde dies dem Kenner oft geworden ſein, beſonders wenn er Iffland gekannt, hätte Wurm nicht einen ſo reichen Fonds von eigener komiſcher Kraft beſeſſen, die jede gegebene Blöße im Augenblicke wieder heilte und vergeſſen machte.

Wurm trieb dies Copirgeſchäft viele Jahre mit ſeinem durch ganz Deutſchland gehenden Gaſtrollenſpiele fort und gewann beträchtliche Summen damit. Er hätte aber beſcheidentlich auf den Theaterzetteln zu jeder Rolle den Namen ſeines Vorbildes ſetzen ſollen.

z. B. „Herr Wurm als Gaſt den Iffland'ſchen Langſalm, den Iffland'ſchen Stuhlbein, den Iffland'ſchen Schewa u. ſ. w."

Devrient, wie wir in dem ihm gewidmeten Aufſatze ſahen, war auch öfter Iffland's und Ochſenheimer's Nachahmer, aber in wie ganz anderm Sinne! Sein eigener Geiſt ſchwebte über ſolche Kunſtausſtellungen, und ſpiegelte ſein Ich ihm getreulich wieder zurück!

Umfaſſender und deutlicher als ich es zu ſagen vermöchte, commentirt Böttiger in ſeinem lang nicht genug gewürdigten Buche über Iffland *) das Geſagte durch folgende Worte:

„Das Kunſtſtück des großen Meiſters beſteht alle Zeit darin, daß er wirklich nur die Gattung ſpielt und doch durch gewiſſe, klug angebrachte Eigenheiten dem Zuſchauer nur ein beſtimmtes Individuum zu geben ſcheint. Der untrügliche Probierſtein dieſer Darſtellung iſt, wenn faſt jeder Zuſchauer in ſeiner Bekanntſchaft ein anderes Original zu dieſer Copie aufzufinden glaubt. Hier ſchafft alſo der Schauſpieler ſich ſelbſt ein aus vielen einzeln bemerkten Zügen und Aehnlichkeiten kunſtreich zuſammengeſetztes und veredeltes Bild, mit einem Worte ein Ideal. Wer dies vermag, iſt Schauſpieler vom erſten Range, iſt ſchöpferiſches Genie, iſt ſelbſter-

*) Entwicklung des Iffländiſchen Spiels in vierzehn Darſtellungen auf dem Weimariſchen Hoftheater, im Aprilmonate 1796. Leipzig, Göſchen.

zeugender Dichter. Ganz anders iſt es mit dem bloßen, auch noch ſo fleißigen Brodkünſtler, der nichts als Nachahmer iſt. Statt ſelbſt zu erfinden und zuſammenzuſetzen, wendet er ſein ganzes Studium auf die Nachbildung eines einzigen Originals, das er mit größter Treue wiederzugeben ſucht. Wo jener idealiſirte, malt dieſer nur Portraitfiguren, oder copirt auch wohl nur einen andern Schauſpieler, der dieſe Rolle mit Glück ſpielte und ſelbſt nur Nachahmer war, malt alſo nur Copien von Portraitfiguren. Mein Grundſatz, ſo ſagt Schröder, den meine Erfahrung noch nicht widerlegt hat, iſt: „„Der große Schauſpieler kann nicht copiren. Wer ſich darauf legt, kann nur grobe Individualität zeichnen.““ —

Indeß leidet dieſe Regel doch noch eine doppelte Einſchränkung. Es giebt Fälle, wo der große Schauſpieler aus jener dichteriſchen, genievollen Art der Darſtellung, die ich die plaſtiſche nennen möchte, in die bloß nachahmende oder mimiſche abſichtlich herabſteigt. Die Geſchichten- und Anekdotenſammlungen von großen Schauſpielern liefern uns eine Menge Belege dazu, wo es ihrer muthwilligen und ſtrafenden Laune gefiel, einen ihrer Mitbürger oder Mitſchauſpieler durch die frappanteſte Aehnlichkeit auf's Theater zu bringen. So ſpielte ſchon Ariſtophanes in ſeinem eigenen Stücke: die Ritter, ohne Maske den Demagogen Kleon.

Man erinnert ſich, was Garrick, Foote und

Wilkinſon unter den Engländern, was Preville unter den Franzoſen in dieſem Fache leiſteten, und wie ſich die gereizten Schauſpieler Englands an Churchill, dem Verfaſſer der Rosciade, rächten. Auch Iffland hat einſt die ganze Kraft ſeines mimiſchen Talents auf der Mannheimer Bühne in ſolchen nach der ihn umgebenden Natur gezeichneten Copien bewieſen. Als eine zweite Einſchränkung dürfte die Erinnerung angeſehen werden, daß man jene plaſtiſche, ſelbſt zuſammenſetzende Darſtellung in vollem Maße anwenden, und doch dabei eine beſtimmte Perſon aus ſeinem Erfahrungs-Bekanntſchaftskreiſe, ein wirkliches Individuum, dem Hauptumriſſe und den Grundzügen nach, vor Augen haben könne. In dieſe Außenlinien zeichnet dann der Schauſpieler von Genie Alles, was ſeine Behauptung an Andern geſammelt und ſeine ſchaffende Phantaſie hinzugedichtet hat, und erhebt dadurch das Einzelweſen zur Gattung. —

VIII.

Extemporirte Iffland, und wie?

Iffland extemporirte zwar gern und oft, aber immer mit Umsicht, Wahrheit, dem Charakter der Rolle stets angemessen, und zu entschiedenem Vortheile derselben. Oefters ging er darin so weit, daß man seine Rolle als eine ganz neue bezeichnen dürfte. Ganz vorzüglich war dies der Fall als Lieutenant Wallen in „Stille Wasser sind tief."

Wenn auf jeder guten Bühne das Extemporiren in der Regel bei Strafe untersagt wird, so ist das ganz in der Ordnung. Wohin würde es führen, wenn es jedem Schauspieler, besonders den Komikern erlaubt wäre, ihre oft unüberlegten und schlechten Witze loszulassen? Nicht nur sie, sondern auch das Publikum wären einem steten Compromisse ausgesetzt. Doch jede Regel leidet Ausnahmen, die verständige Schauspie-

ler wohl für sich in Anspruch nehmen dürfen, um wie viel mehr Iffland!

Den Beweis zu führen, wie sehr unter gewissen Umständen das Extemporiren als erlaubt erscheinen dürfte, ja wie es sogar oft zu wünschen wäre, glaube ich nichts Besseres thun zu können, als **Böttiger** darüber reden zu lassen, dessen Gedanken ich ganz theile. Er sagt:

„Der ununterbrochene, unaufhaltsam fortströmende Fluß der Rede, und die unermüdete, mit der gelenksamsten Schnellfüßigkeit immer Schritt haltende Zungenfertigkeit war ein neuer, sehr glücklicher Zug in Iffland's Wallen. Das bloße schnelle Abbeten einer gutmemorirten Rolle wäre hier die unausstehlichste Plapperei, und auch beim glücklichsten Gedächtnisse doch fast unmöglich gewesen. Hier trat also der seltene Fall ein, wo das mit so großem Rechte aus allen guteingerichteten Theatern verbannte, bei einigen sogar hart verpönte Extemporiren *) und Einschieben eigener Einfälle ein

*) Schröder, der Lykurg der Hamburgischen Bühne, hat diesen Fall in seinem Gesetzbuche so ausgedrückt: „Niemand darf in seiner Rolle Aenderungen oder Zusätze zum **Nachtheil des Stückes** machen — oder er bezahlt von jedem Thaler seiner Monatsgage zwei Schillinge. Die Worte: **zum Nachtheil des Stückes**, werden freilich die Anwendung dieses Gesetzes auf einzelne Fälle sehr schwierig machen, durften aber doch ohne Un-

wahres Verdienſt eines talentvollen Schauſpielers wurde, der ſich zu dieſer Rolle abſichtlich einen eigenen Text ſchuf, und eine Menge beziehungsvoller Anſpielungen einwebte, die dem Ganzen erſt volle Haltung und Leben gaben. Man konnte z. B. von dem geläufigen Zungenſpiele unſers Helden mit Recht erwarten, daß er da, wo er im zweiten Acte zum erſten Male abtritt, ſein Triumphlied noch etwas fertiger abkrähen werde, als es im Texte vorgeſchrieben iſt. Wirklich ſetzte auch Iffland ſtatt des einfachen: Lebe, wie ein Fürſtenſohn, die Worte als Commentar: „Da will ich ſingen wie Anakreon, ſchmauſen wie ein Amtmann, und trinken wie ein Domherr! So erhielt in der Scene, wo er ſeine jetzige Zigeunerhütte beſchreibt, die Schilderung von den hungrigen Ratten dadurch einen komiſchen Zuſatz, daß er uns die Phyſiognomie dieſer gefräßigen Thiere mit zwei Worten gab, *) ſo wie er der Hütte ſelbſt noch eine Menge Ehrentitel, z. B.

---

billigkeit nicht wegbleiben. Nothbehelfe, um den Mangel des Gedächtniſſes zu beſchönigen, oder Witzeleien, womit man um den Beifall der Gallerie buhlt, ſind doch gewiß von den geiſtreichen Verbeſſerungen und den ächt dichteriſchen Zuſätzen des großen Künſtlers, der oft in der Begeiſterung des Spiels den wie durch eine Eingebung kommenden paſſenden Ausdruck nicht zurückweiſen darf, himmelweit unterſchieden!

*) Im engliſchen Originale wird von der Eßluſt dieſer

Spelunke, Dintenfaß u. ſ. w. zutheilte, wovon im Texte nichts zu leſen iſt. *) So ging es durchs ganze Stück durch. Ueberall dienten die Worte des Stücks ſelbſt nur als Aufgabe, wozu nur der Schauſpieler aus der Fülle ſeiner eigenen Erfahrungen und Bekanntſchaften die ſchicklichſten Ausführungen und Variationen erfand. Viele Veränderungen waren offenbare Verbeſſerungen. In der Scene, wo der Held ſo weit zur Selbſt-

---

Ratten ein Stückchen erzählt, was man in der deutſchen Bearbeitung ungern vermißt: (Act. III. Sc. 6.)

They've eat a Map o'the whole World already.

Hier haben ſie alſo ſchon eine ganze Weltkarte aufgefreſſen. Nach einer ſolchen Vorbereitung können ſich die Thiere ſchon an den Helden ſelbſt machen. Die durch die Weglaſſung dieſer Stelle entſtandene Lücke fühlte Iffland, und ſuchte ſie auf eine andere Weiſe auszufüllen.

*) So ſagte Iffland — ich weiß nicht mehr in welchem Stücke, irre ich nicht, ebenfalls als Wallen — wo er ironiſcher Weiſe ſeine Geliebte mit einer Menge Titulaturen überſchüttet, als Anhang noch folgende extemporiſirend hinzu: Illüſtre, Tauſendſchönchen, Herzenszuckerbrödchen, Lebertiößchen, Nachtigall, Unke, Goldſchatz, Rabenaas ꝛc., was eine überaus komiſche Wirkung hervorbrachte. — Als Herr von Langſalm ſagte er ſtatt: „Die Taſſe iſt zerbrochen," im Einklange ſeines phlegmatiſchen Temperaments höchſt bezeichnend: „Das Porzellan hat ſich auseinandergegeben. (S. weiter unten, wo dieſe Rolle beſprochen wird.)

kenntniß gelangt, daß er ſeine niedrige Abkunft einge-ſieht, ſagt er nach dem Schröderſchen Texte: Jeder-mann weiß, daß mein Vater ein Uhrmacher iſt. Hier ſetzte Iffland ſtatt des Uhrmachers, der ein großer Künſt-ler und dabei ein ſehr angeſehener Mann ſein kann, einen Knopfmacher. Der Tauſch bedarf keines Com-mentars." —

Vielleicht iſt es nicht unſchicklich, aus der Art wie Iffland extemporirte, über das Extemporiren noch eini-ge Bemerkungen abzuziehen. Es würde gewiß ſehr we-nige Kenntniß vom Innern des Schauſpielweſens ver-rathen, wenn man das Extemporiren überhaupt ſchon verwerfen und als einen gefährlichen Mißbrauch ver-ſchreien wollte. Man weiß, zu welcher Vortrefflichkeit es die Italiener in ihren extemporirten Stücken brin-gen können, und was Goethe zum Vortheile dieſer Ue-bung, die für das ſtumme oder halblaute Spiel der Mienen, Geberden, Pauſen ſo großen Gewinn geben, angeführt hat. Es iſt daher auch von jeher ein eifri-ger und oft wiederholter Wunſch aller wahren Theater-freunde geweſen, daß ſich die Schauſpielergeſellſchaften ſelbſt oft zur Aufführung ſolcher extemporirten Stücke vereinigen, und dies zur Schule der wahren Darſtel-lungskunſt machen möchten. *) Dann würde auch das

*) Einen ſolchen Verſuch machten im Jahre 1773 die Ham-burger Schauſpieler unter des großen Schröder Leitung. Die

Extemporiren bei einigen Stellen mit glücklichem Erfolge von Statten gehen, und zum wahren Genusse der Zu-

---

unglückliche verwiesene Königin von Dänemark, Karoline Mathilde, war nach Celle, ihrem Bestimmungsorte, gekommen. Es galt die tiefgekränkte Fürstin zu erheitern, alle Trauerspiele und rührende Stücke durften nicht auf die Bühne gebracht, aber auch nicht alle Gegenstände der Belustigung konnten einem auf strenge Sitte bestehenden Hofe vorgeführt werden. Schröder und seine Rathgeber ließen es an keiner erdenklichen Umsicht fehlen, doch lagen die Gefühle eines gekränkten weiblichen Herzens außer den Grenzen der Berechnung. Im „Scheln betrügt" ergriff die mütterliche Königin der Anblick der Kinder so sehr, daß sie augenblicklich das Schauspiel verließ und an einem rauhen Abende des 12. März Stundenlang im Freien verweilte, ehe sie sich wieder fassen konnte.

Schröder führte die besten Lustspiele vor und ergötzte auf das Höchste durch sein eigenes Spiel. Alles lachte in Celle, nur die Königin nicht. Der Oberhofmarschall hielt sich streng an die Vorschrift, Ihre Majestät zum Lachen zu bringen, und glaubte diese zu erreichen, wenn man Holberg'sche Stücke vorsetze, woran sie gewöhnt sei. Ob irgend etwas, woran sie gewöhnt gewesen, das einzige Versagte ausgenommen, diese Wirkung hervorbringen müsse, daran ließ sich überhaupt zweifeln, und der Schauspiel-Vorsteher hatte noch andere Bedenklichkeiten. Der Strom des wandelbaren Geschmacks rannte damals gegen Holberg. War es gerathen, die Gesellschaft an das Einstudiren solcher Stücke zu schmieden, die nur an einem Orte gegeben werden durften, den sie bald verlassen sollte? — Schröder verbürgte sich bei Ihr Excellenz, er wolle ein Hausmittel hervorsuchen, gegen welches

schauer, da wo das Stück Abänderungen und Verstärkungen erlaubt, vom verständigen Schauspieler in's

---

holberg selbst für ernsthaft gelten könne, und forderte seine Collegen, denen er traute, zu einer Vorstellung aus dem Stegreif auf. Madame Reinecke war von Kindheit an dazu gebildet, Brockmann geübt und Reinecke dreist. Die glückliche Wahl fiel auf den: „Hochgeehrtesten Herrn Vetter." Madame Reinecke gab die Folge der Auftritte an. Reinecke übernahm den Alten, Brockmann den Liebhaber, Madame Reinecke das Kammermädchen, Charlotte Schröder die Liebhaberin, Schröder selbst den Hochgeehrtesten ꝛc. — Den Steinwürfen der Kunstrichter zu entgehen, taufte man das Stück: „Glaub' nicht Alles, was Du siehst, nach dem Spanischen des Calderon" und erregte dadurch die dringende Nachfrage Braunschweigischer Gelehrter, die sich nicht zufrieden geben konnten, daß ihnen ein bewundertes Meisterwerk eines solchen Dichters bisher unbekannt geblieben sei, und sich in scharfsinnigen Muthmaßungen darüber erschöpften.

Das Spiel der ausgelassensten Fopperei erschien; aber die, deren Trauer es für einige Stunden zu verscheuchen bestimmt war, sah es an dem Tage nicht, weil gerade eine entsetzliche Kälte eintrat, welche überhaupt nur wenige Zuschauer nicht abgeschreckt hatte. Desto mehr erwärmten sich die Anwesenden durch ein anhaltendes Gelächter, das größte, welches Schröder erlebt hat. Die Besucher der letzten Plätze übersprangen in der Fröhlichkeit ihres Herzens die Schranken, und Alles drängte sich zu den vordern königlichen Plätzen. Die neuen Stegreifschauspieler wurden gleichfalls angesteckt, und nur die unerschütterliche Reinecke allein behielt Fassung, das Ganze zusammenzuhalten. —

Ganze eingespielt werden können, wenn er sich nur durch vorhergegangene Uebungen hinlängliche Fertigkeit erwerben hätte. Doch dies Alles vorausgesetzt, dürfte die Sache wohl noch manche nothwendige Einschränkungen leiden, die sich vielleicht auf folgende drei Hauptregeln zurückführen lassen:

Nur gewisse Stücke und gewisse Rollen erlauben dem Schauspieler, der sich ganz in seine Rolle hineindenken kann, und selbst Dichter und Erfinder ist, witzige Verbesserungen, Anspielungen und Erweiterungen einzuschieben. Es springt in die Augen, daß in allen den Stücken, wo der Dichter selbst mit großer Sorgfalt zu Werke ging, und das Mehr und Weniger genau abwog, sowie überhaupt in jeder ernsthaften und höher gehaltenen Rolle, jede Ermächtigung

---

Die Vorstellung ward in Gegenwart des Hofes wiederholt, und leistete das ersehnte Wunder. Ein geschmackvoller Freund und Gönner der Bühne, mit den vorzüglichsten Europas bekannt, der Oberstallmeister von dem Busche, war ausdrücklich deswegen von Hannover herübergekommen und bezeugte, er habe ein so rasches Eingreifen des Spiels, ein so lebendiges Ganzes nirgends gefunden, und sei endlich nur durch die Zungengeläufigkeit und Allgegenwart der Reinecke zu dem Zweifel geleitet, ob es möglich wäre, das Alles zu lernen! —

Dies Factum entnahm ich der Meyerschen Schrift über Schröder.

des Schauspielers, dem Dichter seine Einfälle unterzuschieben, ein unverzeihlicher Eingriff in fremde Rechte sein würde.

Zweitens: Der Schauspieler, der im Einzelnen extemporiren und sich Zusätze erlauben will, muß dadurch nie dem Mangel des Memorirens und der Untreue seines Gedächtnisses zu Hülfe kommen wollen. Er muß Alles, was da ist, vortrefflich memorirt haben, um das Seinige mit Erfolg einflechten zu können. Dies ist er sich und seinen Mitunterrednern auf der Bühne schuldig. Man muß den Gegenstand festhalten, dem man festere Umrisse eingraben und seinen eigenen Stempel aufdrücken will. Einer wallenden Nebelfigur läßt sich nichts Gewisses einzeichnen. Und wie sollen die Mitschauspieler bei solchen extemporirten Zusätzen sich forthelfen? Sie können unmöglich Schritt halten, sich vielleicht nicht einmal auf's Stichwort verlassen. Der Souffleur, und wäre er so vollendet, wie ihn uns Goethe in seinem Wilhelm Meister schildert, kann nicht zu Hülfe kommen. Alle Illusion, alles Zusammenspielen geht verloren. Zwar lassen sich Dinge der Art auch wohl schon in voraus in der Probe verabreden; aber dann ist es schon einstudirte Rolle, und der elektrische Schlag des wahrhaft Extemporirten ist durch diese Vorbereitung gelähmt. Auch lassen sich die besten Einfälle nicht in voraus commandiren. Sie kommen erst, wie durch Ein-

gebung, in der Begeisterung des Spiels. Die Art, wie Iffland hier extemporirte, war auch von dieser Seite meisterhaft.

Drittens: Der extemporirende Schauspieler muß auch sein ganzes übriges Spiel so einzurichten und mit der Action so zu accompagniren wissen, daß die Mitunterredner dadurch gehalten und aus aller Verlegenheit gerissen werden. Ein Beispiel aus Ifflands Wallen mag auch diese Regel erläutern. Eine der pikantesten Scenen ist die drohungsvolle Ankündigung an Antoinetten, daß er ihr kurz und gut die Gurgel abschneiden müsse.

Als diese statt des Gebetbuchs, um sich zum Tode vorzubereiten, eine Sackpistole vorzieht, und den Helden beim unvermutheten Anblicke dieses Mordinstruments sichtbares Grausen und Entsetzen überfällt, brachte er durch den lächerlichernsthaften Ausdruck dieses Entsetzens, durch die aus eigenem Mittel hinzugefügten Interjectionen, und besonders durch höchst komisches Zusammenkneifen der Lippen und Anschmatzen mit der Zunge, als wenn er allen Aerger in sich hinabschlucke, die sonst sehr fertig und verständig zuspielende Schauspielerin so sehr aus der Fassung, daß diese durchaus in Lachen ausbrechen mußte, und das Drehende:

„Steck' deinen Degen ein — oder —"
wider die Absicht des Stückes in eine völlige Burleske ausarten ließ. Aber Iffland wußte das Ganze durch sein eben so komisches: „Ja! ja!" so gut einzuspielen und in's Gleis zu bringen, daß der ununterrichtete Zuschauer durchaus glauben mußte, es könne nur so, und nicht anders gespielt werden. —

Uebrigens muß ich aber, um der Wahrheit nicht untreu zu werden, gestehen, daß sich Iffland auch erlaubte — jedoch höchst selten — wenn er bei ganz besonders guter Laune war, absichtlich die Schauspieler zu verwirren und in Verlegenheit zu bringen. Das that er vorzüglich in sogenannten chargirten Rollen, wenn er merkte, daß Mitspieler und Publikum seine gute Laune theilten, wo er sich dann so gehen ließ und die ihm eben gekommenen Einfälle oder Witzworte nicht unterdrücken konnte. Dabei vergaß er aber, oder that es absichtlich, das Schlagwort, wodurch die Mitspieler confus gemacht wurden. Dem Publikum entging dieser Muthwille nicht, es ward durch die Verlegenheit des in der Rede steckengebliebenen Künstlers zum Lachen gereizt; dieser riß wohl selbst im Gefühle der Gunst, in der er beim Publikum stand, einen Witz, und so geschah es, daß ein Doppelspiel, von oben nach unten, und umgekehrt begann. Solche Scenen sah ich ein paar Mal während Iffland's Gastspiele in Leipzig 1804 bis 1806. Vor dem Richterstuhle der Kritik lassen sie sich nun

wohl nicht vertheidigen, und es geschah das auch nur auf der Leipziger Bühne, deren Mitglieder großentheils zu Iffland's Freunden gehörten, die wiederum zu ihrem Publikum als alte Freunde dastanden, die sich viel erlauben durften.

Man mußte Zeuge solcher Auftritte gewesen sein, um sie begreifen zu können, man mußte gesehen haben, wie harmlos und gemüthlich Alles getrieben ward, sie zu entschuldigen. Es sei mir erlaubt, hier ein paar mir noch in der Erinnerung lebender Anekdoten zu gedenken, woraus deutlich werden wird, auf welche Veranlassung solche Neckereien zuweilen herbeigeführt wurden.

An dem Tage, an welchem Iffland den Kaufmann Herb im Amerikaner gab, speiste er mit mehrern Collegen bei einem Kaufmanne in Leipzig zu Mittag. Es war vom Extemporiren die Rede, wie dies zur Unzeit angebracht, oft die Schauspieler verwirre. Dagegen lehnten sich aber Mehrere auf, versichernd, daß ihnen so Etwas nie begegnen könne, und wenn sich selbst Iffland die Mühe geben würde.

„Das müßte mit dem Teufel zugehen!" sagte Iffland launig, „wir werden's heute Abend probiren und dann sehen!"

Der Abend kam, das Haus war gedrängt voll, durch ein paar Gäste, die mit Iffland gespeist, verbrei-

tete sich im Parterre die Nachricht, daß er heute bei ganz besonders guter Laune sei, viel Komisches vorfallen werde u. s. w. — Er trat auf, das Publicum war empfänglicher als je, ein schallendes Gelächter begrüßte seine komische Figur, die auf der Scene sich befindenden Mitspieler stimmten mit ein, jene aber, die bei Tische geprahlt, daß sie nichts irre machen könnte, strafte Iffland dadurch, daß er einen nach dem andern, wie sie eben auftraten, durch irgend ein Wort, eine komische Interjection, die er bei ihrem Auftreten anbrachte, oder auch wohl nur durch einen bloßen Blick, so außer aller Fassung setzte, daß sie, wie sie zu reden begannen, trotz aller sich gegebenen Mühe in ein unbezwingbares Gelächter ausbrachen, worein das Publicum, unter stürmischem Händeklatschen, herzhaft mit einstimmte. — Man muß, wie gesagt, dergleichen Scenen mit angesehen haben, um sie zu begreifen und zu entschuldigen. —

Ein anderes Mal — ich weiß nicht mehr in welchem Stücke — wollte sich ein beliebter Komiker (Bösenberg oder Thering) an Iffland rächen, und ihn reciproce in Verlegenheit bringen. Er extemporirte: „Da stehen wir nun wie ein paar Ochsen am Berge!" und meinte, Iffland dadurch zum Lachen zu bringen. Dieser blieb aber ganz ernsthaft, sah dem Sprecher scharf ins Gesicht, daß er, statt seiner zum Lachen gezwungen ward; hierauf zog Iffland

einen unfern von ihm ſtehenden Stuhl heran, ſetzte ſich darauf, und ſprach mit Salbung:

„Ich ſitze!“

Die draſtiſche Wirkung dieſes Impromtü's aber wird ſich jeder Leſer von nur einiger Imagination leicht ausmalen können! —

IX.

Ueber den Vorwurf: Iffland spare sich auf.

So lächerlich es ist, von geistvollen Menschen den Ausspruch zu hören: „Jean Paul verstehe ich nicht," ebenso lächerlich und absurd ist der: Iffland spare sich auf.

Jenen erwidere ich: gebt Euch nur die Mühe, Euch in Jean Paul's allerdings von andern Schriftstellern sehr abweichenden Periodenbau hineinzulesen und nur durch den ersten Band seiner Schriften — wenn Ihr es doch als eine Arbeit betrachtet wissen wollt — hindurchzuarbeiten, und Ihr werdet die übrigen einundsechzig verstehen, und nicht von ihm bleiben mögen; diesen: schaut nur erst recht hinein in Iffland's Spiel, das ebenso wenig, wie Jean Paul's Diction, auf den ersten Blick zu erfassen ist, weil es ganz abweichend von dem gewöhnlichen Spiele anderer damaliger Künstler war, und Ihr werdet auch ihn begreifen und jenen Vorwurf fallen lassen.

Was meint Ihr guten Leute denn mit den Worten: „Iffland spart sich auf?“ — Ich glaube, Ihr wißt es selbst nicht recht. Ich will Euch auf die Beine und den gesprochenen Unsinn erklären helfen.

Ihr meint und wollt sagen: „Iffland hält bei Darstellung dieser oder jener Rolle einzelne Scenen des Stückes, besonders in den ersten Acten, so schwach, ja, läßt sie beinahe sinken, um im weitern Verlaufe, und zwar nach dem Schlusse zu, durch Hervorhebung anderer Partien, um so kräftiger zu wirken, dadurch zu imponiren und den Beifall der Masse um so gewisser zu erhaschen!“ — Das ist Eure Meinung. Aber wißt Ihr auch, was Ihr damit sagt? — Iffland wäre dann der erbärmlichste aller Komödianten, die kaum so niedriger Kunstgriffe fähig sind, und doch gilt er Euch selbst für den größten Künstler Deutschlands? — Welch ein Widerspruch!

Wer Iffland nicht selbst sah, studire doch nur seine Schriften über Menschendarstellung auf der Bühne, um sich zu überzeugen, wie ungerecht jener Vorwurf, und wie berechnet, wohlerwogen und wahr Alles ist, was er sagt. So war es auch der Fall mit seiner praktischen Durchführung eines Charakters; jede Scene gab er in richtigster Haltung und Abwiegung zum Ganzen, um auf diese Weise ein richtiges Verhältniß und eine harmonische Zusammenstimmung aller Theile, wiederum zum Ganzen, hervorzubringen. Wu

andern Worten: Iffland war nach eigenen, ſich feſtgeſtellten Principien, die nicht ſo leicht, als man glaubt, in die Augen ſpringen, ein ſo vortrefflicher Seelenmaler, daß er durch dies ſcheinbare Sichauffparen ſeinem Bilde eben die ganz richtigen Licht- und Schattenpartien verlieh, und damit ein ſo wunderbares, nur ihm ſo gelingendes Colorit hervorbrachte, was das Bild zu einem klaſſiſchen erhob.

Iffland, der den Vorwurf, welchen man ihm machte, kannte, ward, als ich einſt in Leipzig mit ihm darüber ſprach, ſo ergrimmt, als ich ihn nie ſah. Er nannte ihn „die tölpelhafteſte Kritik," die ihm je vorgekommen, und widerſprach in harten, hier gar nicht wiederzugebenden Worten, dem Unſinne.

Ein ſolcher war es damals in der That, und wäre es noch jetzt, wollte man ihn wiederholen. Deſſenungeachtet aber läugne ich nicht, daß unter gewiſſen Umſtänden das Sichauffparen manchem Schauſpieler nicht nur zu verzeihen, ſondern ſelbſt anzurathen wäre; ſolchen nämlich, deren phyſiſche Conſtitution es verlangt, deren Bruſt ſchwach, oder deren Organ durch fehlerhafte körperliche Conſtruction leicht zur Ermattung, Ueberſchlagung oder Heiſerkeit ſich hinneigt. Solchen wäre dieſe weiſe Ermeſſung und Schonung ihrer Kraft ſogar zum Lobe anzurechnen.

Hätte Devrient z. B. dieſe Kunſt verſtanden, er würde die Niederlage ſeiner phyſiſchen Kräfte nicht ſo

oft — besonders in seinen letzten Jahren — zur Schau getragen, und es verhütet haben, daß nach dem dritten oder vierten Acte die ganze Vorstellung unterbrochen werden mußte, wie ihm das als Franz Moor und Lear mehrmals passirte. Iffland aber bedurfte dessen nie, da sein physisches Vermögen ein stets willfähriger Vollstrecker seines geistigen, künstlerischen Wollens, vom Anfange bis zum Ende des Stückes war.

X.

Iffland über undankbare Rollen und in denselben.

Hierüber spricht selbst unser Künstler in einem seiner Theateralmanache so treffliche Worte, daß es nicht mehr bedarf, als einige Stellen daraus anzuführen. Der ganze Aufsatz ist ein klassischer zu nennen, und von so wichtigem Inhalte für jeden Schauspieler, der darüber Klage führt, mit undankbaren Rollen sich befassen zu müssen, daß er ihn als Katechismus zu täglichem Gebrauche bei sich führen sollte.

Iffland läugnete, daß es überhaupt nur undankbare Rollen gäbe, und er hat vollkommen recht; denn auch die kleinste muß zu einer dankbaren werden in des Geschickten Hand.

Die Klage über undankbare Rollen war und ist fast auf jeder Bühne zu Hause; auf keiner aber wohl weniger, als auf der Weimarer. Dafür sorgte schon

Goethe, der den Schauspielern bei Zeiten bewirk, daß ein Drama als ein Ganzes wirken müsse, und sonach, wenn der Zweck erreicht würde, jeder Einzelne, seine Rolle sei groß oder klein, bei würdiger Ausführung gleichen Antheil an dem Danke der Verständigen in der Versammlung habe.

Daher zeichneten sich aber auch alle Vorstellungen auf dieser Bühne vor Allem dadurch aus, daß ein Streben Aller zum Ganzen zu wirken, sichtbar war, Keiner sich vor dem Andern hervordrängte, Jeder sich gegenseitig unterstützte, und auf diese Weise Harmonie und vollkommenes Gelingen zur Ehre des Dichters sowohl, als zur Freude des Publikums herbeigeführt ward. Dies Streben war in jedem Stücke wahrzunehmen, keiner erschien den Künstlern darin bevorzugter vor dem andern, um im gegenseitigen Zusammenwirken, hier mehr, dort weniger zu thun. Ob die Ehre heute Goethe oder Iffland, morgen Schiller oder Kotzebue galt: die Weimarischen Schauspieler waren darin wahre Republikaner und Kosmopoliten.

Sehr richtig bemerkt Klingemann, daß der Künstler niemals sagen solle: ich spiele heute die oder die Rolle; sondern wir spielen dieses oder jenes Stück, denn er ist nur Theil der Repräsentation und als Repräsentanten wird man ihn nur dann anerkennen, wenn er sich als jener zu fügen versteht.

Wenn überall so gedacht würde, dann wäre es

eine Luſt dramatiſchen Darſtellungen zuzuſchauen; aber ſelbſt die Ausſicht dazu liegt ſehr entfernt, ja, ſcheint immer mehr und mehr zu verſchwinden, je öfter man in unſerer Zeit über undankbare Rollen klagen hört, und dieſe aufführen ſieht.

Undankbar kann man nur eine Rolle nennen, die der Dichter ſo ſehr verfehlte, daß ſie auch durch die Darſtellung des Künſtlers keine Lebensgeiſter erfahren kann. In dieſem Sinne ſind aber ſo viele der beſuchteſten Rollen gerade die undankbarſten. — Doch man höre, wie Iffland in ſeinem längſt vergeſſenen Theateralmanach von 1809 darüber dachte und ſprach. Er ſagt unter Anderm:

„Unter den Schauſpielern iſt es mehrentheils ebenſo herkömmlich, über undankbare Rollen zu klagen, als es gewöhnlich iſt, ſich zu begrüßen.

In der Regel werden darunter alle die Rollen verſtanden, welche die Klageführenden bekommen haben; ſowie unter dankbaren Rollen alle diejenigen gemeint ſind, welche Andere erhalten haben.

Diejenigen, welche in den Schauſpielen der hohen Gattung die Verfolgten, die Leidenden, die Großmüthigen ſind — welche ſchöne hohe Reden ſagen, überall das erſte und letzte Wort haben, außerdem auch mit den Vorzügen der beſſern Kleider begabt ſind, welche im Luſtſpiel am meiſten Witz ausſtreuen, Scherz zu treiben haben, überhaupt am meiſten Gegenſtände der

Belustigung sind — werden ausschließlich — die dankbaren Rollen genannt.

Unstreitig sind sie auch weit mehr so zu benennen, als jene Rollen, welche mit diesen Eigenschaften minder versehen sind.

So wenig es aber den Autoren möglich ist, lauter gleich dankbare Rollen zu schreiben, so wenig ist es den Directionsverwaltungen thunlich, der klagenden Mehrheit das zu verschaffen, was sie dankbare Rollen benennen.

Es verlohnte sich der Mühe, zu untersuchen, wie viele Rollen von den Klageführenden wohl so gegeben werden, daß man sagen könne, sie haben Alles geleistet, was darin zu leisten ist. Alsdann würde das Resultat sich ergeben, daß sie nicht nur viele dankbare Rollen besitzen, sondern daß sie auch mehrere gute Rollen durch Indolenz zu undankbaren gemacht haben.

Die im Besitze der dankbaren Rollen sind, werden von den Uebrigen als Glückskinder betrachtet, und deshalb nicht eben geliebt.

Gleichwohl gehört viel dazu, in diesen dankbaren Rollen neu und gern gesehen zu bleiben. Diese Anstellung, wie jede erste Stelle, zieht den Blick, die Prüfung und das Unbehagen leicht auf sich. Oft liegt es an dem Laßwerden dessen, der mit diesem Vertrauen beehrt ist, oft an der Laune der Zuschauer, daß man ihn matt, einerlei, manirirt und langweilig findet. — Empfängt er

des Erfreulichen heute mehr, als Andere; so muß er dagegen ein andermal des Bittern, des Ungerechten, des Harten mehr als Andere genießen.

Oft hat er keinen wesentlichen Fehler, als den, daß man ihn zu lange gesehen hat und eine Veränderung verlangt.

Zum wahren Heile der Kunst würde es gereichen, wenn die Directionsverwaltungen die dankbaren Rollen dann und wann an die vertheilten, welche sonst die zweiten Rollen geben; und umgekehrt, — wenn sie die zweiten Rollen durch die besetzen wollten, welche sonst die ersten und dankbaren Rollen geben.

In einem Falle würden sich Kräfte entwickeln, die sonst, weil sie nicht gehörig wirksam sind, unerkannt bleiben. Im andern Falle würde man hier und da bemerken, daß, wenn Charaktere, welche zweite — und oft schlechthin undankbare Rollen gescholten werden, eben weil sie zweite Rollen sind — ganz und mit der gehörigen Bestimmtheit und Klarheit gegeben werden — es eigentlich überall fast keine undankbaren Rollen giebt.

Es sollte, manchmal wenigstens, gestattet sein, daß, nach dem Verlangen der Künstler, sie Rollen übernehmen dürften, welche sie gewöhnlich nicht geben.

Die Kunst verlangt unbefangene Uebung, freies Auslaufen zum Ziele, und sie kann nicht gedeihen, wo dieses gehemmt ist.

Allerdings könnte dieſe Wahl, dieſes Verlangen nur denen geſtattet ſein, welche Kunſtberuf überhaupt ſchon erwieſen haben.

Leider pflegt das Publikum ſelbſt der Ausführung einer ſolchen freien Uebung große Hinderniſſe in den Weg zu legen, ohne dieſes zu wollen.

Wie ſehr auch hier und da die, welche in den erſten Fächern ſind, die Ungleichheit der Launen dieſer Gebieterin empfinden müſſen; ſo wird es doch leicht für einen Mangel an Dienſtwillen und für verfehlte Achtung aufgenommen, wenn Jemand, der nicht in der Form dazu eingeführt iſt, den Dienſt der Rolle verſieht, die nun einmal — mit Recht oder durch Mißbrauch — die erſte Stelle genannt wird.

Die minder dankbaren — oder die zweiten Rollen ſind ſehr oft weit ſchwerer zu geben als die erſten.

Die feinen Rückſichten, die von den Schauſpielern in ſolchen Rollen zu nehmen ſind, die Nothwendigkeit unterdrückte Kräfte darzuſtellen — die Art und Weiſe, wie ſie das Sein und Thun der Umgebungen geltend zu machen haben — fordern viel Zartheit, Kenntniß, Sicherheit und Ton der Welt.

Wenn ſie freilich um dieſe Dinge ſich nicht bekümmern — wenn ſie ihre Rede nur zur gehörigen Zeit bis auf das letzte Wort daher ſagen, dann ſind ſie nicht viel mehr als öffentliche Ausrufer und ſetzen ſelbſt ihre Rollen zu undankbaren Verhältniſſen herab.

Wer den Platz, den er einzunehmen hat, ganz erfüllt — nicht mehr ſcheinen will, als das, was er ſein ſoll, ſich nicht vordrängt, Niemand den Weg vertritt — der muß angenehme Wirkung machen — Dank verdienen und empfangen.

Das Hindrängen nach den erſten Stellen — das Verſäumen oder Verwerfen der gehörigen Vorübung — des Stufenganges in der Kunſt — verdirbt die Entwickelung achtbarer Fähigkeiten.

Es geſchieht jetzt mehr als vordem, daß angehende Künſtler Forderungen machen, welche ſie durchaus zu Grunde richten.

Wird jede Rolle, welche nicht eine erſte Stelle einnimmt, als eine undankbare Arbeit aufgenommen und behandelt; ſo kann es nicht fehlen, daß neben den wenigen — oder der einzigen erſten Rolle, die in einem Stücke ſich befindet — die meiſten andern nur recitirt werden. Kommt aber vollends üble Laune hinzu, ſo geſchieht wohl gar noch weniger.

Man muß es den Schauſpielern der ältern Zeit einräumen, daß ſie es ſich nie oder ſelten zu unterfangen pflegten, ihr Mißbehagen an einer Stelle ſichtbar wirken zu laſſen.

War es Gewohnheit — hatten ſie in der That mehr Selbſtkenntniß oder eine verſtändigere Aufführung — ſoviel iſt gewiß, ſie haben es einzuräumen geſchienen, daß nicht Alle an einer Stelle ſtehen können, und

während sie für ihr eigenes Thun Anerkennung verlangten, ließen sie den übrigen zukommen, was ihnen gebührte."

Iffland spricht hier von undankbaren Rollen, rücksichtslos auf die Größe oder Kleinheit derselben; in unserer wortreichen Zeit wird aber vorzüglich die letzte Eigenschaft gemeint, die den Namen zu einer undankbaren Rolle hergiebt. Wird nur recht parlirt und schwadronirt, das genügt heut zu Tage schon, dem Schauspieler wie dem Publikum; kleine Rollen aber, wo dies nicht geschehen kann, sind unbemerkbare, die auch bei der besten Ausführung sich verlören, wie ein Tropfen im Meere — so meint ein nicht geringer Theil unserer Theaterhelden.

Mir fällt dabei, zu Widerlegung dieser Meinung, eine Anekdote ein, die mir Bretzner erzählte, für deren Aechtheit ich daher bürgen kann.

Als in den siebzehnhundertneunziger Jahren Opitz vom Petersburger Theater nach Leipzig kam, wählte er zu seinem Debüt den Ferdinand in Kabale und Liebe, in welcher Rolle Reinecke, der Liebling des Leipziger Publikums, ausgezeichnet war. Er ward gewarnt, kein Wagestück zu begehen und lieber eine andere Rolle zu wählen; jedoch vergebens. Reinecke trat zurück, übernahm aber dagegen die kleine Rolle des Kammerdieners. In den ersten Acten gefiel Opitz und ward nach jedem Auftritte beklatscht. Als jedoch später Reinecke in der

Scene mit der Lady erſchien und ſein „Legt's zu den Uebrigen" geſprochen hatte, erfüllte das Haus ein ſtürmiſcher Applaus, wie ihn Bretzner ſelten gehört haben wollte, die Theilnahme an Opitzens Spiele verſchwand im Verlaufe des Stücks und nach Beendigung deſſelben vergaß man den alten Kammerdiener nicht, der bekanntlich in den letzten Acten die Bühne nicht wieder betritt: man rief ihn jubelnd hervor und Opitz nicht. — Da hatte ſich alſo der Tropfen — es mußte ein Oeltropfen geweſen ſein — über dem Waſſer erhalten. So etwas paſſirt in unſern Tagen nicht mehr. Worin liegt das? am Künſtler oder am Publikum? — Ich glaube an Beiden. Die Stimmung des Publikums und Erkenntlichkeit — ſagt Iffland — iſt ein bedeutender Erwerb.

Aber auch in mündlicher Unterredung äußerte ſich derſelbe auf gleiche Weiſe und fügte einmal Folgendes bitter lächelnd hinzu: „Ich ſelbſt mache mir zuweilen den Spaß und theile mir manchmal eine ſogenannte undankbare Rolle zu, theils zu meiner eigenen Prüfung und Genugthuung, theils — eben weil es mir Spaß macht. Ich habe aber immer mehr Fleiß darauf verwandt, als ich Lohn dafür bekam. Ja — können Sie es wohl glauben — daß mir in der öffentlichen guten Meinung, die man doch darüber hätte faſſen ſollen, ſogar der in der Bibel verſprochene Lohn, von wegen des Erhöhens und Erniedrigens, nicht nur ver-

weigert ward, sondern man dieser meiner Laune — denn nie war es bei der Berliner Bühne Bedürfniß, mich zu untergeordneten Rollen bequemen zu müssen — eine wirklich schlechte Absicht unterstellte? Man sprach von sich überall Geltendmachenwollen, von Sichaufdringen und dergleichen. Da mag ich oft das Beste wollen oder thun: — ohne Kränkung für mich geht's selten ab — das bin ich schon so gewohnt."

Den Fleiß und die Meisterschaft, mit welcher Iffland kleine Rollen spielte, hatte ich selbst Gelegenheit mehrmals zu bewundern. Erinnerlich sind mir z. B. der Richter Don Gusmann Gänsekopf in dem Lustspiele: Figaro's Hochzeit — der Graf Aubespine in Maria Stuart — der Lastträger in dem d'Alayrac'schen Singspiele: Muttertreue — der Greis Narbas in Gotters Merope — der Kaufmann Gorgibus in den Ueberbildeten — der Landmann Bertrand in Schillers Jungfrau u. s. w

XI.

Was hielt Iffland vom Beifalle des Publikums?

Ob der wahre Künstler den Beifall des Publikums berücksichtigen soll oder nicht? Die Antwort darauf wäre so natürlich und leicht, und liegt zugleich selbst so sehr in der Natur der Sache, daß wenig darüber zu sagen wäre, wenn nicht Unverständige und Unbillige noch bis auf heute die Untersuchung der Frage nöthig machten.

Ich hörte so oft die mißliebigsten Urtheile darüber, wenn ausgezeichneter Künstler Spiel abhängig wurde vom lauten, augenblicklichen Beifalle der Zuschauer. Alle diese Leute aber, die ich darüber rechten hörte, waren entweder keine Schauspieler oder solche, welche technische theatralische Ausführung, ihr Wesen und ihre Schwierigkeiten nicht zu beurtheilen verstanden, oder solche, die nicht erwogen oder deren Phantasie nicht so weit reichte, sich genau in die Situation des Künstlers auf der Bühne vor einem Auditorium stehend zu den-

ken, das außer dem vornehmen und gemeinen Pöbel auch die geistig Auserwählten in seiner Mitte hat.

Denkt man sich diese aber in der Versammlung, so ist es klar, daß der Schauspieler, wenn er nicht selbst an sich irre werden soll, nicht ohne Zeichen der Anerkennung bleiben darf, wenn er sie verdient zu haben glaubt und wo nämlich anders der laute Beifall als ein solches Zeichen gilt und eingeführt ist.

Wenn es anerkannt dasteht, daß des Mimen Kunst nur dem gegenwärtigen Augenblicke seine Gaben bringt, so muß dieser auch benutzt werden; späterer, in öffentlichen Blättern gebrachter Beifall ist ein zu später, ein individueller, ein wirklich papierner; er kann, besonders wenn er gehörig motivirt, den Künstler wohl erfreuen und entschädigen, aber der Augenblick der so nothwendigen Erhebung und Erwärmung während seines Spiels ist vorübergegangen, ja hat vielleicht zum Nachtheile desselben auf ihn gewirkt.

Man sage nicht, der wahre Künstler, sei er nur mit sich selbst zufrieden, belohne sich selbst, weil er den schönsten Lohn in seinem Innern fühle. Diese Selbsterkenntniß kann nur da für Belohnung gelten, wo man weiß, daß keine Ebenbürtigen im Saale waren, sie auszusprechen; wo diese aber versammelt und vielleicht in reicher Zahl versammelt sind, da darf der Künstler, hört er nicht auf ein bescheidener zu sein, nicht mit sich selber abrechnen wollen.

Von diesem Grundsatze ging auch Iffland aus, und da er wohl nie vor einem ganz unmündigen Publikum spielte, so darf man es ihm wohl nicht verargen, wenn er den ihm schuldigen öffentlichen Tribut in Anspruch nahm, ja forderte!

Klingemann sagt ganz wahr:

„Schauspielhäuser, in denen kein Beifall erschallt, scheinen dem Künstler ausgestorben, und er wähnt die darin sitzenden Personen seien entweder in Schlaf versunken oder versteinert, seine Darstellung selbst fängt Anfangs an zu schwanken, da ihn der Zweifel ergreift, ob sie richtig oder unrichtig sei, dann aber wird sie kalt und immer kälter, der Funke des Enthusiasmus verglimmt, und das Schweigen führt die Kunst zuletzt zu der Unterwelt und den stummen Larven hinab, wenn anders der feurige Künstler nicht früher den kalten Armen eines solchen Publikums zu entfliehen suchte.“

Iffland selbst sprach Aehnliches in seinem Buche „Meine theatralische Laufbahn“ aus, wenn er, bei Gelegenheit als die französischen Emigranten in Mannheim angekommen waren, niederschrieb:

„Der lebhafte Charakter der Franzosen ward bald im Schauspielhause sehr merklich. Die Schnelligkeit, womit sie in eine Lage sich versetzen, das Interesse, womit sie dieselbe lebhafter als die Deutschen ergreifen und umfassen, äußerte sich auf das Kräftigste. Ein erhöhter Grad Wärme theilte unwillkürlich dem übri-

gen Publikum sich mit, erleichterte alles Thun der Künstler, entwickelte schneller den Keim in jedem Anfänger, erhob viele Vorstellungen zu einer Lebendigkeit, warf ein Feuer in dieselben, daß, sich unbewußt, die Schauspieler auf eine Höhe gelangten, dahin sie ohne dieses Treiben des Publikums schwerlich gekommen sein würden."

Aber nicht der laute Beifall allein galt Iffland, besonders in spätern Jahren, als der einzig willkommene und entscheidende. Es giebt Stücke, worin dieser sogar als zweideutig erscheinen würde; in solchen muß dem wahren Künstler auch jener Beifall genügen, der sich durch aufmerksames, gespanntes Zuhören, durch Todtenstille im Hause ausspricht. Einen solchen errang Iffland oftmals und er genügte ihm vollkommen, störte aber auch sein Spiel, ja, brachte ihn aus aller Fassung, wo er ihn erwartete und nicht fand.

Bei unsers Künstlers Gastrollenspiel in Leipzig hatte ich Gelegenheit, dies deutlich wahrzunehmen. Er gab in seinen Hagestolzen den Hofrath Reinhold. Während der letzten zwei Acte ward er durch die Unruhe im Parterre — das Haus war sehr gefüllt, und dieser Platz damals noch ohne Sitze — überaus gestört, so zwar, daß er öfters ganz stille schwieg und mißbilligend auf den lärmvollen Tummelplatz herabblickte. — Der lauteste Beifall nach Endigung des Stücks vermochte ihn ebenso wenig zu versöhnen, als

ein allgemeines, von allen Seiten kommendes Hervorrufen. Er erſchien nicht, ja, als man Tags darauf als Abbé de l'Epée ihn wieder rief, konnte er es nicht über ſich gewinnen, um nicht an den geſtrigen Abend zu erinnern und für die Ruhe und Stille zu danken, die am heutigen Abende ſo belohnend auf ſein Spiel gewirkt.

XII.

Iffland's poetischer Glaube.

„Schüttet das Kind nicht mit dem Bade aus!" muß ich abermals Denen zurufen, die sich bestrebten die Meinung zu verbreiten: Iffland sei alle Poesie fremd, er sei abgesagter Feind davon, er habe eine wahre Idiosynkrasie dagegen u. s. w.

Etwas Wahres ist an der Sache, doch nur Etwas, und untersucht man den Grund, so findet man auf dem Boden desselben einen Stein, an dem er sich zwar zuweilen stieß, aber nie so verwundete, um am weitern Vorschreiten verhindert zu werden.

Aechte Poesie anzuerkennen und ihre Werke zu fördern, war Iffland's eifriges Bestreben; nur mußten es wirkliche Dichterwerke nach *seinen* Begriffen sein, die eine blos dichterische Form, die schönste rhetorische Diction, nicht gelten ließen, wenn in ihnen nicht der Geist eines wahren, innern Seelenlebens herrschte, der

jedoch ebenso darstellbar, als wirkend auf der Bühne, sein mußte.

Tragödien, die kein Verdienst als rhetorischen Pomp, schöne wohlklingende Verse in sich trugen, sprachen ihn nicht an, ja er haßte sie und hinderte, wo er es vermochte, ihre Aufführung, was er selbst in mündlicher Unterhaltung gestand. Bei solcher Gelegenheit äußerte er sich entschuldigend: „Wie er in neuerer Zeit mit metrischen Dichterwerken, die man für die öffentliche Darstellung ihm zusende, überfluthet werde und nach seinen Grundsätzen, die sich zum Theil auch auf pecuniäre Berechnungen stützten, nicht zur Aufführung bringen könne."

Mit andern Worten: Von Tragödien, und wären sie auch von hohem poetischem Werthe gewesen, war keine oder wenig Handlung darin, versprach er sich, ihrem Eindrucke nach auf das Publikum nichts, er machte nur selten eine Ausnahme und brachte sie zur Aufführung, und nur gewöhnlich dann geschah es, wenn irgend eine politische Rücksicht ihn dazu bestimmte.

Ueberhaupt ein metrisches Stück in Scene zu setzen, dünkte ihm eine herkulische Arbeit, besonders in der ersten Zeit seines Directoriums, schwer und nur dann ging er daran, wenn das Gelingen der Vorstellung und die beifällige Aufnahme des Publikums ihm schon vor Augen schwebte, worin er einen besondern Tact hatte.

Iffland hatte auch hierin so unrecht nicht. Man versetze sich in die damalige Zeit, man erwäge, welche tiefe Wurzeln das bürgerliche Drama, die Familienstücke, beim Bühnenpublikum gefaßt hatten, wie die metrische Sprache den Schauspielern dieser Periode noch fast ganz fremd war, wie der größte Theil derselben nur mittelmäßige, dem gemeinsten Prosaismus ergebene Subjecte, und dennoch im Besitze bedeutender Rollen waren, die ihnen eine Anwartschaft auch auf solche im Metrischen gaben. Ich habe mich zu meinem Erstaunen, vorzüglich in den Jahren 1804 und 5, davon überzeugt. Nun denke man sich, wie schwer der umsichtigen Directionsverwaltung die Einstudirung solcher Stücke werden mußte. Auch darüber hatte ich Gelegenheit Iffland's Klagen und Entschuldigungen zu vernehmen.

Aber sagt man: „Er war überhaupt kein Freund der Poesie, er konnte selbst keine Verse vortragen, er wollte sie wie in Prosa gesprochen wissen, ihn interessirte nur einseitig das bürgerliche Charaktergemälde und er hielt das höhere Ideal für ein Luft- und Nebelbild, und alles Rhythmische überhaupt für Beeinträchtigung der Wahrheit." — Ich erwiedere darauf:

Es ist unwahr, daß Iffland kein Freund der Poesie gewesen; er liebte sie in unsern ausgezeichneten Dichtern. Der Name Schiller galt ihm über Alles, er konnte die Beendigung eines Stückes desselben, wenn

er es unter seiner Feder wußte, kaum erwarten. Wie sehr er nach der Ehre der ersten Darstellung auf seiner Bühne strebte, beweisen die dringlichen Briefe, die er an Schiller deßfalls schrieb. Er verwendete auf ihre Aufführung die größte Sorgfalt, an äußerem Glanze ließ er es hier vorzüglich nie fehlen — man denke nur an die Ausstattung der Jungfrau von Orleans und des Tell. Er selbst übernahm mit Freude Rollen darin, wie Wallenstein, Tell u. s. w. Er sprach — was gewiß den größten Beweis gegen den ihm gemachten Vorwurf liefert — den ersten Chorführer in der Braut von Messina und zwar musterhaft. Nächst Graff in Weimar hörte ich ihn nie besser.

Iffland schätzte Goethen als lyrischen wie dramatischen Dichter gleich hoch; nur war er der Meinung, daß seine Tragödien wirkungsloser als die Schiller'schen seien, worin er auch nicht unrecht hatte. Dessenungeachtet brachte er aus freiem Antriebe — wie viele Theater Deutschlands thaten das, außer dem Weimarer? — die Iphigenia auf die Bühne, worin er den Thoas übernahm, sogar die natürliche Tochter, in der er den Herzog spielte.

Wie feuerte er Werner an, für die Bühne zu schreiben, mit welchem Enthusiasmus studirte er die Söhne des Thals ein, welche Freude machte ihm seine eigene Leistung des Großmeisters!

Regulus von Collin gehörte zu seinen Lieblings-

rollen, wie sie denn auch eine seiner vorzüglichsten war; ebenso der Sulpitius im Coriolan. Er brachte die Rodogüne, die Andromache, den Julius Cäsar, nach der Schlegelschen Uebersetzung, und ohne Auslassung auf die Bühne und übernahm darin den Brutus. Er konnte sich nie entschließen, den von Vogel für einen Abend berechneten und zusammengezogenen Wallenstein, trotz mancher Aufforderung, in dieser verunglückten Gestalt in Scene zu setzen, und große Klagen führte er 1804 darüber in Leipzig (wo leider dies zerfetzte Stück Platz gegriffen hatte), den Wallenstein auf diese Weise zum ersten Male geben zu müssen.

Ich glaube diese Beispiele genügen, um Iffland eines so ungerechten Vorwurfs zu entheben.

Aber er konnte keine Verse vortragen, sagen ferner seine Gegner, und doch strafen so viele seiner Leistungen sie Lügen. Man denke an sämmtliche, so eben genannte Rollen, vorzüglich an Wallenstein, Tell, Regulus und den Chorführer in Schiller's Braut von Messina. — Das Wahre an der Sache aber ist Folgendes:

Iffland's Streben beim Sprechen metrischer Rollen ging vorzüglich dahin, den Gedanken des Dichters lebendig hervorzuheben, weil er nicht selten diesen Gedanken in der rhythmischen Construction verborgener glaubte, als es wirklich der Fall war. Er hatte

die gute Meinung dadurch dem Verſtändniſſe der Zuſchauer zu Hülfe zu kommen, und überlud dadurch zuweilen ſowohl in der Betonung der Worte, als in den kürzern und längern Pauſen, die er zur vermeintlichen Verdeutlichung ſolcher Stellen für nothwendig erachtete. — Iffland fühlte — wie ſich das von ſelbſt verſteht — die Worte des Dichters nur zu richtig, traute aber der Verſammlung denſelben Tact nicht zu, und daher kam es, daß öfters eine abſichtsloſe Outrirung dieſer oder jener reflectirenden Stelle, dieſes oder jenes einzelnen Verſes ſtatt hatte. Nur ein Beiſpiel mag dies deutlicher machen.

Nachſtehende Worte im Wallenſtein, von deren Gewichte und Bedeutung Iffland tief ergriffen war, ſprach er — in der irrigen Vorausſetzung, daß dem Zuſchauer außerdem die Schönheit des Verſes nach Inhalt und Form entginge — mit ſolcher Hervorhebung, ſolchem gedehnten Pathos und mit gen Himmel gezückten Augen, daß der große Künſtler hier faſt an Carricatur anſtreifte, ungefähr ſo:

„Ich denke — einen — langen — langen — Schlaf — zu thun —
Denn — dieſer — letzten — Tage — Qual — war groß!“

Die nachfolgende Zeile darauf ſprach er aber auf ganz entgegengeſetzte Weiſe, in ſchnellem, faſt hüpfendem Tone:

„Sorgt — daß sie nicht zu zeitig mich erwecken!“

um die intendirte Wirkung hervorzubringen, was ihm auch vollkommen gelang. — Das war nun allerdings eine Schwachheit Iffland's, die nachfolgende Künstler sogar ihrer Wirkung wegen nachzuahmen sich nicht scheuten, namentlich Eßlair.

Einen andern Mißgriff beging er zuweilen dadurch, daß er die Scansion der Verse, nach einer willkürlichen, ihm beliebigen Lesart, hören und nicht hören ließ, wie ihm dies eben wieder zur Verdeutlichung einer Stelle gutdünkte. Besonders das Herüberschleifen der Endsylben einer vorangegangenen Zeile in die andere, und diese in eine dritte u. s. w. liebte er bei solcher Voraussetzung. Z. B. die Worte in nachfolgender dreizeiligen Stelle spricht er schnell hintereinander, wodurch sie dem Ohre für eine gilt:

„Der arme Mensch, er hat im Kärnthnerland ein kleines
Gut und sorgt, sie nehmens
ihm, weil er bei mir ist!“

Ja — um nichts zu verschweigen! — Iffland erlaubte sich sogar, wo er eine Verbesserung für nöthig hielt, Hinzufügungen ganzer Wörter in metrischer Rede, ohne den Vers zu verändern. Er fügte, ohne daß ihn das sonderlich kümmerte (das that aber auch Fleck) einen ganzen Versfuß in einer Zeile hinzu, ohne durch Hinwegnehmung eines andern, oder sonstiges Arrange-

ment mit den Vor- oder Nachverſen, ein Gleichgewicht herzuſtellen. So wiederholte er, wie der Leſer oben bemerkt haben wird, in dem Verſe:

„Ich denke einen langen Schlaf zu thun!"

Das Wort „langen"; ſo ſetzte er in dem zweiten Verſe der Stelle:

„Hätt' ich vorher gewußt, was nun geſchehn,
Daß es den liebſten Freund mir würde koſten!"

ebenfalls einen ganzen Fuß hinzu, indem er ſprach:

„Daß es den liebſten Jugendfreund mir würde koſten!"

Er ging dabei von der Idee aus: das thue nichts, das höre man nicht, ſei ganz am ſchicklichen Platze, wenn dadurch der Vers nur an Bedeutſamkeit gewönne. — Darüber durfte man ihn nicht zweimal zur Rede ſetzen, und auch das war allerdings eine zweite große Schwachheit.

Es bleibt mir noch übrig, dem dritten Vorwurfe kurz zu begegnen. Es intereſſirte ihn, ohne Widerrede, das bürgerliche Charaktergemälde vorzugsweiſe; allein behauptet darf werden, daß er auch der höhern Tragödie, dem Kothurne, nie die ſchuldige Berückſichtigung und Achtung verſagte, wenn würdige Geſtalten auf demſelben daherſchritten. Er bewies dies namentlich vorzüglich in der Darſtellung des Regulus und als Oberführer. Sein poetiſcher Glaube aber war und blieb im Allgemeinen nun einmal der:

„Die Geſetze der Natur ſind die höchſten, und allen andern vorangehend; es iſt Pflicht des Künſtlers, ſie überall geltend zu machen, und die Natur als Höchſtes ſtets vorherrſchen zu laſſen; denn: — die höchſte Kunſt wird nur in dem Künſtler und durch den Künſtler zur lebendigſten Natur.“

Auch Eßlair theilte, ſelbſt in ſeinen Heldenrollen, daſſelbe Princip, übte es jedoch immer in höherer Potenz aus, und ſteht daher, in dieſer Beziehung über Iffland, wie überdies ſchon durch ſeine impoſante Geſtalt, ſein Organ und eine regere Erfaſſung und Handhabung rhythmiſcher Sprache.

Die höhere Muſik des Verſes, um ihn im vollſten Wohlklange vorzutragen, ging Iffland ab, daher ihm die Recitirung der Verſe in ſolcher Bedeutung weit untergeordneter erſchien, als ungekünſtelte Naturwahrheit, der er mit allem Aufwande phyſiſcher und pſychiſcher Kräfte ſein Lebelang auf künſtleriſchem Wege nachſtrebte.

XIII.

Die Iffland'sche Schule und ihre ächten und falschen Jünger.

Man erzeigt Iffland zu viel Ehre, wenn man eine Schule nach ihm allein benennt. Man sollte sie richtiger und bezeichnender die Eckhof-Schröder-Iffland'sche nennen, deren jüngster Meister er war.

Diese Schule aber war und ist eine ganz vortreffliche und in Bezug auf Menschendarstellung im Allgemeinen, sowie insonderheit auf das bürgerliche Drama und Lustspiel, eine für alle Zeiten geltende und nachzustrebende.

Worin aber besteht nun der Geist und das Wesen dieser Schule?

Iffland als jüngster Repräsentant derselben hat sowohl durch seine aufgestellten Theorien, als durch seine praktischen Darstellungen, seinem Zeitalter einen Spiegel vorgehalten, in welchem man die Frage auf das

Erschöpfendste gelöst erblickt. Das Skelett aller seiner Leistungen an das Kreuz zu schlagen, kann mir nicht einfallen, weil nicht das damit bewiesen werden kann, was bewiesen werden müßte. Wer sich aus meinen fragmentarischen Andeutungen das Bild seiner Schule mit Hülfe der Phantasie nicht herauszuconstruiren versteht, dem wird nimmermehr der lebendige Leib dieser Schule erscheinen.

Nur noch summarisch mögen einige supplirende Fingerzeige hier Platz finden, um anzudeuten, wie Iffland's Spiel von dem seiner Zeitgenossen sich wesentlich unterschied, und wie ihm sonach, nächst Eckhof und Schröder, eine neue Kunstschule gegründet und befestigt zu haben, zugestanden werden muß.

1) Iffland's Mimik vor Allem war eine neue, selbstgeschaffene, von der anderer Künstler sich auszeichnende, indem er gerade durch ihre Einfachheit und sparsame Anwendung die höchste Wirkung hervorzubringen wußte. Sein Auge war dabei der vorzüglichste Hebel und der treueste Spiegel seiner Seele.

2) Im feinen Anstande, musterhafter Haltung und Bewegung des ganzen Körpers, sowie in der Kunst, die Schönheit aus der Ruhe hervortreten zu lassen — dieses ewige Princip der Alten in ihren plastischen Gebilden, das fortbestehen wird und muß, so lange von ächter Kunst die Rede ist — kam ihm Keiner, selbst Eckhof und Schröder nicht, gleich, wenn anders

wir den Zeugniſſen achtbarer damaliger Kritiker nicht widerſprechen wollen.

3) Keinem gelang es wie Iffland, mit ſeinem erſten Auftreten, ohne nur ein Wort geſprochen zu haben, den Zuſchauer ſogleich in den Stand zu ſetzen, um beurtheilen zu können, wer vor ihm ſtehe, und mit wem er es zu thun habe. Die Maske des Geſichts, Kleidung, Stellung, Gang, waren ſtets richtige paſſende Schlüſſel zu augenblicklicher Erſchließung des vor ſich habenden Charakters.

4) Seine Geberdenſprache in höchſter Kunſtvollendung überflügelte oft das geſprochene Wort, und ſtumm geboren, wäre Iffland durch dieſe ſeine körperliche Beredtſamkeit ſchon ein großer Künſtler geworden; denn die leiſeſten Krümmungen ſeiner Finger ſelbſt, ſagten Etwas, ſie ſprachen und declamirten.

5) In der Bildung, Zeichnung und Darſtellung des Sentimentalen, Gemüthlichen, Komiſchen, beſonders der komiſchen Grandezza, war Iffland gleich groß, und die Art und Weiſe, wie dies dargeboten ward, die Kunſt das Ernſte und Feierliche mit dem Scherze zu verbinden, dem komiſchen Ernſte, wie der ernſten Komik, die beſtimmteſten Accente, die treffendſte Färbung zu verleihen, war eine genial-ſchöpferiſche, ihm nur allein angehörige.

Dieſem meinem Glaubensbekenntniſſe über den un-

vergleichlichen Künstler sei mir erlaubt, noch ein fremdes, aber bewährtes hinzuzufügen, nämlich Wendt's*) treffliche Worte über ihn, die er 1806 während dessen Gastrollenspieles in Leipzig, in der Zeitung für die elegante Welt, niederlegte, die in kurzen Umrissen ein möglichst getreues Bild von Iffland's Wollen und Wirken, somit auch das seiner dadurch gegründeten Schule geben.

„Man sehe Iffland, d. h. in ernsten und tragischen Darstellungen. Mit welcher Ruhe und Leichtigkeit dringt er bis in die Tiefe, und wie ebenso leicht hebt er sich aus ihr wieder hervor, so daß er oft nur auf der Oberfläche zu spielen scheint! Wie sparsam ist seine Mimik, aber wie festgehalten und ruhig jede Bewegung im Entstehen und Vergehen, wie beredt selbst in seinem lieblichen Schweigen sein großes offenes Auge! Wie so gar nicht geschwätzig ist es, und wie sicher trifft es eben darum! Ebenso, wie ruhig gleitet seine Stimme meistens dahin; aber wie hallt sie auch, gleichsam verweilend, durch die Hauptmomente hindurch! Wie gediegen strömt sie wieder, oder stürzt in gebrochenen Wellen einher; wie lieblich bricht und stirbt sie hin in sanfter Rührung! Fassen wir dies Alles zusammen, mit dem anspruchlosen, einfachen Anstande, der Würde der Erschei

*) Als Professor der Aesthetik in Göttingen leider vor Kurzem gestorben.

nung, die ſich keine Nachläſſigkeit verzeiht, wie es nun in ein herrliches Zugleich zuſammenfließt, ohne Anſtrengung, ohne Manier, ohne Carricatur zu werden, und ſo ſeine Darſtellungen plaſtiſch und muſikaliſch — ruhig und bewegt — macht; ſo iſt für unſern Zweck genug geſagt. Denn nicht eine Einzelnheit wollten wir herausheben, ſondern das ganze Leben ſeiner Darſtellungen zu erfaſſen wollten wir veranlaſſen.

Dagegen ſehe man nun Iffland als Komiker. Dieſe originelle, unerſchöpfliche Laune, dieſer behende Witz nicht blos der Worte, ſondern auch der Handlungen, womit er ſich oft über die vorgeſchriebene Plattheit frei und ſpielend erhebt, dieſe verſchwenderiſche Fülle und Bildlichkeit der Bewegungen, dieſes Abſpringen und Abbrechen in Rede und Geberde, welches ſo herrlich ſpannt und ſo angenehm täuſcht, dieſe Lieblichkeit und Anmuth, die ſich nun über Alles ergießt, dieſer Ernſt, der ſeiner ſelbſt zu ſpotten ſcheint — wie lehrreich und wie tief in der Natur des Komiſchen gegründet! — Man glaubt oft Iffland's Verdienſt zu ſchmälern, wenn man bemerkt, dieß Alles werde ihm ſo gleichſam unter der Hand bewußtlos. Man bedenkt aber nicht, wie ehr man ihn eben dadurch ehrt, indem ja eben dieſe Bewußtloſigkeit dem wahren Genie nur eigen iſt, da das Bewußtſein der gewöhnlichen Kunſtliebhaber nur

ein Rechnen mit Begriffen, nicht aber ein Spiel mit Ideen ist."

Freue sich denn Deutschland, auch in dieser Sphäre den Einzigen und Ersten seiner Zeit erzeugt zu haben!"

Wer nun von den neuern Künstlern mit den geistigen Vorzügen des Meisters ausgerüstet ist, und sie so geschickt wie er, praktisch anzuwenden versteht, der tritt in seine Fußstapfen, geht den Weg der Iffländschen Schule und wird sein ächter Jünger.

Wem aber die intellectuellen Kräfte fehlen, wer nicht Genie genug besitzt, sein eigenes Individuum mit dem fremden zu vermischen, in Einklang zu bringen, ja nach Umständen wohl gänzlich untergehen zu lassen — wer ein gemeiner trockener Copirer ist, ist ein falscher Jünger, sein Spiel wird zur Manier werden.

Dafür kann aber der große Meister nichts, der selbst frei von jeder Manier war, obwohl Einfalt und Unverstand sie ihm andichten wollten. Es ist albern, das was auf Rechnung der ungeschickten Schüler gehört, dem Lehrer unterschieben zu wollen; ebenso albern, als wenn man im Gebiete der Wissenschaft, z. B. der Medicin, dem Schöpfer einer neuen Lehre dadurch, weil diese von ungenialen Zöglingen mißverstanden, oder in der Praxis übel angewandt wurde, seine Verdienste um die Wissenschaft schmälern wollte.

Traurig genug ist aber die Erfahrung: je höher der Gründer irgend eines Systems steht, desto mehr ist er der Gefahr ausgesetzt, mißverstanden zu werden, desto schwieriger ist es, seinen Schritten zu folgen und desto weiter steht das Verhältniß der ächten Jünger zu den falschen von einander. Ein Dutzend Schufte gegen einen ehrlichen Mann! —

Um ein Beispiel aus neuerer Zeit anzuführen, nenne ich den verehrungswürdigen Marcus. — „Was für ein Unglück hat der Mann durch seine antiphlogistische Methode angerichtet!“ schreit man. Es ist dies nicht ohne Grund; — bleibt aber deswegen Marcus ein weniger großer Arzt? Hufeland mag das Gesagte durch seine Worte über ihn rechtfertigen:

„Das medicinische Firmament hat einen schönen Stern verloren; zwar keinen Planeten, aber einen recht hellstrahlenden Kometen. Führte er auch zuweilen den Wanderer irre, so hat er doch herrlich geleuchtet, viel Licht verbreitet und Licht entzündet u. s. w. — — — Es hat wohl wenig Menschen gegeben, die so wunderbare Sprünge in ihren Ansichten gemacht haben, wie er, und dennoch blieb er immer ein trefflicher Arzt. Ein neuer Beweis, daß die wahre Kunst und die Speculation zweierlei sind, und daß der wahre Künstler mit jedem Sy-

ſtem gut handeln kann, ſo wie der ächte Virtuoſe mit jedem Inſtrumente gut ſpielt."

Dieſe Worte auf Iffland angewandt, der übrigens mit ſeinen künſtleriſchen Anſichten nie wechſelte, ſtellen Ihn, wie ſeine Schule in das hellſte Licht! —

XIV.

Iffland im Molière'schen Geizigen.

Ich stelle diese Rolle als das Non plus ultra aller von Iffland gespielten voran, und betrachte sie als die größte von ihm gelöste Kunstaufgabe, da er in keiner andern mit seinem Körper in so großem Widerspruche stand, wie in dieser.

Dies wohl selbst fühlend, und da sein Embonpoint sich durch kein Hülfsmittel vertilgen ließ, schien er, gleichsam der Natur zum Trotze und im Einklange mit den ihm zum Geizigen versagten Naturgaben zu bleiben, absichtlich noch alle mögliche heterogene Aeußerlichkeiten hervorzusuchen, die die Darstellung des Charakters nur irgend erschweren können, um so, auf ganz entgegengesetzte Weise von andern Schauspielern, eine Kunstgestalt lediglich durch innere Mittel zu schaffen, und so sein gewaltiges Kunstgenie als Sieger über die Natur triumphiren zu lassen.

Viele werden dies lächerlichen Eigenſinn, Oſtentation, oder wie ſonſt nennen; — auch ich bin nicht geneigt, dieſe abſichtliche Wegwerfung aller gegebenen äußerlichen Hülfsmittel und dieſe Hervorſuchung die Darſtellung nur erſchwerender Dinge ganz zu vertheidigen, darf aber dieſen „Iffland'ſchen Tik" auch nicht verdammen, da es nur in dieſer Rolle geſchah und der Meiſter über die ſich muthwillig in den Weg gelegten Schwierigkeiten einen Sieg erfocht, wie die Annalen der Bühnenkunſt ihn ſchwerlich zum zweiten Male aufzuweiſen haben.

Während Schröder, Ochſenheimer, Devrient und Lee, die Matadore in der Darſtellung des Molièreſchen Geizigen, alle die ihnen von der Natur verliehenen Gaben als willkommene Geſchenke benutzten, und ihre hagern Geſtalten ihnen die trefflichſten Dienſte leiſteten, gebrauchte nebenbei noch, Einer wie der Andere, alle jene noch ſonſt gegebenen Mittel und Attribute, unter welchen wir uns das Bild eines Geizigen zu denken gewohnt ſind, als da ſind: ärmliche Kleidung, wo möglich verſchoſſene oder geflickte, knapp anliegende, zu kurze, dunkle Farben, des Schmutzes wegen; dann ſchwarzes, kleines, kaum zu ſchürzendes Halstuch, eben ſolch kleines, bis zur Carricatur gewähltes Taſchentuch, kleiner, abgeſchabter, vergriffener, in's Röthliche ſpielender Hut, ſchwarze, ungepuderte Perrücke, künſtlich verlängerte Finger u. ſ. w.

Alle dieſe Attribute und Kunſtſtückchen verwarf Iffland. Sein Kammerrath Fegeſack erſcheint im ſchwarzen Fracke von feinſtem Tuche, in weißſeidener, mit Blumen zierlich geſtickter Weſte, ſchwarzen Beinkleidern, im vollkommenſten Ebenmaße zum Körper, weißſeidenen, reinlichen Strümpfen und ſilbernen Schnallen an Beinkleidern und Schuhen. Das Halstuch iſt von weißem Mouſſelin, Buſenſtreif und Manſchetten von Spitzen. Beim Herausziehen des Taſchentuchs — hier präſentirt ſich vorzüglich der erwähnte „Tik“ — erblickt man ein ganz ungewöhnlich großes, ſelbſt das Maaß der größten überſchreitend, von weißem, feinſtem Zeuge und völlig ungebraucht. Und doch verkündet das erſte Auftreten des zierlich gekleideten alten Mannes ſogleich den Geizigen, wie er leibt und lebt. Man hat die Kleidung wahrgenommen und vergeſſen, und der Blick des Zuſchauers bleibt fort und fort geheftet auf das aſchfarbige Geſicht mit den ſtechenden Luchsaugen, der feinen Spürnaſe, dem zuſammengekniffenen, Argwohn verrathenden Munde, dem ſpitzigen, fragenden Kinne, auf die ſtets beredten Hände und Finger, ohne jede Zuthat, und nur mit dem vom Dichter vorgeſchriebenen großen Brillantringe geziert. Die weißgepuderte phyſiognomiereiche Perrücke, deren jezuweiliges Hin- und Herſchieben oder unwillkürlich ſcheinendes Verrücken giebt dem Bilde das eigenthümlichſte Leben.

Und nun Iffland's Spiel? — Wer dachte an ein

solches! Ohne die geringste Outrirung stand das gequälte Leben eines Geizhalses vor uns da, wir fühlten mit ihm seine Qualen, seine Sorgen, und nur in der Reflexion auf das Naturwidrige des Geizes und in Bezug auf unsere eigenen, dieser Leidenschaft widerstrebenden und entfremdeten Zustände kam uns bald tröstendes Mitleiden, bald erheiterndes Belachen zu Hülfe, wie eben der Künstler in dieser oder jener Situation es wollte und beliebte auf uns zu wirken.

Wenn Iffland des Bedienten Pfeil Taschen untersucht, befühlt und ausruft:

„Daß sich's der Himmel erbarme, was das große Säcke sind! zu wahren Räuberhöhlen und Schlupfwinkeln gemacht. Die Polizei sollte sich drein legen und solche Weltallstaschen verbieten!"

wer, und wäre er der ärgste Misanthrop gewesen, konnte dabei das schallendste Gelächter unterdrücken. Ebenso wenig bei den Worten:

„Du hast wohl gar schon was eingesteckt?"

wo der Hals aus seinem Tuche mächtig hervortritt, sein spitzes Kinn das des Bedienten gleichsam fragend berührt, während die durchbohrenden Augen sein Geständniß fordern, die Finger der rechten Hand sich convulsivisch krümmen, das Gestohlene wo möglich sogleich wieder in Empfang zu nehmen, indeß die linke

Hand in dieser Zuversicht ebenso nach ihrer Rocktasche fährt, das Errettete darin zu verbergen.

Iffland's Mimik und Gesticulation zu den gesprochenen Worten war vielleicht in keiner seiner Darstellungen so sinnig überlegt und bezeichnend, als in der des Harpagon, worin er selbst nicht widersprach und versicherte, daß diese Rolle ein fortgesetztes Studium von ein paar Jahrzehenden gewesen sei.

Es würde zu weit führen, alle brillanten Stellen aus seiner unübertrefflichen Leistung zu bezeichnen; nur noch mit einigen sei es mir erlaubt.

Aus der 6sten Scene des 1sten Actes werden mir zwei Momente stets unvergeßlich bleiben, wo Fegefack seinem Mündel Heirathsvorschläge macht. Bei den Worten:

„Was meinst Du zu Herrn Anselmo? — ein reicher Indienfahrer! — Der ist ein ganzer Mann! —"

werden beide Westentaschen behaglich hin und hergewiegt, während er mit einem Schaafsgesicht sie gutmüthig anblickt, Antwort erwartend, und bald auf die gemachte Einwendung des Mündels ruhig fortfährt:

„Herr Anselmo ist kein Mensch, er ist ein Edelmann!"

bis zu den Schlußworten des Auftritts:

„Ja, wenn er einmal stirbt, und Du Dei-

nem armen Oheim dann das Rittergü-
chen —"

wo er mit gefalteten Händen und kläglichster Geberd
gebückt vor Elisa hintritt, — alles das muß man ge
sehen haben, und kann nie beschrieben werden! —

Die Zschokke'sche Bearbeitung des Moliere hat zwar in mancher Hinsicht ihre Verdienste, doch bleibt sie weit hinter dem Original zurück, was vorzüglich im oft gänz lich mißlungenen Wortausdruck geschieht, der da, wo er drastisch wirken soll, aller komischen Kraft entbehrt, un nicht selten hölzern und lahm erscheint. — Iffland fühl das wohl, und gestaltete für sich die Worte gänzlich um, wie sie ihm eben am mundrechtesten dünkten. Ein Menge selbsterfundener Bonmots legte er überdies no hinein, so daß sein Geiziger fast als eine neue Schö pfung zu betrachten war. Unvergeßlich bleibt mir d Wirkung folgender Wörterveränderung.

Als Walter, Jegesacks Haushofmeister, den Koch u Kutscher zur Sparsamkeit ermahnt, und den Spru anführt: „man ißt nur um zu leben; man leb aber nicht um zu essen," versucht es Iffland, a ßer sich vor Freude, darüber mit emphatischer Beto rung dem Koch diesen Spruch nochmals einzuschärfe indem er ihn hastig, aber immer auf verkehrte, das Ge gentheil ausdrückende Weise, wiederholt, bis er zule nach der Zschokke'schen Uebersetzung sagt: „Walte schreiben Sie mir den Spruch auf. Ich wil

ihn mit großen Buchstaben über den Kamin im Saale setzen lassen!" — Wie ganz anders gestaltete Iffland diese Worte um:

„Hören Sie! — schreit er freudig auf — Hören Sie, mein ganz Vortrefflicher! Dieser Spruch muß sogleich über alle Thüren geschrieben werden mit **gold** — — hier erstarrte ihm das Wort im Munde, ein heftiger Schreck durchschüttert den ganzen Körper, und kleinlaut corrigirt er: — **gelben** Buchstaben."

Ich erwähnte vorhin des übergroßen gewählten Taschentuches. Mit diesem trieb Iffland das anmuthigste Spiel, was aber durchaus gesehen werden mußte, und ist weniger als alles Andere beschreiben läßt. Ich sage: das anmuthigste; jedem Leser aber würde die Rechtfertigung gerade das Gegentheil zu beweisen scheinen, — drum ist es besser, darüber zu schweigen. Nur soviel, um einen Begriff des Gesagten zu geben:

Mehrmals zog Iffland das Schnupftuch aus der Tasche, entwickelte dasselbe langsam und bedächtig, und Jeder meinte, es geschähe, damit ein Bedürfniß zu befriedigen. Keineswegs! — Er sah das entwickelte Tuch, ohne es zur Nase zu führen, wehmüthig und bedauernswürdig an, legte es langsam und ebenso sorgfältig wieder in seine Falten, und steckte es mit großer Beruhigung wieder ein.

Einen solchen Coup konnte und durfte aber auch

nur der ſichere Iffland wagen, und nur Der, der ihn geſehen, und die Decenz, mit der Alles geſchah, beobachtete, konnte darin nichts Unſchickliches finden, ſondern nur die Komik auf ihrem höchſten Gipfel erblicken!

Devrient konnte nicht oft genug davon ſprechen; aber er wagte es nicht, Iffland darin zu imitiren, und ich beſtärkte ihn auch darin. Einmal aber kam ihm doch die Laune, ſich an das Schnupftuchſpiel zu verſuchen, und ſo trefflich ihm ſonſt Alles gelang: hier blieb er — nach ſeinen eigenen Worten — gewaltig ſitzen!

Der Culminationspunkt bei Darſtellung des Geizigen iſt der, wo er die Entdeckung der geſtohlenen Geldkiſte macht. Alle Darſteller, die ich ſah, brachten eine ganz entgegengeſetzte Wirkung auf den Zuſchauer hervor, als Iffland beabſichtigte, und zum Triumphe höchſter Kunſt jedesmal glücklich ausführte.

Der Monolog, der hinter der Scene ſchon mit „Diebe, Räuber, Mörder" ꝛc. beginnt, erregte bei jenen Künſtlern gleich anfänglich Gelächter, das ſich fort und fort ſteigerte, und ſo zunahm, daß man ſchon in der Mitte des Monologs ſich alle Mühe geben mußte, ein Wort zu verſtehen. Bei Iffland war das anders; man lachte zwar auch, als er noch hinter der Gardine war, wie bei den andern Darſtellern: als er aber mit gräßlich zerſtörtem, verzweiflungsvollem Geſichte vor die Zuſchauer

nat, verwandelte ſich das Gelächter plötzlich, und Mitleid und Erſchütterung traten an die Stelle. Man wagte kaum zu athmen, Todtenſtille war im Hauſe, Froſt durchzitterte die Glieder über die graſſe Wahrheit der Leiſtung, bis man durch die eigene Aufforderung Harpagons erſt wieder zum Lachen gezwungen wird, bei ſeinem Ausruf:

„Alle ſehn mich an und lachen!“

Eine ſolche Wirkung brachte Iffland hervor, und nach ihm kein Zweiter, wenigſtens keiner von den von mir Geſehenen. Vor ihm ſoll Schröder Aehnliches geleiſtet haben. Sein Biograph Meyer ſagt: „Am 24. Auguſt 1775 ſpielte Schröder zum Erſtenmale den Molière'ſchen Geizigen. Er hat ſicherlich keinen Charakter mehr erſchöpft, als dieſen, aber es hat ihn auch keine Rolle des höchſten Trauerſpiels mehr angegriffen. Der Verluſt ſeines Geldkäſtchens ſtürzte ihn in eine Verzweiflung, die den Zuſchauer erſchütterte und zu Thränen brachte, obgleich alle ſeine Bewegungen und Töne dem Harpagon gehörten, den man belacht und verachtet.“

Ganz Daſſelbe iſt von Iffland zu ſagen, dem mächtigen Herrſcher und Beherrſcher ſich begegnender Extreme! —

XV.

Iffland als Hofrath Reinhold in den Hagestolzen

Das Stück ist, nächst den Jägern, wohl das Beste, was aus Iffland's Feder geflossen; es ist, wie jenes, aus einem Guß; Alles steht, nach einem Punkt gewendet, in einem nothwendigen Zusammenhange; der häufigen Raisonnements, Reflexionen und moralischen Sentenzen sind weniger als sonst irgendwo. Selbst Schiller sagte von diesem Drama: es rege sich darin die wahre Poesie, und ihr Licht dringe an mehrern Stellen glücklich durch. Diese Aeußerung veranlaßte wohl vorzüglich die Rolle des geheimen Raths Sternberg, die offenbar des Poetischen am Meisten enthält. Und doch wagte man in neuerer Zeit, dies, seinem innersten Wesen nach so innig verbundene dramatische Gemälde auseinanderzureißen und die zwei letzten Acte als Stückwerk darzubieten. Diese liederliche Bequemlichkeit unserer Theaterdirectoren und Schauspieler steht aber ganz

im Einklang mit der Genügsamkeit, Duldsamkeit und dem schwachen Magen unsers Publicums.

Wer Iffland's ganze Persönlichkeit außer der Bühne kennen lernen wollte, und dazu keine Gelegenheit hatte, für Den war es hinlänglich, wenn er ihn als Hofrath Reinhold spielen sah. Ohne alle theatralische Zuthat und jeden Schmuck spielte er hier wirklich Sich Selbst. Dies Kunststück sahen und sehen wir zwar täglich von der Masse unserer Schauspieler aufgeführt, aber mit keinem so glücklichen Erfolge wie von Iffland, der übrigens vor diesen Tausendkünstlern noch dadurch sich auszeichnete, daß er nur in dieser einen Rolle sein natürlichstes Naturell producirte, während jene mit freigebiger Hand ihr liebes Ich in vielen Darstellungen an den Pranger stellen.

Die Auffassung des Charakters scheint leicht in die Augen zu springen, und doch möchte es kaum noch einen in Iffland's sämmtlichen Schauspielen geben, der ein tieferes Studium verlangte, eben weil die Grenzlinie zwischen Natur und anzuwendender Kunst, obwohl scharf gezogen, verborgener liegt, und nur geübten Augen sich deutlich erschließt. Ganz richtig bemerkt daher Becker in seinen Briefen über das Iffland'sche Gastrollenspiel 1804 in Leipzig:

„Werfen Sie mit mir einen Blick auf den Charakter des Hofraths Reinhold, so finden Sie zwar gewiß ihn selbst so aus dem bürgerlichen Leben

genommen, so natürlich und einfach gezeichnet, daß kaum der roheste, unwissendste Schauspieler ihn ganz vergreifen kann, aber der erste auch nur durch Nachdenken in den Stand gesetzt wird, diesen bis jetzt betrogenen, grämlichen, hypochondrischen, kaum für einen Augenblick auffahrenden, allmählig als handelnden, als streng befehlenden, thätigen Mann darzustellen, so daß nirgends ein Sprung stattfinde, und Eins durch das Andere vorbereitet werde. Die Kunst, dem Charakter Einheit zu geben, den Hofrath nicht anfangs als einen verächtlichen, sondern mit leidswerthen, gutmüthigen Mann, — die Kunst, ihn nicht nachher als Polterer und Grobian zu geben, den idyllenartigen Entschluß — ein Bauermädchen zu heirathen, als Entschluß und nicht als Einfall darzustellen, den er vielleicht bereut, ehe noch das Aufgebot vorbei ist, wahrhaftig, das ist, alles Andere noch nicht in anschlag gebracht, gewiß keine leichte Aufgabe." —

Hofrath Reinhold ist einer der wahrsten und glücklichsten Charaktere, die je von einem Dichter gezeichnet wurden; doch, wie oft ich auch von vorzüglichen Künstlern ihn darstellen sah, ich sah den Charakter fast immer mehr oder minder vergreifen. Gewöhnlich scheiterten Alle an einer gewissen, sich geltend machen wollenden Declamation und übermäßigen Betonung der Worte, damit dem Zuhörer ja nicht entlaufe, was der Dichter

mit dieser oder jener Sentenz habe sagen wollen, — oder an einer apothekerartigen Sentimentalität in den letzten zwei Acten, welche Klippen Iffland trefflich zu umschiffen wußte.

Mit welchem Zauber, ohne die geringste Prätension und Betonung, sprach er die mir noch im Ohre klingenden Worte:

„Es ist traurig und macht kleinmüthig in allem Thun und Lassen, wenn Blüthe und Blätter so hindorren am Fuße des Stammes."

Dann die zu Margarethen:

„Ich verlange nichts, als daß Du mich lieb hast und für mich sorgest, wenn ich weiße Haare habe."

Endlich jene, als die naive Braut ihn bittet, bei der Trauung einen goldenen Rock anzuziehen und Pächten Linde sie deshalb tadelt:

„Laßt sie doch spielen mit meinen Herrlichkeiten; sie bringt mir ja die große Aussteuer einer unverstellten Seele zu."

Höchste Einfachheit in allen Worten war der Grundtypus der Iffland'schen Darstellung, das beredteste Spiel ungekünstelter Mimik der Commentator, und die höchste Grazie in Stellung, Gang und Geberde die Begleiterin.

Es wird den Iffland'schen Stücken hier und da der Vorwurf gemacht, — zuweilen auch nicht ganz mit

Unrecht — daß die Katastrophe mancher Scenen zu un vorbereitet und öfters auf Kosten der Wahrheit herbei geführt sei. Wenn man aber genau die Sache unter sucht und erwägt, daß sämmtliche Stücke für die Büh nen-Aufführung berechnet waren, so sieht man, daß die ser Vorwurf vorzüglich da stattfindet, wo Iffland sich selbst mit der Scene verflochten und sein Spiel als supplirend sich hinzugedacht hat. Bei Niederschreibung seiner Charaktere dachte er aber nicht bloß bei einem solchen an sich und sein ergänzendes Spiel, sondern bei mehrern. Iffland wußte nämlich, nach seinem eige nen Geständniß, oft selbst nicht, welche Rolle er sich zutheilen würde, daher es kam, daß er bald diese, bald jene spielte. So z. B. gab er in den Jägern bald den Oberförster, Amtmann oder Schulzen; in der Aussteuer den Commissär Wallmann und den Amtmann Riemen; in der Erinnerung den geheimen Rath Seger und den Wardam; in den Hagestolzen den Hofrath Reinhold und Consulent Wachtel u. s. w. Man muß sich in den Iffland'schen Stücken ihn oft immer selbst, wenn nicht als mitagirend, doch als mitanordnend denken, um sich mit manchen Lücken derselben auszusöhnen. Dies gilt insonderheit auch bei den Hagestolzen, wo der schnelle Uebergang zur Verheirathung des Hofraths in den zwei letzten Acten nicht motivirt genug erscheint. Man sehe ihn aber selbst darin spielen, sehe, wie er die Scenen vorbereitete, entwickelte, und wie und wo er den Knoten

schürzte, und man wird keinen Augenblick mehr an der Wahrheit der Situation zweifeln.

Das bemäntelt aber die Fehler des Stückes selbst nicht, kann Mancher einwenden. Allerdings! erwidere ich darauf. Schafft nur Iffland wieder herbei, und die Sache wird sich machen, — außerdem laßt seine Stücke ruhen!

XVI.

Iffland als Antonius in Kotzebue's Octavia.

Wie werde ich des Eindrucks vergessen, den diese Rolle auf mich machte; es war die, in der ich Iffland zum ersten Male erblickte. Ich hatte bereits von meinem Freunde Bretzner soviel über ihn gehört, daß ich den Augenblick kaum erwarten konnte, der mir den grossen Künstler vorführte. Empfand ich jemals Langeweile im Theater, so war es dieses Mal, bevor er erschien; denn bekanntlich geht ein ganzer Act seinem Auftreten voraus.

Der zweite Act zeigt Antonius auf einem Feldbette schlafend. Wie schlug mein Herz während der langen Pause, bevor er erwacht! — Eros, der Sclave, weckt ihn endlich. Dreimal mußte er ihn rütteln, er schlummerte nicht, wie Cleopatra meinte, er schlief so fest, wie es bei einem Manne zu sein pflegt, den Wein und Musik in den Schlaf gelullt haben, ohne daß ihn ein Bild der nahen Gefahr schrecken kann. Erweckt springt

rasch auf, — er stand da, ehe man ihn gedacht hatte — der Mann, der Römer, den das Schicksal zerschmet-ten, aber nicht beugen, nicht kleinmüthig machen kann, der der Gefahr mit kalter Besonnenheit unter die Au-gen tritt. *)

Dieselben Gefühle, die sich damals in mir regten, wiederho- sich mit ihrer ganzen Macht und Gewalt, indem ich -s niederschreibe, — ich empfinde sie zum zweiten Male — Der Donner, aus der die Worte hervorrollten:

„Gäb' ihm die - Jupiter, gäb' ihm
Neptun das Meer, - Unersättliche
Würd' selbst vom Pl- noch die Hölle fordern!

tont auf's Neue in mein O- so wie die Sterbescene noch auf's Lebendigste vor mir -t. Ich erinnere mich nicht, irgend einen Künstler auf -Bühne jemals groß-artiger und naturwahrer sterben g-n zu haben, au-ßer Dahsenheimer in seinem unu- offenen Talbot in Schillers Jungfrau. Wahrlich, es i- ht übertrei-ben, wenn ich behaupte: so etwas sieht - heut zu Tage nicht mehr!

Diese Todesscene war ein Meisterstück Iffla-cher Kunst. Antonius quält sich so lange im Stücke her-, muß so viel noch erfahren, was seine Qual vergrößern,

*) Siehe Becker, S. 26 und später 40 — 41.

daß die ganze Kraft eines Meisters dazu gehört, um nicht die Kraft dieser Scene entweder zu schwächen, oder sie selbst in's Lächerliche zu ziehen, oder gräßlich zu machen.

Iffland wußte jedes dieser Extreme auf's glücklichste zu vermeiden. Er stürzte sich in sein Schwert, und man sah, daß der Schmerz ihn hinderte, ihn, den physischen Menschen, den Vorsatz auszuführen. Er zuckte, und fuhr schnell zurück. So war es schon Jedem deutlich, warum er nicht so schnell nun sterben konnte. Seine Hand hielt krampfhaft die Wunde zu. Das Geräusch der Ankunft des Ventidius, das er schon für Annäherung des Siegers hielt, ließ ihm das Antlitz in die Erde bergen, doch wich die Hand nicht von der Wunde. Jetzt richtet er sich auf, er rafft sich zusammen, sie zu vertheidigen, und erfährt Cleopatra's Untreue. Das raubt ihm die letzte Kraft, er sinkt zusammen. Er würde genesen sein, wenn ihn nicht dieser Streich und der der Reue getroffen hätte, als Octavia vergebens ihn zu retten sucht. Noch einmal richtet er sich auf: die letzte Anstrengung der Natur, des Vaters. Seine Stimme ist gebrochen:

— — — „Mein Auge
Umschleiert schon der Tod —"

sagt er, und die unstäte Hand sucht den Flor wegzubringen, der es verdüstert.

— — „Wo sind die Kinder —"

ſtammelt er, und ſeine ſchwankende Hand fährt über die kleine Antonia weg, die ſie berührt hat. Octavia legt ſeine Hände auf ihr Haupt. Das letzte Auflodern eines verlöſchenden Lichtes iſt es, als er die Segensworte ſpricht:

„Es möge Gott die Mutter Euch erhalten!“

Er greift noch nach Octavia und da verlöſcht ſein Athem. Der letzte Tropfen Oel der Lebenslampe iſt ausgebrannt, und in und aus ihren ſchwachen Armen ſinkt er mit einem Geräuſch zuſammen, das jedem Zuſchauer, der ihn ſterben ſah, erſchüttert und auch des Unempfindlichſten Thränen fließen macht.

Wie ganz der Natur entlehnt, und doch — wie weit von Dem entfernt, was in dieſer den Tod uns ſcheußlich macht! —

XVII.

Iffland als Shylock im Kaufmann von Venedig

Wie sehr unser Künstler es verstanden, Natur und Leben zu potenziren und sich gemeiner Wirklichkeit zu entäußern, das bewies er als Shylock, dessen Charakterentwickelung ihm zu großer Ehre gereicht. Darin unterrichtete ihn aber weder ein Schlegel, noch Franz Horn, noch Tieck durch ihre Zergliederung Shakspear'scher Dramen; den Shylock schuf er rein aus sich selbst. Und doch traf seine praktische Leistung genau mit den theoretischen Auseinandersetzungen jener tüchtigen Männer zusammen, die er — wenigstens die Horn'schen und Tieck'schen — nicht kennen konnte, da sie erst nach seinem Tode erschienen. Eine Unzahl von Beleuchtungen der Rolle folgte bei Gelegenheit der Darstellung derselben durch vorzügliche Künstler, namentlich durch Devrient und Seydelmann, und man ist nun wohl endlich damit im Reinen, daß Geiz, Geldgier, Christenhaß und

Rache die Grundelemente ſind, in denen der Jude Shylock lebt, der, wie ſchon Schlegel bemerkt, zu den unbegreiflichen Meiſterſtücken von Charakteriſtik gehört, wovon es nur beim Shakſpeare Beiſpiele gibt. Dieſen Juden im höchſten Styl, dieſe Miſchung von Schlange und Tiger, wie ihn Horn bezeichnet, dieſen würdigen Helden eines ernſten Schauſpiels, wie ihn Lewald treffend nennt, gab Iffland ſchon damals ganz im Geiſte und Sinne dieſer achtbaren Kritiker.

Die Durchführung des Charakters war eine wahrhaft grandioſe und von Anfang bis zu Ende ſtreng feſtgehaltene. Dieſes Verdienſt hatte auch Devrient. Wer den Kranz von beiden großen Künſtlern verdient? Jeder Einen, obwohl Beide von einander zuweilen recht weſentlich abwichen.

Ich würde den Abend zu den ſchönſten meines Lebens zählen, würde es mir noch vergönnt, Seydelmann als Shylock zu ſehen. Nach Allem, was ich in dieſer Rolle über ihn geleſen, iſt ſein Spiel dem Iffland'ſchen am verwandteſten. Iffland repräſentirte die jüdiſche Gattungsnatur; Devrient ein Individuum derſelben; Iffland's Darſtellung war eine objectivere, die Devrient'ſche ſubjectiver. Beide waren aber gleich groß! — Devrients Humor war durchweg — wenn ich mich ſo ausdrücken darf — ein himmelſtürmender, oft vernichtender; der Iffland'ſche ein heiterer, verſöhnender, der wie Jean Paul ſagt, mit Thränen im Auge lacht. Iff-

land's äußere Gestalt war kräftiger, stolzer, kecker daherschreitend, auch jugendlicher als die von Devrient, der unrüstiger, schwächer, gebückter, schleichender erschien. Wenn Iffland sagte:

„Ich will den Schein, ich will nicht reden hören!"

konnte man lächeln; während man bei Devrient die Zähne zusammenbiß. Ebenso bei den Worten:

„Ein Daniel ist gekommen, Gericht zu halten, ein Daniel!"

Dann bei dem Ausruf:

„Ein Eid! ein Eid! Ich bin durch einen Eid im Himmel gebunden."

der bei Iffland drastisch-komisch auf den Zuschauer wirkte, während bei Devrient ein Schauer die Haut überlief. Derselbe Fall war in der 1sten Scene des 4ten Actes, wo Shylock mit Ungeduld die Ankunft des Richters erwartet.

Würde es durchaus verlangt, die Zunge der Wagschale zu Gunsten eines der beiden großen Mimen überschlagen zu lassen: so thue dies der günstige Leser nach seinem eigenen Ermessen selbst, und wiege die Genialität Devrient's und das reinste Kunststudium Iffland's gegen einander ab! —

XVIII.

Iffland als Lorenz Stark in der deutschen Familie, nach Engel und F. L. Schmidt.

Wer kennt nicht das berühmte Charaktergemälde Engels, womit uns derselbe kurz vor seinem Tode beschenkte, den Herrn Lorenz Stark?

Als schon mehrere Jahre vor der Erscheinung eine Scenenreihe davon in den Schillerschen Horen abgedruckt wurde, hielt Jedermann es für ein Familiengemälde, das für die Bühne bestimmt, Ifflanden zum Verfasser habe. Nur der Erfolg zeigte das Irrige dieser Meinung, indem Herr Schmidt, damals Regisseur des Magdeburger Theaters, es unternahm, das Charaktergemälde in ein Familiengemälde umzuformen, den Roman in ein Drama umzuschaffen.

Das war nun eigentlich eine sehr leichte Arbeit, da Engel den größten Theil seines Romans dialogisirt hatte, und es nun darauf ankam, das Ganze in Acten und

Scenen einzutheilen, hier Etwas abzuschneiden, dort zu zusetzen, um einen Uebergang auszumitteln, und was im Roman mehrere Tage Zeit hat, im Drama in einen zusammenzudrängen. Indessen, so leicht diese Arbeit war, so verdienstlich war sie doch; sie bereicherte die Bühne mit einem neuen guten Schauspiele.

Daß gute Romane selten gute Schauspiele geben, konnte hier nicht angewendet werden, da Engel seinen Roman selbst für die Bühne vielleicht bestimmt haben würde, wenn er in seinen letzten Lebensjahren in genauerer Verbindung mit ihr gestanden hätte. *)

Herr Lorenz Stark gehörte zu Iffland's Lieblingsrollen, und er feierte darin einen großen Triumph seiner Kunst. Er war fern von jeder, auch der kleinsten Carricatur, wozu die Rolle untergeordneteren Künstlern so gern Veranlassung gibt.

Das Bild, was Iffland aufstellte, war ein mit niederländischer Kunst und niederländischem Fleiße sorgfältig ausgemaltes, das vollkommen ähnliche Portrait eines, im vollesten Sinne des Worts ächten Kaufmanns, der außer Gott, seinen Handlungsbüchern und allenfalls seiner Familie nichts anerkennt, für den die äußere Welt todt ist; eines Kaufmanns, wie er in großen und kleinen Städten lebte und lebt. Wer die vor einem Jahre erschienenen „Hamburger Bilder von Heinrich

*) Becker, S. 95.

Schmidt" geleſen, findet in der wahrhaften Schilderung eines dortigen Kaufmanns Herrn Lorenz Stark vom Kopfe bis zum Fuße wieder.

Iffland's ausmalende Mimik und ſeine körperliche Beredtſamkeit hatten hier ein großes Feld zu begehen, und ergötzten auf ungemeine Weiſe. Erregte ſchon ſein ſorgfältig behandeltes Aeußere Aufſehen und Intereſſe: um wieviel mehr noch ſein trefflich nüancirtes Spiel in den ſich zum Vorwurf aufgeſtellten Einzelnheiten, — wie das Drehen der Stutzperücke, von dem tauben Ohre weg zum andern, das berechnete, richtig wirkende mäßige Stammeln bei gewiſſen Stellen, ſein allerliebſtes Doſenſpiel u. ſ. w.

XIX.

Iffland als Herr von Langsalm im Wirrwarr von Kotzebue.

Zorn iſt Zorn, Eiferſucht Eiferſucht, Phlegma Phlegma u. ſ. w., meinen unſere Dutzend-Schauſpieler, und bekunden dies vollkommen in ihren Darſtellungen.

Nicht alſo dachte und ſpielte Iffland. Sahen ſich die Leidenſchaften im Augenblicke auch noch ſo gleich, er wußte jeder ein ſolches Colorit zu geben, daß ſie ſich weſentlich von einander unterſchieden, und die markirteſten Nüancirungen in den verwandteſten Charakteren ſchufen ein ſo eigenthümliches und neues Gemälde, daß ſie in ihren ſchroffen Gegenſätzen kaum noch der Gattung nach zu einander zu gehören ſchienen. Wie ſprach ſich z. B. die Eiferſucht in der ehelichen Probe, worin Iffland den Treumund ſpielte, ſo ganz anders aus, als in der Läſterſchule durch ſeinen Baron, wie die Bornirtheit des Bittermann in Menſchen-

paß und Neue, des Dorfrichters Dupperig in den Quälgeiſtern, wie das Phlegma des Amtmanns Riemen in der Ausſteuer und des Herrn von Langſalm im Wirrwarr! Welche Verſchiedenheit der Trägheit in Geſtalt, Haltung des Körpers, Gang, Bewegung, Sprache, Accentuation, Mimik, ja ſelbſt in der Art und Weiſe des Schlafs, wie er in beiden letztern Rollen vorkommt! Mit welcher Meiſterſchaft ward hier das Phlegma von unſerm groſſen Künſtler perſonifizirt!

Wir erblicken beim Aufrollen des Vorhangs einen ungeheuern Fleiſchklumpen in einem Lehnſeſſel in ſeligſter Ruhe ſchlafend. Die Furcht des Herrn von Langſalm vor ſeiner widerwärtigen, zänkiſchen Ehehälfte umzieht gleichſam als ſtereotype Maske ſein ganzes Geſicht, wenn er im wachen Zuſtande ſich befindet; ſie iſt aber gänzlich von ihm gewichen, ſobald er ſchläft; die impertinenteſte Faulheit und Sorgloſigkeit ruht dafür auf dem geiſtloſen, nichtsſagenden Geſichte. Als er gewaltſam, mit dem Ausrufe: „das Gewitter hat eingeſchlagen!“ erweckt wird, fragt er ebenſo freundlich als behaglich:

„Hat der Blitz etwa meine Frau lädirt?“

Nach der extemporirten Antwort des Hurlebuſch, „daß es noch etwas viel Aergeres ſei,“ erreicht ſein Antlitz die vollkommenſte Freundlichkeit und ganz

gemüthlich und salbungsvoll fährt er, ebenfalls extemporirend fort:

„Ist sie etwa gar todt? Nun, Gott wolle sie aufnehmen in sein himmlisches Freudenreich!“

Vorzüglich komische Rollen schnitt sich Iffland gewöhnlich selbst zu, und jederzeit zum Vortheile der darzustellenden Charaktere. Zahlreiche Abänderungen des Textes, die alle den Zweck hatten, ein helleres und schärferes Colorit zu verbreiten, fehlten daher auch in dieser Rolle nicht. Besonders glücklich war er hier wie überall im bezeichnenden Ausdruck des Wortes; es ließ sich für ein von ihm gewähltes durchaus kein zweites passenderes erfinden. So sagt er z. B. zu seiner Frau, als diese ihn aus dem Schlafe weckt, indem sie ihre von Hurlebusch zerbrochene Mundtasse erblickt, die dieser dem Herrn von Langsalm während des Schlafes in die Hände gegeben, als sei das Unglück durch ihn geschehen, nicht wie es im Stücke heißt: „Die Tasse ist zerbrochen;“ sondern mit aller Ruhe und Behaglichkeit, indem er langsam die Scherben von einander trennt, ohne alle Verwunderung:

„Das Porzellan — hat sich — aus—einander—gegeben!

Den höchsten Aufwand komischer Kraft zeigte unser Künstler aber in der Scene, als Alles sich von der

Bühne entfernt, und ihm die Aussicht zu einem neuen Schläfchen sich eröffnet, nach den Worten:

„Sind sie nun Alle fort?“ (wobei er aber sich umzuschauen nicht das Herz gewann; sondern nur seitwärts herumblickte) „Gott sei Dank, ich höre Niemand mehr; jetzt werden sie sich Alle ärgern und denken nicht mehr an mich, da kann ich ruhig noch ein Bischen schlummern,“

wo nun sein ergötzliches stummes und reiches Spiel begann. Er dreht den Kopf bald zur rechten, bald zur linken Seite des Stuhls, versucht eine leere Schachtel statt des Kopfkissens sich unterzuschieben; das Ding ist aber zu hart, er wirft es kindisch-ärgerlich weg, indem er vor sich hinmurmelt:

„Heut zu Tage gibts immer mehr Esels- und immer weniger Stuhlohren!“

Endlich erblickt er den vor ihm liegenden Inhalt der Schachtel: verschiedene Hauben, Tücher und Bänder. Wie die Sonne nach einem Gewitter durch dunkle Wolken hervorbricht, erheitert sich sein in Falten gezogenes Antlitz, selig lächelt er auf den vor ihm liegenden Fund herab, und eine Pantomime mit der Hand läßt errathen, welche süße Unterlage diese weichen Massen seinem Kopfe sein möchten. Während dessen hat aber der Schlummer ihn schon halb und halb erschlichen, mit Anstrengung sucht er sich ihm zu entwinden, — er bemüht sich, vom Sessel aufzustehen, die Kleinodien zu

erlangen, fällt aber ermüdet zurück. Nun gibt er das Wagestück auf, streckt bequem die Füße von sich, läßt die Hände nach außen auf beide Schenkel gleiten, blickt lächelnd, den Mund spitzend, noch einmal auf das Frauenzeug herab, indem der Zeigefinger jeder Hand sich unwillkürlich winkend hin- und herbewegt, andeutend: die gewünschte Unterlage möge ohne sein Zuthun so gefällig sein, sich zu ihm heraufzubemühen! — Während dessen sinkt der Vorhang.

Scenen von ähnlicher erschütternder Wirkung auf das Zwerchfell ließen sich eine Menge noch anführen, wenn die Gränzlinien fragmentarischer Schilderungen nicht zu beachten wären.

Diesen Iffland'schen Langsalm copirte, wie früher bemerkt, auch Wurm Zug für Zug, im Ganzen mit glücklichem Erfolge, und wer ihn sah, kann sich einen ziemlichen Begriff von Iffland's Spiele machen, nur denke man sich jedes Anstreifen an eine Carricatur hinweg, wovon Wurm nicht freizusprechen war. Man erinnere sich z. E. nur der Scene, als Langsalm den Secretair in seinem Redingote und Gartenhute erblickt. Die einpaarmalige Wiederholung der Worte:

„Das ist mein Hut; — aber warum gerade mein Hut?" —

hörte man aus Iffland's Munde mit wahrem Ergötzen, während das unzählige Repetiren derselben durch Wurm zuletzt anekelte.

Univ.-Bibl. München

Iffland's Langsalm war eine Gestalt aus einem Guſſe. Er hatte eine ganz eigene Art zu ſprechen angenommen, die mit der Fettmaſſe des Körpers in vollkommenem Einklange ſtand, und das öftere fiſtulöſe Aufkreiſchen vollkommen rechtfertigte. Sein Copiſt Wurm fiel hier nicht ſelten aus der Rolle.

XV.

Iffland als Wallenstein.

Nicht ohne ein gewisses Mißbehagen, und mit der Besorgniß, dem Leser möge nicht genügt werden, gehe ich an den Wallenstein, obwohl ich mir bewußt bin, daß ich über keine Rolle soviel zu sagen hätte, als über diese, die mein eigenes fortgesetztes Studium ein Vierteljahrhundert hindurch war, die ich durch die ausgezeichnetsten Künstler darstellen sah, und dreimal bei verschiedenen besondern Veranlassungen auf öffentlicher Bühne selbst darstellte. Die Scheu, mich darüber auszusprechen, liegt wohl vorzüglich darin, daß, wenn ich unumwunden die Wahrheit nach meiner innersten Ueberzeugung sagen soll, meine Urtheile, vorzüglich in Bezug eines Vergleichs Iffland's mit Fleck, oft mit den allgemein angenommenen und geltenden nicht harmoniren möchten. Doch sei der Versuch auf die Gefahr hin gewagt, Manchem zu mißfallen; es kann und wird

meine Ansicht auch solche Leser finden, die, wenn sie beide Künstler je sahen, damit vollkommen übereinstimmen werden.

Es ist ziemlich bekannt, daß Fleck einmal gesagt haben soll:

„Ich bin nicht im Stande, wie Andere, mich vor den Spiegel hinzustellen und bei jedem Worte abzuzirkeln, wie ich gehen und stehen oder die Finger dabei bewegen soll; mein Studium ist ein anderes; indem ich meine Rolle ein paar Mal durchlese, bin ich augenblicklich im Charakter, und ich weiß, daß er mir nicht nur gelingen wird, sondern muß."

Iffland aber sagte einst zu Bretzner, was weniger bekannt sein dürfte:

„Wenn ich ein Stück lese, so weiß ich auf der Stelle, ob und welche Rolle für mich ist. Nie ist es mir begegnet, daß bei einer nochmaligen Lesung sich meine Meinung geändert. Dieser Takt erstreckte sich noch weiter: ich spielte die Rolle im Geiste, ohne die Lippen zu bewegen, und Ton, Gesticulation, Mimik und alle jene Nüancen, die später zu langem, fortgesetztem Studium wurden, standen schon, wenn nicht bei der ersten, doch gewiß bei der zweiten Durchlesung der Rolle ebenso vor den Augen meines Geistes und Gefühls, und nur höchst selten geschah es, daß irgend Etwas mir später einfiel, was nicht schon damals mir vorgeschwebt hätte. Markirt stand Alles genau im Kopfe

und es bedurfte nie eines weitern Nachgrübelns zu einer neuen Erfindung; nur der Ausmalung meiner Marken, Striche und Umrisse bedurfte es, wozu ich allerdings mich des Spiegels bediente, um zu sehen, wie weit ich mir in meiner Rolle immer ähnlicher werde. Dies Studium hat man mir so oft zum Vorwurfe gemacht, besonders die Fleckianer, die nicht bedachten, daß sie mir kein schöneres Compliment sagen konnten." —

Mir sagte er einst über die Unzelmann-Bethmann:

„Es ist ein geniales Weib! Kaum studirt sie ihre Rolle, sie durchfliegt sie und hat sie im Augenblick weg, sie greift immer in den Glückstopf, ohne je eine Niete zu ziehen."

Dies Urtheil führe ich vorzüglich deswegen hier an, um zu beweisen, daß Iffland das Gelingen einer Rolle durchaus abhängig machte von einer augenblicklichen spirituellen Eingebung, was Einfalt und Neid ihm so gern streitig machen wollten, behauptend: Iffland's Kunst läge nur ganz allein in einem mühevollen Studium, augenblickliches, geniales, poetisches Ergriffenwerden sei ihm fremd.

Vergleicht man nun diese drei verschiedenen Aussprüche mit einander, deren Wahrheit auf jedes Individuum angewandt, unbezweifelt dasteht, so ergibt sich in Bezug auf Fleck und Iffland im Allgemeinen, wie in der Anwendung auf die Ausführung des Wal-

lenſtein von beiden Künſtlern das Reſultat: daß Fleck als geborenes Genie, und Iffland als geborenes geniales Talent*) daſteht.

Fleck's Genie reicht nicht über den Heldenkreis hinaus; Iffland's Genie beherrſchte aber das ganze theatraliſche Feld bis zu der Grenze, wo das Fleck'ſche Gebiet anfing; wollte ſich aber das geniale Talent dort hinüberwagen, ſo ſtrafte es des Helden Schwert.

Fleck's äußere Geſtalt (obwohl nicht die größte, aber eine Apollo-Geſtalt), jedoch noch mehr ſein Organ, rein wie eine Glocke, und einer Modulation fähig, wovon nur Der eine Vorſtellung haben kann, der es hörte, war ganz geeignet, den tragiſchen Heros der Bühne in ſeiner höchſten Vollkommenheit zu repräſentiren. Er war ein vollkommener Held in ſich, und durfte daher keck auch ſich nur immer ſelbſt geben, mit ſeiner ihm inwohnenden poetiſchen Begeiſterung, und das individuelle Charakterbild jedes ſeiner Helden ſtand, ohne beſonderes künſtleriſches Zuthun, wie aus Einem Guſſe geformt vor uns. Bewußtlos gab er ſich der Schöpfung des Dichters hin, und war augenblicklich in ſeiner Seele der Held ſelbſt, den er darſtellen ſollte.

So war er Wallenſtein von der Scheitel bis

*) Man erlaube mir den Ausdruck der höhern Bezeichnung wegen, die in dem bloßen Worte „Talent" nicht liegt

zur Sohle; aber mehr der geſchichtliche, als der Schiller'ſche. Es kümmerte den genialen Fleck wenig, eine Stelle, und hätte ſie auch der Dichter mit tiefſter Bedeutung dem Charakter zugeſellt, mehr oder weniger fallen zu laſſen, wenn ſie ſeiner individuellen augenblicklichen geiſtigen Stimmung nicht anklang. Er ließ ſich darin ganz gehen, und gab ſich dem Momente preis, wie er ihn eben überraſchte.

Bei ſeiner Genialität durfte er Vieles wagen, denn der Erfolg, das ſtete Gelingen Eines und Deſſelben, heute ſo und morgen anders gegeben, machten ihn ſo kühn. — So ſagten z. B. mir Freunde, als ich ihnen die wunderbare Wirkung beſchrieb, die der Vortrag des Monologs: „Es gibt im Menſchenleben Augenblicke ꝛc." auf mich gemacht, den Fleck, als ich ihn ſah, auf der Rücklehne eines Stuhls gelehnt, vor ſich hinbrütend ſprach: ſie, — dieſe Freunde — ihn auf ganz andere Weiſe hätten vortragen hören. Sie konnten nicht begreifen, wie er ſo geſprochen, einen ſolchen Eindruck habe auf mich hervorbringen können, ich nicht, wie es anders hätte geſchehen ſollen, um ſo vollkommen zu befriedigen.

Ich unterſchreibe Tieck's Urtheil über Fleck als geborenen Helden, *) ich unterſchreibe die Worte Klingemann's

*) Im Phantaſus 3r Bd.

über seinen Wallenstein, *) allein ich unterschreibe nicht, daß ihn Fleck, wie Schiller ihn geschrieben und aufgefaßt haben wollte, durchweg repräsentirte.

Wie verhielt sich nun Iffland's Wallenstein zum Fleck'schen?

Ich gehe in der Zusammenstellung Beider nicht so weit, als Herr Dr. Becker, der bei Gelegenheit des Iffland'schen Gastrollenspiels in Leipzig sagt: „Um die Vielseitigkeit seiner Kunst zu beweisen, hätte Iffland's Wahl wohl auf keinen bessern Gegenstand zuletzt noch fallen können, als auf diesen Charakter. Fleck, der große Künstler, und zwar der große Künstler in dieser Rolle namentlich, wird Denen, die ihn darin sahen, unvergeßlich bleiben. Nur Iffland konnte es wagen, nach ihm in ihr wieder aufzutreten, und in der Ehre, ihn zu erreichen, seiner Kunst selbst noch einen Kranz zu flechten."

Ich sage dagegen nur: Es war keine Rede von Fleck's Heroengestalt, von dessen wunderbarem Organe, von der genialen, unnachahmlichen Recitirung einzelner Kraftstellen, noch von dem Gesammtbilde des Helden Wallenstein über-

*) In Kunst und Natur 1r Bd. S. 405, wo es u. A. heißt: Die größesten seiner Zeitgenossen nannten ihn vollendet in dieser Darstellung, und Friedrich Schlegel schrieb über dieselbe aus Berlin einen enthusiastischen Brief an seinen ältern Bruder nach Jena, und erklärte Fleck darin für den ersten tragischen Heros der deutschen Bühne.

haupt; aber den Schiller'schen **astrologischen** Wallenstein hatte Iffland wie Keiner (ich nehme selbst Graff in Weimar nicht aus, obwohl er ihm am nächsten kam) aufgefaßt und begriffen. Wäre Iffland im Stande gewesen, den Schiller'schen Wallenstein, wie er ihn gefühlt und in sich aufgenommen, von den Brettern herab so wiederzugeben, ihm hätte unbestritten die Krone vor Allen gereicht werden müssen!

Iffland vergaß in der theoretischen Auffassung, wie es Schiller gewollt, über den Helden den Menschen nicht, er war aber in der praktischen Durchführung nicht im Stande, den Helden Wallenstein so aufrecht zu erhalten, um gleichen Schritt gehen und im Einklang bleiben zu können mit dem menschlichen, dem astrologischen Wallenstein. Das Hervortretenlassen der Gefühle des Vaters, des Freundes, des unerschütterlichen Glaubens an die Sterne ꝛc. stellte, weil ihm dies Alles eben durchweg meisterhaft gelang, den Helden noch mehr in den Hintergrund, als dies für ihn von der Natur aus schon geschehen war.

Doch gibt es so viel herrliche Situationen im Schiller'schen Wallenstein, die den Helden wohl vergessen lassen, und wo dies der Fall war, entschädigte Iffland's reiches Spiel für das eine Mangelnde.

Dahin rechne ich die ganze Scene mit Wrangel bis zu seinem Abgang und bis dahin, wo Illo und

Terzky erſcheinen, denen er mit Haſt entgegengeht und in die Worte ausbricht:

„Hört! Noch iſt nichts geſchehn und — wohlerwogen,
Ich will es lieber doch nicht thun!“

wobei ſein großes Auge gen Himmel blickt, dann auf den Boden ſich heftet, einen Ausweg zu erſinnen. Hierauf die meiſterhafte ſucceſſive Steigerung der Selbſtüberredung, vom Kaiſer abzufallen:

— — „Es übte dieſer Kaiſer
Durch meinen Arm im Reiche Thaten aus,
Die nach der Ordnung nie geſchehen ſollten,
Und ſelbſt den Fürſtenmantel, den ich trage,
Verdank' ich Dienſten, die Verbrechen ſind.“

Dann:

„Er kann mir nicht mehr trau'n — ſo kann ich auch
Nicht mehr zurück. Geſchehe denn, was muß.
Recht ſtets behält das Schickſal; denn das Herz
In uns iſt ſein gebietriſcher Vollſtrecker.“

Fleck ſprach das Alles viel bedeutungsloſer, ebenſo nach ihm Eßlair, der überhaupt nur den Wallenſtein durch ſeine impoſante, ſtattliche Geſtalt repräſentirte, was tiefes Eindringen in den Charakter betraf, aber viel zu wünſchen übrig ließ, des manirirten, bald über die Maaßen gedehnten, bald ebenſo beflügelten Recitirens mehrerer Prunkverſe im Stück nicht zu gedenken, wobei man dort eine Jakobsleiter zu erſteigen, hier auf einer Eiſenbahn ſich zu befinden glaubte.

Einzelne Stellen in der Scene mit Max Piccolo-

mini, wo Wallenstein ihn für sich gewinnen will, sprach Iffland wunderschön. J. B.:

„Sanft wiegte Dich bis heute Dein Geschick,
Du konntest spielend Deine Pflichten üben" ꝛc.

Der Monolog:

„Es gibt im Menschenleben Augenblicke" ꝛc.

gelang auch Iffland; nur hie und da, muß ich bekennen, that er des Guten etwas zuviel, und stellenweis ging die Mystik auf Stelzen; unübertrefflich aber sprach er die nach dem Monolog folgenden Verse:

„Es gibt keinen Zufall!
Und was uns blindes Ungefähr nur dünkt,
Gerade das steigt aus den tiefsten Quellen;
Verflucht hab' ich's und verbrieft, daß Er
Mein guter Engel ist, und nun kein Wort mehr!"

Dann:

„Seid ihr nicht wie die Weiber, die beständig
Zurück nur kommen auf ihr erstes Wort,
Wenn man Vernunft gesprochen Stundenlang" ꝛc

Bis:

„Hab' ich des Menschen Kern erst untersucht,
Dann weiß ich auch sein Wollen und sein Handeln!"

Meisterhaft gab Iffland die Scene, wo er Octavio's Untreue erfährt. Außer sich greift er Illo's Rechte und starrt ihm in die Augen, als er das:

„Was? — Wie war's?"

herausbringt. Einige Augenblicke war er fast starr und leblos in dieser Stellung; dann schwand das erste Er

staunen und wich dem Schmerze des zerrissenen Herzens, er verhüllt das Gesicht in die Hände und sinkt in den Sessel. — Groß und erschütternd sprach er die Worte, nachdem er sich wieder gefaßt:

„Die Sterne lügen nicht; das aber ist
Geschehen wider Sternenlauf und Schicksal!“ u.

bis zum Schluß:

„Das war kein Heldenstück, Octavie!
Nicht Deine Klugheit siegte über meine,
Dein schlechtes Herz hat über mein gerades
Den schändlichen Triumph davongetragen!
Kein Schild fing Deinen Mordstreich auf, Du führtest
Ihn rächtes auf die unbeschützte Brust:
Ein Kind nur bin ich gegen solche Waffen!“

Das Höchste alles Geleisteten in Iffland's Spiele war aber die Scene, wo Buttler, der vermeintlich treu gebliebene Freund, erscheint, und Iffland-Wallenstein sich ihm mit den Mark und Bein durchschütternden Worten in die Arme wirft:

„Komm an mein Herz, Du alter Kriegsgefährte!
So wohl thut nicht der Sonne Blick im Lenz,
Als Freundes Angesicht in dieser Stunde“ u.
— — — — Weißt Du's schon?
Der Alte hat dem Kaiser mich verrathen.
Was sagst Du? Dreißig Jahre haben wir
Zusammen ausgehalten und ausgehalten,
Aus einem Glas getrunken, Einen Bissen
Getheilt; ich saß mich auf ihn, wie ich
Auf Deine treue Schulter jetzt mich stütze

Und in dem Augenblick, da liebevoll
Vertraumd meine Brust an seine schlägt,
Ersieht er sich den Vortheil, sticht das Messer
Mir listig lauernd, langsam in das Herz!

Keine Feder vermag die Wirkung dieser Scene auf den Zuschauer zu beschreiben. Iffland schien sie aber auch als seine Hauptaufgabe zu betrachten und so tief zu fühlen, daß er einiger Augenblicke bedurfte, um sich von seiner Erschöpfung zu erholen. War er je groß, hat er sich je selbst übertroffen, so war es hier der Fall!

Neben diesem Glanzpunkte verdient noch einer genannt zu werden: die Unterredung mit Max, die mit den Worten beginnt:

„Glaubst Du, ich soll der Thor sein und Dich ziehen lassen,
Und eine Gnadenthräne mit Dir spielen?
Dein Vater ist zum Schein an mir geworden!“ ꝛc.

Groß und erhaben begann er hier, und groß und erhaben schließt er:

„Wer das Vertrauen vergiftet, o, der mordet
Das werdende Geschlecht im Leib der Mutter!“

Obwohl ich noch so manche Scene und Stelle anführen könnte, wo Iffland jedem Darsteller des Wallenstein voranstand, begnüge ich mich mit der Bemerkung, die ich nothwendig noch hinzuzufügen habe: daß den Uebergang des von seiner Höhe herabgestürzten, hie und da sogar kleinmüthig erscheinenden Helden kein Künstler, von dem ich die Rolle sah, so treffend und wahr

zu geben vermochte. Es ist hier von den zwei letzten Acten die Rede. Die Scene, wo Wallenstein an's Fenster tritt und sich zu seinen Sternen noch einmal, zu letztem Troste wendet, die mit den Worten beginnt:

„Am Himmel ist geschäftige Bewegung" ꝛc.

und mit den Schmerzenslauten schließt:

„Was ich mir ferner auch erstreben mag,
Das Schöne ist doch weg, das kommt nicht wieder:
Denn über alles Glück geht doch der Freund,
Der's fühlend erst erschafft, der's theilend mehrt!"

klangen wie Musik vom Himmel herab, ebenso ergreifend als beruhigend! —

Damit man mich aber nicht der Parteilichkeit zeihe, will ich nun auch noch einiger jener grandiosen Momente und Glanzstellen gedenken, in welchen Fleck wie ein Kriegsgott über Iffland stand:

— — — „Warte noch ein wenig.
Es hat mich überrascht. — Es kam zu schnell —
Ich bin es nicht gewohnt, daß mich der Zufall
Blind waltend, finster herrschend mit sich führe!"

* * *

„Ernst ist der Anblick der Nothwendigkeit.
Nicht ohne Schauder greift des Menschen Hand
In des Geschicks geheimnißvolle Urne" ꝛc.

* * *

„Nicht was lebendig kraftvoll sich verkündigt,
Ist das gefährlich Furchtbare. Das ganz
Gemeine ist's, das ewig Gestrige,
Was immer warnend wiederkehrt.

Und morgen gilt, weil's heute hat gegolten!
Denn aus Gemeinem ist der Mensch gemacht,
Und die Gewohnheit nennt er seine Amme.
Weh' dem, der an den würdig alten Hausrath
Ihm rührt, das theure Erbstück seiner Ahnen!
Das Jahr übt eine heiligende Kraft,
Was grau vor Alter ist, das ist ihm göttlich.
Sei im Besitze, und Du wohnst im Recht,
Und heilig wird's die Menge Dir bewahren!"

Der Hohn, die Hoheit, Größe und der Pathos, mit dem Fleck diese Verse declamirte, war furchtbar! Eben so die:

— „Doch eh' ich sinke in die Nichtigkeit,
So klein aufhöre, der so groß begonnen,
Eh' mich die Welt mit jenen Elenden
Verwechselt, die der Tag erschafft und stürzt,
Eh' spreche Welt und Nachwelt meinen Namen
Mit Abscheu aus, und Friedland sei die Losung
Für jede fluchenswerthe That!"

Dann jene:

„Wahr ist's, sie sah'n mich immer wie ich bin,
Ich hab' sie in dem Kaufe nicht betrogen,
Denn wie hielt ich's der Mühe werth, die kühn
Umgreifende Gemüthsart zu verbergen."

Oder:

„Schnell fertig ist die Jugend mit dem Wort" ?

Und endlich die:

— — — „Was thu' ich Schlimm'res,
Als jener Cäsar that, deß Name noch
Bis heut' das Höchste in der Welt benennet?

Er führte wider Rom die Legionen,
Die Rom ihm zur Beschützung anvertraut.
Warf er das Schwert von sich, er war verloren,
Wie ich es wär', wenn ich entwaffnete.
Ich spüre was in mir von seinem Geist —"

Wie ein der Erde Enthobener, Verklärter stand er da, und erhob den Zuschauer über alle Flächen des gewöhnlichen Erdenlebens!

Die aus Wallensteins Ehrgeiz hervorgehenden Worte:

— — — — Hofft
Sie zu besitzen! — Ist der Junge toll?!

Oder:

— — — — „Ahnen! Was!
Er ist ein Unterthan, und meinen Eidam
Will ich mir auf Eurexens Thronen suchen!"

Dann:

„Sie ist die Einzige, was von mir nachbleibt
Auf Erden, eine Krone will ich sehn
Auf ihrem Haupte, oder will nicht leben!"

Und:

„Sie ist mir ein lang gespartes Kleinod,
Die höchste, letzte Münze meines Schatzes,
Nicht niedriger fürwahr gedenk' ich sie
Als um ein Königsscepter loszuschlagen!"

so wie der ganze Monolog, den Wallenstein im Harnisch spricht:

„Du hast's erreicht, Octavio" ꝛc.

waren Meisterstücke hoher, erhabener declamatorischer Rede. Besonders die Stellen:

„Da steh ich, ein entlaubter Stamm! Doch innen
Im Marke lebt die schaffende Gewalt!“

* * *

„Ich sollte aufstehn mit dem Schöpfungswort
Und in die hohlen Lager Menschen sammeln.
Ich that's. Die Trommel ward gerührt. Mein Name
Ging wie ein Kriegsgott durch die Welt“ ꝛc.

erschütterten bis in das Innerste.

Die Biederkeit, Kraft und hinreißende Suada, womit Fleck die bekannten Worte spricht:

„Max bleibe bei mir! Geh' nicht von mir, Max! ꝛc

waren unnachahmlich, und Gesticulation und Mantelgruppirung plastisch schön und natürlich. Iffland schmeichelte hier viel zu viel!

Der Höhepunkt des Fleck'schen Spiels beginnt mit den Versen, wo sich mit furchtbarer Gewalt seine Stimme entladet:

— — — — „Man soll
Die Ketten verziehn, das Geschütz aufpflanzen!
Mit Kettenkugeln will ich sie empfangen!“

bis zum Schluß der Scene:

„Hinweg! Zu lange schon hab' ich gesäumet
Das konnten sie sich freventlich erkühnen,
Weil sie mein Angesicht nicht sah'n. — Sie sollen
Mein Antlitz sehen, meine Stimme hören —
Sind es nicht meine Truppen? Bin ich nicht
Ihr Feldherr und gefürchteter Gebieter?
Laß sehn, ob sie das Antlitz nicht mehr kennen,
Das ihrer Sonne war in dunkler Schlacht?

Es braucht der Waffen nicht. Ich zeige mich
Vom Attan dem Rebellenheer, und, schnell
Bezähmt, gebt Acht, lehrt der empörte Sinn
In's alte Bette des Gehorsams wieder!"

wo er wüthend abstürzt.

Das sind einige der Stellen, worin der Heros Fleck über Iffland den entschiedensten Sieg erfocht. Sie beziehen sich alle auf den Helden Wallenstein, wozu weder Iffland's Natur noch Kunst hinreichte.

Deswegen war er aber immer eine höchst achtungswerthe Erscheinung und kein „Held zum Lachen", wie sich Herr Lewald ihn zu schildern unterfängt. Wäre Herrn Lewald's Kritik nicht viel älter als seine Genremalerei (deren Verdienst ich übrigens vollkommen anerkenne), ich würde Wallensteins Worte auf ihn anwenden: „Schnell fertig ist die Jugend mit dem Wort!" Herr Lewald bedachte gewiß nicht, was er damals niederschrieb. — Wer wird dem großen Meister Iffland, dem wir Beide in Bezug auf Umsicht, sichern und feinen Takt — seines Darstellungsvermögens nicht zu gedenken! — nicht werth sind, die Schuhriemen aufzulösen, es zutrauen, daß er je so blind gewesen sei, um nicht einsehen und beurtheilen zu können, ob er sich auf öffentlicher Bühne lächerlich machen werde oder nicht. Ich sah Herrn Lewald diese einigemal in Bamberg selbst betreten, und es wäre darüber Manches zu sagen; aber nie würde es mir einfallen, von ihm zu

berichten: „er sei ein Schauspieler zum Lachen gewesen;" denn Herr Lewald hatte ja gespielt, von dessen Umsicht und geistigen Fonds wohl zu erwarten steht — wie bei Iffland — sich vor dem Fehler des Lächerlichmachens zu bewahren.

Ich muß daher die Schlegel'sche an Kotzebue einst gestellte Bitte auch an Herrn Lewald richten:

„Liebster, das nicht wieder thu'!"

Ja nicht!!

XXI.

Iffland als Dr. Flappert im argwöhnischen Liebhaber von Bretzner.

Bretzner's großes Talent in Zeichnung komischer Charaktere spricht sich in diesem Stücke vorzüglich aus. Es ist zu bedauern, daß dies, sowie sein Räuschchen, Eheprocurator, Heimburg und Maria, die Erbschaft aus Ostindien, Complimente und Wind u. s. w. nicht schon längst durch geschickte Hand eine Umwandlung in Sprache und Form erfuhren, die sie für unsere Tage genießbarer machen würden. Solche Versuche sind freilich sehr schwierig, wenn man nämlich dem geistigen Eigenthum des Dichters die ihm zustehende Ehre und Achtung lassen will; sie mißglücken nicht selten, wovon der vor mehreren Jahren umgearbeitete oder vielmehr verarbeitete Eheprocurator einen Beweis liefert, der in seiner Mattheit und verflüchtigten Komik mit dem Zschokke'schen Moliere wetteifert. Auch die Versuche, die der

sonst so bühnenkundige und gewandte Lebrün mit einigen Jünger'schen Stücken machte, lassen meines Dafürhaltens kein günstiges Resultat erblicken.

Dr. Klappert gehört zu den Rollen, die unser Künstler mit grosser Lust und Liebe spielte, wie er dies dem Dichter selbst versicherte. Sie blieb eine seiner Lieblingsrollen, die er noch kurz vor seinem Tode spielte.

Man konnte auch in der That nichts Vollendeteres, als diesen Gourmand, den Iffland zu einem wahren poetischen umschuf, von ihm dargestellt sehen! Schon seine äußere Gestalt erschütterte das Zwerchfell auf eine solche Weise, daß die Erinnerung daran mir noch, indem ich dieses niederschreibe, zu wahrer Erheiterung gereicht.

Ich sehe ihn noch mit dem Früchtenkorb in der rechten Hand vor mir stehen, aus dem er zierlich eine Melone mit der linken heraushebt und sie mit wonnigem Behagen zur Nase führt, wobei der breite, wässernde Mund in das Lob ausbricht:

„Schöne Melonen, nicht überreif, so gerade mundrecht!"

Wie er es immer verstand, in seiner äußerlichen Erscheinung bis auf die geringste Kleinigkeit den Charakter auf das anschaulichste vorzuführen, so ganz vorzüglich hier. Sein Gesicht hatte den vollkommensten Ausdruck vorherrschender Sinnlichkeit, der Untertheil desselben, Ober- und Unterkinn — traten unter der

dicken Halsbinde grell hervor, ein süßes Lächeln umschwebte Augen und Mund, beide zusammengekniffen; die zierlich gestickte lange Weste, mit ihren weiten, geschickten Taschen, Confect und Stomachalia in gehöriger Quantität zu bewahren, fügte sich eng und ungern dem Schmerbauche an, und ein paar in der Mitte desselben offen gelassene Knöpfe deuteten auf seinen überfüllten Zustand hin. — Die weißen, blau oder grün durchwirkten Strümpfe gaben der stattlichen Gestalt etwas ungemein Komisches!

Dr. Flappert, dieser Feinschmecker, bleibt so lange ein ehrlicher Mann, als er nicht mit Leibgerichten und Leckerbissen in Versuchung geführt wird, den Weg des Rechtes zu verfehlen. Keine bedeutende Geldsumme ist im Stande, ihn davon zu entfernen; aber eine Lieblingsspeise vermag es.

„Donner und Wetter, Herr! wofür halten Sie mich? für was bieten Sie mir hundert Louisd'or?"

fährt er den Versucher an, mit glühenden Augen, zornentflammtem Gesichte, das bald jedoch, nach anderweitig geschehenem Vorschlag sich erheitert. Die barsch gesprochenen Worte verwandelt der freundlich schmunzelnde Mund in die:

„Schwartenmagen? — Herr Amtmann, auf mein Wort, ich besuche Sie!"

Was aber sind alle Schwartenmagen der Welt ge-

gen ein einziges Fäßchen wohlconditionirter, frischer Au
stern! Es wird mit ebenso viel Hast und Eile, als
Umstände und nöthige Sorgfalt zu einem so wichtigen
Geschäfte es einem Wohlschmecker nur irgend erlauben,
geöffnet, eines jener Zauberthierchen herausgeholt, be
hutsam auf die über den linken Arm ausgebreitete Ser
viette gelegt, indem das in der rechten Hand gehaltene
Messer die Spaltung der Schale versucht.

„Hören Sie den Gesang!"

ruft er wunderbar berauscht aus, das Ohr der schalkhaf
ten Auster-Virtuosin zuwendend. Kaum aber ist die
Decke gelüftet, so wird der Inhalt des Hauses auf das
Behaglichste hinuntergeschlürft, der Körper sinkt vor
Wollust in seinen Sessel unter den Worten zurück:

„Ach! eine wahre Delice!"

Allgemeine Abspannung tritt ein, die Füße werden
weit vor- und auseinandergestreckt, die Augen verklei
nern sich, die Rudera der entfesselten Psyche ruhen noch
auf nämlichem Servietten-Polster, während die verrä
therische rechte Hand mit dem Messer auf einen neuen
Ausfall hindeutet.

Eßscenen haben für mich auf der Bühne in der
Regel etwas Widriges; wer aber so ißt wie Iffland,
dem will ich einen ganzen Act hindurch zusehen; denn
das Gemeinste wird Poesie in geschickter und glücklicher
Hand!

XXII.

Iffland als Amtshauptmann von Balberg in Elise von Balberg.

Ich hatte, bevor ich Iffland in dieser Rolle erblickte, das Stück mehrmals gesehen, und nach ihm sah ich es wieder vielleicht ein halb Dutzend Mal; aber nur ein Mal erschien mir der rechte Amtshauptmann in Ifflands Darstellung. So einfach der Charakter dazuliegen scheint, so schwierig ist seine Ausführung, und je naturwahrer er auf der Bühne erscheint, desto weniger wird die Menge ihn verstehen und um so geringer der Beifall sein. Das war selbst bei unserm Künstler der Fall.

Iffland wußte das, und sagte daher einst zu einem Freunde, der ein paar Damen von nur mittelmäßiger Bildung in's Theater führen wollte: „Ach, lassen Sie doch die zu Hause; heute spiele ich blos zu meinem Vergnügen!“

Sein erſtes raſches Auftreten, plötzliches Stilleſtehen dann ſein Sichumſchauen im Saale, gleichſam nach der Wetterfahne fürſtlicher Gnade und Ungnade, zeigten auf der Stelle den alten Hofmann und Diplomaten, der in der Einſamkeit ſeines alten verfallenen Schloſſes das Hofweſen noch nicht vergeſſen hat.

Als ehemaliger Erzieher des Fürſten wußte er genau die rechte Mitte in Ton und Vortrag zu treffen, welche den inhaltſchweren, oft harten, aber auf die ſtrengſten Begriffe von Tugend, Ehre, Pflicht und Recht ſich ſtützenden Worten, die er zu ſagen hatte, zu geben war.

Dieſe rechte Mitte, nicht nur in der Rede, ſondern auch im äußern Anſtand, der erzwungenen Ruhe, dem Fürſtenpaare gegenüber, traf Keiner, wie Er. — Da war nichts von Pedanterie, Renommiſterei, Auffahren, Brüllen und Hin- und Herlaufen zu erblicken, in welchem ſich andere Schauſpieler, die ich ſah — es ſind gefeierte Namen darunter — ſo wohlgefielen.

Iffland ſpielte den Amtshauptmann, und der Amtshauptmann ſpielte den — Iffland!

XXIII.

Iffland als Wilhelm Tell.

Die Darsteller des Tell sind in zwei Klassen zu theilen. Die einen geben den Schweizer-Landmann, wie er leibt und lebt; die andern den Schiller'schen Tell. Jene befleißigen sich einer so natürlichen Natürlichkeit, daß ihnen nur noch ein Butterbrod mit Landeskäse zu reichen wäre, um den vollkommenen Schweizer-Bauer zu repräsentiren; diese halten sich streng an die Schiller'sche Zeichnung und an seine Worte. — Aber auch die letzte Klasse zertheilt sich wieder in zweierlei Darstellungsarten, wovon ich die erste die künstlerisch-schöne, die zweite die gespreizte nennen möchte. Die Repräsentanten erster Art machen es sich zur Aufgabe, den durch Schiller veredelten Schweizer-Natursohn in Einklang mit des Dichters Worten zu bringen; die zweiten machen bloß den Schiller'schen Text zu ihrem Vorwurf,

werden hohle Declamatoren, und geben einen gezierten und geschraubten Helden.

Hier haben wir es mit dem Darsteller nach erster Art, mit Iffland zu thun.

Wie im Wallenstein, bemühete sich unser Künstler genau Das wiederzugeben, was Schiller gewollt hat und nach dieser Art der Auffassung gebührt ihm als Tell, wie als Wallenstein, der erste Preis.

Schöne, veredelte Natur, anspruchloser und doch bezeichnender Redevortrag, Frische und Wärme, in Worten, Gang und Geberden, richtige Vertheilung des Lichtes und Schattens in Scenen, wo Vaterliebe und Vaterlandsliebe sich begegnen und wechseln, sind die Hauptsäulen, worauf unsers Künstlers Darstellung ruht.

Sechs Situationen sind es vorzüglich, die auch die Gebrüder Henschel richtig aufzufinden und in treuen Umrissen wiederzugeben verstanden, *) in welchen Iffland's Kunstgröße und plastisches Darstellungsvermögen hervortrat, die ich versuchen will, so viel es in Worten möglich, hier kurz zu beschreiben.

I. Act. 3te Scene.

(Ausrufer) „Dem Hut soll gleiche Ehre wie ihm selbst gebeten
Man soll ihn mit gebognem Knie und mit
Entblößtem Haupt verehren. —"

*) S. Iffland's mimische Darstellungen für Schauspieler und Zeichner. 12tes Heft. Berlin. 1811.

Iſſland hört dieſen Worten mit finſterm Geſichte, vor ſich hinbrütend, zu; die Augen ſind zornentflammt nach dem Ausrufer gerichtet, krampfhaft umſpannt er die Armbruſt, ſie unwillkürlich an die Bruſt drückend.

III. Act. 3te Scene.

„Ich ſoll mit meiner Armbruſt auf das liebe Haupt
Des eignen Kindes zielen; — eher ſterb' ich!"

Den Knaben ſtellt er hinter ſich, ihn mit der linken, zurückgekehrten Hand haltend, und gleichſam zu ſchützen, während der vorgebogene Oberkörper Tells und das noch mehr vorwärts gekehrte, in grimmige Falten gelegte Angeſicht ſich gegen Geßler wendet. Die rechte Hand packt dabei convulſiviſch die Sehne der Armbruſt.

III. Act. 3te Scene. (Später.)

„Mit dieſem zweiten Pfeil durchſchoß ich — Euch!
Wenn ich mein liebes Kind getroffen hätte, —"

Heftig mit dem einen Fuße vortretend packt er den Pfeil mit der rechten Hand und mit ausgeſtrecktem Arme, ihn hoch erhebend richtet er die Spitze dem Landvogte zu, indeß die Linke die Armbruſt ergriffen. So ſteht er mit vorgebogenem, krampfhaft gekrümmtem Knie, dem todtbleichen Geßler gegenüber, alle Muskeln des Körpers ſind auf's höchſte angeſpannt, ſein Geſicht ſteht in einer Glut, die Augen ſind, ſich vergrößernd, aus ihren Höhlen hervorgequollen, und ſcheinen ihn zu durchbohren. Die ganze Stellung iſt maleriſch ſchön!

IV. Act. 3te Scene.

Der Monolog, — der Triumph von Iffland's Kunst. — ein Meisterstück poetischer Beredtsamkeit. Alle Künstler, von denen ich diesen Monolog sprechen hörte, ließ er darin weit hinter sich zurück; denn entweder, sie ließen ihn fallen, wie Eßlair, oder sie recitirten ihn mit einem Aufwande von declamatorischem Pomp, der anwiderte, wie Opitz und Andere.

Mit erhabener Andacht und Seelenruhe spricht Iffland die Worte:

„Damals gelobt' ich mir in meinem Innern
Mit furchtbarem Eidschwur, den nur Gott gehört:
Daß meines nächsten Schusses erstes Ziel
Dein Herz sein sollte, —"

Der Blick ist dabei bedeutungsvoll gen Himmel gerichtet, die rechte Hand dahin hoch erhoben, während in dem linken Arm die Armbrust ruht, die er bei der letzten Zeile kräftig an die Brust drückt.

IV. Act. 3te Scene. (Später)

Bei den Worten:

„Komm Du hervor, Du Bringer bittrer Schmerzen,
Mein höchstes Kleinod jetzt, mein höchster Schatz!"

erhebt er den Pfeil hoch über sein Haupt, während der rechte Arm die Armbrust umgekehrt zur Erde senkt, und die Hand Schaft und Sehne zugleich mit angestrengtester Muskelkraft umspannt.

Wenn das schwache Wort kaum im Stande war,

dieſen Scenen einige Bedeutung zu verſchaffen und ſie dem Leſer nur einigermaßen anſchaulich vor Augen zu führen, ſo würde die Beſchreibung der Schußſcene, die ein Glanzpunkt in Iffland's Darſtellung war, zu einem ganz vergebenen Verſuche werden. Der Griffel ſelbſt ſcheuete dieſen Verſuch, indem die Herren Henſchel ſich ebenfalls nicht daran wagten! —

XXIV.

Iffland als Bittermann in Menschenhaß und Reu

Iffland wich auch in dieser Rolle sehr von den gewöhnlichen Darstellern ab, die da meinten, es gethan zu haben, wenn sie uns einen Hanswurst vorführten, über den man vor Lachen hätte bersten mögen. Diesen Eindruck brachte nun zwar auch Iffland hervor, ohne daß jedoch an einen solchen Spaßmacher nur entfernt zu denken war.

Fast jedes Publikum verehrt in seinem Komiker, besonders wenn es Jahrelang an ihn gewöhnt, seinen Liebling. Daher geschah es, daß unser Künstler auf fremden Bühnen nicht recht mit seinem Bittermann durchdringen wollte, so überlegen sein Spiel auch dem jedes Andern war. Auch auf der Leipziger Bühne trat dieser Fall ein.

Ein ganz vorzüglicher Komiker, der alte Böfenberg, war im Besitze jener Rolle. Auch er war der

Liebling des Publikums, und auch der meinige. Ich glaubte kaum, daß es möglich sei, ihm nur gleichzukommen, geschweige zu übertreffen; wie ward ich aber überrascht, als ich von Iffland die Rolle sah, und er mir einen ganz andern Charakter erschloß und ich jetzt erst den ächten Bittermann zur Anschauung bekam!

Schon sein erstes Auftreten, in einem Anzuge, der an sich gar nichts Komisches hatte, aber durch seine Körperhaltung, Gang und Geberden erst eine komische Physiognomie erhielt, der gravitätische Ernst, mit dem er daherschritt, riß zu unwiderstehlichem Gelächter hin, das nach den Worten:

„Guten Morgen, Madame Müller. Hochdieselben haben mich rufen lassen, vermuthlich etwas Neues aus der Residenz?"

ich immer mehr steigerte und in ein stürmisches Bravorufen überging, als er die Fläche der rechten Hand geheimnißvoll an die Wange legte und mit dem emporgestreckten Daumen der geschlossenen Linken rückwärts deutet und mit wichtigster Miene flüsternd spricht:

„Ich habe auch Briefe! — von drüben da — aus Spanien! —"

Von noch drastischerer Wirkung war die Scene, als Madame Müller ihn verlassen, er ihr brutal nachschauet und in die höhnenden Worte ausbricht:

„Wer ist sie denn eigentlich, diese — Ma-

dame Müller? Ach, lieber Gott! es gibt der Madame Müller viele in der Welt —"

wobei er die große herabgezogene Schlafmütze auseinanderbreitet und komisch hineinschielt, die Müllernamen zu übersehen, die sie allenfalls fassen könnte.

Die mit höchster Wichtigkeit und Geheimnißthuerei gesagte Stelle:

„Man hat auch Freunde im Ministerium, — Heiducken!"

verfehlte ihre Wirkung ebenso wenig, als eine Menge anderer, die nur gehört, nicht beschrieben sein wollen.

XXV.

Iffland als Franz von Moor in Schillers Räubern.

> Rien n'est plus difficile, que d'être naturel dans un rôle, qui ne l'est pas.
>
> *Encyclopédie, Art. Déclamation.*

Nächst dem Geizigen widmete unser Künstler wohl keiner Rolle eine größere Aufmerksamkeit, so anhaltenden Fleiß, als dieser, obwohl er sie selten spielte. Den Rechenschaftsbericht über sein Studium gibt er uns selbst in einer Abhandlung „Ueber Darstellung boshafter und intriganter Charaktere auf der Bühne," in seinem Theateralmanach für 1807, dann in der Erklärung der Kupfer „aus den Räubern," ebendaselbst. Er sagt u. a.:

> „Es soll auf der Bühne das Grelle gemildert werden, und der Schauspieler, der das zu Stande bringt, ohne der Wahrheit zu nahe zu treten, der das Schreckenerregende erhält, ohne das Zurückstoßende und Ekelhafte zu gebrauchen — ist Künstler."

Ferner:

„Der Schauspieler, der diese Rolle geben soll, muß sie mit dem Vorsatze unternehmen, daß er, so viel als es, ohne sich an der Natur und der Hauptwirkung des Dichters zu versündigen, möglich ist — durch seine Darstellung der nothgedrungene Defensor dieser schrecklichen Erscheinung werden will; oder er muß sie zur Ehre der Kunst und Menschheit lieber gar nicht geben."

Dann:

„Werden viele Dinge im Stück wörtlich genommen, so bleibt, wenn eine Summe gezogen wird, nichts übrig, als ein von der Natur ausgestoßener, feiger, blutgieriger, krüppelhafter, martern der, durchaus gemeiner Bube. — Franz ist als solcher kein Gegenstand für die Bühne, für die Menschheit, für die Kunst. Man kann ihn nicht vier Stunden lang als Wolf, Fuchs, Hase und Hyäne vereint herumschleichen lassen, um ihn endlich in den Thurm werfen zu sehen, wo er langsam zum Gerippe sich abmagern soll."

Endlich:

„Es ist im Franz Moor von Anbeginn bis zur Mitte der Handlung hin ein tiefes Sinnen und Brüten über sich, seine Lage, sein Ziel — über die gewaltigen Hindernisse, welche sich ihm in den Weg

werfen, zu diesem Ziele zu gelangen, und die Mittel, diese zu überwältigen.

Bis er die Alleinherrschaft errungen hat, liegt auf allen seinen Aeußerungen Bemessenheit, eine Scheu, die ihn nie ganz verläßt, und die selbst in den Augenblicken, wo er sich vergißt, ihm doch noch etwas anzusehen sein muß. Zu einer lauten, pomphaften Diction, zu getragenen, schönen Bewegungen oder auch zu einem anhaltenden, kräftigen, wenn schon wilden, Ausdruck in Sprache und Bewegungen kann er vor der Periode seiner Herrschaft nicht gelangen.

Im innigen Groll, daß es so mit ihm steht, daß er aufgehalten ist, jede Bürde und Alles, was ihn beengt, schnell abzuwerfen, — kann es seiner Vorsicht entwischen, ein- und das andere Mal hoch aufzufahren. Dann bricht aus dem furchtbaren Krater der dicke Rauch hervor, und auf einen Moment blickt man herab in die innere Glut.

Aber nur ein Moment kann es sein; denn wer so das Werk der Finsterniß verhüllen muß, wie er, dem ist die äußere Haltung, die äußere Ruhe schon so zur Natur geworden, daß, wenn endlich die innere Lohe einmal heraustreibt, was in ihm vorgeht, dieser Zustand sich von außen nur durch eine kurze convulsivische Bewegung verräth, von welcher er selbst nichts weiß.

Die Augenblicke, wo er seine Plane ausspricht, sind mehr ein angstvolles Abwägen der Mittel und ein Aufruf seiner Kräfte, als das Verkünden einer drohenden Gewalt in äußerer Magnifizenz.

Franz kann nicht wie der Schreckensgott einherziehen, die Höhle mit Gebrüll erschüttern und die sichern Bewegungen der Macht aus sich walten lassen.

Der Monolog: „Ich habe große Rechte, mit der Natur zu grollen, und auf meine Ehre, ich will sie geltend machen" — pflegt mehrentheils im Triumphe bewußter Kraft gesprochen, mit der ganzen Anstrengung innerer Kraft und dem höchsten Aufwande aller äußern Bewegungen gegeben zu werden.

Auf diesem Wege ist allerdings eine Gattung lauten Antheils der Menge zu erhalten. Diese staunt immer die Kraft an und jede sichtbare Anstrengung, und zwar um so mehr, je gräßlicher sie verkündet.

Alles, was dieser Monolog enthält, hat Franz zu Tausend und Tausendmalen schon gedacht, dringender sagt er es sich nun, da er dem Ziele nahe rückt, aber so nahe ist er demselben noch nicht, daß er hier schon triumphirend einherschreiten könnte.

Ueber seine Häßlichkeit hat er oft gedacht. Nun da er schreckliche Rechnung sich zum Abschluß

vorlegt, kann er nicht so davor erschrecken, als entdeckte er sie in diesem Augenblicke zum Erstenmale.

Die Worte: „Warum mußte sie mir diese Bürde von Häßlichkeit auflegen. Warum nur mir? Mord und Tod — warum nur mir?“ — sollen nicht mit dem Tone heulender Wehklage, mit den hohen, rachesuchenden Bewegungen des tragischen Genies gesagt werden.

Mit einer Art gräßlichen Wohlgefallens hält Franz sich bei dieser Betrachtung auf. Sie scheint das Einzige, was seinen Greuelplan bei seiner Denkart rechtfertigen kann.

Mit der Häßlichkeit seiner Gestalt — oder mit der widrigen Einwirkung seines Ganzen — bekannt, kann er hier nicht mit einem frischen Schreck davor zurückschaudern, noch mit großen Bewegungen ein Gefühl hierüber ausmalen wollen.

Herr Catel hat den Franz in dieser Stelle so gezeichnet. Franz sinnt über sein Schicksal nach. Kein freier Blick sendet eine Klage zum Himmel. Auf Erden, da, wo er sich rächen will, wühlt der Blick sich ein. Die eine ausgespreizte Hand scheint die Bürde von Häßlichkeit mehr zu scheuen, als von sich abzustoßen, während die andere krampfhaft geballte Faust zum Widerstande sich ermannt.

Doch iſt auch dieſe nicht kühn vom Leibe wegge-
ſtreckt. Sie wagt es nur, muthig zu ſcheinen.

Hier ſoll gerade ſo viel äußerer Ausdruck herr-
ſchen, als der innere Seelenzuſtand, der keinen Zeu-
gen hat und keinen Zeugen weiß, hervorbringen
kann.

Es iſt nicht damit geſagt, daß ſtets dieſelbe äu-
ßere Haltung beizubehalten wäre. Dieſe iſt nur
als Beiſpiel von der Gattung genommen, der Au-
genblick kann eine andere herbeiführen; allein wenn
der Charakter und die Situation richtig gefaßt iſt,
ſo wird ſie nicht über die Grenze hinausgehen,
welche hier angedeutet iſt.

Laſſen ſich die Schauſpieler von den Worten
„Mord und Tod!“ zu einer Uebergränzung ver-
leiten, ſo bedenken ſie nicht, daß dieſe Worte in
dieſer Situation nicht viel mehr gelten können, als
jeder andere dumpfe Seufzer.

Sollten Viele dieſe Haltung, die ganze Weiſe, in
welcher Franz nach dieſer Angabe ſich entwickelt,
kalt nennen, und fortdauernde Zerrungen und Mie-
nenſchneiden für ein unerläßliches Erforderniß er-
klären: ſo werden Andere die Carricatur verwerfen
und Charakterdarſtellung anerkennen.“ —

In dieſen wenigen, den Stempel höchſter Wahrheit
tragenden Andeutungen liegt der Schlüſſel zur Erklä-
rung der Iffland'ſchen Darſtellung des Franz Moor.

Nach den hier niedergelegten Grundsätzen spielte er ihn unverändert fort, so lange er ihn spielte, wie dies alle darüber vorhandenen Theaterberichte bezeugen. Er ließ sich weder durch Kritiken, noch durch irgend ein Beispiel eines darin gepriesenen Künstlers seine Ansichten rauben. Wie Böttiger seine Darstellung 1796 beschreibt, so sah ich sie von ihm mehr als ein Jahrzehend später ausführen. Ich weiß daher der Böttiger'schen Kritik nichts hinzuzufügen, und begnüge mich, einige wenige Anfangsworte derselben, die den Charakter des Iffland'schen Spiels im Allgemeinen bezeichnen, hier wiederzugeben; über das Spezielle desselben lese man das Buch selbst nach.

„Iffland erhielt den Morgen nach der Vorstellung folgendes Billet von einer Dame, das mir von ungefähr in die Hände gefallen ist. Ich benutze die mir ertheilte Erlaubniß, es auch hier mittheilen zu dürfen, da ich den Eindruck, den dieser Franz Moor auch auf mich machte, nicht deutlicher auszudrücken vermag.

„„Ich muß es mein erstes Geschäft an diesem Morgen sein lassen, Ihnen, großer Schöpfer dramatischer Gestalten, für den Genuß zu danken, den ich mit Hunderten gestern Ihrem Spiele verdankte. Mit Widerwillen — was soll ich heucheln? — ging ich in die Vorstellung. Denn ich hasse das Stück. In den ersten drei Acten konnt' ich mich selbst über Ihr Spiel nicht ganz entscheiden. „Er läßt das Pasquill auf die

Menſchennatur fallen," hörte ich Stimmen um und n
ben mir. Es waren Geſchmacksmäkler, denen Sie mit
zu wenig Innigkeit der Bosheit zu ſpielen ſchie
nen. Ich mochte nicht abſprechen, und wärmte mich
dankbar an den einzelnen Strahlen Ihres Spiels. Aber
wie vermöchte ich die niederſchmetternde, furchtbare All
gewalt deſſelben in den zwei letzten Acten zu beſchrei
ben? Welche Blicke in die Tiefe des menſchlichen Gei
ſtes und in die Geheimniſſe der Menſchendarſtellung ha
ben Sie uns thun laſſen! Das Geſpenſt Ihres Spiels
wird mich noch lange verfolgen. Welcher Teufel ſtand
Ihnen zur Copie? — "

„Die hier ausgedrückte Empfindung war gewiß
mehr oder weniger der ganzen Verſammlung eigen, und
ging aus der Art, wie Iffland dieſe Rolle nahm, von
ſelbſt hervor. Die gehaltene Oekonomie ſeines Spiels
und die kluge, ſchon oft bewunderte Ausſparung des Lichts
auf einige, diesmal nicht im Vorgrund ſtehende Haupt
partieen war heute ſichtbarer als je vorher geweſen. Was
Wunder, daß einige durch frühere Vorſtellungen mit der
Manier des Künſtlers noch nicht vertraut gewordene Zu
ſchauer ſich nicht recht darein finden konnten, und das für
Mangel und Unvermögen hielten, worin andere den wah
ren Künſtler erkannten und bewunderten?

Dieſer verachtet die Hülfe der Carricatur da, wo er
durch innere Kraft auslangen kann. Darum hatte ſich
auch Iffland mit gutem Bedacht durch Coſtüm und

Maske nicht weiter verhäßlicht. Andere Schauspieler commentiren die Worte des Dichters: „Warum mußte mir die Natur diese Bürde von Häßlichkeit aufladen?" — dadurch, daß sie schielen, oder im Judascostüm der rothen Haare und buschigen Augenbraunen erscheinen. Nach einem vom Dichter selbst gegebenen Wink soll Franz Moor durch einen Höcker auf dem Rücken verunstaltet sein; und wenn nach Diderot's scharfsinniger Bemerkung dem Dichter die treffendsten Züge erst dadurch gelingen, daß er zwischen der Physiognomie, womit er in der Phantasie seine Personen ausstattete, und ihren Handlungen eine geheime Verwandtschaft ahnet, so muß man gestehen, daß Schiller das Verwachsene und Verschrobene des Charakters des Franz Moor sehr gut mit seiner körperlichen Verkrüppelung in Verbindung gedacht habe, und daß sie besonders in den Liebhaberanträgen bei Amalien eine starke Wirkung thun. Allein Iffland glaubte dieses äußern Zusatzes von Häßlichkeit völlig entbehren zu können, und der verständigere Zuschauer wird ihm dies gern als ein Verdienst anrechnen. Denn ist nicht überhaupt Spott über körperliche Mißgestaltung des Dichters und Schauspielers unwürdig, der sich besserer Hülfsmittel bewußt ist? — Die spanische Tracht und die schwarze Farbe derselben, wodurch der Anzug mit einer kleinen Veränderung in den letzten Acten in Trauer verwandelt werden konnte, war mit gutem Vorbedacht gewählt, und that in der Got-

teslävgnerſcene und in einigen andern nicht wenigen erſchütternden Situationen ihre volle Wirkung. Denn daß dieſer Franz Moor in der letzten Scene nicht im Schlafrock erſcheint, wie doch der Dichter ſelbſt vorgeſchrieben hat, würde ich nicht einmal erinnern, wenn ich nicht dieſe Vorſchrift wirklich ſchon bei andern Vorſtellungen dieſes Stücks pünktlich befolgt geſehen hätte.*)

Freilich iſt es mir ſehr wohl begreiflich, wie bei Iffland's haushälteriſcher Vertheilung des Lichts und Schattens, wie bei ſeinen Begriffen von verſchönernder Grazie durch Rundung des Ganzen, Mehrere aus der Verſammlung ſehr wohl überzeugt ſein konnten, daß von vorn herein einige Stellen etwas inniger hervorgehoben, ſelbſt zur Harmonie des ganzen Charakters im richtigſten Verhältniſſe geſtanden haben würden, z. B. gleich

*) Ich erinnere, z. B. an Ochſenheimer, dem auf den Bühnen und Verbilde Devrient's in dieſer und vielen Rollen Das Stück wurde auf der Leipziger Bühne im altdeutſchen Geſchmack gegeben. Ebenſo erſchien in Magdeburg Schmidt, der jetzige Director der Hamburger Bühne. Seine Darſtellung des Franz Moor wird mir in ſteter Erinnerung bleiben; ſie war ein höchſt verdienſtliches, und zeichnet dadurch merkwürdig, daß Schmidt unter den vielen Künſtlern, die ich kab, der war, der ſich am ſtrengſten an die Zeichnung des Dichters hielt, ohne dabei in Caricatur auszuarten; denn jener Schauſpieler zu gedenken, die dieſelbe thaten, aber die Grundlinien alles Schönen dabei überſchritten, halte ich nicht der Mühe werth.

die Worte: „Ich sehe, ich kann auch witzig sein; aber mein Witz ist Scorpionenstich," — schienen Vielen zu kalt und mit zu wenig Bitterkeit vorgetragen; wie denn überhaupt Hohn und Bitterkeit durchaus nicht im Spiele dieses Franz Moor lagen. Auch hätte man wohl etwas mehr listige Verstellung und Doppelzüngigkeit in der Stelle zu sehen gewünscht, wo er Amalien Liebe vorzulügen und durch erheucheltes Brudergefühl zu täuschen sucht. Es fragt sich aber nur, ob Iffland wirklich in jenen Fehler gefallen sei, den Engel mit seinem gewöhnlichen Scharfsinn als die Klippe der Schauspieler andeutet,*) die alle ihre Kräfte auf gewisse Haupteffecte aussparen,**) nämlich: ob er aus Furcht, sein Feuer im voraus zu verschwenden, wirklich in allen vorhergehenden Scenen matt geblieben, bloß um einige Hauptscenen mit desto größerm Nachdruck herauszuheben? Eine solche periodisch wechselnde Kälte und Gleichgültigkeit verdirbt natürlich alle Einheit des Spiels und wird durch die Ueberraschung des plötzlichen Aufbrausens, durch dies Wetterleuchten aus der Finsterniß sehr schlecht vergütet. Aber dies war in Iffland's kälterem Spiele in den ersten drei Acten gewiß nicht der Fall. Feigherzige Tücke ist der Hauptzug im Charakter des Unholds. So paßt also die ihm anfangs gegebene

*) Ideen zu einer Mimik, Th. II. S. 115 f.

**) S. oben den Abschnitt: „Iffland spart sich auf."

Kälte sehr gut zu seiner übrigen Verstellung, und sie wäre nur dann fehlerhaft, wenn uns der Künstler nicht bei mehrern Gelegenheiten die in seinem Innern kochende und tobende Leidenschaft hätte durchschimmern lassen. Aber an diesen vorbereitenden Winken, und selbst an der kunstvollsten Gradation derselben, nach welcher sie mit dem raschern Fortgange des Stücks immer häufiger und stärker werden müssen, fehlte es auch dieser Darstellung im Geringsten nicht." ꝛc.

Die Schiller'sche Zeichnung des Franz Moor ist gewiß eine höchst grandiose, stets bewundernswerthe; aber sie liegt, wenn nicht außer den Grenzen der Natur, doch sicherlich — wird sie genau so auf der Bühne ausgeführt, — außer den Grenzen der Kunst.

Devrient gilt für den ersten Franz Moor seiner Zeit, er wird wohl — menschlicher Imagination nach — für den aller Zeiten gelten können, so sehr auch sonst scharfsinnige, aber befangene Kritiker sich bemühen, uns glauben zu machen, das Urbild in der Gegenwart aufgefunden zu haben. Das sind Phantasmata, aber keine so wahren und in sich begründeten, als die Hoffmann'schen. Es ist nicht möglich, daß Jemand, der Devrient als Franz Moor in seiner Blüthezeit sah, ein anderes Bild als das seinige für das Originalbild anerkenne. Der rechte Ring ging nicht verloren.

Devrient stand mit seiner Auffassung und Darstellung des Franz Moor zwischen Schiller und Iffland:

was er jenem nahm, legte er diesem zu. Mit andern Worten: er war die verkörperte Iffland'sche Theorie in denkbar höchster Potenz. Iffland's Franz Moor war eine vollendete, in Contouren scharf gegebene Zeichnung; Devrient das fleißig ausgeführte Bild nach dieser Zeichnung, strahlend in vollster Farbenpracht und Farbengluth.

Was meint aber Herr Lewald damit, wenn er in seiner Schrift über Seydelmann sagt:

„Wie verzerrte Iffland die Rolle bei aller Wichtigkeit, die er auf ihr Studium wandte. Man ist bemüht, in Franz den schleichenden Heuchler zu zeigen, dem bei seinem ersten Auftreten schon das Kainszeichen lesertlich an der Stirne steht."

Hat sich Herr Lewald schon mit seiner extravaganten Aeußerung: „Iffland sei ein Held zum Lachen gewesen" eine gewaltige Blöße gegeben, so hat er es in dieser doppelt gethan; ja zehnmal eher wird man geneigt sein, an diese zu glauben, als an jene.

Keinem Menschen ist es noch bisher eingefallen, selbst seinen Feinden oder Gegnern gerade in dieser Rolle nicht, zu behaupten: er habe sie verzerrt. Ganz das Gegentheil wird von diesen, wie ich schon oben angeführt, behauptet. Sie tadeln die Naturwahrheit seines Spiels, indem sie ihn der Oberflächlichkeit deshalb, des zu wenig Hervortretenlassens des Charakters

im Ganzen, wie des gänzlichen Fallenlaſſens einzelner Scenen beſchuldigen, ſie tadeln die zu große Vorbereitung und Ausſparung auf die zwei letzten Acte; aber Herrn Lewald's Tadel iſt außer ihm noch Niemandem in den Sinn gekommen. Kein Menſch glaubt es ihm — und ich bin überzeugt, er ſelbſt nicht, er ſagt es nur — wenn er auch Iffland nicht ſah, wenn er auch ſeine Zergliederung der ganzen Rolle nicht geleſen, wenn er nur obige von mir ausgehobene Stellen durchblickt, daß ein Iffland den Franz Moor „verzerren" konnte. Es glaubt's ihm Keiner, der nur einen Mondſcheinbegriff von Iffland's innerſter Natur ſich zu eigen gemacht, daß, ſelbſt wenn er gewollt hätte, er dies nie konnte.

Wie ſtraft Iffland ſelbſt die unwahren Worte in Herrn Lewald's Nachſatze, wenn er in der obengenannten Abhandlung ſagt:

„Wie Franz Moor das erſte Mal ſichtbar wird, muß kein kriechender, augenverdrehender, hohnlächelnder, tückiſcher Bube erſcheinen. Der Vater iſt leidend, alt, ſchwach, aber nicht dumm. Liegt das ganze Gewebe von Franzens Argliſt durch das unbedeckte Spiel einer gemeinen Heimtücke offen vor dem Vater da, — wie kann er getäuſcht werden? Erſcheint aber Franz mit dem Betragen eines Mannes von Stande, erweiſet ſein Benehmen dem Vater höfiſche Theilnahme, verdeckt eine ma-

nierte Ruhe seine furchtbaren Pläne;— welche nur ab und an ein kurzer Seufzer, ein furchtbarer Augenaufschlag ahnen läßt! — scheint nur das Gefühl seiner Zurücksetzung ihn manchmal als den Gekränkten hervorgehen zu lassen — so ist die Täuschung des Vaters denkbar." —

So dachte Iffland, und so spielte er die Anfangsscenen. Wo ist da nun „der schleichende Heuchler" zu erblicken, der mit seinem ersten Auftreten schon das Kainszeichen leserlich an der Stirn trägt?" Wo steckt besonders Letzteres? — Wahrscheinlich im Aeußern, in der Maske des Gesichts! Auch da nicht, Herr Lewald. Hören Sie auch darüber unsern Meister, der das Ding damals schon viel besser verstand, als wir Beide jetzt in unsern alten Tagen *):

„Die Häßlichkeit des Franz soll wohl eigentlich durch den Gegensatz der hohen Heldengestalt Karls und dessen blühender Kraft bestimmt werden.

Die eigenen Worte des Franz deuten wohl ganz besonders auf Schwächlichkeit des Körpers. Daher ließe sich denn das Unstäte einer stets gereizten Maschine denken, welches, sichtbar in kleinlichern

*) Ich sage das wahrlich nicht in ironischer Weise, sondern aus aufrichtiger, herzlicher Meinung, aus pflichtschuldiger Pietät gegen den uns Ueberragenden.

Bewegungen, der hohen, bestimmten Form, wie Karl sie hat, gegenübersteht.

Eine völlige Blässe, oder vielmehr jene unnennbare Gallenfarbe, welche bei dem innern Lodern verschlossener Wuth in das Blut sich zu ergießen und die Maschine zu zersprengen droht.

Ueber den Todestropfen der kochenden Stirn hängt matt herab ein sparsames Haar, das bleich und weich, von keiner Farbe beinahe den Namen zu nehmen hat.

Wird kein Roth aufgelegt und unter dem Auge eine blaßblaue Schattirung sichtbar, sind die Farben der ersten Kleidung bizarr gewählt — so ist die erste Erscheinung des Franz gewiß abweisend genug, ohne durch Mißgestalt und Körpergebrechlichkeit Ekel zu erregen."

Aber auch hierin steckt kein Kainszeichen! Und schrieen wir uns die Lungen aus, trotz unsern Theaterparterristen, es würde nicht erscheinen; es müßte denn die Maske, nach dem Beispiele mancher unserer Theaterhelden unberufenerweise eines oder einige vom Publikum nicht Verlangte, an der Hand führende, mitbringen, etwa: ein Fratzengesicht, eine Keule, ein krummes Bein, einen Buckel, eine Wade auf dem Schienbein, eine rothe Perrücke oder sonst dergleichen.

In der Maske, die uns Iffland aufstellt, kann man aber recht füglich der „verdorbene Junge, der un-

erzogene, störrische, heimtückische Bube," wie ihn nach Lewald's Bericht Seydelmann spielen soll, ficken, obwohl ich noch einige vergessene Epitheta hinzufügen möchte, die aber ebenfalls in dieser Maske beim Play fänden. Ich meine mit Iffland unter andern den „verständigen" Franz, weil er Verstand hat: und ist man mit diesem Verstande einverstanden, dann dürfte das Beiwort: „ungezogenen" zu streichen und dafür „anständigen" zu setzen sein. Iffland sagt:

„Auf die Erziehung des Franz von Moor hat der vornehme Burgherr, der sorgliche Vater, verwendet, was er auf die Erziehung seines Sohnes Karl verwendet hat, und nicht vergeblich, denn Franz hat Verstand. Seine Sprache und seine furchtbaren Pläne beweisen das. Sein äußerlicher Anstand kann (muß) also die Bildung haben, welche seine Sprache hat."

Hoffentlich werden alle geehrten Leser diese Ansicht theilen, oder ich müßte fürchten, daß sie keine von Iffland's Ansichten theilten. Ist dem aber nun so, so werden sie nicht wissen, wohin sie versetzt werden, wenn Herr Lewald Herrn Seydelmanns Auffassung des Grafen Franz von Moor also beschreibend fortfährt:

„Er entstellte sein Aeußeres nicht im Geringsten, er tätschelt seinen schwachen Vater auf die plumpste (?) Weise, er

holt einen kleinen Schemel herbei, setzt sich ihm zu Füßen, und legt seinen Kopf ihm in den Schooß."

Ich enthalte mich aller weitern Bemerkungen hierüber, finde es jedoch für nothwendig, die Seitenzahl 168, woselbst diese merkwürdigen Worte zu finden, beizufügen. Aber:

„Es kann nicht sein, ich mag und will's nicht
glauben,"

Daß Seydelmann sich so geberden kann!
Ein Seydelmann beschwört den Schemel nicht!
Ich möchte sonst, worauf ich mich gefreut,
Um dieses Schemels willen ihn nicht seh'n!
Wenn die Naivetät der Gurli wird
Berücken, passirt's. — dem Grafen Moor? o nie!
Doch, würd' er klingelnd hübsch den Schemel sich
Erbitten, — drauf Requisiteur erscheinen,
Ihn ehrfurchtsvoll dem Grafen Franz hinreichend:
Passirt es wieder: weil man wüßt', wo man
Zu Haus, und an die Travestie nicht dächte.
Und, würde gar der alte Moor in's Haar
Ihm kraus'n, ein Doppelspiel entstände draus,
Ein Trauerspiel und schön Familienstück,
Wie man es Iffland selbst nie zugetraut:
So meisterhaft den Schiller zu verbessern! —

XXVI.

Iffland als Kriegsrath Dattner in Dienstpflicht.

Die Ehrfurcht gebietende Maske des Künstlers imponirte dem Zuschauer gleich bei seinem ersten Erscheinen auf eine ganz besondere Weise. Der Wahlspruch: „Thue recht und scheue Niemand" schien dem ergrauten Staatsdiener auf die Stirn geprägt und nahm sogleich für ihn ein.

Das war nicht der Fall bei Eßlair, von dem ich diese Rolle auf der Bamberger Bühne geben sah. Ja, der erste Eindruck, den er auf mich machte, war sogar ein unangenehmer, weil die Kopfherrichtung störend wirkte, indem die künstlich gemachte Platte den dazu gebrauchten Stoff zu deutlich erblicken ließ. — Das mag übrigens wohl nur zufällig und hier geschehen sein; denn außerdem feierte Eßlair den höchsten Tri-

umph ſeiner Kunſt, und ich halte dieſe Rolle unbedenklich für die beſte unter denen, die ich von ihm darſtellen ſah.

Ich wage nicht, zu behaupten, wer von beiden Künſtlern der Größere war.

XXVII.

Iffland als Abbé de l'Epée im Kotzebue'schen Stücke.

Das Ehrfurcht gebietende Ansehen, welches sich so lebendig bei Iffland's erstem Erscheinen als Kriegsrath Dallner aussprach, trat hier, jedoch wieder auf ganz andere Weise, nur ebenso prägnant hervor. Becker sagt, daß bei seiner Darstellung dieser Rolle in Leipzig Manche einen Spalding, Andere einen Jerusalem erblickt zu haben glaubten: ich meine, wenn ich mir jetzt die äußere Gestalt des Künstlers wieder vergegenwärtige, das ähnliche Bild des nun auch hinübergegangenen großen Kanzelredners Sintenis*) vor den Augen meines Geistes wandeln zu sehen.

* Dieser Treffliche ist als Kanzelredner bei weitem noch nicht genug gewürdigt. Ich hoffe in einem der nächsten Bände meiner Erinnerungen von ihm zu sprechen.

Die plastische Ruhe, mit welcher unser Künstler den Charakter wiedergab, von Anfang bis zu Ende darin verblieb, die bewundernswürdige, ganz eigene, und doch so naturgemäße Grandezza, fern von der geringsten Pedanterie, mit der er daherschritt, die künstliche Berechnung eines der Natur vollkommen abgelauschten, aber höchst ökonomischen Geberdenspieles, der wahrhaft klassische Anstand, die durchweg herrschende Würde und Grazie in Stellung und Gang, der musikalische Fluß seiner Rede, die einfache und doch so beredte, das Innerste ergreifende Mimik, mit Einem Worte: diese wahre Apostelgestalt, in ihrer Größe, Schwermuth und Menschenliebe, kann nur mit meinem Erinnerungsvermögen verschwinden.

Ich vermag es nicht, den Einzelnheiten seines Spiels, so lebendig es auch noch vor mir steht, zergliedernd zu folgen, weil ich das schöne in mir lebende Ganze nur dadurch zerreißen würde.

Wer kann den krystallnen Strom seiner Rede, die herzdurchdringenden Töne in Worten beschreibend wiedergeben, mit welchen er begann:

„Hab' ich meine Pflichten redlich erfüllt, — darf alle meine Sorge und Mühe den Lohn von Deiner Gerechtigkeit erwarten: o so häufe ihn auf das Haupt dieses Unglücklichen und laß auch mich in seinem Glück Vergeltung finden!"

und mit welchen er endigte:

„Rufe mich zu Dir, wenn Du willst. Meine Gebeine werden in Frieden ruhen, denn ich habe meine Laufbahn wohl vollendet!! —

Kaum ist der Gefahr zu entgehen, monoton zu werden, wenn ich es versuchen wollte, alle die Darstellungen, in welchen ich Iffland zu bewundern das Glück hatte, — und wenn auch nur in kurzen Umrissen — hier anzuführen. Es genüge, die hauptsächlichsten nur zu nennen:

Lear — Regulus — Nathan — Luther — Graf von Tavern — Marinelli — Thoas — Schewa — Präsident in Gotters Mariane — Essighändler — Pygmalion — Graf im Puls — Graf in Gotters Jeannette — Graf in Jüngers Komödie aus dem Stegreif — Hugo Grotius — Posert — Müßling in Picards: Wie die Zeit vergeht — Duppenig in den Quälgeistern — Constant in Selbstbeherrschung — Stahlbein — Kaufmann Herb — Baron in der Lästerschule — Hettmann in Benjowsky — Geheime

Rath Mantel in den Hausfreunden — Wallen in stille Wasser — Baron Sturz in der beschämten Eifersucht — Kapuziner in Wallensteins Lager — Amtmann Niemen in der Aussteuer — Gärtner Ambrosi in der d'Alayrac'schen Oper Aleris ꝛc. ꝛc. —

XXVIII.

Zu Iffland's Jugendgeschichte. — Zwei Reliquien. — Berlin — Krankheit — Tod *)

Der erste Band von Iffland's dramatischen Werken enthält dessen theatralische Laufbahn bis zu seiner Anstellung als Director des Berliner Theaters unter König Friedrich Wilhelm dem Zweiten.

Obwohl nicht vollkommen erschöpfend, reicht sie doch hin, den Leser, ihren Hauptmomenten nach, zu befriedigen; ich selbst kann aus meiner Erinnerung keinen weitern Beitrag von Wichtigkeit liefern. Nur ein nicht uninteressantes Factum, das zur Zeit der Flucht Iffland's aus dem Vaterhause gehört, bin ich im Stande zu geben, und welches außer dem historischen Interesse zugleich von psychologischem Werthe ist, weil der edle, sittliche

*) Zum Theil nach den Zeitgenossen und Dr. Fermen's Krankheitsgeschichte Iffland's.

Charakter des Künstlers darin sich schon so früh aus-spricht.

Ich verdanke die Mittheilung dieses Factums dem Großherzoglich Hessischen Rechnungs-Probator Herrn Becker in Darmstadt, und gebe sie hier nach dessen eigenen Worten:

„Mein im Jahre 1821 dahier verstorbener Vater, der Großherz. Hofcommissair Becker, erzählte mir folgendes Zusammentreffen mit Iffland:

„„Auf einer meiner frühern Reisen in den 1770er Jahren, welche ich in der Eigenschaft als Generalinspector und Reisecommissarius des vormals dahier bestandenen Zahlen-Lotterie-Instituts nach Niedersachsen machte, traf ich bei meiner Retourreise auf der Landstraße einige Stunden von Cassel einen jungen Mann mit einem Bündelchen unterm Arm, dem ich die Ermüdung ansah, und da er auf meine Frage an ihn, wohin seine Reise gehen solle, „nach Cassel" antwortete, so lud ich ihn ein, sich zu mir in mein Cabriolet zu setzen, indem Cassel auch das Ziel meiner heutigen Tour sei. Im Laufe des Gesprächs entdeckte mir der junge Mann Folgendes:

„„„Ich heiße Iffland, bin von Hannover gebürtig, habe Theologie studirt, und soll mich nun entschließen, Pfarrer zu werden; ich habe aber gegen diesen Stand, aus der einzigen Ursache, weil es dem Geistlichen oft obliegt, Kranke und Sterbende besuchen zu

müssen, eine solche Abneigung und grenzenlose Furcht vor ansteckenden Krankheiten, daß ich mich um keinen Preis entschließen könnte, dieser meiner frühern Bestimmung nachzukommen.*) Dagegen fühle ich mich hingezogen, Schauspieler zu werden, und bin deshalb auf dem Wege nach Gotha, woselbst ein gewisser Eckhof jungen Männern, welche sich diesem Stande widmen wollen, Unterricht gibt.“ “ “ —

„„Unter diesen Mittheilungen — fährt mein Vater in seiner Erzählung fort — waren wir nach Cassel gekommen, und da Iffland keine Bekanntschaft daselbst hatte, so rieth ich ihm, in dem Gasthofe, wo ich schon mehrmalen eingekehrt, gleich mit über Nacht zu bleiben. Dieses geschah, und am darauffolgenden Morgen kam Iffland auf mein Zimmer, und eröffnete mir, daß es ihm an dem benöthigten Reisegelde bis Gotha mangle, und fragte bei mir an, ob ich ihm auf sein ehrliches Gesicht einen Friedrichsd'or leihen wollte. Ich erklärte

*) Davon erwähnt Iffland in seinem Lebensabriß nichts. Um so interessanter und wichtiger erscheint hier dessen offenes Geständniß gegen einen Unbekannten. Die Wahrheit hat der geehrte Herr Einsender verbürgt. Da nun, als Iffland sein Leben zwanzig Jahre später niederschrieb und herausgab, (1798) er davon nichts erwähnt, so geht daraus hervor, daß er diese Schwäche — obwohl eine sehr menschliche und verzeihliche — öffentlich nicht wollte hervortreten lassen.

mich hierzu bereitwillig, und bemerkte ihm dabei, daß ich wahrscheinlich binnen einiger Zeit eine Reise nach Obersachsen machen würde, wo ich mich nach ihm in Gotha erkundigen und freuen würde, wenn er in seinem Vorhaben glücklich gewesen.

Im Jahre 1779 fand meine Reise nach Obersachsen wirklich statt, und ich erfuhr auf meine Nachfrage im Gasthofe zu Gotha, daß Iffland daselbst wirklich angekommen war, und gute Fortschritte mache. Ich ließ mich zu ihm führen, er besuchte mich dagegen, und vor meiner Abreise erhielt ich noch folgenden Brief von ihm, mit welchem er mir den früher gemachten Vorschuß zurücksandte.""

Würdiger Mann!

Nehmen Sie zurück, was Sie mit einem edelmüthigen Zutrauen gaben, dessen Wenige fähig sind, nehmen Sie es zurück mit meinem unbeschränktesten Danke, mit der heiligen Versicherung, daß ich Alles in mir aufbieten werde, was ich kann, wenn ich je einem der Ihrigen nützlich sein könnte; oder wenn mir das Glück versagt sein sollte: so gelobe ich Ihnen, daß mein Dank für Ihre Güte sich bis auf Jeden erstrecken soll, der meiner bedarf, oder wenn je eine Art Mißtrauen in mir gegen einen Unglücklichen aufsteigen sollte, daß ich

denken will, das that der edle Mann an dir, thue es auch, werde seiner würdig.

Mit der vollkommensten, unveränderlichsten Achtung bin ich ewig

Dero

Gotha, den 4ten Sept. 1779.

tiefverbundener Diener
August Wilhelm Iffland.

Er hat redlich bis an das Ende seiner Tage Wort gehalten; sein ganzes Leben zeugte von der Ausführung der in diesem Briefe ausgesprochenen Vorsätze; denn es war ein fortgesetztes Wohlthun, öfters mit Hintansetzung seiner eigenen ökonomischen Kräfte. — Der dafür mit so manchem Undank belohnte Iffland aber bewahrte und übte selbst die Pflicht der Dankbarkeit bis zu seiner letzten Stunde! —

Iffland sagt uns zwar in seiner theatralischen Laufbahn, daß er den 15ten März 1777 auf dem herzoglichen Hoftheater in Gotha die Bühne zum ersten Male betreten, nicht aber in welcher Rolle.

Es war die des Juden in einem kleinen, längst vergessenen Nachspiele: der Diamant. Wenn jedoch

gleichwohl das Stück vergessen ist; — es muß wieder in Erinnerung gebracht werden, um unsers großen Künstlers willen! —

Im Theaterkalender von 1779 heißt es schon damals von ihm: Herr Iffland wird, sonderlich im Fach der komischen Alten*) und überhaupt der Carricaturrollen einst ein guter Schauspieler werden. Die Bühne kann sich Glück zu der Acquisition dieses noch jungen, aber talentreichen Mannes wünschen."

Schon damals gab er die außerordentlichsten Beweise von seiner seltenen Kunstfertigkeit in der Mimik. Er copirte den ernsthaften Eckhof**) bald mit so großer Vollkommenheit und Ergreifen aller seiner Eigenheiten, daß dieser nicht selten im vollen Ernste darüber entrüstet wurde. Aber der feurige Jüngling fand leicht Mittel, ihn zu besänftigen, und erbte von dem nur zu bald entschlafenen Meister, außer der Lorenzodose und dem Stocke, die ihm als ein Vermächtniß zu Theil wurden, noch manche andere bewunderte Eigenschaften der Eckhof'schen Darstellungskunst.

Das bedeutungsvolle Vermächtniß bewahrt obenerwähnter Gothaer Theaterkalender in zwei kleinen Gedichten, die ebenfalls der Vergessenheit entrissen zu wer-

*) Der neunzehnjährige Jüngling!

**) Geb. den 14. August 1720. Gest. den 16. Juni 1778.

den verdienen. Sie mögen daher auf's Neue hier eine Stelle finden.

An Iffland

bei Ueberreichung einer Dose aus Eckhof's Nachlaß.
Den 22. Julius 1778.

Nimm! — Heiliger, als einst Lorenzo's Dose
Dem guten Yorick, sei sie Dir:
Denn Eckhof's Name ruht auf ihr!
Nimm, küsse täglich sie — und danke Deinem Loose!
Du faßt Ihn noch, warst Ihm noch Zögling, Pflegesohn.
O, rufe jetzt mit warmer Reue Zähren,
Auf alle sie zurück, die Lehren,
Die Deinem Leichtsinn oft vorüberflohn!
Such' auf der Bühne, such' im Leben
Dem Unvergeßlichen — such' Ihm nur nachzustreben!
Dann wird — dies sei Dein größter Lohn! —
Dann wird sein Genius zufrieden auf Dir schweben.

Gotter

An Iffland,

als er mir Eckhof's Stock zeigte.

Heilig, wie die hölzerne Dose
Sei der Stock des guten Eckhof's Dir;
Und der Genius des Edlen schwebe
Um Dich für und für!
Groß als Künstler werde wie Dein Lehrer,
Reiß entzückt zum Himmel jeden Hörer,
Locke warme Thränen ab. —
Freund, umfasse Deinen Stock, und komme
Mit zu Eckhof's Grab!
Laß dahin vereint uns wandeln,
Laß uns schwören, so zu handeln,
Wie er uns einst vorgelebt.
Und wenn Du gebückt vom Alter,
Einst an seinem Stocke schleichst,
Muß' die Welt bekennen, daß als Künstler
Und als braver Mann Du Eckhof gleichst.

Wagenseil.

Iffland erwarb sich während seiner Anstellung in Berlin die Zufriedenheit des nachfolgenden Regenten, Friedrich Wilhelm III., dessen Königshause er während der Leidensperiode die unerschütterlichste Anhänglichkeit

widmete, in so hohem Grade, daß er 1811 zum Generaldirector aller königl. Schauspiele erhoben und mit Ertheilung des rothen Adlerordens 3ter Classe belohnt ward.

Dessenungeachtet pflegte er oft zu bedauern, daß er aus der herrlichen Natur des Rheins in eine Sandgegend, und aus der Mitte der empfänglichsten Zuschauer in ein Publikum versetzt sei, welches am Schauspieler nicht genießen, sich nicht von ihm stimmen und hinreißen lassen, sondern nur seine Kritik an demselben üben wolle.

Wer wollte ihn wegen des Ersten tadeln? Und doch wußte er seinen Hang zur Natur auch bei Berlin mit Genuß so zu versorgen, daß er ihren Reiz zwar ohne Fülle, doch in allen Stunden der Erholung und Tag für Tag zu seiner Erquickung hatte. In dem Thiergarten selbst besaß er ein angenehmes Landhaus, wo er seine ganze Haushaltung hatte, und auch im Winter lebte, wo er täglich fast die Ruhe wiederfand, die er bei seiner übergroßen Reizbarkeit, als Director des Theaters und Schauspieler, in der Stadt verlor; wo er im Umgang mit sehr wenigen Freunden sich einer überschwänglichen Heiterkeit und dem traulichsten Verkehr mit den Seinigen überließ, Verwandten von ihm und seiner Frau, deren seiner Geist, Bewunderung und richtige Beurtheilung seiner Kunst, deren Anhänglichkeit an seine ganze Persönlichkeit die einsamen Stun-

den seiner Muße, wo der Schauspieler auch noch, wenn auch nur in einer werthen Person, ein Publikum haben will, eigenthümlich vortrefflich ausfüllten.

Hier in dieser ländlichen Abgeschiedenheit, wo man den Zügen seines stillen Wirkens mehr nachgehen konnte, zeigte sich vornehmlich sein von Natur aus weiches, schönes und edles Herz, am hervorstechendsten seine Wohlthätigkeit, seine Freigebigkeit. Seinem öffentlichen Treiben zufolge, ist wohl bisweilen geargwohnt, daß er reicher Einnahme sehr begehre; und er hat sie wirklich gehabt, wie gebraucht, doch nur für Andere.

Was indeß die Weise des Berliner Publikums betrifft, die er häufig bitter als Unart empfand und rügte, nämlich bei seinem Genuß unaufhörlich zu kritisiren oder auch gar den Genuß über die Kritik zu vergessen und einzubüßen: so muß man sie in ihren Richtungen auf ihn aus verschiedenen Gesichtspunkten betrachten, was hier weitläuftiger auszuführen, nicht an rechter Stelle sein würde.

Unbestritten bleibt es, daß Iffland sich als Director sehr große Verdienste um die Berliner Schaubühne erwarb. Doch kann man auch nicht in Abrede sein, daß er sie mit mehr durchgreifender Selbstständigkeit höher gebracht haben würde, wenn er nicht selbst die Kunst des Schauspielers ausgeübt hätte. Als Genosse von den Schauspielern unter seiner Leitung, der mit ihnen auftrat, mußte er häufig den Argwohn erregen,

daß er die Rollen zu seinem Vortheile vergebe, Talente zurücksetze, die in gewissen Darstellungen — obwohl gewiß nur sehr wenigen — Nebenbuhler der seinigen wirklich waren oder zu sein wähnten; und sollte sich nie bei ihm eine Mißgunst, ein Neid, eine Befürchtung, die ihn nicht mehr unparteiisch sein ließen, festgesetzt haben? Ueberhaupt verlor er durch die Gleichheit, worein er als Schauspieler mit seinen Untergebenen gestellt war, an dem obwaltenden Gleichmuth, wodurch man gebietet und ordnet, an dem freien Blick über das Ganze. Dazu kam, daß die Berliner Bühne mehrere ausgezeichnete Talente und Günstlinge des Publikums zählte, die alle einzeln für sich und unter Allen am meisten glänzen wollten, unbekümmert um die Wirkung des Stücks überhaupt. Dieses Streben ward um so nachtheiliger, weil es neben so hervorstechenden unbeschreiblich elende Schauspieler auf der Berliner Bühne gab, und somit die Hoffnung schwand, daß je ein größeres Ganzes von Darstellung zu Stande komme.

Solche widerstrebende Elemente zusammenzuzwängen war eine herkulische Arbeit auch für den freiesten, mannhaftesten und einsichtsvollsten Director. Wie durfte da Iffland das Widerspenstige der berühmten Künstler der Bühne zu brechen unternehmen? Er, welcher fürchten mußte, und wohl nicht mit der Erfahrung verschont blieb, daß ein von der Direction verletzter Kunstgenosse seine Partei im Publikum wider ihn stimmte

und dem Schauspieler Iffland den Groll wider den Director vergalt? —

Zu der Spannung, die zwischen ihm und einem Theil des Berliner Publikums von Zeit zu Zeit bemerklich wurde, trug auch das Verhältniß bei, in welches er sich zu der überaus großen Geselligkeit in der preußischen Hauptstadt setzte. Schon der Schwall seiner Geschäfte, seine Studien, seine Lust an ländlicher Stille vertrugen sich nicht mit einem Umhertreiben in Gesellschaften. Dann hatte er Erfahrungen genug gemacht, daß die Unterhaltung, auch Belustigung, welche man allenthalben von dem Schauspieler zu erwarten pflegt, so wie er in einen geselligen Zirkel tritt, von der Mehrheit der Berliner mit einer Art von Zuversicht, fast Zudringlichkeit erwartet wurde. Er wich daher so viel wie möglich Einladungen aus, und vermied vermischte größere Gesellschaften. Zum Theil war den Berlinern eine solche Absonderung unbegreiflich, und ihrer Freude an Geselligkeit muß man zu Gute halten, wenn sie sein Benehmen ein wenig übel empfanden.

Einladungen von den vornehmsten Häusern und Personen lehnte Iffland auch aus Neigung nicht ab, doch durfte er es gleichfalls seiner Verhältnisse wegen nur selten. Dann erschien er schon aus Stolz mit der äußersten Zurückhaltung, und wer ihn unter Staatsmännern, unter Hofleuten sah, hätte leicht in ihm einen der wichtigsten und geheimnißvollsten vermuthet

Nun wollen die Vornehmen auch wohl den Naturadel des Talents anerkennen, und am füglichſten im Schauſpieler; allein ſie wollen für ihre Anerkennung der Natur, für eine gewiſſe Gleichſetzung derſelben mit Herkommen und menſchlichem Machwerk doch eine Vergütigung, irgend eine Unterhaltung haben. Ein Schauſpieler, der Staatsmännern wie ein Staatsmann gegenüberſitzt, iſt ihnen zum Aerger, als ſpielte er eine Satyre auf ihren Stand, oder macht ihnen Langeweile.

Beide Claſſen, ſowohl diejenigen, deren Einladung Iffland ablehnte, als bei welchen er erſchienen war, wurden noch verſtimmter, wenn ſie hörten, und in Berlin ſprach ſich dergleichen ſo ſchnell herum, wie heiter, liebenswürdig, luſtig er unter wenigen Menſchen ſei, die ihm zuſagten. Hier zeigte er ſich, wie der Schauſpieler und der Menſch ſich in ihm einander durchdrungen hatten; und im Strom der Erzählungen, welchem er ſich hier überließ, machte er einen noch größern Reichthum des mimiſchen Talents, als auf dem Theater kund. Mit Recht verargten ihm die Berliner, daß er in ihren Geſellſchaften nicht einer der Haupterzähler werden wollte, wie man zu haben gewohnt war; die Rollen von Engel, Zöllner und Andern hätte Iffland dort ſoviel meiſterhafter ſpielen können.

Gab es einige Spannungen zwiſchen ihm und einem Theil ſeines Publikums, ſo verloren ſie ſich, wie beinahe alle Spannungen in Berlin, in dem Haß

gegen die französische Tyrannei und in der Vaterlandsliebe, womit sich alle Volksclassen zuletzt gegen die Unterdrücker erhoben.

Jenen Haß und diese Liebe theilte er in einem außerordentlichen Grade. Er haßte die Franzosen seit vielen Jahren. Die ersten Drangsale, welche die Revolution über Deutschland brachte, erlebte er als Augenzeuge, und empfand sie auf das Schmerzlichste, weil sie der schönen Heimath, seiner Kunst und seiner Lieblingsempfindungen galten. Seinem Sinne für Zartheit der Denkart, für Feinheit der Sitte, war die sansculottische Manier verbrecherisch, und die Richtung der Volksgrundsätze gegen Adel, Höfe und Fürsten, welchen er viele Gunst verdankte, fiel ihm so lästiger, als er nicht bloß aus Neigung, sondern auch aus Dankbarkeit, die für ihn ein unschätzbares Gewicht hatte, denselben herzlich zugethan war. Sein Grimm wider die Neufranzosen galt für so stark, daß eine Dame aus altem Geschlecht ihm einst entdeckte, sie habe für einen Hinterhalt gesorgt, der einem verruchten französischen Kriegscommissär das Garaus machen sollte, und ihm zumuthete, die Anführung zu übernehmen, was freilich seiner Sittlichkeit so wenig zusagte, als seinem Muthe.

Endlich vertrieb ihn die Revolution sogar völlig aus den geliebten Gegenden. Da hing er sich mit einem gewissen ritterlichen Enthusiasmus an das königliche Geschlecht von Preußen, und insonderheit an die Königin

Luise, welche für Geist und Talent seiner Art unleugbaren Sinn hatte, und jede Achtung, die sie empfand, mit der regsten und liebenswürdigsten Offenheit aussprach. Wenn die Erniedrigung Deutschlands ihn schmerzte, das Unglück der preußischen Monarchie ihn kränkte und vielfach das Interesse seiner Kunst, auch seiner Lage beeinträchtigte: so war er bis in das Innerste betrübt und zermalmt über das Unglück des königlichen Geschlechts, besonders der Königin.

Die drückenden Verhältnisse, unter welchen er während der Occupation von Berlin durch fremde Truppen gelebt hatte, und die für ihn als Director der königlichen Schauspiele besonders lästig waren, hatten scheinbar mehr sein Gemüth als seine Gesundheit angegriffen. Nur für seine Berufspflichten lebend und sich ihnen ganz hingebend, war es ihm ein unerträgliches Gefühl, wahrzunehmen, wie zu jener Zeit das Theater in Gefahr kam, zu Grunde zu gehen. Einerseits hatte bei den Einwohnern jede Aufforderung zur Zerstreuung und Freude der Niedergeschlagenheit und dem Kummer, den die Gegenwart erzeugte, und der ahnungsvollen Besorgniß für die Zukunft Platz gemacht, und nur wenig besucht ward das Theater, dessen Einkünfte dadurch bedeutend vermindert wurden; auf der andern Seite vermehrten sich täglich die Ausgaben durch die stets sich erneuernden Anforderungen der fremden Machthaber, welche mehrmals nicht nur gedroht hatten, französische

Schauspieler, auf Kosten der Stadt, nach Berlin kommen zu lassen, sondern auch diese Angelegenheit ernstlich einzuleiten im Begriff waren. Unter solchen Umständen hielt ihn nichts ab, durch persönliche Anstrengungen das drohende Ungewitter wo möglich zu beschwören — und wirklich gelang es ihm, das Werk, welchem er mit ganzer Seele vorstand, vom Untergange zu retten. Seine Verdienste um das Theater in jener unglücklichen Epoche sind von Wenigen gekannt, von noch Wenigern erkannt worden.

Der Erhaltung des Theaters gab er sich ganz hin und opferte derselben Gesundheit und Kraft auf.

Fast ohne Ausnahme ging er des Morgens um 5 Uhr zu seinen Berufsgeschäften, leitete die Anordnung der Decorationen, Maschinerien und Garderobegegenstände der neuen Vorstellungen, hielt die Proben ab, besorgte die Directionsgeschäfte, führte eine weitläufige Correspondenz, lehrte den jungen Schauspielern und Schauspielerinnen die Rollen zu den neuen Stücken, und trat dennoch fast täglich in mehr oder weniger angreifenden Rollen auf, weil sein Spiel noch öfters die Menge einlud, und der späte Abend führte ihn erst nach Hause zurück, wo er bis tief in die Nacht seine eigenen Rollen einstudirte.

Durch diese Lebensweise erschöpft und tief gebeugt durch die allgemeine Noth, wurde er es noch mehr durch die Anforderungen der damaligen Machthaber. Kaum

war ein neues Schauspiel einstudirt, der mühsame Plan auf die Vorstellungen einer Woche entworfen, so wurden von ihm andere, oft durch obwaltende Umstände nicht aufzuführende Stücke, neue Musiken, Ballets und dergleichen verlangt, die auszuführenden Vorstellungen verworfen, und so die getroffenen Vorkehrungen umgestoßen.

Aber auch seine persönlichen Feinde ließen die Gelegenheit nicht unbenutzt, Verdrießlichkeiten jeder Art auf den gekränkten Mann zu häufen. Nicht selten wenn er im Begriff war, aufzutreten, erhielt er, bald anonymische, bald unterzeichnete Briefe voll Vorwürfe, Anträge, Beurtheilungen, die keinen andern Zweck hatten, als ihm wehe zu thun und durch erregte Galle sein Spiel zu verderben. Doch dieses gelang den Schadenfrohen nicht. — Erschwert haben sie ihm gewiß manchen Abend. doch seine innere Kraft siegte, und wenn er sich auf der Bühne befand, wenn er äußerlich so launig, so wahr und schön die Charaktere darstellte, ahnete Niemand, was im Innern seines Gemüths vorging.

Zu den Anforderungen, welche an Iffland ergingen, gehört unter andern auch das Verlangen der französischen Behörden, daß er die damals in Paris mit Beifall aufgeführten kleinen Lustspiele von Picard und Andern möglichst schnell auf die berliner Bühne bringen möchte. Um auch hierin zu willfahren, übernahm es der rastlos-thätige Mann, die Uebersetzung der verlang-

ten Stücke selbst zu verfertigen. Ermüdet von der Tagelast, kam er Abends um 10 Uhr nach seinem Landhause zurück, und ging sogleich an die übernommene lästige Arbeit. Er dictirte die deutsche Uebersetzung, die er sofort während des Lesens des Originals machte, einem Secretair in die Feder, und in wenigen Nächten war mehrentheils eine solche Uebersetzung vollendet und wurde unverzüglich einstudirt und gegeben.

Bei dieser Lebensweise, bei dem unaufhörlichen Kraftaufwande, verbunden mit solchen Anstrengungen des Geistes, erhielt sich dennoch, dem Anscheine nach, seine Gesundheit auf eine bewundernswürdige Weise, obgleich nicht zu verkennen war, daß sein Gemüth erschüttert, seine Heiterkeit verschwunden war und seine Kräfte verschwendet wurden.

Es war im Herbste 1811, als er, einer Erholung höchst bedürftig, eine Künstlerreise unternahm, die ihn zuerst nach Breslau führte. Hier, wie überall, erweckte seine dramatische Kunst den höchsten Enthusiasmus. Hier war es aber auch, wo er sich selbst den frühen Keim zum Tode bereitete. Seine Stimmung war schwermüthig und trübe, als beherrschte ihn ein Vorgefühl der nachfolgenden drei Jahre. So schrieb er unterm 9ten August aus Breslau: „Möchte ich doch die tiefe Schwermuth aus meiner Seele nehmen können, davon ich ganz erfüllt bin! Es ist nicht Lebensüberdruß, aber voller Ueberdruß am Lebensverkehr. Ich bedarf nicht

zu beten: Schaff' in mir, Gott, ein reines Herz! — wohl aber — Schaff' in mir, Gott, ein frohes Herz!"

Dennoch spielte er dort mit ganzer Seele, weil er mit ganzer Seele verstanden wurde. Angegriffen durch die kraftvollen Rollen, die er gegeben hatte, ließ er sich, obgleich von einem heftigen Katarrh befallen, dennoch gern bewegen, einige Tage über die verabredete Zeit zu bleiben und die Bühne noch einigemal zu betreten. Nun aber berief ihn eine zweite dringende Aufforderung, die er zu erfüllen versprochen hatte, auf einen bestimmten Tag nach Frankfurt am Main. Um die in Breslau zugegebene Zeit wieder zu gewinnen, reiste er, fortwährend am Brustkatarrh leidend, und von einem — dem ersten — Blutauswurf ergriffen, hin nach dem Orte, wo er erwartet wurde.

Von der Krankheit, die er leider zu gering achtete, und von der ermüdenden Reise erschöpft, kam er, dem sein Wort überall so heilig war, zwar an dem festgesetzten Tage an, doch zu spät, um, wie er sich's vorgenommen hatte, noch an demselben Abend auftreten zu können. — Aber weder die Bitten seiner ihn begleitenden Gattin, noch die Vorstellungen seiner Freunde und die Warnungen des Arztes hielten ihn ab, am folgenden Tage sein Versprechen zu erfüllen. Ein überfülltes Haus, das seiner wartete, eine Versammlung von ausgezeichneten Zuschauern, die ihm den höchsten Bei-

fall zollten, riß ihn unwillkürlich und gegen seinen Vorsatz zur ausdrucksvollsten Darstellung hin. Die Folge davon war große Erhitzung, vermehrtes Abendfieber, verstärkter Husten, welchem Allem sich eine Heiserkeit zugesellte. Doch auch diese dringenden Beweggründe hielten ihn nicht ab, am folgenden Tage sehr früh nach Darmstadt zu reisen und noch an demselben Abend dort aufzutreten.

Diese Anstrengungen, sowie die trübe Stimmung seines Gemüths, erwähnt er selbst in einem Briefe vom 5ten September aus Frankfurt am Main: „der Kopfkatarrh, schreibt er, stehet noch, und die Brust ist leidlich, das Ganze ohne Fieber. Im Spiel vermeide ich möglichst Anstrengung, außerdem bin ich matt, pflege treue Diät und Ruhe. — Gestern Abend waren seit dem 4ten August zwanzig Rollen gespielt und 140 Meilen gereiset.

Mich besiegen die gewaltigen Stunden, und der innere Haushalt meiner kindlichen Seele ist so treu und wahr, als der Weltlauf verkrüppelt ist, und weil er eben das ist, bedarf es einer beschränkten Führung, an die ich stets gewöhnt werden muß."

In jener Epoche war es, wo er seine so starken und gesunden Lungen unwiderruflich verdarb. Ein kitzelnder Husten mit wiederholtem Blutauswurfe, eine geringe Heiserkeit, die er durch mancherlei nicht immer zweckmäßige Mittel bekämpfte, schien er wenig zu achten

und in diesem Zustande kam er, nach einem für ihn stets herzerhebenden, kurzen Aufenthalte in Mannheim, woselbst er, sowie in Braunschweig, einigemal die Bühne betrat, nach Berlin zurück.

Diese bedenklichen Zufälle kümmerten ihn wenig; um so mehr aber schien er besorgt über ein Nagelgeschwür am Fuße zu sein, welches ihm das Gehen erschwerte und bis auf den Knochen Wurzel gefaßt hatte. Die Ruhe, welche dieses äußerliche, durch die sorgfältige und geschickte Behandlung des General-Chirurgus Görcke gehobene Uebel einige Wochen hindurch erforderte, schien seinen angegriffenen Lungen zwar gut zu bekommen, doch hörte der Husten mit einem verdächtigen Auswurfe weder damals noch je wieder gänzlich auf, und war seinem ihn behandelnden Arzte, dem geheimen Rathe Formey, von Anbeginn an ein gefahrdrohender Zufall.

Dessenungeachtet und ob es gleich von allen Seiten weder an Ermahnungen noch Bitten um Schonung seiner Gesundheit fehlte, übernahm er, sowie es sein Fußübel nur zuließ, seine gewohnte thätige Lebensweise. Unendlich oft machte sein Arzt ihn auf die Gefahr und auf die zu berechnenden Folgen seines Brustübels aufmerksam, ohne jedoch etwas Anderes als ein Versprechen für die nächste Zeit von ihm erlangen zu können. Wenn dann eine neue Färbung seines Auswurfs mit Blut, ein vermehrter, schlafraubender Husten ihn drin-

gend an die Haltung seines Versprechens mahnte, und er selbst die drohende Gefahr einsah, glaubte er viel gethan zu haben, wenn er des Morgens einige Stunden später sich den Geschäften hingab und nur zweimal in der Woche aufgetreten war.

Eigentlich spielte er leidenschaftlich gern. Die Stunden, die er als Schauspieler durchlebte, waren von jeher für ihn die genußreichsten gewesen, und in den letzten Jahren seines Lebens waren es die einzigen, wo er, abgezogen von der Last der Geschäfte, eine Ruhe genoß, die er sonst nirgends fand. Auch griff ihn das Spielen nicht an. — Sein glückliches und geübtes Gedächtniß machte ihm das Erlernen der Rollen sehr leicht. Stets war er besserer Laune und von heiterer Stimmung an Abenden, wo er die Bühne betreten hatte. Seine Brust schien nie davon zu leiden, und auf dem Theater ist er niemals vom Husten befallen worden. — Er selbst behauptete, nach gegebenen Vorstellungen sich freier auf der Brust zu fühlen.

Diese Umstände, sowie die Nothwendigkeit, sein Gemüth, das auf seinen Gesundheitszustand so sichtbar einwirkte, durch diese Lieblingsbeschäftigung aufrecht zu erhalten, waren die Veranlassung, daß der Arzt weniger bei ihm darauf drang, eine Zeitlang die Bühne gar nicht zu betreten. Fand sich, wie es öfters der Fall war, in der Witterung oder in seinem Befinden ein Grund, nicht zu spielen, so fiel es sichtbar auf, wie

ungemein viel ihm dieſes Opfer koſtete. Der Unmuth, den es bei ihm erregte, war ihm unbedenklich nachtheiliger, als das Geben einer nicht zu ſchweren Rolle. Bei ihm beſtätigte ſich deutlich Kant's Behauptung, daß das Gemüth zum Meiſter krankhafter Gefühle werden könne und eingewurzelte körperliche Uebel zu erleichtern im Stande ſei.

Im Uebrigen war er der folgſamſte und doch zugleich der beſcheidenſte Kranke. Er hatte den Grundſatz, daß man vorſichtig in der Wahl des Arztes ſein müſſe, — aber dagegen blind in dem Vertrauen. Nie fand ihn dieſer ungeduldig, weder über die Dauer ſeines Uebels, noch über die erforderlichen Einſchränkungen in der Diät, oder über das Einnehmen der Arzneien; — vielmehr nahm er nicht nur unverdroſſen, ſondern gern Arzneimittel, und man hatte eher dafür zu ſorgen, daß er die Vorſchrift nicht überträte, als daß er ſie nicht erfüllte.

Bei der mehrjährigen Dauer ſeiner Leiden, bei der unvermeidlichen Zunahme derſelben, die er ſelbſt nicht verkannte, war es wohl natürlich, daß von vielen Seiten her ihm allerhand Curen und Hülfsmittel vorgeſchlagen, empfohlen und faſt aufgedrungen wurden. Nie wankte er aber einen Augenblick in dem einmal ſeinem Arzte geſchenkten Vertrauen, und ſtets ſprach er offen zuvor mit ihm. Dieß war noch in der letzten Periode ſeiner Krankheit der Fall mit der ihm angelegentlichſt

empfohlenen Anwendung des Mesmerismus. Er selbst hatte aber kein Vertrauen zu diesen Heilungsversuchen. „Wenn ich heilbar bin, sagte er zu seinen Freunden, so werde ich auf dem gewöhnlichen und bekannten Wege genesen; — bin ich es nicht — so wird auch kein Magnetiseur mir das Leben verlängern können. Im ersten Falle würde ich undankbar und ungerecht gegen die Bemühungen meines Arztes sein; — im zweiten aber durch das Nichtgelingen meiner Cur dem Mesmerismus schaden."

Während der Abgeschiedenheit, worin ihn sein Gesundheitszustand, wenigstens zum Theil von der Bühne gehalten hatte, beschäftigte er sich mit verschiedenen literarischen Arbeiten. An der Fortsetzung seines Lebenslaufs des Souffleurs Leopold Wörtger, eines höchst launigten Gemäldes des Lebens der Schauspieler bei kleinen Theatergesellschaften, welches im Theaterkalender des Jahres 1811 erschienen war, hatte er nicht nur gearbeitet, sondern auch sein Lustspiel: Die Familie Sarmina, war am Ende dieses Jahres geendet und wurde im nächsten Februar aufgeführt.

So verfloß dem Verewigten unter bittern körperlichen Leiden, niederbeugenden Affecten und überhäuften Berufsgeschäften, das harte Jahr 1811.

Er nahm indessen an Allem, wobei er nützlich sein und sich wohlthätig erweisen konnte, den wärmsten Antheil. So interessirte er sich lebhaft damals für das

Gelingen eines Concertes eines fremden Violiniſten und ſchrieb deshalb folgendes Billet, welches ſeinen ſonſt ſchon ausgeſprochenen Glauben an die Seelenwanderung andeutet: „Der arme Mann gehet mir nicht aus der Seele! Wer weiß, wo er und ich, ſchon vor Jahrhunderten in einen Theil gefügt, würkten! Der chriſtlichen Lehre will ich damit nicht widerſprechen, aber auch die Anflüge der ſeltſamen Ahnungen nicht würgen."

Noch betrat er in dem Jahre 1817 mehrmals die Bühne und ſchien ſich zu erholen. Zuletzt gab er im October die Rolle des armen Poeten mit ausgezeichneter Laune. Hierauf unternahm er eine Reiſe nach Karlsruhe, wohin eine Einladung des Großherzogs ihn berief. Sein Spiel erweckte dort den größten Enthuſiasmus, und es wurden ihm ſehr ehrenvolle und vortheilhafte Anträge gemacht, in die Dienſte des genannten Fürſten zu treten. Er fühlte, daß er dort mehr Ruhe haben würde, wozu ihn ſein Geſundheitszuſtand mächtig ermahnte. Er ſelbſt ſchrieb: „Die Eindringlichkeit des Großherzogs iſt lebendig, willenſtark und gütig. Will man mich dort haben; ſo wäre es allerdings ein Platz für Leben und Ruhe."

Seine Liebe zum preußiſchen Staate bewog ihn aber, das Anerbieten abzulehnen, ſo ſehr auch ſeine verminderten Kräfte und die Stimmung ſeines Gemüths ihm die Directionsgeſchäfte erſchwerten. Er ſelbſt ſagt darüber in einem Briefe: — — — — „Aber daß ich

gar keinen Sinn mehr für mein dortiges Geschäft habe, das thut mir weh. Zur Pflicht wird das Pflichtgefühl mich bewegen, — das ist aber auch Alles; dieses Geschäft aber will mehr als Pflicht. Was Berlin mit dem Theater geworden ist, ward es, weil ich mehr als Pflicht gethan."

Abgemagert, gewaltig vom Husten geplagt und übel aussehend, kam er Ende Decembers zurück und betrat dessenungeachtet Anfangs Januar 1813 wieder die Berliner Bühne. Sein Zustand war immittelst viel bedenklicher geworden, und das eintretende Frühjahr brachte keine Erleichterung. Die Zeitumstände, welche damals neue Besorgniß in jedem Herzen erregten, drückten sein Gemüth völlig nieder.

Als aber der Krieg wieder ausgebrochen war und die Hauptstadt in Gefahr gerieth, auf das neue von dem Feinde besetzt zu werden, hielt er es für rathsam und selbst für nothwendig für sich, eine zweite Occupation nicht abzuwarten. Höchst krank am Körper und durch der Zeiten Druck an seinem Gemüthe tief angegriffen, verließ er im Mai Berlin und ging nach Breslau. Die gefahrvolle Lage des ihm so theuern Vaterlandes, der große Kampf, welcher bevorstand, und der Deutschlands und besonders Preußens Schicksal entscheiden sollte, und vor Allem seine treue Anhänglichkeit und ehrfurchtsvolle Liebe zum Vater des Vaterlandes, waren Quellen von steter Unruhe und sorgenvoller Er-

wartungen für sein edles Herz. Höchst nachtheilig wirkte diese Gemüthsstimmung auf seine Gesundheit. Schnell und unaufhaltsam verschlimmerten sich bereits vor seiner Abreise alle Zufälle und bedenklicher ward mit jedem Tage sein Zustand.

Schon längst war der Schlaf größtentheils von ihm gewichen, aber nunmehr traten zuerst während der Nacht so bedeutende Erstickungsanfälle ein, daß der Kranke eiligst das Bette verlassen mußte. — Diese Zufälle nahmen eine periodische Form an und kamen schon seit Abends um 7 Uhr. — Ihre Dauer war verschieden, — aber höchst ängstlich der Zustand des Leidenden. Sein Athem verkürzte sich bei der geringsten körperlichen Bewegung, das Steigen der Treppen, Anfangs nur erschwert, ward bald ganz unmöglich, der Auswurf vermehrte sich, leichte Fieberbewegungen, häufiges freiwilliges Erbrechen griffen ihn an; — der Appetit und mit ihm die Kräfte schwanden, der Körper magerte sichtbar ab, das Gesicht fiel zusammen. — Er ertrug mit seltener Seelenkraft, ohne Murren, diese harte Prüfung, und noch verzweifelte er an der Möglichkeit seiner Genesung nicht und betrieb unausgesetzt seine Dienstangelegenheiten.

Jetzt trat aber ein ihn sehr beunruhigender Zufall ein. Seine Füße schwollen in einer Nacht bedeutend an. Zum ersten Male sah ihn Dr. Formey erschrocken und muthlos. Er verschwieg seine Besorgniß nicht,

aber sehr bald gewann das kräftige Gemüth die Oberhand; selbst seine gute Laune verließ ihn nicht. Seinem Arzte rief er am andern Morgen, indem er seine geschwollenen Beine mit komischer aber bedeutungsvoller Miene betrachtete, scherzend entgegen: „Alles gut — aber mein Gepäcke! mein Gepäcke!“

Unter solchen körperlichen und Gemüthsleiden verließ er, wie bereits gesagt, Berlin und ging über Breslau nach Reinerz, um dort die ihm angerathene Molkencur und den Brunnen zu gebrauchen. In einer so elenden Verfassung langte er dort an, daß sein von ihm mit Recht hochgeschätzter dortiger Arzt, der Medicinalrath, Dr. Wetzel, über sein Vorhaben, die Cur zu gebrauchen, in Verlegenheit gerieth, denn schon damals schien sein naher Tod unvermeidlich. Mit liebevoller Sorgfalt und geschickter Umsicht behandelte dieser würdige Arzt unsern Freund, der den edlen Mann nie genugsam anpreisen konnte.

Der Erfolg der Cur übertraf jedoch alle Erwartung und der fast aufgegebene Kranke erholte sich in dem Maaße, daß er mit den dankbarsten Gefühlen Reinerz verließ. Sein Aufenthalt daselbst, so sehr die politischen Begebenheiten jener Zeit, verbunden mit der Nähe des Kriegsschauplatzes, ihn auch beunruhigten, gehört zu seinen glücklichsten Tagen in den letzten Jahren. Die reine Bergluft, die er dort genoß, das Erklimmen der Anhöhen, das ihm dort wieder möglich geworden

war, die bezaubernden Gegenden, das erhebende Gefühl der vorschreitenden Genesung hatten die seligsten Empfindungen in ihm erregt. Sein religiöser Sinn war reger geworden. Gern und andächtig besuchte er die dortige katholische Kirche, wie er denn überhaupt das Feierliche dieses Gottesdienstes liebte. Unter den damaligen Gefühlen war diese Anziehung stärker geworden. Auch der Umgang mit den dortigen Brunnengästen, deren viele zu den gebildetsten Männern gehörten, so wie die Musik, hatten einen neuen und großen Reiz für ihn gewonnen.

So gestärkt und wie neugeboren an Leib und Seele, kam er nach Berlin zurück, und betrat sechsmal kraftvoll die dasige Bühne, und auch diesen langentbehrten Genuß konnte er nicht genug rühmen. Staunend sah ihn die Versammlung mit dem Aufwande seiner ganzen und hohen Kunstfertigkeit, mit der ihm eigenen Genialität den Wilhelm Tell, den Bittermann in Menschenhaß und Reue und mehrere andere Rollen unübertrefflich geben.

Bei seiner Rückkehr nach Berlin war, nach seiner eigenen Aeußerung, sein Zustand nicht mehr so gut als in Reinerz. Doch schrieb er dies der Reise zu, und da inmittelst die Kriegsaussichten wieder ungünstiger zu werden schienen, so war auch seine Heiterkeit vermindert, ob er gleich gegen den Zustand, worin er sich bei seiner Abreise befand, immer noch ungemein gewonnen

hatte. Verschwunden waren die Fieberbewegungen und die Geschwulst, besser die nächtliche Ruhe, trefflich der Appetit und gut der gesammte Kräftezustand.

Fest nahm er es sich damals vor, in den vorigen Fehler einer zu großen Anstrengung nicht wieder zu verfallen, und hätte er sich damals unverbrüchlich Wort gehalten, so würde er vielleicht seine Tage bedeutend verlängert haben. Es war ihm aber leider weder gegeben noch vergönnt, die nöthige Ruhe zu seiner Wiederherstellung zu genießen. Bald nach seiner Rückkehr übernahm er die Leitung des ganzen Werks, und trat bereits den 11. October 1813 im gutherzigen Polterer mit scheinbar voller Kraft wieder auf. Er hatte es sich zum Gesetze gemacht, von nun an nie mehr als zweimal in der Woche zu spielen; dieses hat er auch, bis auf wenige Ausnahmen, gehalten, aber mehr behindert durch die zunehmende Kränklichkeit und Abspannung seiner physischen Kräfte, als gebunden durch das sich auferlegte Gesetz.

So oft er aber auftrat, war es mit anscheinender alter Leichtigkeit und Laune, und wenig merkte man ihm seine vielen Leiden an. Zum letzten Male und schon sehr viel kränker, gab er am 5. December den Luther in der Weihe der Kraft, und beschloß eigentlich damit seine theatralische Laufbahn. Er gestand selbst, von der Welle angegriffen worden zu sein. Dies war er auch in dem Grade, daß er vor der Hand auf jede

weitere Vorstellung völlig Verzicht leisten mußte. Dieses leider zu spät beobachtete Gesetz der Schonung hielt jedoch den vorschreitenden Verlauf des Uebels nicht mehr ab. Er spie häufiger als zuvor mit Blut stark gefärbten Schleim aus, und bekam bald darauf, nach einer unvorsichtigen Erhitzung, ein heftiges Blutspeien, wobei das Geblüt ganz rein und unvermischt in einer Quantität von mehreren Unzen ausgeworfen wurde.

Sein täglich sich verschlimmernder Zustand bewog ihn, an das Bestellen seines Hauses ernstlich zu denken. Er brachte das schwere Opfer, das Landhaus, welches er sich im Thiergarten erbaut und das er seit vielen Jahren bewohnt hatte, zu verkaufen und eine Wohnung in der Stadt zu beziehen; auch regulirte er seine eigentlichen persönlichen und Geldangelegenheiten mit großer Ruhe.

Diese bedenkliche Lage, worin er sich in Hinsicht seiner Gesundheit befand und die er keineswegs verkannte, verhinderte ihn jedoch nicht, noch immer thätig zu sein. Er schrieb bei Gelegenheit der Rückkehr der königlichen Familie, ein kleines Stück — Liebe und Wille, — so wie noch späterhin den Prolog zur Ankunft der Kaiserin von Rußland. Am Ende dieses Prologs öffneten sich die Wolken im Hintergrund des Theaters; man sah eine schöne Gegend mit den Büsten Friedrich Wilhelms und Alexanders, über welche Friedrich der Große

und Katharina die Große ihre Hände segnend empor hoben. In diesem Prolog übernahm er es noch, den großen Friedrich darzustellen und betrat zum letzten Male in dieser die höchste Ehrfurcht gebietenden Gestalt die Bühne am 23. Januar 1814.

Seine Kräfte schwanden indessen immer mehr, die Geschwulst der Füße hatte zugenommen, das Athemholen wurde bei der geringsten Bewegung gehemmt, und im Unterleibe sammelte sich Feuchtigkeit. Im Gefühl seiner zunehmenden Krankheit, vielleicht auch das Unvermögen der Kunst dagegen einsehend, verlor er dennoch nicht völlig den Glauben an die Möglichkeit seiner Genesung. Hoffnungsvoll richtete er seinen Blick nach Reinerz, wo er schon einmal Rettung vor der andringenden Lebensgefahr gefunden hatte, und wohin die angenehmsten Rückerinnerungen ihn riefen.

In der Ueberzeugung, daß bei seiner damaligen Lage nichts mehr zu verlieren war; da er überdieß durch seine Abwesenheit den Geschäften, denen er sich noch immer zu seinem großen Nachtheil unterziehen wollte, und welche durch die bevorstehende Rückkehr des Königs und der Truppen zuzunehmen drohten, entzogen wurde, und da er endlich seine letzte Hoffnung darauf baute — so willigte sein Arzt in die Ausführung seines Vorhabens ein.

Nach einer höchst mühsamen Reise, auf welche seine die ganze Krankheit hindurch mit treuester Hingebung

und unermüdeter Sorgfalt sich selbst aufopfernde Gattin ihn begleitete, kam er in Reinerz an, aber in einem solchen Zustande der Erschöpfung, daß er von der Cur keinen Gebrauch machen konnte. Nach vierzehn Tagen trat er die Rückreise über Breslau an, wo er fast ebenso lange verweilte, und wo die theilnehmende Sorgfalt und die bewährte Hülfe des von ihm und von Allen hochverehrten Geheimenraths **Behrends** sein Leben noch fristete und sein Herz mit der höchsten Achtung und Dankbarkeit für den edlen Mann erfüllte.

Ermattet, athemschwach, geschwollen an Händen und Füßen, des Nachts mit Erstickungsgefahr kämpfend, kam er nach Berlin zurück. Zwar verließ ihn die Liebe zum Leben nicht ganz, aber geschwächt war sie in einem hohen Grade, obgleich sein Geist sich noch über die körperlichen Leiden erhob und in heiteren Momenten warmes Gefühl für Alles zeigend, was edel, gut und pflichtgerecht war, die ihn besuchenden Freunde mit falscher Hoffnung täuschte.

Innigst gerührt und dankbar für alle Beweise von Theilnahme, die er von allen Seiten erhielt, war er höchst beglückt durch die Merkmale von hoher Gnade, die sein angebeteter Monarch ihm in den letzten Tagen seines Lebens gab. Sein Gemüth wurde sichtbar erheitert und seine Leiden schienen sich dadurch zu vermindern. Ein sehr schönes Bild des Verewigten, von Graff gemalt, erkaufte der König für die Berliner

Bildergallerie. Dies veranlaßte ihn, wenige Tage vor seinem Ende am 15. September folgende Danksagung an den geliebten Monarchen zu richten, die des Aufbewahrens werth ist, weil sie die kräftigen Gefühle seines Gemüths, selbst in den letzten Momenten seines hinwelkenden Daseins ausdrückt.

„Ew. Majestät hohe Gnade für mich ist mir durch den Königlichen Staatskanzler angezeigt worden."

„Was kann ich Unverdienter sagen, als was ich in jeder Beziehung mit unnennbarem Gefühl sage: — Gott erhalte den König! — Meine Abbildung in Ew. Majestät Besitz weiset den Ehrenplatz mir an, nach diesem Leben."

„Ew. Majestät huldreicher Antheil belebt meine Kräfte dahin, daß, wenn ich auch nie das Ganze aus Sorge und Auge gelassen, ich doch nunmehr nach und nach das ganze innere Geschäft wieder übernehmen kann."

„Gott gebe mir Kräfte, um sie dem Dienste meines geliebten Herrn ferner widmen und an Seiner Heldenbahn mich erheben zu können."

So erhielt sich immer noch bei ihm die Hoffnung zum Leben. Noch deutlicher spricht sich diese aus in einem Briefe, den er seiner von ihm innigst geliebten Schwester, der Frau Obercommissair Ei

fendecher in Hannover, zwei Tage vor seinem Tode, schrieb

„Sei versichert, endigt er sein Schreiben, daß die Rückerinnerungen zu meinem süßesten Lebensgenuß gehören, und daß sie es sind, die mich über manche schlaflose Nacht, sogar angenehm, weggebracht haben. Die Liebe für Dich ist der Geist in meinem Leben, und mein Leben wärmt und nährt sich an dieser Flamme. Welch einen Genuß werd' ich haben, wenn ich, wie ich es doch im kommenden Jahre mit Zuversicht hoffe, da ich es in diesem schon so gewiß wollte, auf vierzehn ruhige Tage zu Dir geben kann! —

„Der Himmel erhalte Dich! und füge alle Dinge, wie sie Deinem Herzen lieb und werth sind u. s. w.".

So ist bis an sein Ende sein Geist regsam, sein Herz gefühlvoll geblieben. — Er hat viel, sehr viel gelitten — aber er ist den sanftesten Tod gestorben.

Als ihn sein trefflicher Arzt den 21. September Vormittags besuchte, war er in seinem gewöhnlichen Zustand, zufrieden mit Allem, nicht klagend, ungeachtet er, wie immer, die Nacht größtentheils schlaflos zugebracht hatte. Das heitere Wetter an diesem Tage erweckte in ihm die Lust, eine kleine Spazierfahrt zu unternehmen. Er ließ sich nach dem Wagen tragen und fuhr eine halbe Meile bis nach Charlottenburg, wo er

ein wenig Frühstück genoß. Wieder nach Hause zurück, war er wohl, aß mit Appetit, dictirte noch Briefe, hustete jedoch fast noch mehr als gewöhnlich. In der Nacht konnte er nirgends Ruhe finden und ließ sich von einem Stuhle zum andern bringen, bis er gegen 5 Uhr Morgens in eine Ecke des Sopha's sich setzen ließ. Kaum war er da gelagert, so versicherte er, wie er es fühlte, daß er dort gewiß Schlaf finden würde. Er verlangte, daß sein treuer Pfleger, der brav und redlich bei ihm bis an das Ende seiner schweren Leiden ausgeharrt hat, Herr Secretair Maurer, sich in die andere Ecke desselben Sopha's setzen, und daß der Bediente in das Nebenzimmer gehen sollte.

Ermüdet, wie Alle waren, schlief nicht nur Iffland, sondern es schliefen die beiden Genannten ein. Nach etwa einer Stunde erwacht Herr Maurer und freut sich über den ruhigen Schlaf des Kranken. Doch tritt er bald näher an ihn, findet ihn in der ruhigsten Stellung, den Kopf auf den Arm gestützt, so wie er eingeschlafen war — leblos. — Keine Verzerrung seiner Züge, kein Schweiß auf seiner Stirne, kein Zeichen von Todeskampf entstellte den Erlösten. Ruhig lag seine Hülle, um den langen Schlaf zu schlafen.

Am Nachmittage desselben Tages wurde in des Generalchirurgus Görcke und Geheimenrathes Formey Gegenwart die Leiche obducirt.

Aeußerlich fand man die Hände, die Schenkel, das

Scrotum, die Füße ſtark angeſchwollen, die übrigen Theile ſehr abgemagert, die Haut glatt und eben.

Bei Eröffnung der Bruſthöhle ſtürzten ſechs bis ſieben Maas helles Waſſer entgegen; die beiden Lungenflügel waren größtentheils davon bedeckt geweſen. Der rechte war in eine verhärtete, knorpelartige Subſtanz verwandelt und zeigte beim tieferen Einſchneiden vielfach mit Eiter angefüllte Stellen. Der linke war völlig geſund, das Herz groß, das Rippenfell an mehreren Stellen angewachſen. Der Unterleib enthielt an zwanzig Maaß gelblicher Lymphe. Die Leber, ſo wie alle Eingeweide des Unterleibes waren in ihrem naturgemäßen Zuſtande. In der Gallenblaſe fand ſich ein unbedeutender Gallenſtein.

Ruhe mit der Aſche des Edlen!

„Alles was ein Meiſterwerk dem Schauſpieler verſchaffen kann, dauert gewöhnlich nicht ſo lange, als die Erſchöpfung, welche dadurch bei ihm veranlaßt wird. Welche Werke ſchuf Eckhof oft mit Verſchwendung aller Seelenkräfte! Keine Leinewand hat ſie uns aufbehalten. Kaum erinnert man ſich noch der unſchätzbaren Augenblicke, wo er in dem Zeitraum zweier Stunden eine Kraft die andere verdrängen, ein Feuer das andere verzehren ließ, und ſelbſt in den Ruhepunkten

der Natur es uns verbarg, daß die Maschine die Gewalt der Seele nicht ausdauern konnte. Er ist nun nicht mehr — und Alles, was Denen, die seine Werke zurückrufen möchten, langsam traurig über die Disteln auf seinem Grabe entgegenhallt, ist: — Er war da!"

So klagt Iffland über den dahingeschiedenen Meister und Lehrer! So klagen wir jetzt über seinen großen Nachfolger! Nicht durch diese Worte aber, sondern durch seine Werke hat er seinem Vorbilde auf dem mit Disteln bewachsenen Grabe das schönste Denkmal errichtet, weil er in seine Fußtapfen tretend ihm würdig nachfolgte, und getreulich erfüllt, was Geister und Wagenseil in den oben mitgetheilten Gedichtreliquien von ihm hofften.

Auf Iffland folgte Devrient, — diesem Seydelmann, und so könnte man denn doch vielleicht sagen: daß des Mimen Kunst nicht ganz spurlos vorübergienge; indem aus der Asche der Geschiedenen ein neuer fortlebender Phönix erwächst!

II.

Ludwig Devrient.

Thyrsusstäbe trägt Jeder, doch ist ein
Einziger: Bacchus!

Hellenischer Spruch

Anfangsstudien.

Ein Geiſt, den die Natur zum Muſtergeiſt beſchloß,
Iſt, was er iſt, durch ſich, wird ohne Regeln groß.
Er geht, ſo kühn er geht, auch ohne Weiſung ſicher:
Er ſchöpfet aus ſich ſelbſt; — er iſt ſich Schul' und Bücher

Leſſing.

Die Fäden in dem Leben eines großen, ausgezeichneten Mannes aufzufinden, an welche spätere Lebensbegebenheiten als Knoten sich knüpfen lassen, ist unendlich schwer, und unverdienstlich ist die Arbeit, wenn der Faden nicht so gut fortgesponnen wird, daß die Schürzung eines Knotens am rechten Orte geschehen kann, oder wenn er gar zerreißt.

Den Versuch, die Entwickelungsgeschichte eines poetischen Genies an solchen Fäden fortzuleiten und ein für den Leser ergiebiges Resultat daran zu knüpfen, will ich um so weniger wagen, als ich mir bewußt bin, daß es selbst dem vollendetsten biographischen Darsteller nicht gelingen möchte, die schwierige Aufgabe zu lösen.

Zu einem solchen Vorwurf der Darstellung gehört nicht nur die Entwickelung des Darzustellenden vom

Keime an, wie ihn die mütterliche Erde des Kunstfeldes hervortrieb, gesehen zu haben; sondern ein genaues, ununterbrochenes Beobachten des Fortschreitens der Saat bis zur völligen Reife der Frucht. Und wer hat sich solcher Gunst zu erfreuen! Denn entweder sah er die aufschießende Saat oder die reifende Frucht; selten beide zugleich.

So wurde auch mir nur die Anschauung ersterer zu Theil; aber ich beklage es nicht, Zeuge einer Entwickelungsperiode gewesen zu sein, die nur Wenige wahrgenommen, während sehr Viele die blühende, reifende, zur Frucht gediehene, und endlich dahinwelkende Saat zu beobachten Gelegenheit hatten.

Vielfach sind die Resultate künstlerischer Bestrebung unsers Devrient dargestellt; aber die Entwickelungsperiode seiner Kunst ist meines Wissens noch wenig oder gar nicht veröffentlicht und beschrieben; daher möge dem geneigten Leser nicht mißfallen, in nachfolgenden, hingeworfenen, aphoristischen Zügen die Anfangsstudien dieses großen Mannes, wie ich Gelegenheit hatte, sie zu beobachten, zu vernehmen, als Grundstein zum großen Gebäude.

Herr Rellstab hat in der Zeitung für die elegante Welt (1833, Nummer 200 — 227) einen umfassenden und geistreichen Aufsatz über unseres Künstlers spätere theatralische Laufbahn gelie-

tert *). Meine fragmentariſchen Bemerkungen mögen daher dazu dienen, wie Rellſtab ſelbſt es gewünſcht, denſelben da zu ergänzen, wo die Lücken am fühlbarſten ſind, und dieſe finden ſich gleich zu Anfange von Devrient's Künſtlerlaufbahn.

Möchten daher meine abſichtlich ohne poetiſchen Schmuck und nur mit der reinen Farbe treuer Wahrheit aufgetragenen Gemäldeſkizzen den geneigten Leſer, wenn nicht vollkommen befriedigen, ihm doch wenigſtens in Verbindung mit dem Rellſtab'ſchen Aufſatze als Hülfsmittel zu einem dereinſtigen vollſtändigen Charakterbilde des genialen Mannes dienen.

Rellſtab ſagt vor Abſchluß ſeines Berichtes: „Darum hielten wir es für Pflicht, zu geben, was unſere Kraft vermochte; vielleicht regt es Andere zu ähnlichen Beſtrebungen auf. Und fände ſich gleich Niemand, der den Gegenſtand umfaſſend zu ſchildern vermöchte, ſo würden wir doch einzelne Zeichnungen von verſchiedenen Standpunkten erhalten, aus denen ein Leſer, dem das innere Verſtändniß nicht fehlt, ſich das ganze Bild ziemlich vollſtändig ſelbſt herſtellen könnte."

---

*) Derſelbe erſchien wieder abgedruckt in deſſen „Blumen und Aehrenleſe aus meinem jüngſten Arbeitsluſtrum." Leipzig, Brockhaus. 1836. 2. Thl. S. 307 und ff.

Auf solche Weise schrieb ich, und mit dem angedeuteten Maßstabe, wünsche ich, daß das Nachstehende vom günstigen Leser gemessen werde.

Es war im Jahre 1805, als ich eines Morgens in die Gaststube des goldenen Ringes zu Dessau trat, ein Frühstück einzunehmen. Ich setzte mich unfern des Ofens, von wo aus ich einen vollständigen Ueberblick über das ganze große Zimmer sammt dessen Gästen hatte.

Einen Theil von diesen beschäftigte das Billardspiel. Andere rauchten, aßen, tranken oder lasen Zeitungsblätter. Ein junger Mann aber fiel mir, nachdem ich mich gesetzt und meine Augen das Zimmer durchkreisten, vor Allen auf. Er saß auf einem erhöhten Tritt, zunächst dem ersten Fenster unfern der Thüre, den linken Elbogen auf die Hand gestützt, die Schenkel übereinander geschlagen. So verblieb er während der ganzen Dauer meines Frühstücks unbeweglich, den Blick an die Stubenecke geheftet und, wie es mir schien, an Nichts theilnehmend.

Die Gestalt hatte für mich etwas Auffallendes, Theilnahmeerregendes, und der Tumult, den ein paar Dutzend Gäste durch überlautes Sprechen, Schreien, Lachen, Gläserklingen u. s. w. erregten, ging vor mei

nen Ohren vorüber und unter in dem Anschauen des interessanten Unbekannten, von dem meine Augen keinen Augenblick sich zu trennen vermochten. Er glich einer sitzenden Statue, denn auf ein äußeres Lebenszeichen wartete ich vergeblich.

Endlich fingen die großen, schwarzen, funkelnden Augen, von denen ich nur das Weiße bisher wahrnehmen konnte, an, sich zu bewegen, indem sie einem dicht bei ihm vorbeistreifenden Gaste begegneten und, wie es mir dünkte, verächtlich nachschauten. Die linke Hand, auf der immer noch der Kopf ruhte, wühlte fast convulsivisch in dem schwarzen Haare herum, und ein öfteres Muskelzucken des blassen, erdfahlen Gesichts unterbrach die bisherige Monotonie.

Auf Befragen meines nächsten Nachbars: „Wer der Mann sei?" vernahm ich den Namen: „Herzberg."

Das war hinlänglich, um mich auf der Stelle zu elektrisiren; denn viel hatte der Ruf, den er als darstellender Künstler bereits genoß, mir verkündet.

Ich stand auf, näherte mich ihm und war im Begriff ihn anzureden, als der scharfe, schneidende Blick der von zwei schwarzen, buschigen Brauen begränzten Augen, die mich zu fragen schienen: „Was unterfängt sich deine Neugierde, fremder, unbedeutender Jüngling?" mich entmuthigte, und ich, wie niedergedonnert, am Fuße des Fenstertritts auf einen Sessel sank.

Mein Kunſtenthuſiasmus — meine damalige Theaterwuth, wäre freilich bezeichnender geſagt — ließ es aber nur wenige Augenblicke zu, mich mit dem Anſtarren des mir gegenüberſitzenden Künſtlers zu begnügen, um ſo weniger, da ich fürchten mußte, der Verehrte könnte ſich entfernen, und ich hätte dann den Schmerz eines in der That unterbrochenen Opferfeſtes nachzuempfinden.

Als deus ex machina kam mir daher der Gedanke, mich in meiner Anrede an ihn durch meine damalige Braut, die Tochter des Hauſes, vertreten zu laſſen, von der ich wußte, mit welcher Anhänglichkeit und Dankbarkeit Herzberg der ganzen Familie ergeben ſei.

Ich erhob mich, ſtand vor ihm und begann hinter dieſer mich ſchützenden Bruſtwehr. Wie ich gehofft, geſchah es auch. Der gefürchtete Mann ſtand auf von ſeinem Seſſel und reichte mir freundlich die Hand herunter. Herunter, ſage ich; denn der Tritt, auf welchem er ſtand, hatte eine ſolche Höhe, daß er mir, ohne mich zu bücken, einen Lorbeerkranz auf's Haupt hätte ſetzen können, wenn damals die Lorbeeren ſo wohlfeil geweſen wären, als heut zu Tage.

Nie werde ich des impoſanten Anblicks vergeſſen, der mir damals durch das Erſchauen von Herzberg's Geſtalt auf jener zufälligen Erhöhung ward, obwohl der Gedanke, der ſich jetzt mir aufdringt, mir damals noch nicht einfallen konnte: als hätte nämlich

mir zu jener Zeit schon symbolisch die dereinstige Kunsthöhe Devrient's angedeutet werden sollen.

Auf seinem Antlitze lag das Zeugniß einer schwer durchwachten Nacht, wie dies von ihm auch später bestätigt ward, und in dem rabenschwarzen, natürlich gelockten Haare, wie auf dem hellbraunen Ueberrocke, hingen leichte Federchen. Die Farbe des Gesichts, die mir früher in der Ferne als erdfahl erschien, trat jetzt in der Nähe deutlicher hervor, sie spielte mehr ins Gelbe, und die lange, nach der Mitte zu etwas seitwärts gebogene, bis zu den Lippen herunterreichende Adlernase imponirte, mit den erwähnten schwarzen funkelnden Augen und deren grotesken Brauen, auf eine Weise, daß der Beschauer, wenn er jede dieser Einzelheiten besonders betrachtete, unmöglich günstig für diese Physiognomie gestimmt werden konnte.

Vermehrt ward dieser Eindruck durch die dicke, zwei Hände breite, schwarzseidene Halsbinde, auf der ein spitzes Kinn fragend hervorschaute, so wie durch eine gleichfalls schwarzseidene Weste, dicht bis oben am Halstuche zugeknöpft, und grell contrastirend mit den zwei magern Schenkeln, in dicht anliegenden schmutziggelben hirschledernen Beinkleidern, an welchen zwei lange dürre Arme und Hände ungraziös herabhingen.

So unheimlich und gespensterhaft nun die Gestalt dem Leser in seiner Phantasie dastehen mag; so wohlthuend, kann ich versichern, wirkte sie auf mich, als

der Künſtler von ſeiner Tribüne herabgeſtiegen war, meine Hand zum zweiten Male ergriff, und ein Strom herzlicher Rede zwiſchen zwei Ufern blendend weißer Zähne, die der feſtgeſchloſſene, ſchön geformte Mund bisher nicht erblicken ließ, hervorquoll. Der Ton ſeiner Stimme war kräftig, klangreich, ſeine Worte ungeſucht und doch bedeutend, beſtimmt, männlich. Die ſcharfe Betonung des R in ſeiner Ausſprache, ohne zu ſchnarren, übte einen ſeltenen Wohllaut aus: und ſah man ihm bei ſeiner Rede in's Geſicht, ſo mußte die Wärme, die uns aus demſelben entgegen kam, unbedingt für ihn einnehmen, und jede frühere mephiſtophe-liſche Einwirkung einzelner Theile verſchwand in der Harmonie des ſchönen Ganzen.

Mit Devrient, der, wie bekannt, ſeine theatrali-ſche Laufbahn unter dem Namen Herzberg begann, erging es mir, wie mit Hoffmann. Keiner Stunde bedurfte es, und wir waren alte Bekannte und Freunde.

Das Erſte, was geſchah, war, daß ich des Künſt-lers Lebensgeſchichte aus deſſen Munde umſtändlich er-fuhr, und nur zu beklagen habe ich, daß ſo wenig da-von in meinem Gedächtniſſe geblieben. Was mir von den öfteren, mit ihm darüber geführten Geſprächen

noch erinnerlich und von sonstigen mir zugekommenen Mittheilungen zu Gebote steht, werde in Folgendem mitgetheilt.

Daß Devrient am 15. December 1784 zu Berlin geboren, sein Vater Kaufmann daselbst war, er als kleiner Knabe, dem lästigen Schulzwange zu entgehen, aus dem älterlichen Hause entwich, in Charlottenburg aber schon wieder aufgefangen und seinen Aeltern zurückgebracht wurde, er hierauf in die Lehre zu einem Posamentirer in Potsdam gebracht ward, aus der er abermals entwich, erzählen uns das Brockhaussche Conversationslexikon und Herr Rellstab in vorerwähntem Aufsatze zugleich.

Ob und wie weit diesen Angaben zu glauben, kann ich nicht entscheiden; sondern nur der Wahrheit gemäß versichern, daß mir von diesen Devrient nie ein Wort erzählte, so weitläufig und gemüthlich er sich sonst auch über seine Jugendjahre verbreitete. Von der Erlernung der Posamentirkunst habe ich ebenfalls nie eine Sylbe von ihm vernommen; — aber ich würde im Mißtrauen auf mein Gedächtniß diese Differenzen gänzlich umgangen haben, wenn nicht Devrient's Jugendfreund und Stubenkamerad in Dessau, Herr Frank, gegenwärtig Mitglied des Nürnberger Stadttheaters, ein damals berühmter Bassist, mich durch ein kürzlich erhaltenes Schreiben in dem Zweifel an der Glaubwürdigkeit jener Angaben bestärkte, da dieser, dem Devrient die ge-

heimſten Falten ſeines Herzens erſchloß, davon nie etwas gehört haben will *).

Die Sache wird noch räthſelhafter dadurch, indem auch ein Dritter (W. Albrecht) im Freimüthigen 1833 Nr. 11 berichtet, daß Devrient erzählt: „wie ihn vorzüglich Langeweile am Poſamentirſtuhle bei ſeinem Lehrherrn in Potsdam, den er jeden Abend mit der Laterne aus der Reſſource abholen mußte, und das entſetzliche Deutſch, was in dieſem Hauſe geſprochen wurde, zu entweichen und unter die Komödianten zu gehen veranlaßt habe."

*) Wörtlich heißt es in deſſen Schreiben: „In dem Buche: „Blumen- und Aehrenleſe von L. Rellſtab" fand ich Dinge erzählt, die ich nie von Devrient ſelbſt gehört. Er ſoll erzählt haben, daß er ſchon als Knabe ſeinen Aeltern davon gelaufen und bis Charlottenburg gekommen, daſelbſt aber von einem Freunde ſeines Vaters wieder nach Berlin zu ſeinen Aeltern zurückgenommen worden wäre. Von da ſei er abermals davon gelaufen und unter dem Namen Herzberg zum Theater gegangen; 1803 habe er in Gera unter der Direction des Lange angefangen u. ſ. w, und mehrere Anekdoten werden von ihm erzählt, die mir niemals Devrient erzählte. Ich kann nicht klug daraus werden; denn ich habe z. B. nicht anders gewußt, als daß er die Handlung erlernt habe." — (Oder vielmehr „erlernen ſollte" füge ich hinzu, dem Devrient dieſelbe Mittheilung machte.)

Herrn Frank und mir erzählte Devrient diesen Zug, als auf ganz andere Veranlassung geschehend, wie im Verlauf dieser Blätter, gehörigen Orts, gesagt werden wird. Was ihn veranlassen konnte, sich dieser verschiedenen Lesearten in seiner Jugendgeschichte zu bedienen, ist mir nicht klar; die rechte Lesart aber aus seinem Lebensbuche wird wohl leicht auszumitteln sein, da es dazu an noch lebenden Zeitgenossen nicht fehlen kann.

Mir schilderte Devrient seine Jugendzeit stets mit den lebhaftesten Farben, und jedes Bild, das aus seiner Erinnerung hervortauchte, wußte er so geschickt zu anatomiren, daß alle Züge desselben zu Anknüpfungsfaden an seinen gegenwärtig erwählten Beruf wurden. — Daß der Keim zum Schauspieler in ihm gelegen, glaubte er aus jeder vorgetragenen Anekdote beweisen zu müssen; aber ein oft wiederkehrender Refrain seiner Erzählung, wenn er den Beweis für seinen Stand aus seinen Jugendschwärmereien geliefert zu haben glaubte, war der, daß er dann, nachdem er ein paar Augenblicke nachdenkend in sich geschaut, auf einmal mit beiden Händen in die Haare fahrend ausrief: „Herr Gott! wenn ich mich nur nicht selbst täusche? Was meinen Sie?“

Merkwürdig und charakteristisch war das ewige Zweifelsetzen in seine theatralischen Fähigkeiten, und wie viel ich dabei zu thun hatte, ihn von dieser

firen Idee zurückzubringen, wird sich weiterhin ergeben.

War sein Mißtrauen in sich selbst beschwichtigt, dann stieg alsobald ein neues Raketenfeuer jugendlicher Erinnerungen herauf. Am Interessantesten erschienen mir, statt der mancherlei erzählten Anekdoten, die Darstellungen seines jugendlichen Stilllebens und die daran geknüpften Betrachtungen.

Er war am liebsten mit sich allein, hatte keine Freude an den Spielen anderer Kinder, unausstehlich war ihm die Schule, weil er den festen Glauben hegte: er könne das, was er brauche und zum Leben nöthig habe, dort nicht erlernen; — und noch jetzt bin ich dieser Meinung, setzte er jedesmal hinzu. — Die Lehrer erschienen ihm wie Pedanten und Zuchtmeister, und immer von einer höchst lächerlichen Seite. —

Hatte er einen harten Strauß in der Schule zu bestehen gehabt, dann ging er nach dem Schlusse der Stunde gern in's Freie und überlegte: woher denn nur wohl der Widerwille komme, den er gegen den Schulbesuch und das Lernen habe. Er fragte sich: „Was willst du denn eigentlich, was möchtest du an die Stelle des dir Gebotenen setzen?" — und die Antwort blieb immer aus.

Devrient hatte noch keinen Dichter gelesen, und dessenungeachtet entfuhren ihm in seinen Selbstgesprächen

Worte, von denen er nicht wußte, woher sie kamen, noch wohin er sie classificiren sollte. Von dem in der Schule Erlernten war in Bezug auf diese stillen Monologe keine Rede gewesen; er fand das, was er für sich so hinsprach, aber besser und schöner, als er es von irgend einem Lehrer, noch sonst wo gehört. Die ihn umgebende Natur löste ihm die Zunge immer mehr und mehr, das Rhetorische von der Kanzel herab wirkte auf ihn mächtig, hatte sich ihm unbewußt eingeprägt (Kirchen, wie er versicherte, besuchte er gern) und gab seinen Worten eine Form, die, wie es ihm dünkte, mit den kirchlichen Vorträgen viele Aehnlichkeit besaß. Seine anfangs halb in sich hineingeredeten Gedanken gewannen nach und nach ein freieres und lauteres Ausströmen, und dem kaum zwölfjährigen Knaben kam es sogar vor, als wenn seine nach und nach lauter recitirten Herzensergießungen von denen des Predigers durch nichts verschieden seien, als durch den Ort, wo sie ausgesprochen.

Eine Kanzel schien ihm nur zu fehlen, um, wie er meinte, ganz im Geiste und Sinne desselben zu reden. — Die steinerne Ruhebank, welche sich ihm zeigte, benutzte er augenblicks, sie mußte die Stelle der Kanzel vertreten. Er stieg hinauf und predigte aus vollem Herzen in die ihn umgebende stille Natur hinaus!

Ueberrascht ward er durch sich selbst, als er unwillkurlich in seiner Stimme das Organ des Predigers wie-

derzufinden glaubte. Er verfolgte im Eifer der Beredsamkeit die seinem Gedächtnisse noch vorschwebende letzte Predigt; Gedanken und Worte des Redners mischten sich mit seinem Texte über Gott und die ihn umgebende Natur, — die Stimme verstärkte sich immer mehr und mehr, sie brach, ihm selbst unbewußt, endlich sogar in das Geschrei seines Vorbildes aus, bei den Worten: „Gott! Vater! Himmel! Erbarmen der Welt!“ u. s. w. und er verwunderte sich nicht wenig über sein treffliches Imitationstalent. Zugleich stieg der Gedanke wie im Fluge in ihm auf, daß er zum Kanzelredner geboren sein müsse, und ihm daher deßwegen die trocknen, monotonen und geistlosen Vorträge der Lehrer bisher so mißfallen hätten.

Seit dieser Erkenntniß ekelte ihn der Schulbesuch noch mehr an, und er sann Tag und Nacht darauf, wie er sich dieses ihm so lästigen Zwanges enthöbe.

Zunächst trug er des andern Tages ein paar der ihm am entbehrlichsten dünkenden Schulbücher zu einem Antiquare, sich dafür passendere einzuhandeln. Er legte vier Groschen darauf und acquirirte dagegen ein declamatorisches Lesebuch und Gellert's Gedichte.

Durch letztere ging ihm eine ganz neue Welt auf. Das Metrische, was er bisher nicht kannte, entzückte und begeisterte ihn so, daß er bald die Stücke, welche ihm besonders zusagten, auswendig wußte.

Er eilte mit seinem gemachten Funde in das Frei-

hinaus; hier ward der steinerne Rednerstuhl wieder bestiegen und der Knabe fand zu seiner Freude, daß sich die gesprochenen Verse doch ganz anders ausnähmen, als die ihm bisher bekannt gewesene Prosa. — Er schwamm in einem Meere von Wonne, bei Hersagung der schönen Gellert'schen zum Herzen sprechenden Reime, und nicht selten geschah es, daß er, von innerer Rührung unterbrochen, seine Declamationsübungen einstellen mußte. Thränen ergossen sich aus seinen Augen und begleiteten ihn nach Hause, so, daß seine besorgten Angehörigen ihn mehrmals darüber zur Rede setzten, die er jedoch durch allerlei Ausflüchte und Vorwände stets zu beruhigen wußte.

Damit sein stilles Gemüthsleben aber ja nicht verrathen, und durch etwaige Einschreitungen von Seiten der Aeltern oder Lehrer getrübt würde, nahm er sich von jetzt an vor, mehr als jemals seinen Schulstudien fleißig obzuliegen, was seine Vorgesetzten mit Freuden wahrnahmen. — Devrient versicherte mir, daß es ihm in reifern Jahren noch als ein Räthsel vorgekommen sei, wie dieser anfangs affectirte Fleiß zu einem wirklichen sich umgestaltet, er mit Liebe und ohne die bisherige große Anstrengung dem Erlernen trockener Wissenschaften sich hingegeben, und die Schulstunden von jetzt an gern und fleißig besucht habe. Ein gewaltiger Sporn, meinte er, mochte wohl die gewonnene Aussicht und Hoffnung gewesen sein, nach vollen-

deten Schulſtunden auf's Neue und ungeſtört ſeinen lieben poetiſchen Genüſſen ſich hingeben zu dürfen.

Gellert's Gedicht, „der Reiſende" benannt, das mit den Worten anfängt:

„Ein Wand'rer bat den Gott der Götter,
Den Zeus bei ungeſtümen Wetter
Um ſtille Luft und Sonnenſchein."

war es beſonders, was den kleinen Declamator anſprach, und was er nicht oft genug repetiren konnte.

Er fühlte aber auf einmal den Trieb, ſich auch Andern mitzutheilen, und ein ihm befreundeter Knabe war es, der, als er ihm ſeine vorzüglichſten Gedichte vordeclamirte, ihn auf ſein großes Talent, deſſen er ſich nicht bewußt war, aufmerkſam machte.

„Höre!" ſprach dieſer um ein paar Jahre ältere Schulkamerad, „du biſt mehr, als du ſelber weißt, das will ich dir beweiſen! Declamire mir gleich noch einmal „den Reiſenden."

Unſer kleiner Ludwig ſtellte ſich auf ſeine ſteinerne Katheder und legte los. Unterdeſſen hatte ſein Freund ein Buch aus der Taſche gezogen, und ſchien darin die Worte des Declamators nachzuleſen. Nach Beendigung des Gedichts fiel ihm jener aber um den Hals und rief: „Du biſt ein Mordkerl! Gerade ſo Wort für Wort, wie es im Buche ſteht!"

„Nun, natürlich," sagte dieser, „weil ich's ganz auswendig gelernt habe."

„Nein," sprach der Freund, „weil's auch ganz richtig ist, wie's dasteht." Es ergab sich nun nach gegenseitigen Mittheilungen folgendes Resultat.

Devrient hatte das zweite, bei dem Antiquare gekaufte Buch, das eine Anweisung zur Declamation enthielt, ohne in dasselbe hineinzublicken, sogleich nach dem Kaufe seinem Freunde auf dessen Ersuchen geliehen. Es enthielt nach Art und Weise der Solbrig'schen und Kerndörffer'schen Lehrbücher viele Musterbeispiele declamatorischer Aufgaben, mit Hinzufügung von Zeichen über den Worten als Leitfaden richtiger Betonung der Sylben und sonstige Winke zum regelrechten declamatorischen Vortrage

Der kleine Recensent fand nun, daß sein Freund ganz so sprach, wie es im Buche angedeutet, und er den Ausdruck jeder Stelle, die Accentuation jedes Wortes richtig getroffen, ohne in das Werk hineingesehen zu haben.

„Du bist ein Mordkerl!" rief er nochmals.

„Und warum? das sollst du gleich hören. — Da, lies einmal, was hier mit großmächtigen Buchstaben vorne gedruckt steht."

(Er meinte die Vorrede.)

Der junge Devrient las ungefähr Folgendes: „Es gibt allerdings junge Leute, obwohl sie höchst selten

angetroffen werden möchten, in deren Innerm schon ein so richtiges Verständniß des vorzutragenden Gedichtes ruht, daß sie alle der hier gegebenen Fingerzeige nicht bedürfen. Für diese jungen poetischen Genie's ist mein Buch nicht bestimmt. Aber prüfe sich auch ein jeder wohl, daß er sich nicht überschätze; denn wie gesagt, diese Fälle sind höchst selten."

„Du bist ein Mordkerl! Ein poetisches Genie!" brüllte der Kleine zum dritten Male; „ich habe dich geprüft, du brauchst das Buch nicht, schenke es mir, ich will's weiter studiren, vielleicht gelingt mir's doch noch; denn trotz aller Zeichen konnte ich die Worte doch nicht so herausbringen, wie du sie ohne das Buch herausgebracht hast. O schenke es mir, Ludwig! Da, nimm dafür das große Stück Zwiebelkuchen, das mir meine Mutter zum Vesperstück geschenkt hat!"

Der junge Ludwig nahm den Zwiebelkuchen, verzehrte ihn mit großer Behaglichkeit und überließ dafür dem Freunde das Buch.

Devrient bekannte, daß seit dieser Zeit ein großes Selbstvertrauen ihn erfüllt, und sich von Tag zu Tag dadurch gesteigert habe, wie er einsehen gelernt, daß andere Knaben, die sich in declamatorischen Vorträgen versuchten, nicht nur so weit hinter ihm zurückblieben, sondern ein gänzliches Ungeschick darin verriethen.

Der obenerwähnte kleine enthusiastische Freund wollte verzweifeln, daß trotz aller Mühe, die sich Devrient mit ihm gab, es ihm so ganz und gar nicht gelingen wollte, nur etwas Leidliches zu leisten. Der junge Lehrer quälte und marterte sich mit ihm ohne allen Erfolg, und legte dabei von seinem guten Herzen eine bedeutende Probe ab.

„Ein Anderer, als ich," erzählte Devrient, „würde seinen Triumph gefeiert haben, daß der Junge so verstockt und dumm, trotz alles meines Bemühens, blieb; mich dauerte er aber von ganzer Seele, und ich setzte unverdrossen meine Lehrstunden mit ihm fort. Ob aber nicht eine gewisse Eitelkeit schon damals mit im Spiele war, mag ich nicht verneinen, wenigstens erinnere ich mich, daß der Gedanke in mir auftauchte: mich zu prüfen, ob wol in mir ein ebenso guter Lehrer als Redner stecke. Der Versuch in erster Beziehung schlug fehl; aber mein Vertrauen zu meinem declamatorischen Talent erreichte seinen Höhepunkt durch eine neue gemachte Entdeckung."

„Sieh," sprach ich, „nun will ich dir's einmal ganz deutlich machen, wie du declamiren mußt, durch deine eigenen Fehler, die du begehst. Sprich mir einmal den Vers — so und so — — nach. Er that's; aber ganz verkehrt."

„Nun will ich dir einmal denselben Vers mit den Fehlern, wie du ihn sprichst, versagen. — Es geschah,

und wir Beide bemerkten zu unserer Verwunderung, daß ich nicht nur in diesem Wiedergeben seiner Declamation seine Fehler, das Schleppende und Unharmonische seines Vortrags, sondern auch sein rohes, unschönes Organ zugleich mit, und zwar haarscharf getroffen hatte.

„Der Junge erschrak, wie ich, über diese frappante Aehnlichkeit, und lief unter Andeutungen und Redensarten, wie sie Götz von Berlichingen dem hochweisen Rathe gibt, davon, und nie wollte er zu einem declamatorischen Vortrage sich wieder verstehen.

„Mir aber stieg von jetzt an der Kamm gewaltig, und ich sah mit vielem Selbstbehagen ein, daß ich mehr könne, als Zwiebelkuchen fressen!"

Wie mir so Manches von Devrient's vielen Mittheilungen entfallen, so gehört dahin auch unter andern die Katastrophe, wo er zum ersten Male das Berliner Theater besuchte; nur seine Schilderungen und Ergüsse über einzelne Schauspieler, namentlich über Fleck und Iffland, liegen noch in meinem Gedächtnisse.

Der Letztere war, nach seinem eigenen Ausdrucke, sein Abgott, sein großes Darstellungstalent weckte den Keim zum Entschlusse, sich der Bühne zu widmen, ob

im Stillen in ihm, der aber ebenso oft durch äußere Umstände wieder unterdrückt ward.

Sein liebevoll gesinnter und für sein Wohl besorgter Vater, dessen er als eines solchen stets mit Liebe gedachte, hatte ihn zum Kaufmannsstande bestimmt. Daß er nach Potsdam als Lehrling zu einem Posamentirer gegeben ward, davon machte er weder mir, noch seinem Jugendfreunde Frank, wie schon oben gesagt, je irgend eine Mittheilung; wohl erinnerlich ist mir aber, wie diesem Freunde — die Erzählung, daß sein Vater ihn zum Eincassiren mehrerer Gelder nach Rußland gesandt, er diese Gelder richtig eincassirt, aber auch richtig (wie er sich ausdrückte) durchgebracht habe.

Wie der Uebergang zur Bühne geschah, ob unmittelbar nach dieser Reise, oder ob er erst nochmals nach Berlin zurückging, ist mir entfallen; fest steht aber die Erinnerung, daß er heimlich das väterliche Haus verließ, nach Gera oder Naumburg ging und sich von einem Schauspieldirector Lange engagiren ließ. Dieser Mann hieß eigentlich Bode und war derselbe, den wir später als Schauspieler, dann als Schauspielunternehmer in Bamberg sahen; derselbe, an welchen Hoffmann das Distichon, als er den Geist in Kaspar dem Thorringer spielte, richtete:

„Erscheine nicht als Gespenst, — denn das geziemt nicht Pastoren. Langweilig im Leben zu sein, geht an, —

im Tode sei todt!"*) derselbe, welcher Unternehmer der Dessauer Bühne im Jahre 1834 war, auf der unser Devrient eigentlich seine erste theatralische Ausbildung erhielt.

Dieser Bode war ein junger Mann und konnte nur wenige Jahre älter als Devrient sein. Offenbar waltet aber über dessen Personalität ein Mißverständniß ob.

Herr Rellstab erzählt nämlich in seinem Aufsatze eine Anekdote: „die ungeschickte Präsentirung eines kolossalen Salzfasses auf der Bühne betreffend", die derselbe aus Devrients Munde selbst gehört haben will, die aber gänzlich aller Glaubwürdigkeit ermangelt; denn entweder war jener Schauspieldirector Lange nicht der von mir in einer Person bezeichnete Bode, was fast zu bezweifeln steht, da ich, wenn ich nicht irre, von diesem selbst bestätigt erfuhr, daß Devrient unter seiner Gesellschaft seine theatralische Laufbahn begonnen, oder derselbe müßte vor seinem Engagement in Dessau bei zwei Unternehmern gewesen sein, was wieder aus dem Grunde zu bezweifeln ist, da Herr Rellstab selbst ihn unmittelbar von Lange (Bode) nach Dessau wandern läßt.

---

*) Er spielte in Iffland'schen und Kotzebue'schen Stücken vorzüglich Pasteren und hatte im Leben mit diesen viel Aehnlichkeit.

Es ist bei Erzählung dieser Anekdote von einem Manne die Rede, der in seiner Dummheit und Pöbelhaftigkeit fast unübertroffen dasteht, welche Attribute aber Bode durchaus nicht verdient, da er das Gegentheil von Beidem war, dann aber auch das ihm beigelegte, weit vorgerückte Lebensalter, auf das mehrfach hingezielt wird, keineswegs auf ihn paßt, indem, wie bemerkt, der Unternehmer selbst noch ein junger Mann war, und nur um wenige Jahre älter als Devrient sein konnte.

Auch Herr Frank bestätigt meinen Zweifel, indem er im oben angeführten Briefe sagt: „Dieser Lange kann aber nicht Bode gewesen sein, da er seinen Director als einen alten, bornirten Mann schildert."

In der Lebensgeschichte großer Männer, wozu doch wohl die unsers Künstlers gehört, ist ein solcher Irrthum nicht ohne Bedeutung, und verdient wenigstens Berichtigung, wenn man sie zu geben vermag. Darum geschehe dies hier, ohne jener Erzählung des Herrn Rellstab anders, als auf einem verzeihlichen Irrthum beruhend, widersprechen zu wollen, der vielleicht selbst von Devrient durch eine nicht allzusorgsame oder leichtfertige Berichterstattung herbeigeführt ward.

Die Gesellschaft des Herrn Lange-Bode war eine ambulante, bald in Naumburg, Gera, Zeitz, Rudolstadt u. s. w. spielend, und eines ihrer ersten Mit-

glieder ein Herr Julius Weidner*) aus Berlin, dem ſich unſer Devrient unter dem Namen Herzberg am 9. Mai 1804 zuerſt vorſtellte, und ſich auf ſeine Landsmannſchaft berufend, von ihm Rath und That begehrte.

Nachdem Weidner ſich hierzu willig gezeigt erzählte Herzberg mit natürlicher Offenheit: Er heiße Devrient, ſei der Sohn des reichen Seidenhändlers Devrient in der Brüderſtraße zu Berlin und ſei im jugendlichen Alter nach Rußland geſchickt worden, wo jenes Haus eine Commandite hatte. Seine Stellung in der Geſellſchaft, das Anſehen ſeines Hauſes brachte ihn in die Rangordnung der Officiere, und er trug demzufolge die dem Range zuſtehende Civiluniform. Geblendet von dem ungewohnten Glanze, voll des Strebens, ſeiner Stellung Ehre zu machen, zu Trunk- und Spielgelagen gezogen, ohne Aufſicht, Belehrung und Zügelung, vielleicht auch mißbraucht in ſeiner Herzensgüte, hatte der unerfahrne Jüngling bald eine ſehr beträchtliche Schuldenlaſt aufgehäuft.

Der erzürnte Vater rief ihn nach Berlin zurück, zeigte ihm, daß er ſein Erbe verſchwendet, daß ſeine Geſchwiſter durch ihn nicht verkürzt werden durften, und verſtieß ihn aus dem väterlichen Hauſe.

*) Gegenwärtig in Frankfurt am Main.

Seine Bemühungen den Vater zu versöhnen blieben fruchtlos, und so entschloß sich der junge Mann, in die Welt zu gehen, irgendwo ein Glück zu suchen. Er erklärte, daß sein ganzes Vermögen noch in zwei Friedrichsd'or bestehe, daß er gestern Abend im Theater gewesen, Weidner als Dr. Mertens in „Rettung für Rettung" gesehen, daß er erfahren, Weidner sei ein Berliner, daß in ihm der Vorsatz rege geworden, Schauspieler zu werden, und er nun vom Landsmanne Rath und Verwendung zu einer Anstellung bei der Bühne erbitte.

Die Offenheit, mit welcher Devrient seine Geschichte erzählte, der Umstand, daß er seine Fehler nicht zu beschönigen trachtete, mit keinen unziemlichen Klagen von seiner Familie sprach, sein Anstand, die Bildung, die sein Benehmen verrieth, wirkten so vortheilhaft auf Weidner, daß dieser ihm alsbald seine ganze Verwendung zusicherte.

Weidner sprach mit seinem Director, setzte die Vorzüge des jungen Herzberg auseinander, führte ihn dann selbst dem Unternehmer vor, den er ebenfalls durch sein Benehmen gewann. Er erhielt die Zusicherung, bei der nahe bevorstehenden Abreise der Gesellschaft von Naumburg im nächsten Orte als Mitglied d. h. Anfänger aufgenommen zu werden.

Die Gesellschaft beschloß ihre Vorstellungen zu Naumburg mit: „Die Eifersüchtigen" am 14.

Mai und begann schon am 15. Mai in Gera mit „Die beiden Klingsberge."

Dieses schnelle Uebersetzen der Gesellschaft von einem Orte zum andern, ohne die Vorstellungen auch nur um einen Tag zu unterbrechen, machte auf Devrient einen ganz besondern Eindruck, und er konnte kaum begreifen, was unter seinen Augen vorging. Noch 1816, als Weidner in Berlin Gastrollen gab, erinnerte sich Devrient und sprach oft mit einer Art Enthusiasmus über diese schnelle Versetzung, während dagegen die Berliner königlichen Schauspieler über die Beschwerde sich äußerten, heute in Berlin, morgen in Potsdam spielen zu müssen.

Herzberg schloß sich immer enger und enger an Weidner an, der bald sich geneigt finden ließ, ihm Rollen einzustudiren.

Der 18. Mai 1804 war es, an welchem Devrient, genannt Herzberg, die gefährlichen Bretter in der Rolle des Boten Isabellen's in: „Die Braut von Messina," zum ersten Male betrat. Er sprach die Verse leidlich, jedoch kaum hörbar, — aber zwei Beine und einen Arm hatte er offenbar zu viel! In den zweiten Arm hatte ihm Weidner einen Stab gegeben, der ihm ganz eigentlich zur Stütze diente, und diesem Arme wenigstens einen Ruhepunkt verlieh.

Nach der Vorstellung war Herzberg durchaus entmuthigt und entschlossen, der Bühne wieder zu entsa-

gen. Es koſtete viele Mühe, ihn zu überzeugen, daß es andern Anfängern nicht beſſer, vielleicht noch ſchlimmer bei ihrem erſten Auftreten ergangen ſei, die ſpäter ſehr ausgezeichnete Künſtler geworden.

Nachdem, von allen Seiten getröſtet, ſein Muth ſich wieder etwas erhoben, wurde gleich am folgenden Morgen der junge Graf Eduard im: „Chamäleon" einſtudirt. Seines Mentor's Weidner jetzige Gattin*) und damalige Braut hatte die Rolle der Joſepha, und dieſes Liebespaar wurde nun durch Weidner vom frühen Morgen bis in die ſpäte Nacht eingeſchult. Beide mußten ihre Rollen im Zimmer ſpielen, und zwar ſo, als ob ſie auf der Bühne ſtänden.

Am 21. Mai fand die Vorſtellung ſtatt. Herzberg ſprach beſſer, deutlicher, charakteriſtiſcher, als das erſte Mal; aber wer den feinen Mann außer dem Theater geſehen, würde nimmermehr geglaubt haben, daß dieſer und der Darſteller des Eduard eine und dieſelbe Perſon ſei; ſo ſteif und hölzern geberdete ſich dieſer

*) Demoiſelle Ludewig, aus Leipzig, hatte ihre theatraliſche Laufbahn 1803 zu Bamberg begonnen, unter Direction des Grafen von Soden, der ſie in Leipzig auf einem Liebhabertheater gehört und darauf engagirt hatte.

Eduard, daß man unmöglich glauben konnte, er habe jemals nur in einen Salon hineingeblickt, geschweige sich darin bewegt. — Indessen war Herzberg zufriedener mit sich, als bei seinem ersten Auftreten, und man war vorsichtig genug, diese Meinung nicht durch irgend einen Tadel zu stören, um ihn nicht noch muthloser zu machen.

Am 22. Mai spielte er den Volteggio in „Bayard," am 24. den Almansor in „Oberon," am 27. Romuald in „die Kreuzfahrer," er fing nun nach und nach an, das Lampenfieber zu verlieren, und mehr Selbstvertrauen zu gewinnen.

Am 28. Mai gab Herzberg die Ordonnanz in „Benjowsky," eine in mancher Rücksicht sehr schwere Rolle für einen Anfänger, vornehmlich in den Scenen des letzten Actes, wo dieselbe dem Gouverneur die Rapporte von Benjowsky's Siegen zu überbringen hat. — Weidner hatte ihm gerathen, diese Rolle rein militärisch zu behandeln. Herzberg, der die preußischen und russischen Soldaten oft genug gesehen, stand nun dem Gouverneur (den Weidner spielte), Auge auf Auge heftend, aber sonst ohne Fuß und ohne Hand zu bewegen, fest gegenüber und meldete mit kräftigem Ausdrucke, was geschehen.

Nach der Vorstellung umarmte Weidner unsern angehenden Künstler, wodurch sich dieser nicht wenig ermuthigt und erhoben fühlte.

Am 31. Mai spielte er den „Ehrenpreis" in „Sitah Mani;" es ergab sich aber dem aufmerksamen Beobachter aus allen bisherigen Leistungen Herzberg's, daß das von ihm erwählte Fach der Liebhaber — die er durchaus fort und fort spielen wollte — nicht für ihn passend sei. Dagegen wurden deutlich Spuren wahrgenommen, die erwarten ließen, daß er in komischen Rollen, sowie in scharf und streng markirten Charakteren sich hervorthun könne.

Dies bewahrheitete sich in der Rolle des Grafen Schmetterling in „die Jagd". Denn obwohl Herzberg damals noch buchstäblich nur Lehrling war, so faßte er nicht nur das Bild, was man gesprächsweise von solchen Charakteren zu entwerfen und zu entwickeln suchte, leichter auf, als von andern; sondern begriff auch mit mehr Schnelligkeit und Gewandtheit die ihm von seinem Lehrer Weidner vorgeschlagenen technischen Ausführungsmittel.

Diesen Grafen Schmetterling spielte unser Freund am 1. Juni und errang sich, zu seiner unbeschreiblichen Freude, den ersten lauten Beifall des versammelten Publikums. Es war die Morgenröthe der noch fernen Sonnenhöhe seines Ruhms, den er später von sich strahlte!

Nach und nach steigerte sich zwar der Beifall des Publikums, doch konnte er in diesem die Zufriedenheit

und vollkommene Genugthuung nicht finden für Das, was sein Inneres träumte. Je mehr Beifall ihm geschenkt ward, je weniger war er mit sich zufrieden, weil er immer mehr und mehr die Aufgabe kennen lernte, die sich bei seinem Streben ihm fort und fort vor Augen stellte, und für die, wenn er sie nicht erreicht zu haben glaubte, ihn die Zufriedenheit der versammelten Zuschauer nicht schadlos halten konnte.

So sehr Anerkennung geachteter Künstler, wie die seines Führers Weidner, ihn erfreute, so kränkte ihn dagegen Neid und Mißgunst anderer, ihm weit nachstehender Collegen, sowie vieles Drückende seiner Lage in pecuniärer Beziehung, und er nannte, wie Hoffmann, die bei dieser Truppe verlebte Zeit seine Marterzeit.

Er war unerschöpflich in Anekdoten aus dieser Periode, die bald im Gewande heiterer Laune und Satyre, bald aber auch mit bitterem Ingrimm vorgetragen wurden, je nachdem die individuelle Stimmung war. Nur wenige bewahre ich noch im Gedächtniß.

Unmöglich kann ich aber hier eine verschweigen, die außer ihrer Ergötzlichkeit schon früh auf unsers Künstlers überschwängliche Herzensgüte gegen arme Kunstgenossen hinweist, welche sich auch während seiner ganzen theatralischen Laufbahn auf das Glänzendste kund gab, und worüber hier und dort noch zu reden Gelegenheit sein wird.

Ein unbedeutender Schauspieler bei dieser kleinen Gesellschaft war in gewöhnlichen Umständen, nämlich: sehr beschränkten. Die geringe Gage war nicht hinreichend, die nothwendigsten Bedürfnisse zu bestreiten. Er gehörte nicht zu den Verschwendern und doch drückte ihn eine ziemlich bedeutende Schuldenlast. — Seine ganze Hoffnung war auf ein ihm contractmäßig versprochenes Benefiz gebaut. Die Erfahrung an anderen Collegen hatte ihn aber belehrt, daß der zu hoffende Gewinn sehr problematisch sei, und Hamlet's Frage: „Sein oder Nichtsein," bei dem Gedanken einer etwaigen Täuschung fiel ihm schon jetzt schwer auf's Herz. Da gab ein guter Engel ihm den Einfall, Devrient, der schon etwas bei'm Publikum galt, zu bitten, seinen Namen als Beneficiant auf dem Theaterzettel herzugeben, weil er dadurch hoffe, eine bedeutendere Einnahme zu machen.

Unser Freund verstand sich augenblicklich dazu, nur mit dem Bemerken, daß er hoffe, mit Vorwürfen verschont zu werden, wenn das Benefiz nicht nach Wunsch ausfallen sollte Auch der Unternehmer gab dem Gesuche des Bedrängten nach, der Tag der gehofften Erlösung von allem Uebel erschien, und — welche Ueberraschung! — ein gedrängt volles Haus blickte dem ängstlich und zitternd durch die durchlöcherte Gardine schauenden Pseudonymus entgegen.

Voll Jubel rannte er in die Garderobe und um-

armte öffentlich, zu nicht geringem Aerger der Andern, unsern gutmüthigen Freund, der eine wahrhaft herzliche Freude an dem Erfolge dieser Mystificirung des Publikums hatte.

Er spielte, wie er mir versicherte, mit solcher Lust und Laune, daß dieser Abend der erste während seiner theatralischen Laufbahn war, an welchem er ganz mit sich zufrieden gewesen sei.

Am andern Morgen, als er noch im Bette lag, empfing er ein in Leinwand genähetes Packet, nebst einem Billet, ungefähr folgenden lakonischen Inhalts:

„Trefflicher Künstler!

Edelmüthiger Mensch!

Eure Herzensgüte hat gemacht, daß ich mit weniger Spectakel, als es sonst geschehen wäre, die Stadt verlassen, id est: durchgehen kann. Mehr als die Hälfte meiner Einnahme, die Euch wohl vor Allen gebührt hätte, konnte ich anwenden, um einen großen Theil meiner Schulden zu bezahlen; das Uebrige brauche ich als höchste Nothdurft zur Reise. Verzeiht, daß für Euch vom Gelde Nichts übrig blieb; nehmt aber hiebei zum Andenken mein bestes Paar Hosen, mit welchen ich hoffe besondere Ehre einzulegen, da

die Eurigen gänzlich abgeschabt sind. Auf ein glücklicheres Wiedersehen!

Euer

innig dankbarer

N. N."

Ein schallendes, unbezähmbares Gelächter schlug Devrient auf, als der Theaterdiener, zugleich Kleider- und Stiefelputzer in's Zimmer trat. Er befahl, die ihm sehr zu rechter Zeit gekommenen Beinkleider aus ihren Banden zu erlösen. — Es zeigten sich seinem erwartungsvollen Blicke zu seiner Freude ein Paar ganz neue schwarze, von feinstem Tuche, und jubilirend rief er dem Diener zu: „Jetzt klopfe mir auch meinen schwarzen Frack einmal wieder aus, der bisher zu dem Zeisigpaare" (sie waren hellgrün) „nicht wohl passen wollte. Heut' müssen wir dem Sonntag Ehre machen!"

Nicht weniger erstaunten die Herren Collegen, ihn so glänzend metamorphosirt zu sehen; aber einer trat zu ihm, ihn also anredend:

„Herzberg, Ihr könntet mir einen rechten Gefallen erzeigen, und werdet es auch hoffentlich, da Ihr Schuld seid, daß ich mich mit einer mein Ehrgefühl tief verwundenden Bitte an Euch wenden muß. Ihr habt durch Eure dem durchgegangenen N. N. geleistete

täppiſche Bereitwilligkeit ſo viel Vorſchub geleiſtet, daß ſein Benefiz vor dem meinigen ſtatt haben kann. Ihr wißt ferner, daß meine Frau dieſer Tage entbunden ward, und nun ein neuer Aufſchub mit demſelben entſteht. Die Kindestaufe iſt vor der Thüre, meine Kaſſe durch das Wochenbett ganz erſchöpft, — meine einzige augenblickliche Hülfe iſt auf ein paar reiche Gönner gerichtet, die ich geſonnen bin, als Gevattern zu gewinnen. Ihr ſeht mich hier, aber in meiner ganzen dermaligen Garderobe ſtehen, mein köſtlicher ſchwarzer Frack ſammt dergleichen Hoſen iſt verſetzt; im Ueberrocke kann ich weder zu Gevatter bitten, noch der Kindtaufe ſchicklich beiwohnen; drum ſeid ſo gut, und leihet mir auf wenige Tage Euern gegenwärtigen Anzug. Die Woche hindurch wird man ihn an Euch nicht vermiſſen, und bis heut über acht Tage ſeid Ihr längſt wieder im Beſitze deſſelben."

„Von Herzen gern," erwiederte Devrient, „ſchickt nur morgen früh darnach und grüßt mir Eure liebe Frau ſchönſtens!"

Des andern Tages wurden die Kleider abgeholt, und — ſo ſchloß unſer gefälliger Freund ſeine Erzählung — ob, nachdem das Kindlein getauft worden, der beglückte Vater mit meinem Darlehn ab- oder durchgegangen, iſt mir zur Stunde nicht mehr gegenwärtig, genug:

„Frack und Hoſen ſah ich niemals wieder!"

Im Jahre 1805 ward Devrient Mitglied des herzoglich Dessauischen Hoftheaters, unter der damaligen Direction von Bassann.

Herr Rellstab rechnet dies Theater zu den unbedeutenden, indem er sagt:

„Das erste bedeutendere Theater, welches so glücklich war, Devrient's Talent für sich zu gewinnen, war das zu Breslau u. s. w," allein mit Unrecht. Die Dessauer Bühne gehörte zu jener Zeit bestimmt zu den bedeutendsten Deutschlands. Die zwar kleine, aber von Fremden aller Länder, wegen des nahe gelegenen weltberühmten Wörlitzer Parks, besonders den Sommer hindurch stark besuchte Stadt ziert ein Theatergebäude, das seiner Größe, seiner innern Einrichtung, seinen prächtigen Decorationen nach, sich damals mit den vorzüglichsten Deutschlands messen konnte; besaß Schauspieler, besonders aber Sänger, die zu den ausgezeichnetsten zu zählen waren; eine Garderobe, die sich mit der in jeder Residenzstadt messen durfte; ein Orchester nebst einem Opernvorrath, dem wenige gleichkamen u s. w. Ich habe Opern auf diesem Theater gesehen, wie z. B. Palmyra, Lodoiska, Titus u. s. w, deren Darstellung zu dem Prachtvollsten gehörte, was ich je erblickte, Vorstellungen, deren Scenerie mehrere Tausend kostete, von welchem Allen die Breslauer Bühne damals keine Ahnung hatte.

Devrient debütirte als Paolo Manfrone im

Bayard von Kotzebue und gefiel außerordentlich. Seine zweite, aber nicht von ihm gewählte Rolle war Otto von Löwenstein in der Teufelsmühle; seine wöchentliche Gage sechs preußische Thaler. Er ward an des abgegangenen Sehring's Stelle für das Fach der Intriguants und sogenannten chargirten Charaktere engagirt, beklagte sich aber bei mir sehr, daß er Rollen letzterer Gattung nicht, oder doch äußerst selten zugetheilt erhielt, die, wenn sie von Bedeutung waren, der Herr Director selbst spielte.

Bossann war ein damals schon bejahrter, ziemlich geiziger, aber sonst guter und rechtlicher Mann, der die ökonomischen Interessen des herzoglichen Theaters, wie Keiner vor und nach ihm, wahrnahm. Er galt in dieser Beziehung Alles bei dem großen Fürsten Leopold Friedrich Franz, dem wahren Vater des Vaterlandes, der, ein gründlicher Kenner jeder Kunst, es Bossann wegen seiner sonstigen achtbaren Personalität übersah, daß er sich mit dieser auf der Bühne etwas zu breit machte, wie das bei Directoren in der Regel und nur zu oft zur Qual des Publikums geschah und noch geschieht, vom Dessauer alten Bossann herab, bis zum jungen imbecillen und arroganten Bamberger Lorenz, denn

„Sei im Besitze, und Du bist im Recht!"

Bossann war ein sehr mittelmäßiger Schauspieler,

der, wie so viele, selten eine Rolle verdarb; aber auch keine zur Kunsthöhe zu erheben vermochte und da am erträglichsten war, wo seine Individualität ihn bei der Darstellung vertrat, das heißt, wo er sich nur selbst zu spielen brauchte.

Ich ging auf Ersuchen Devrient's einmal zu ihm, ihn über dessen Zurücksetzung aufmerksam zu machen, und um Abhülfe zu bitten. Er antwortete mir:

„Männchen! Männchen! glauben Sie denn: ich verkenne des jungen Männchens Talent? Aber was kann ich dafür, daß Se. Durchlaucht wie das verehrliche Publikum mich nur in dergleichen Rollen sehen wollen? Seien Sie versichert, daß, wo es geschehen kann, ich für die Folge gern zurücktreten werde. — — Herr Gott, schon 10 Uhr! Ich muß zur Probe. Entschuldigen Sie! Empfehle mich, Männchen! Empfehle mich!" *)

Diese Scene war die beste, die ich je von ihm spielen sah! Nutzlos war übrigens mein Besuch nicht gewesen, und da der gute Mann sich fürchtete, von mir einmal freundschaftlich in einem öffentlichen Blatte an sein Versprechen erinnert zu werden, so geschah es, daß Devrient nach und nach zu dem Besitze mancher

*) Man hatte dies ja für keine Outrirung; Bossann war und sprach so.

bedeutenden Rolle gelangte, die während seines Lebens ihm ein unveräußerliches Eigenthum blieb. Ich erinnere nur an die des Molière'schen Geizigen und des Franz Moor. Wer, wie ich, das Glück hatte, diese Charaktere von so großen Künstlern, wie z. B. Devrient, Iffland,*) Ochsenheimer und Leo, dargestellt zu sehen, muß an der Möglichkeit einer vollkommneren Darstellung sein Lebelang verzweifeln. Jeder der Genannten war in seiner Art und individuellen Auffassung gleich groß. Hier aber eine anatomisch-vergleichende Entwickelung jedes Einzelnen geben zu wollen, würde zu weit führen; es genüge nur die Versicherung, daß Devrient's Anfangsstudien, in welchen die Darstellung des Geizigen und des Franz Moor fallen, schon von hoher Kunstvollendung zeugten.

Wer glaubt nun wohl, daß trotz dieser überaus gelungenen Charaktergemälde, die jeden Vergleich mit irgend einem Künstler seiner Zeit aushielten, es keinen Unzufriedeneren mit seinen wahrhaft genialen Schöpfungen gab, als unsern Ludwig Devrient!

„Klagen! nichts als Klagen!" durfte ich fast jeden Tag mit Lessing's Prinzen ausrufen, wenn er mir damit entgegenkam und seine höchste Unzufriedenheit über diese und jene ihm mißlungene Rolle ausdrückte.

---

*) S. den Abschnitt oben: „Iffland als Geizigen."

Oft gerieth er in eine förmliche Wuth, raufte sich in den Haaren, nannte sich einen dummen elenden Kerl, bezeichnete seine Bestimmung als eine verfehlte, u. dgl. m.

Devrient hatte darin mit Leo, dem in Hoffmann's Lebensskizze mehrmals erwähnten Künstler, große Aehnlichkeit; Beide waren von einer ewigen Zweifelsucht geplagt. Hier wie dort lag eine gleiche Ursache zum Grunde; denn wer konnte außer ihnen den tiefen Schacht ihres poetischen Vermögens so gut als sie selbst ergründen, wer die heraufgeförderten Schätze ihres reichen Bergwerkes, wer das Geleistete mit dem Gewollten ermessen!

„Ach," klagte Devrient öfters, wenn ich ihn beruhigen und sein herrliches Spiel aus einander setzen wollte. „Ach! Sie sind viel zu nachsichtig, nicht streng genug, Sie wissen nicht, wie ich mir die Scene im Geiste gedacht, und wie ganz etwas Anderes, als ich gewollt, zum Vorschein kam! Und da brüllten die Gründlinge im Parterre: Bravo, während die und die mir viel besser gelungene Stelle ganz spurlos vorüberging! Loben, loben Sie nur nicht immer, ich fange sonst wahrhaftig an, auch Ihnen zu mißtrauen! Die Scene mit der Kassette (im Geizigen) muß Ihnen mißfallen haben; — wie hat das Ochsenheimer ganz anders gemacht! — Aber das kommt von dem verfluchten Coviren!"

Auf meine Erinnerungen dagegen, „daß, so wenig ich — wie er wisse — in der Regel davon ein Freund sei: *seine* Copieen irgend eines Künstlers aber nie als solche erschienen und so innig mit seiner Individualität verschmolzen wären, daß jeder Sachverständige nur das meisterhafteste Original erkennen würde," sagte er: „Es gibt nur *eine* Wahrheit! Habe ich also, wie Sie meinen, die Scene ganz im Geiste *Ochsenheimer's* wiedergegeben, so haben wir Beide gefehlt; denn mir sagt es mein innerer Genius, daß ihr die Wahrheit abging, ich überschrie mich, und sie grenzte an Carricatur! Wie ganz anders, mit wie wenigen Mitteln, mit wie wenigem Aufwande von Kraft gab sie dagegen *Iffland*! Wer hat von Beiden Recht?"

„Beide!" versetzte ich. „Jeder mit und nach seinen individuellen Kräften. Hätte Ihnen *Iffland's* Spiel bei Ihren Darstellungen vorgeschwebt, der Moment würde die vollkommenste Niederlage erlebt haben, da dessen Individualität mit der Ihrigen bei Darstellung der fraglichen Situation durchaus nicht zu verschmelzen war, während Sie als trefflicher Doppelgänger *Ochsenheimer's* erschienen. Es gibt nur *eine* Wahrheit in *objectiver* Beziehung und bleibt dieselbe Wahrheit, wird sie auch *subjectiv* auf *verschiedene* Weise ausgesprochen."

So gebar fast jeder Tag ähnliche Kunstdiscussionen.

ohne daß ich im Stande war, Devrient von seiner Zweifelsucht vollkommen zu heilen.

Einst gab er den Talbot in Schillers Johanna. Die Leistung war eine sehr gelungene, mir schwebte aber ein Ideal vor, das ich nicht zu vertilgen vermochte. Ich hatte Ochsenheimer in Leipzig als Talbot oftmals gesehen, Devrient ihn nicht, und meine Auseinandersetzung des Spiels von jenem, sowie die dabei hervorgehenden Vergleiche mit dem unsers Künstlers, regten diesen gewaltig an und nahmen seine ganze Aufmerksamkeit in Anspruch. Die Auseinandersetzung der Auffassung und Darstellung des Ochsenheimer'schen Spiels in der Sterbescene, von der ich versicherte, so etwas Vollendetes nie gesehen zu haben, die Beschreibung der künstlichen Maskirung des Gesichts, die den trefflichen Zeichner, der er auch war, verriethen, machten Devrient so neugierig, daß ich versprechen mußte, bei der nächsten Aufführung des Stückes mit ihm nach Leipzig zu reisen, was alsobald geschah.

Kaum aus dem Wagen gestiegen, verfügten wir uns in's Theater; ich zuvor aber in die Garderobe, um Ochsenheimer, den ich persönlich kannte, zu begrüßen und ihn von unserer Anwesenheit und dem Zwecke unserer Reise, der nur er gewesen sei, zu unterrichten. Er war freudig überrascht und erlaubte mir, den ihm noch unbekannten Freund während eines Zwischenactes vorstellen zu dürfen.

Devrient ſchwelgte bei Ochſenheimer's Spiel im höchſten, künſtleriſchen Genuſſe; als aber die Sterbeſcene vorüber war, hielt er es nicht länger aus, und wir eilten auf die Bühne.

Ich vermag nicht zu beſchreiben, mit welcher Ehrfurcht er ſich Ochſenheimer, der ihn freundlich empfing, nahete, und verſchweige alle jene Ausdrücke und Zeichen, durch welche er ſeine wahrhaft kindliche Verehrung gegen den großen Mimen ausſprach, um profanen Leſern kein Aergerniß zu geben.

Devrient unterſuchte genau jeden Pinſelſtrich auf Ochſenheimer's Geſicht, der ihm getreulich nachhalf in ſeiner Betrachtung, durch mehrere Andeutungen ſowohl über die wahrhaft bewundernswerthe Malerei, als über ſonſtige ihm zu wiſſen nöthig ſcheinende Dinge.

Nachdem wir noch von der Bühne aus des ſchwarzen Ritters Worte vernommen hatten, ſetzten wir uns, ohne die Vorſtellung weiter abzuwarten, wieder in den Wagen und fuhren die Nacht hindurch nach Deſſau zurück.

Während der ganzen Reiſe ward dem Schlafe keine Stunde Zeit gegönnt, Devrient weinte Thränen der Freude nach, ob des gehabten Genuſſes, und brach mehrmals in Ausrufungen aus, als: „Mit mir iſt's nichts! Von ſolcher Kunſt hatte ich Pfuſcher keine Ahnung! Was werde ich für Noth haben, das Geſehene zu verdauen, um bei nächſter Darſtellung den

Talbot nur erträglich wiedergeben zu können," u. dgl. m.

Kaum waren wir in Deſſau angelangt, ſo war des Freundes erſte Bitte, mit ihm andern Tages zum Director zu gehen, ihn zu erſuchen, die „Jungfrau" möglichſt bald auf's Repertoire zu bringen, damit das in ſeiner Phantaſie lebende Bild nicht geſchwächt werde.

Boſſann empfing uns freundlich, wir beſtürmten ihn, Einer nach dem Andern, um ſchnellſte Wiederholung des Stücks, und er ließ ſich endlich nach einigem Wortwechſel ſo vernehmen:

„Männchen, Männchen! ſeid nur geſcheidt!" (Hier faßte er bald Devrient, bald mich ſeiner Gewohnheit nach an Rock und Weſtenknöpfe.) „Kaum vor vierzehn Tagen gegeben, und ſchon wiederholen! Ei! Ei! wird das gut thun?" (Nach einigem Beſinnen.) „Nu, nu, wird ſich auch machen. Blaſt nur recht, trompetet nur recht in der Stadt herum, daß wir Ochſenheimer geſehen, daß wir entzückt ſind, daß wir ihn copiren wollen, täuſchend ähnlich, verſteht Ihr, täuſchend ähnlich! Dann werden wir ein paſſabel volles Haus haben, und wir ſind bei Fürſt und Publikum entſchuldigt!"

Nach unſerer Verſicherung, dies redlich thun zu wollen, entließ er uns auf gewohnte Weiſe mit ſeinem: „Adieu, Männchen, adieu, empfehle mich!"

Kaum vergingen acht Tage und „Jeanne d'Arc" ſtand in Scene.

Das Haus war ungewöhnlich gefüllt, der Hof zugegen, und Devrient erntete von allen Seiten rauſchenden Beifall.

Nach der Vorſtellung hatten wir uns zum Nachteſſen beſtellt. Der Freund erſchien, kalt, ernſt und verdrießlich, und indem er ſich vor mich hinſtellte, ſagte er, mich forſchend anſehend, nichts als:

„Nun?" —

„Nun," antwortete ich, „nicht wie ich erwartet; denn Sie haben meine Erwartungen übertroffen!"

„So?" verſetzte er langgedehnt und höhniſch darauf: „O, Sie leicht zu Befriedigender! Das Copiren laſſe ich nun ein für allemal bleiben, — das war eine Teufelsaufgabe!"

Alle meine Betheuerungen, ihn vom Gegentheile zu überzeugen, nutzten nichts, er blieb verdrießlich, aß nichts; ſondern trank nur, bis der Wein nach und nach ſeine Zunge entfeſſelte, und er mir nun mit einer gewiſſen Behaglichkeit auseinander zu ſetzen anfing, wie weit er hinter ſeinem Originale zurückgeblieben.

Bloß darin konnte ich ihn für meine Meinung fügſam ſtimmen, daß er den ſchwarzen Ritter ſogar beſſer geſprochen habe, als Ochſenheimer, der nicht gern als ſolcher erſchien und unbegreiflicher Weiſe ſich von

der Identität desſelben mit Talbot ſelbſt nicht klar überzeugen konnte.

Als für dieſe Blätter zu weit führend, übergehe ich ſpeciellere An- und Ausführungen mehrerer trefflicher Rollen Devrient's, z. B. außer oben ſchon angeführten die des Amtmanns in den „Jägern," des Secretairs Wurm in „Kabale und Liebe" u. ſ. w., und berichte nur, wie unſer großer Künſtler (den Namen verdiente er ſchon in Deſſau) fortfuhr, durch Fleiß und unermüdete Anſtrengung nach dem Vollkommenſten ſeiner Kunſt zu ſtreben.

Jemehr er ſich aber dieſem Ziele näherte, jemehr ſpukte der Teufel des Zweifels in ihm, und ich hatte, wie ſchon bemerkt, große Mühe, ihm eine andere Meinung von ſich beizubringen.

Er lebte und webte nur in der Kunſt, er hatte für nichts Anderes — den Wein ausgenommen — Sinn, ſtudirte ſeine Rollen, da er ſie bis auf das Und auswendig lernte, ſo, daß er nie des Souffleurs bedurfte, war aber immer zufriedener mit ſeinen Darſtellungen vor dem Spiegel, als auf der Bühne.

Vor jenem ſtehend, überraſchte ich ihn öfters des Abends. Zwei Kerzen brannten auf dem Spiegeltiſchchen, in der Mitte ſtand eine Flaſche Franzwein.

War er in irgend einer intereſſanten Rede begriffen, ſo genirte ihn mein Kommen wenig, und er fuhr im Eifer der Declamation, das Zimmer auf und ab durch-

ſtreifend, dann wieder ſich vor den Spiegel ſtellend, auch wohl einen Becher Wein hinunterſtürzend, fort, ohne von mir Notiz zu nehmen, bis die Scene zu Ende war.

Eine beſondere Freude gewährte es ihm, wenn ich die Rolle, konnte man des Buchs dazu habhaft werden, mit ihm durchging, den Zwiſchendialog las, und er Schlag auf Schlag einfallen konnte.

Dieſe Studien wurden auch auf meinem Zimmer öfters fortgeſetzt, bis in die ſpäte Nacht hinein, und er ſchrie und tobte oft ſo gewaltig dabei, daß ich ihn um Gottes willen bitten mußte, zu enden, indem er die ganze Nachbarſchaft rebelliſch mache. Das nahm er aber ſtets übel, beſonders wenn ich darauf drang, unſere Nachtexercizien, war die Stunde 12 oder 1 Uhr, zu ſchließen. Bat ich andern Tages nicht ausdrücklich um einen neuen Beſuch, ſo kam er auch nicht.

Devrient's Studien in Deſſau waren nicht allein darauf gerichtet, was ihn zunächſt beſchäftigte, das heißt, die Rollen, deren Darſtellung bereits für die Bühne beſtimmt war; ſondern ihn feſſelten Charaktere und gaben ihm Anlaß zur ſorgfältigſten Prüfung und Studirung, von denen er wußte, daß ſie während ſeines damaligen Engagements nie zur Aufführung kommen würden. Dahin gehören einige Shakſpeare'ſche Stücke, namentlich die Reihe der Könige.

Ein ganz besonderes Studium widmete er auch dem König Philipp in „Don Carlos," und es gewährte ihm großes Vergnügen, diese Rolle selbst nur als Vorlesung sprechen zu können. Zweimal lasen wir das ganze Stück zusammen durch. Devrient war nicht zu bewegen, mehr als den genannten Charakter zu übernehmen, die übrigen Rollen mußte ich lesen; es war aber ein ganz eigener mir bis heute noch unvergeßlicher Genuß, wenn er auf einmal, ganz im Geiste seiner Rolle, einfiel und die herrlichen Worte des Dichters mit seinem schönen Organ und einer unbeschreiblich salbungsvollen Betonung, die zugleich etwas Schauererregendes hatte, vortrug. Fiel es ihm ein, so ging er auch wohl dabei auf und ab, und begleitete mimisch den Vortrag.

Noch liegt mir unter andern die Stelle im Gedächtniß, wo Philipp im Garten zu Aranjuez die Königin von ihren Damen verlassen antrifft, noch höre ich aus seinem Munde die zur Marquisin Mondecar gesprochenen Worte, die ich auf keiner Bühne so bedeutungsvoll und bezeichnend sagen hörte, bei deren Erinnerung noch bis zur Stunde mich ein heimlicher Schauer erfüllt:

„ — — — — — deßwegen
Vergönn' ich Ihnen zehen Jahre Zeit
Fern von Madrid darüber nachzudenken!"

Ebenſo die bald darauf folgende Stelle:

„ — — — — — Ich heiße
Der reichſte Mann in der getauften Welt;
Die Sonne geht in meinem Staat nicht unter. —
Doch Alles das beſaß ein Andrer ſchon,
Wird nach mir mancher Andere beſitzen.
Das iſt mein Eigen. Was der König hat,
Gehört dem Glück, — Eliſabeth dem Philipp.
Hier iſt die Stelle, wo ich ſterblich bin."

Endlich darauf:

„ — — — — — der Knabe
Den Karl fängt an, mir fürchterlich zu werden."

Leider ſah ich dieſen König Philipp, durch Devrient geſpielt, nie von der Bühne herab.

So lebte unſer Freund in dem kleinen Deſſau ein wahres künſtleriſches Liebeleben, vergleichbar dem, wie uns Tieck in ſeiner claſſiſchen Novelle: „Shakſpeare" dieſen ſchildert: anſpruchlos, ruhig, beſcheiden, in ſich zurückgedrängt, das Getöſe der äußeren Welt nicht vernehmend und verachtend; — er war mit einem Worte: die perſonificirte Poeſie in ihrer Selbſtbetrachtung! —

Tief erschüttert und aus seinen poetischen Träumen grell aufgeschreckt ward Devrient durch einen Brief, den er während dieser Periode von seinem Vater empfing. Dieser hatte ihm Verzeihung angekündigt und zugleich Bezahlung einiger damals gemachten Schulden zugesagt, wenn er die Bühne verlassen und in das väterliche Haus zurückkehren wolle.

Mit rothgeweinten Augen und verstörtem Angesicht kam unser Freund zu mir, fiel mir um den Hals und bat mich unter Schluchzen, ihm zu rathen, was er beginnen solle.

Das kindliche Herz lag in heftigem Kampfe mit dem Genius seiner Kunst, der Sieg wollte sich zu keiner Entscheidung neigen; mit beiden Parteien im Busen kämpfend stand er da, und — ich sollte entscheiden! —

Das war eine der peinlichsten Lagen, in die ich je gerathen, und ich bat ihn um einige Stunden Aufschub, mich zu besinnen.

Gegen Abend, als wir wieder zusammen kamen, nahm ich ihn auf mein Zimmer, sagte ihm, daß ich die Sache ruhig und nach allen ihren Umständen erwogen und fest dabei verharre: „er müsse der Kunst treu bleiben, selbst wenn der Verlust der väterlichen Liebe ihn bedrohe."

„Seien Sie versichert," fügte ich hinzu, „daß ich hundert andern in ähnlichem Falle stehenden Künst-

lern das Gegentheil rathen würde, wo der Beruf zur Kunst nicht so entschieden vor Augen läge; denn die Entscheidung einer Frage, wie Sie sie an mich stellen, betrachte ich als eine der größten Gewissensfragen, und würde ich im andern Falle, auch nur bei halber Hinneigung zum Vaterherzen, an dasselbe zurückzukehren unbedenklich rathen. — Ihnen aber rathen, die Kunst zu verlassen, hieße: einen Mord an derselben begehen, und dieser Mord würde einst ebenso gewiß seinen Rächer finden, als der an einem Menschenleben verübte! — — Schreiben Sie Ihrem Vater einen herzlichen Brief, stellen Sie ihm vor, wie die Kunst mit Ihrem physischen Leben verwachsen sei, wie Sie das Gefühl in sich trügen, was Sie einst derselben werden würden, und daß, wenn Ihre Worte sein Vaterherz nicht zu versöhnen vermöchten, die im Embryo der Zukunft noch schlummernde That, womit Sie die Herzen aller Edleren einst zu gewinnen gewiß wären, auch ihr Recht auf sein Herz ausüben würde."

Devrient sah mich mit großen starren Augen an, ergriff meine Hände, preßte sie an seine Brust und sprach:

„Ich bitte Sie um Gottes willen, sagen Sie es mir noch einmal, ob Sie wirklich glauben, daß ich Beruf zur Kunst habe, nicht was man gemeinhin so nennt, sondern echten, wahren, und daß es mir damit nie fehlschlagen werde."

Ich wiederholte das Gesagte mit ähnlichen Worten und betheuerte ihm die Aufrichtigkeit meiner Meinung.

„Nun," schloß er kalt, aber tief im Innersten aufgeregt, „so will ich morgen doch noch in den „Mündeln" den Kanzler Fleffel spielen und, sind Sie nach der Vorstellung noch derselben Meinung, meinem Vater schreiben, daß ich der Bühne verbleibe."

Mit diesem Kanzler Fleffel verhielt es sich folgendermaßen:

Schon unter Bode's Direction erregte diese Rolle Devrient's ganze Aufmerksamkeit, durch die Darstellung eines Schauspielers, der sie, wie er sagte, gänzlich verpfuscht. Von jener Zeit an beschäftigte ihn das Lernen und Studiren des Kanzlers, der offenbar, wie er das recht gut fühlte, seiner Individualität vollkommen angemessen war. Seit seinem Engagement in Dessau hegte er nun fortwährend den Wunsch, als solcher aufzutreten. Aber der Director Bossann selbst, wenn ich nicht irre, war im Besitze der Rolle, oder andere Steine des Anstoßes lagen im Wege, genug, es wollte dem Freunde lange nicht gelingen, die Mündel auf dem Repertoire zu sehen, bis nach ungefähr einem Jahre sein Wunsch erfüllt ward.

Diese Rolle sollte nun der Prüfstein zu dem dereinst zu erwählenden Lebenswege werden.

Devrient hatte gegen alle sonstige Gewohnheit von

derselben mit so viel Selbstbewußtsein gesprochen, daß mir wirklich unter den obwaltenden Umständen etwas bange war, um so mehr, als ich wußte, wie schneidend die geringste Selbsttäuschung auf ihn wirkte, wenn er sie wahrzunehmen glaubte, und wie nachtheilig diese Wahrnehmung auf sein Spiel, von dem diesen Abend so viel abhing, ausfallen konnte.

Der Abend kam, und, daß ich ohne lange Ausmalung desselben, den Leser gleich zum Resultate führe, sei gesagt, daß Devrient mit einer sonst nie bemerkten, aber diesmal sichtbaren Befangenheit auftrat, diese fortwährend beibehielt und nur bei ein paar Glanzstellen sie vergaß. — Daß die Ausführung des Charakters aber von einem tiefdurchdachten Studium zeugte und den Meister in so vielen sicher angewendeten Nüancirungen verrieth, darf ich der strengsten Wahrheit gemäß behaupten. Der Erfolg krönte seine Anstrengung durch den einstimmigsten Beifall des Publikums.

Nach der Vorstellung erwartete ich wie gewöhnlich den Freund in unserm Familienzimmer; allein diesmal vergebens. Ich ging in die Gaststube, mich bei seinen Collegen nach ihm zu erkundigen, und fand ihn hier, während diese fröhlich am Nachttische schmausten, in einem Winkel sitzend, sich die Haare zerraufend und mit geballter Faust vor die Stirn schlagend. — Ich wußte wohl, was dieser Scene zum Grunde lag, ging leicht darüber hin, und bat ihn, mich in mein Familien

zimmer zu begleiten; allein alle meine Worte waren vergebens.

„Ich bitte Sie, laſſen Sie mich!“ — dann: „Haben Sie mich nur ein wenig lieb, ſo laſſen Sie mich nur ruhig dieſen Abend gehen!“ war Alles, was ich aus ihm herausbringen konnte. Ich ging, und als ich, nachdem ich gegeſſen, mich wieder nach ihm umſehen wollte, war er verſchwunden.

Des andern Tages, in früher Zeit, ſtand Devrient wieder vor mir, ſich über ſein geſtriges und — wie er ſich ausdrückte — ihm heute ſelbſt etwas curios vorkommendes Benehmen zu entſchuldigen. Ich, hocherfreut, ihn nun in einer andern Stimmung zu finden, benutzte den Augenblick, ihm Alles das über ſeine geſtrige Darſtellung zu ſagen, was er ſelbſt eben zu thun im Begriffe ſtand. Er war überraſcht zu hören, daß ich ſeine Befangenheit wohl bemerkt und ſein hie und da unſicheres Spiel daher ableite, deſſen ungeachtet aber feſt bei meinem Ausſpruche ſtehen bleibe, ja daß dieſe ſeine Darſtellung mich nur noch mehr darin beſtärke.

Devrient war geneigter als ſonſt, die wenigen ihm geſtern mißlungenen Momente bei ſich ſelbſt zu entſchuldigen und ſie auf Rechnung ſeiner Befangenheit zu ſetzen, die ihren Grund in dem ihn peinigenden Gedanken hatte, daß der Kanzler Fleſſel der Würfel ſein ſolle, der ſein künftiges Lebensſchickſal entſcheide. Er wußte ſich, und mit Recht, zu überreden, daß ohne

diesen, stets im Sinne behaltenen Gedanken, die Ausführung seiner Rolle ihm vollkommen gelungen sein würde, sein Entschluß stand nun, nachdem ich aufs Neue in ihn drang, sich für die Kunst zu entscheiden, fest, und er gelobte mir mit kräftigem Handschlage, ihr sein Lebenlang angehören zu wollen.

Von großen Folgen war dieser Entschluß auf Devrients ganzen Charakter; denn wie böse Dämonen umschlichen bisher ihn Zweifel und Sorgen, was einst aus ihm werden, welche Kämpfe er noch zu bestehen haben, und wohin sich die Wagschale seines Lebensgeschicks neigen würde. Von jetzt an athmete er aber freier, das Vertrauen auf seine innere Kraft war festgestellter und er schloß sich dem eigentlichen Leben und dessem Genusse mit mehr Liebe und Wärme an.

Aber eben dieser freiere Verkehr mit dem Leben führte ihn auch nur zu bald von der Mittelstraße desselben ab auf Nebenwege. Er ergab sich dem Weingenusse mehr als sonst und seine Kasse gerieth mit den zu bestreitenden Ausgaben nicht selten in Collision.

Die wöchentliche Gage, obwohl sie von sechs Thalern auf zehn gestiegen war, reichte zur Befriedigung so mancherlei neuer, ihm bisher unbekannter Bedürfnisse, wozu unter andern auch ein größerer Kleideraufwand gehörte, nicht hin, und die Anfangs unbedeutende Schuldenmasse, die, so viel ich weiß, schon einmal aus

dem väterlichen Hause gedeckt ward, vermehrte sich nach und nach um so geschwinder, da er den Werth des Geldes gar nicht zu schätzen wußte und dies von seinen Collegen zu seinem Nachtheile oft benutzt ward.

Redliche, es mit Devrient gutmeinende Freunde, die von seinem ungeregelten Haushalte unterrichtet waren, glaubten eine sichere Abhülfe darin zu finden, wenn er, durch eine häusliche Frau geleitet, künftig sein Leben mit einer solchen theile.

Der Ausführung dieses Wunsches stand um so weniger Etwas im Wege, als Devrient bereits eine Bekanntschaft mit einer Demoiselle Neese, Tochter des bekannten Componisten und Concertmeisters der herzoglichen Hofcapelle in Dessau, angeknüpft hatte. Sie war nicht schön, aber in sittlicher Hinsicht ein vortreffliches Mädchen, in der Blüthe ihrer Jahre, und ebenfalls bei der Dessauer Bühne, jedoch nur für unbedeutende Rollen engagirt, obwohl sie zu großen Hoffnungen für die Zukunft berechtigte.

Zu ihrem Besitze zu gelangen und außer der zu ihr gefaßten Neigung, ward unserm Devrient die Aussicht ein neuer Sporn, daß unter seiner Leitung sie dereinst zu einer bedeutenden Künstlerin herangebildet werden könne, und nur einer kurzen Zeit bedurfte es, um sie vom Altare aus als seine Gattin zu empfangen.

Aber kurz war Beider Glück; denn schon nach einem Jahre ward sie ihm durch ein unglückliches Kind-

bett entrissen. In Folge dessen starb sie bald nach der Geburt des Kindes im Wahnsinne.

Ob die Tochter aus dieser Ehe noch lebt, vermag ich nicht zu verbürgen; jedoch glaubt Herr Frank, Devrient's Jugendfreund, sie beim Vater, mit dem sie große Aehnlichkeit gehabt habe, im Jahre 1818 in Berlin gesehen zu haben.

Wäre Devrient's Gattin am Leben geblieben, sicher würde dies von dem wohlthätigsten Einflusse auf seinen Charakter gewesen sein, da sie ihn zu leiten verstand. Er war trotz seines guten Herzens überaus heftig, jähzornig und aufbrausend, und diesen Fehler zu mildern, bestrebte sich die Gattin auf die ernstlichste Weise mit glücklichem Erfolge.

Um ein Beispiel seiner Heftigkeit anzuführen, möge hier eine Anekdote stehen, die mir Herr Frank brieflich mittheilte. Er schrieb:

„Sein aufbrausendes Wesen führte Devrient einst in Dessau so weit, daß er mich, mir nichts, dir nichts, — erstechen wollte. Es ging so zu: Nach dem Tode seiner ersten Frau aßen wir friedlich zusammen auf meinem Zimmer. Er legte sich nach dem Essen auf das Sopha, um zu schlummern. Ich hörte die Chorschüler unfern meiner Wohnung vor den Thüren singen, ein muthwilliger Gedanke ergriff mich, und ohne daß mir sonst Etwas dabei weiter einfiel, ging ich die Treppe hinunter auf die Straße und beorderte die Chorschüler

vor meinen Fenstern ein Sterbelied anzustimmen. Leise wieder auf meinem Zimmer angelangt, begann dasselbe wirklich. Der halbschlummernde Devrient spitzte die Ohren; — als er aber sich überzeugte, daß der Gesang ein Sterbelied sei, sprang er aus mir unbegreiflichem Grunde*) wüthend vom Sopha auf, lief zum Tische, ein Messer zu ergreifen, erwischte aber, da ich die Messer schon weggeräumt hatte, ein schwarzgebeiztes Pfeifenrohr und lief mit demselben auf mich zu, brüllend: „Hund! das hast Du mir gethan!" Ich entwandte aber das vermeintliche Mordinstrument seiner Hand, packte das Männlein, trug es hinaus in meine Schlafkammer, legte es aufs Bette und hielt es so lange fest, bis es mir das Wort gegeben hatte, ruhig zu sein. Hierauf las ich ihm tüchtig den Text, belehrte ihn über meinen absichtslosen Scherz, worauf er mich um Verzeihung bat."

„Daß Devrient später einmal — fährt Herr Frank in seinem Briefe an mich fort, — einen Recensenten in Leipzig prügelte, wird Dir wohl bekannt sein; ebenso, daß er das Nämliche noch später in Breslau that, worüber er einen langen Proceß an den Hals bekam."

---

*) Sollte der Grund so schwer aufzufinden sein? Ich dächte, er läge sehr nahe. Offenbar bildete sich Devrient ein, daß dies Sterbelied in Beziehung auf seine verstorbene Frau gesungen werde, woran Herr Frank freilich nicht gedacht hatte.

Devrient blieb bei der Dessauer Hofschauspielergesellschaft noch ein paar Jahre und folgte ihr zu verschiedenen Malen nach Leipzig, wo sie den Winter hindurch spielte. Er gefiel auch hier allgemein und wurde im Schauspiele als ihr bestes Mitglied betrachtet.

Seine Schulden wuchsen von Monat zu Monat, wozu der Aufenthalt in Leipzig nicht wenig beitrug, sie bedeutend zu vermehren. Er poculirte schon in Dessau gern, wozu sich ihm weniger Gelegenheit als hier darbot. Die Schuldenlast stieg bis auf 1000 Thaler, und er beschloß sich von Leipzig heimlich zu entfernen, was er auch in den ersten Monaten des Jahres 1800 wirklich ausführte.

In Dresden angekommen, ging er zum Schauspieler Weidner, dem er seinen Entschluß, nach Breslau*) zu gehen, mittheilte. Den Abend besuchte er das Theater, trotz Weidner's Warnungen und Bitten: gleich weiter zu reisen, weil zu befürchten stehe, daß, im Falle man ihm nachreise, er leicht entdeckt werden könne.

Diese Besorgniß war auch nicht ungegründet, denn als sich Devrient nach der Theatervorstellung bei

*) Ob Devrient damals schon die Zusicherung zu einem Engagement gehabt habe, oder nicht, kann ich nicht entscheiden. Ich möchte es bezweifeln, da der damalige Director der Bühne, Regierungsrath Streit, ein zu rechtlich gesinnter Mann gewesen sein soll, um mit einer heimlichen Entfernung Devrient's von Leipzig einverstanden gewesen zu sein.

Bidner zu essen eingefunden, trat, während sie bei Tische saßen, ein Polizeidiener in das Zimmer, der ihn rief und zum Polizeidirector führte.

Dieser befragte ihn, ob er dem von Leipzig ihm nachgeschickten Courier dahin gutwillig zurückfolgen wolle oder nicht, außerdem müsse er ihn arretiren lassen. Devrient zog das Erstere vor und ward nach Leipzig zurückgebracht.

Vierzehn Tage darauf, nach der Vorstellung „die Belagerung von Smolensk", worin er den Alexis spielte, machte er einen zweiten Versuch zu einer Entweichung, der ihm aber besser gelang. Er kam unangefochten glücklich in Breslau an, ward engagirt und debütirte bald darauf als Franz Moor.

Sein Freund und Schulkamerad Herr Thürnagel*), ehemaliger Großherzoglich Badenscher Hofschauspieler in Mannheim, gegenwärtig pensionnirt, beschrieb mir während seiner jüngsten Anwesenheit in Bamberg den Enthusiasmus, mit welchem Devrient vom Bres-

*) Er war nicht nur ein Schüler Iffland's, sondern auch ein ausgezeichneter Schauspieler. Ueberdies hat er sich als Schriftsteller durch zwei treffliche Werkchen um die theatralische Kunst verdient gemacht: 1) Systematische Anleitung zur Declamation für Jeden, dessen Beruf ein gründliches Studium derselben erfordert. Heidelberg, Oswald, 1825. — 2) Theorie der Schauspielkunst. Ebendaselbst, 1836.

lauer Publikum aufgenommen ward, als damaliger Augenzeuge. Die Zeitung für die elegante Welt berichtet im Einklang damit in einem Correspondenzartikel vom 16. März 1809, wie folgt:

„Herr Devrient, neues Mitglied, hat in seinen Debüts außerordentlich gefallen. Sie zeugten von einem Talente, das ein blühendes Genie belebt. Er trat als Franz Moor, den er genialisch ausführte, zuerst auf, ward hervorgerufen und nach einigen Tagen wurde das Stück wieder verlangt. Als Komiker zeigte er in den Rollen des Hayfisch, des Graf Balken, des Posert, des Rast in den Eifersüchtigen, eine interessante Vielseitigkeit, welche durch das Eigenthümliche, das er in jeder Rolle neu enthüllte, immer neuen, überraschenden Genuß gewährte. Er erinnerte, ohne im Mindesten ein Nachahmer zu sein, durch die Feinheit seines Spiels an Iffland. — Das ist das Treffliche an ihm, daß jede Darstellung, die er leistete, Klarheit und Feuer eines schönen Geistes offenbarte." — (S. 1809. Nr. 53.)

Zu den Freunden, die sich Devrient in Breslau erwarb, gehörte vorzüglich der gemüthliche Schall, der sein Kunststreben fördernd, ihm getreulich zur Seite stand; nicht minder der Regierungsrath Streit, als Director der Bühne. Aber auch an mißgünstigen Gegnern fehlte es ihm nicht. Zu diesen gehörte besonders ein Dr. jur. Grattenauer, derselbe, den De

vrient, wie schon oben bemerkt, mit Prügeln regalirte. Ersterer nannte Letztern in Beziehung auf Streit: „seinen Haus- und Busenfreund, geheimen Kunstconsulenten und dramatischen Incognitoassistenten."

Wenn auch derartige leidenschaftliche Ausbrüche nicht vermochten, die günstige Stimmung des Publikums für Devrient zu vermindern, so trugen sie doch bei seiner außerordentlichen Reizbarkeit dazu bei, ihm das Leben hie und da zu verbittern.

Devrient erhielt in Breslau, bis zu seinem Abgange nach Berlin, die vollste künstlerische Ausbildung. Er war viel beschäftigt, im Besitze der vorzüglichsten Charakterrollen, spielte überhaupt Alles, was im Bereiche des Kothurns und Soccus gut genannt werden konnte, den Lear und Schewa, wie den Rochus Pumpernickel, den er zu höchster Ergötzung des Publikums unzählige Male gab.

Nicht verhehlt darf es werden, daß Devrient auch in Breslau fortfuhr, sich den spirituösen Getränken, die zuletzt seinen Körper gänzlich aufrieben, auf eine Weise hinzugeben, die ihn schon damals unfähig machte, ohne ihren unmittelbaren Genuß vor der Darstellung, so wirksam zu sein, als ohne deren Gebrauch, ja, competente Augenzeugen versichern, daß bei nicht geschehener geistiger Anregung seine Leistungen schwach gewesen seien und unbefriedigt gelassen hätten.

Was seine moralischen Eigenschaften betrifft, so kann

ihm keine große Charakterstärke zugestanden werden. Dahingegen besaß er eine angeborene, ihn sein ganzes Leben hindurch nicht verlassende überschwängliche Gutmüthigkeit. Die Weichheit seines Charakters aber, bei einer großen Reizbarkeit, eröffnete dem Argwohne und einer hypochondrischen Empfindlichkeit — selbst gegen seine vertrautesten Freunde — nicht selten die Thore; aber sein im Augenblicke zur Versöhnung geneigtes Herz (besonders wenn er der beleidigende Theil gewesen zu sein sich gestehen mußte) verschloß sie also bald wieder.

Im Wohlthun war er, wie Iffland, unermüdet, und man erzählt davon sehr viele Anekdoten. Der erwähnte Jugendfreund Frank theilte mir erst kürzlich eine solche mit, die schwerlich bekannt sein dürfte.

„Ich wußte beide Mal — schrieb er — darum, als Devrient von Leipzig durchging und begleitete ihn zur Post. Als er das zweite Mal in den Postwagen stieg, nahm er mir meine neue Pelzmütze, die fünf Thaler kostete, vom Kopfe, setzte mir seinen alten Hut dafür auf und fuhr davon. — Als ich 1818 aus Rußland kam, traf ich ihn glücklicherweise wieder in Bromberg an. Ich suchte ihn im Weinhause auf und fand ihn dort. Er war herzlich erfreut mich wieder zu sehen, fragte mich sogleich, ob ich etwa Geld brauche, und da ich dies bejahete, winkte er mir, führte mich hinaus in den Hof, griff mit kindischer Freude in die

Tasche und reichte mir funfzig preußische Thaler mit den Worten hin: „Für Deine Pelzmütze!"

So überließ er in eben diesem Jahre bei seinem Gastrollenspiel in Danzig seine ganze Benefizeinnahme — über 300 Thaler — einem armen Schauspieler, der eine starke Familie hatte.

Devrient vermählte sich in Breslau zum zweiten Male mit der ältern Demoiselle Schaffner, einer Anfängerin, die er aber zu einer guten Schauspielerin heranbildete. Später trennten sie sich, verheiratheten sich aber in der Folge wieder: Er, eine Demoiselle Brandes, Sie, Herrn Komitsch. Beide Frauen leben noch in Berlin.

Zu Anfange des Jahres 1815 verließ Devrient die Breslauer Bühne, vertauschte diese mit der Berliner, für welche ihn Iffland, in der Vorahnung seines nahen Hinscheidens ein Jahr zuvor gewonnen hatte. Er verblieb dieser bis zu seinem Tode, welcher den 30. December 1832 erfolgte.*)

*) Ich kann nicht unterlassen, Lewald's treffende und schlagende Bemerkung in Bezug auf das Leben Devrient's hier wiederzugeben. Er sagt:

„Devrient war wie jeder andere Mensch als Kind geboren; was aber nicht jedem Menschen zu arriviren pflegt: er war ein Kind bis zu seinem Tode geblieben. Wie sich ein großer Künstler im Leben aufzuführen habe, was ein guter Hausvater thun müsse, wie man das Seine zu Rathe halte, sei es nun Kraft,

Bemerkenswerth iſt es, daß der Kanzler Fleſſel in den Mündeln ſeine vorletzte Rolle vor ſeinem Tode war, die er am 25. November deſſelben Jahres ſpielte, dieſelbe Rolle, die, wie wir oben geſehen haben, die entſcheidende Kataſtrophe herbeiführte, nach welcher er gelobte, der Bühne treu zu bleiben.

Daß ich vorzüglich dazu beitrug, gewährt mir noch bis auf heutigen Tag das reinſte Vergnügen. Ob die richtende Leſewelt mir dies Selbſtgefühl wohl verzeihen wird, laſſe ich dahin geſtellt ſein. Devrient that es, indem er durch Hoffmann in ſeinen Briefen an mich, ſelbſt einmal daran freundlich erinnerte. Er ſchrieb:

„Kanzler Fleſſel grüßt inſtändigſt und bittet um Entſchuldigung, daß er nicht eigenhändig dieſem Briefe eine Nachſchrift geben kann, da er dieſen Abend, an welchem ich den Brief ſiegele, mit einem gewiſſen Shylock auf einen Schweine-

---

Geſundheit, Geld, dies Alles hat er nie begriffen. Wie oft ſeine Schulden von der Großmuth ſeines Königs auch getilgt worden waren, immer von Neuem wuchſen ſie ihm wieder über den Kopf; wie drohend ihn auch ſchon plötzliche Erkrankungen betroffen hatten, immer von Neuem ſetzte er ſich ihren Anfällen durch ſein unregelmäßiges Leben aus. Man ſagte: es iſt Schade um ihn! aber das war nicht das Rechte; wäre Devrient im Leben anders geweſen, ſo hätte er uns nie der Künſtler Devrient, wie er war, werden können! —

(B. Lewald's Theaterrevue. 2. Jahrg. 1836. S. 341.)

braten eingeladen. Er bedauert sehr, daß Sie nicht dabei sein und so thätigen Antheil nehmen können, als damals in Dessau, wo Sie ihn der Bühne wieder gaben. Ja, ja, theuerster Freund! wir wissen, was wir wissen, wenn wir uns der schönen Tage in Aranjuez erinnern."

Die Behauptung darf ich wohl auszusprechen wagen, daß: hätte ich Devrient damals gerathen, zu seinem Vater zurückzukehren und die Bühne, wie dieser es wünschte, zu verlassen, er mir ohne Zweifel gefolgt haben würde. Dadurch wäre aber vielleicht — positiv läßt es sich nicht sagen, da im Verlaufe der Zeit dennoch eine mögliche Rückkehr zum Theater Devrient offen gestanden hätte — doch vielleicht ein Künstler der Welt verloren gegangen, von dem Lewald*) sagt:

„Ludwig Devrient war vielleicht die originellste Erscheinung, welche nicht nur das deutsche Theater, sondern das Theater aller Völker und Zeiten aufzuweisen hatte!"

*) Theaterrevue. 2. Jahrg. 1836. S. 343.

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Druckfehler.

Seite	7	Zeile	1 von unten,	lies: ihm, statt: hm
—	11	—	1 — oben,	l. Iffland's st. Iffland.
—	20	—	5 — —	l. gemüthlicher Charaktere, st. gemüthlicher Charaktere.
—	28	—	10 — —	l. Marinelli, st. Marineli.
—	31	—	10 — —	setze nach Details ein ,
—	40	—	5 — —	l. sehen, st. sahen.
—	72	—	6 — unten	l. im, st. in.
—	73	—	3 — oben,	l. auch, st. wohl.
—	97	—	7 — unten,	l. es, st. sie.
—	142	—	11 — —	l. Linken, st. linken.
—	234	—	9 — oben,	l. Erbarmer, st. Erbarmen.
—	236	—	7 — unten,	l. sein steinernes, st. seine steinerne.
—	242	—	1 u. 2. — —	l. Erschien' nicht als Gespenst, — denn das geziemt nicht Pastoren, Langweilig im Leben zu sein, geht an; — im Tode, sei todt! st. des in Prosa gedruckten Distichens.
—	244	—	6 — oben,	setze nach gezeigt ein ,
—	245	—	3 — —	l. Bossann, st. Bassann.
—	266	—	12 — —	l. Gotteswillen, st. Gottes willen.

AD
BIBL. UNIV.
MONAC.

Erinnerungen
aus
meinem Leben
in
biographiſchen
Denkſteinen und andern Mittheilungen.

Dritter Band:

Jean Paul Friedrich Richter.

Herausgegeben
von
J. Funck.

Schleuſingen.
Verlag von Conrad Glaſer.
1830.

Jean Paul
Friedrich Richter.

Von

J. Funck.

Schleusingen.
Verlag von Conrad Glaser.
1839.

A II
BIBL. UNIV.
MONAC.

Univ. Bibl.
Münch

An

Frau Legationsrath

Caroline Richter,

in

Baireuth.

Hochverehrte Frau!

Sie beſchenkten mich kürzlich mit einer Reliquie Ihres verewigten Gemahls*), deren hohen Werth ich nicht beſſer zu würdigen im Stande bin, als Ihnen für das, was Jean Paul bis zu ſeinem Tode auf dem Herzen trug, ein Gegengeſchenk anzubieten, was aus dem Herzen floß.

Beglücken Sie und das Publikum mich mit dem Glauben daran, — der einzige Ehrgeiz

*) Seinem Notizbüchlein, mit der Aufſchrift: Agenda, und Innen mit ſeinen Schriftzügen verſehen.

und Lohn nach dem ich ſtrebe — ſo iſt der rechte Stern erſchienen, der außerhalb meines Familienkreiſes nur allein den Abend meines Lebens mir noch zu erhellen, zu verſchönern vermag!

Im Gefühle ungeheuchelter Verehrung

Ihr

Bamberg,
am Johannistage 1839.

dankbarſter
J. Funck.

Vorrede.

Jean Paul hätte billig den ersten Band meiner „Erinnerungen" einnehmen sollen, da er es vorzüglich war, der durch seine wiederholten Mahnungen sie — wenn auch spät — in's Leben rief, und ihm überdies, als dem Einflußreichsten auf meine innere Ausbildung, diese Stelle gebührt hätte.

Aber die Scheu vor der Masse des zu überwindenden wichtigen Stoffmaterials, verbunden mit der unbegrenzten Ehrfurcht für den großen Verewigten, im Gegensatz zu dem Gefühle einer beschränkten Federkraft, verzögerten die Ausführung.

Und eine zweite Scheu — um nichts zu verhehlen — war die, mit jenen Kritikern vielleicht in Conflikt zu gerathen, welche Jean Paul's Genie und seinen Welthumor mit philosophischer Elle

zu messen sich bestrebten und noch bestreben; vor deren Forum natürlich der Biograph, welcher mit anderm Maße mißt, auf noch mindere Gerechtigkeit rechnen kann, als der Biographirte selbst.

Daß unser Dichter aber nie mit diesem Maßstabe gemessen sein wollte, sprach er im Leben privatim und öffentlich oft genug aus, und ein Blatt meines Stammbuchs beweist, wie er von jenen Kritikern, die er dabei nach seinem mündlichen Geständniß, im Auge hatte, dachte. Er schrieb, in Folge eines kurz zuvor darüber geführten Gesprächs die Worte ein:

„Hütet euch ärger als vor falschen Propheten die in Schafskleidern zu euch kommen, vor den bloßen Verstandesmenschen; — sie sind die reißenden Wölfe!"

Schon im 17ten Jahre scheinen Jean Paul seine künftigen Recensenten vorgeschwebt zu haben, indem er in sein Denkbuch schrieb:

„Jeder räsonnirt ein wenig über das Genie; jeder schwache Kopf will von großen Köpfen reden. Ueber Genie sollte Niemand als ein Genie selbst schreiben. Es kennt ein Genie am besten, wenn es nur sich kennt; es hat die Kräfte dazu, eben weil es ein Genie ist.

Und sogar dieses selbst wird schlecht darüber schreiben. Denn es ist sich selbst Räthsel, das es nicht entziffern kann; es wandelt in Nacht und geht dunkle Gänge. Es kennt an sich nichts als seine Unergründlichkeit; und es allein kennt sie am besten."

In den „Grönländischen Prozessen" — seinem ersten Werke — verwahrt er sich schon auf ächt humoristische und ergötzliche Weise gegen die Vorwürfe seiner dereinstigen Kritiker, wenn er sagt:

„Ein Genie, das alle seine Fehler ausgefegt hätte, würde dem Leser schmecken, wie eine Schnepfe, die vor dem Schusse Pillen genommen hätte, — es wäre der Schnepfendreck weg!"

Ferner:

„Und wodurch stehen denn Shakespeare und der Vesuv so groß und hoch da, als durch ihre Auswürfe*)?"

Eben so, und noch treffender, bedient und iro-

*) Versuche es nur einmal der geschickteste literarische Schneidermeister und kürze Jean Paul'sche Sätze, oder umgürte und umschanze der gewandteste und geglätteste Prosaheld Jean Paul'sche Gedanken mit den sublimsten und glänzendsten Arabesken der Redekunst; — solch' verkehrtes Thun wird dastehen und aussehen wie Aloën zwischen gestutzten Buchenhecken, oder wie Palmbäume auf einem blühenden Ranunkelfelde. Jean Paul's sogenannte Formlosigkeit, seine extravaganten Sprünge, sind ihm, wie Shakespeare, ihren Naturen gemäße Nothwendigkeiten. Beide wären nicht sie selbst, wären sie anders.

niſirt er die Genie-Mäkler in ſeinen Briefen und bevorſtehendem Lebenslauf*):

„Nach dieſem Jubeljahr hoff' ich, nicht ohne allen Geſchmack zu ſchreiben. Ich hätt' es früher gekonnt,

*) „Ein Werkchen — ſagt der treffliche Ernſt Förſter im 6ten Bändchen S. 43 ſeines Buchs: „„Wahrheit aus Jean Paul's Leben,““ — das an Fülle der Gedanken und Leichtigkeit der Bewegung, an Anmuth des Ausdrucks, an Witz, Laune, und dem ſanfteſten Spiel zwiſchen Ernſt und Scherz gewiß kaum ſeines Gleichen in unſerer Literatur hat, ich meine die Briefe und Conjecturalbiographie. (Sämmtl. Werke 35r. Bd.) —“ Herder ſchrieb damals die Metakritik und Jean Paul ging ſie im Manuſcript mit ihm durch; dies, und der ſeit dem verfloſſenen Herbſt (1798) angeſponnene Briefwechſel mit Jacobi, warfen ihn wiederum auf die Bahn der Philoſophie, die er ſchon im funfzehnten Jahre vor der Poeſie getrieben, im fünf und zwanzigſten aus Skepſis weit weggeworfen — ſpäter zur Satyre wiederholt, und der er ſich nun aus Herzensantrieb wieder, obſchon ſcheu genähert. — Es hatte die kritiſche Philoſophie über die Abſichten ihres großen Urhebers hinaus ſich als einzige und unfehlbare conſtituirt, und drohte — mit Geringſchätzung des Poſitiven, mit ihrem nur negativen Verfahren — eine alles reale Wiſſen vernichtende Verflachung der Geiſter. Aus ihr war der Fichte'ſche Idealismus hervorgegangen, der die Welt begrub, indem er ſie zum Produkt des Ich, dieſes ſelbſt aber, und ſomit den Egoismus, transſcendental machte. Dieſe Lehre hatte als die conſequenteſte viele Jünger gefunden; indeß Richter ſah in ihr eine neue Verwirrung der Geiſter, ein troſtloſes Streben nach einem Nichts, das keinem äußern, keinem innern Auge ſichtbar war. Die heiligſten Intereſſen der Menſchheit, der Glaube an einen perſönlichen Gott, freien Urheber und Erhalter der Welt, der Glaube an Unſterblichkeit des Menſchen, d. h. als eines perſönlichen ſelbſtbewußten Weſens, und die Liebe als Triebfeder des Univerſums: dies war es, was er von der Philoſophie for-

wenn ich zur Apoplexie mich entschlossen hätte, oder wenn ich wie Ludwig XIII. von Frankreich, auf Befehl seines Arztes Bouvard, in einem Jahre zu 215 Purganzen, 212 Lavements, und 47 Aderlaßöffnungen geschritten hätte; ich wäre dann kapabel gewesen, so ordentlich und nüchtern zu schreiben, wie ein vernünftiger Mann im Reichsanzeiger. Inzwischen da das

---

derte. Hier hatte er in Jacobi den unerschütterlichen Fels erkannt, hier Herder's rastlosen Kampf für die Wahrheit, der er huldigte; und nun, mit Beiden so eng verbunden, folgte er gern dem natürlichen Rufe, der ihn zum Streite rief. — Schon in den oben erwähnten „„Briefen"" zieht er mit der ihm eignen Waffe von Laune und Scharfsinn gegen die philosophischen Schulmeister seiner Zeit in's Feld. Der Brief an seinen künftigen Sohn Hans Paul, den er mit einem lyrischen Lobe Herder's schließt, enthält sein Glaubensbekenntniß, und mit dem „„ersten Fallschirm, den er jenem in den Luftballon der Philosophie mitgiebt, — von dem logischen Zusammenhang eines Systems und der Leichtigkeit, wie es viele Erscheinungen beantworte, nicht auf dessen Richtigkeit zu schließen"" — charakterisirt er sogleich seine Denkweise, die weniger nach der Festigkeit des Gebäudes, als nach der des Grundes fragt. — — Richter ehrte den Scharfsinn hoch, aber nur (wie manche Staatsmänner die Religion) als Mittel, er konnte durch ihn zum Enthusiasmus der Bewunderung hingerissen werden, aber sein eigentlicher innerer Mensch wurde nicht warm. „„Schlimm würdest Du es haben,"" schreibt er seinem künftigen Sohne, „„wenn Du die ausgekernten hohlen Worte der Philosophie als Samen zu Thaten brauchen wolltest: es würde nichts Lebendiges aufgehen! Und gegen die vollblütigen Triebe, gegen die eindringenden Versuchungen, würdest Du an ihnen ungefähr eine Mauer haben, wie die im Shakespeare ist, — nämlich ein wenig Mörtel und ein Stein von Peter Schnauz gehalten."" ꝛc."

Alter selber eine Krankheit ist und eine asthenische dazu: so ist noch schöne Hoffnung da, und wenig verloren. Und warum soll ich nicht mich mit der Hoffnung trösten, daß ich einmal eben so glücklich sein kann, wie mehre Köpfe, die wie andere Vulkane nach den Flammen und der Lava doch zuletzt Bimssteine auswarfen, welche leicht waren, und womit man poliren konnte?"

Sehr wahr sagt Jean Paul ferner:

„Die Sprachreinigkeit bedenkt ein Autor am letzten, wenn er schon viel geschrieben. Er hat Anfangs mit Erfindung, Gluth, Witz, Phrasen, Bildern und Glanz, so viel zu thun, daß er schon mit nothdürftiger Grammatik sich begnügt." —

Wie treffend beurtheilt er hier sich und Andere, namentlich so manche unserer jüngern Autoren, auf welche jedoch das Gesagte umgekehrt gilt. Sie bedenken und üben das Zweite vor dem Ersten, das aber leider nicht nachkommen will, und glauben mit dem Ersten sei es gethan.

Den Nagel auf dem Kopfe ihm ganz unebenbürtiger Kläffer trifft er, wenn er im Gefühl eines stolzen, aber gerechten Selbstbewußtseins sagt:

„Daß man mir Geschmacklosigkeit vorwirft, läßt sich entschuldigen, da diese sich doch immer mit einiger

Kraft vereinigen läßt; aber daß im Journal der Moden, Juli 1807, so in Literaturzeitungen ꝛc. gesagt werde, ich sagte nichts mit vielen Worten: Dies ist, sobald ich einmal etwas gesagt, unbegreiflich!"

Kein deutscher Schriftsteller hat die allgemeinste Anerkenuung seines Volkes so sehr verdient, als Jean Paul und kein deutscher Schriftsteller ist mehr mißverstanden, verkannt, geringschätzt, falsch und frivol beurtheilt worden, als Er. Nur die Ursachen dieses Thatbestands können die Schmach in etwas mildern, die so viele Kritiker auf ihr Haupt geladen: es ist der Höhepunkt geistiger und sittlicher Größe auf den des Unsterblichen Schriften stehen, blöden und kranken Augen nicht erreichbar; es ist die Gemüthswelt in der sie leben und sich bewegen, — denen eine Terra incognita, die selber kein Gemüth besitzen; es ist sein Humor: das Erheben und Niederwerfen der im Kopfe wohnenden Riesengestalten, der im Herzen flatternden und flammenden Hoch- und Schmerzgefühle, auf die Schmutz-, Eck- und Grenzsteine beengter Lebensthäler, in ihren bürgerlich-konventionellen Verhältnissen. Mit einem Worte, der bis zu den Wolken sich erhebende Vulkan im unabseh-

baren Meere höchster Geistes- und Seelenwonnen! — und wie Viele reichen da hinan?! —

Auf ähnliche Weise spricht ein „Lg." im Gubitz'schen Gesellschafter 1833. S. 707 sich aus, wenn er — eben so treffend als schön — sagt:

„Das Große an Richter ist seine ungeheure Dichtungskraft, welche die Welt in ihrem Arm zerdrückt und einen Himmel dafür hinsetzt; dem folgt im Range sein Humor, der nichts ist als die Dialektik des Himmels und der Erde im Menschenmunde."

„Wer Jean Paul beurtheilen will", — sagt ein junger, aber ächt humoristischer Schriftsteller*), der sich das Studium Jean Paul'scher Schriften zu einer Lebensaufgabe gemacht — „der muß dabei gewesen sein, als im geheimen Rathe der Götter die Natur organisirt wurde. In den stillen Ateliers, wo die unendliche Liebe an ihr arbeitete, da vergaß man nicht den reizenden Formen die leicht sich schmiegenden Gesetze anzupassen, der Empfindung dafür wurde gar keine Schranke gesetzt. — Ihr Männer des transcendentalen Idealismus macht euch immerhin lustig über Jean Paul's Theorie des Humors, weil sie nicht

*) Dr. Kornfeger, in den „Stuben- und Reisebildern eines phantastischen Mediziners." Bamberg, 1838, bei Dresch. (Ein so vortreffliches Büchlein, daß unsere renommirtesten Zeitblätter — ihrer Ordnung gemäß — bis jetzt wenig Notiz davon genommen.)

in eure Verſtandes-Schlumpmaſchine paßt, aber von dem Humor ſelbſt werdet ihr ihm nichts nehmen! — und wahrlich, alle Philoſophen miteinander ſind zu arm, dem Ueberreichen etwas zu geben.

Wer die Natur innig und warm liebt, und ſich mit ihrem Umgang vertraut gemacht, der kann Jean Paul nicht mehr entbehren, denn in ihm findet er den reinſten und vollſten Abglanz jener. Was der Talmud den Juden, der Koran den Türken ꝛc., das iſt er dem reinen, unverkrüppelten Menſchen. Mit Recht nannte Dr. Wirth vor dem Tribunal zu Landau Jean Paul „„den größten Dichter aller Zeiten und Völker““; — der größte Dichter iſt aber auch der größte Menſch, denn das einzige wirkliche Erdenglück beſteht nur in der Poeſie, mit dem Himmel hört ſie auf, denn da beginnt die Erkenntniß! — Wir wollen mit Börne um den verſtorbenen Jean Paul trauern, „„den wir verloren, und um die Andern, die ihn nicht verloren. Nicht Allen hat er gelebt! Aber eine Zeit wird kommen, da wird er Allen geboren, und Alle werden ihn beweinen!““

Fremde Nationen beſchämen uns in ihren Urtheilen über unſern deutſchen Dichter. So antwortet Jean Paul 1805 dem Mr. Beddoes in London auf die geſchehene Anzeige einer Ueberſetzung ſeiner Schriften:

„Unendlich angenehm iſt es mir, wenn ich von dem großen Kapital des Vergnügens, das ich den engliſchen Schriftſtellern ſchuldig bin, einige Zinſen an Sie abgetragen habe. Ihr Sterne und Swift, dieſes Zwillinggeſtirn des Humors — waren meine wegweiſenden Sterne, und Shakespeare, — die magna charta des Theaters für Deutſchland — anfangs mein Geliebter, dann mein — Gott. Den Deutſchen iſt Homer der erſte Dichter, Shakespeare der zweite."

„Nur Ihrer Nation bin ich faßlich und verwandt (wie der Sachſe dem Angelſachſen) — doch iſt ein Buch, das einer leichten Ueberſetzung fähig iſt, keiner würdig*).

Das „New montly magazine" (1833) ſpricht ſich über Jean Paul in folgender Art aus:

„Auf dem rauhen vielgipfeligen Parnaſſe der Deutſchen ſtand ein Mann, abgeſondert von den Andern, und ließ ſeltſame poetiſche Weiſen ertönen, die aber im Ganzen nur Wenige vernahmen. Unter den vielen mit Talent begabten Männern, welche Deutſchland im letzten Jahrhunderte gebar, iſt Jean Paul der merkwürdigſte, wo nicht der größte. Er war der Deut-

*) Beddoes hatte geſchrieben: Do not Your countrymen sind Your metaphors harsh! — I have an idea of trying to make Your writings known in England. We have need enough of a fresh infusion of concord and benevolence. We have spent it too freely I suppose, like the national income

ſcheſte von Allen, der freieſte Denker, der kühnſte Schwimmer im Ocean der Ideen, der vollkommenſte Meiſter ſeiner Sprache und einer der tiefſten Philoſophen, welcher je zugleich ein großer Dichter, oder einer der erhabenſten Dichter, welcher je ein großer Philoſoph war*). Seine Gedanken paßte er nicht

*) Vermöge ſeines, die tiefſten Gegenſtände des Lebens unterſuchenden, ſo ſehr wie ſeine Phantaſie ausgebildeten Verſtandes eben ſo groß als Philoſoph wie als Dichter, war ihm die Beſchäftigung mit der ernſten Philoſophie eben ſo Bedürfniß, als der Genuß und das Erzeugen poetiſcher Werke. — Wenn er weniger philoſophiſche Werke ſchuf, als dichteriſche, ſo lag es blos daran, daß auch er die Ueberzeugung hatte, die Philoſophie werde nie zu einem genügenden Reſultate gelangen, daß ſie die Kluft zwiſchen dem Irdiſchen und Geiſtigen nur immer weiter von der Seele auseinander reiße, ewig nur zu fragen, nie zu antworten vermöge; während die Phantaſie und Kunſt als himmliſche Verſöhnerinnen mit ihren heiligen Bildern und Geſtalten ſelbſt dann noch, wenn längſt die lieblichen Mährchen der Kinderwelt ſchweigen, die dürſtende Menſchenbruſt in entzückende Träume und ſchöne Ahnungen einwiegen; — weil auch er wohl wiſſen mußte, wie deshalb der Dichter immer nur für den Beglücker der Menſchheit gegolten, nur ihm jener feurige Dank der Jahrtauſende geworden, während dem ſpeculativen Geiſte nur eine kalte Bewunderung wurde, ja die heiße Liebe, welche Plato erregt, doch nur dem Dichter gilt. Wo Jean Paul den Einfluß der Philoſophie anerkannte, in der Geſtaltung der den Menſchen beglückenden Kunſt, in der Entwickelung der innern Geſetze des geiſtigen Lebens zum Behuf der Erziehung, — da beherrſchte und gebrauchte er ſie mit großer Gewalt, wie in ſeiner Aeſthetik und Levana, doch auch da ſie dem höhern Genius der Dichtkunſt unterordnend. In der Clavis Fichtiana erkannte ſelbſt Fichte, der Schöpfer der ab-

der Sprache an, sondern er nahm diese unermeßliche, schöpferische Sprache und comprimirte sie zu seinen Gedanken; „(Hört! Hört!)" nie belebte ein mächtigerer Zauberer das todte Wort; nie erhielten Ideen eine kostbarere Fassung. Niemand brachte mehr eigenes Vermögen in den literarischen Verkehr, als Jean Paul und besaß obendrein die Gabe, Gold zu finden, wo ein oberflächliches Auge nur Schlacken sah."

Wie beschämt dieser englische Kritiker in seinem objectiven Urtheile, so viele Deutsche, selbst einen Göthe und Schiller nicht ausgenommen, die — will man die Wahrheit gestehen — Jean Paul am schwächsten auffaßten, was übrigens in Folge ihrer hohen subjectiven Stellung zur Nation kaum anders sein konnte, und leicht zu erklären ist. — Gleich groß steht aber jeder geniale Dichter in seiner Subjectivität für sich da, Jean Paul, die poetische Riesenschlange, wie Göthe und Schiller, die Dioskuren rhythmischer Bewegung und Formschönheit. Jedoch höher noch, als diese poetische Dreieinigkeit, steht der Kunstrichter, welcher

---

strattesten Speculation, einen seiner gewichtigsten Gegner. (Vergl. „Jean Paul in seinen letzten Tagen und im Tode von R. O. Spazier.)

jede einzelne dieser erhabenen Gestalten zu würdigen weiß, keine der andern vorsetzt, jede aus dem wahren Gesichtspunkte in ihrem Wollen und Wirken richtig erkennt, und als ein göttliches Trifolium in einer Gestalt, nach einem Ziele strebend, zu betrachten die Kraft in sich fühlt und dadurch die Kraft in sich fühlt, und dadurch die höchste Geistesfreiheit beurkundet! — Das kann aber auch nur ein Kunstrichter, der vom rein objectiven Standpunkte der höchsten Unparteilichkeit aus, sein unbestochenes Urtheil fällt; gleichsam wie der Geist Gottes über dem Wasser schwebend, und nicht wie jene großen Geister im Zauberkreise der eigenen Dichtung befangen. Daraus erklären sich nun die schroffen Urtheile Göthe's und Schiller's über Jean Paul! — Derjenige Kritiker aber, der die Leben und Werke dieser drei Dichter, in ihren schroffen Gegensätzen zu definiren verstände, und das Resultat sich erworben hätte, daß in ihnen der Culminationspunkt aller denkbaren geistigen und sittlichen Größe liege, genösse mindestens ein Menschenalter vor Anderer Leben voraus! —

So absurd auch die Behauptung ist: Jean Paul sei schwer, oder kaum zu verstehen; so ist doch nicht zu leugnen, daß er — um ihn vollkommen aufzufassen und zu durchdringen — eben wie Jean Paul, d. h. anders gelesen sein will, als der größte Theil belletristischer Literatur unserer Tage, die darum, weil die Nahrung so leicht, folglich sich schnell verdauet, so beliebt ist, sonach kräftigere Speisen den durch französische Köche verdorbenen deutschen Magen nicht mehr behagen wollen. Robustere Naturen meinen dagegen, daß, wenn man ein Jean Paul'sches Buch gelesen, man nicht im Stande sei, unmittelbar darauf irgend ein anderes zu genießen, ohne die Qual eines nicht zu überwindenden Katzenjammers dabei auszustehen; der Robustesten — wie z. B. Herder, nicht zu gedenken — den das Lesen des Hesperus auf zwei Tage zu jedem Geschäfte unfähig machte.

Wenn ein junger Rezensent sich neulichst nicht scheute, auf die Frage: „wie es möglich sei, an seinen Autoren, innerhalb eines Zeitraumes von zwei Tagen ein halb Dutzend Todtschlägereien zu begehen, und eben so viele Himmelfahrten mit sechs

Andern zu feiern?“ unumwunden zu erklären, daß dies ihm ein Leichtes, da er zur Durchlesung eines Bandes, er sei so dick er wolle — das Männlein ließ sich bloß auf das Volumen ein — höchstens zweier Stunden bedürfe; so findet man allerdings das Räthsel gelöst, wie Jünglinge unserer Tage im Stande sind, eine hundertjährige hinter sich habende Literatur, eben so keck als lustig abzufertigen. Bedenkt man nun aber, daß um mit den Jean Paul'schen Schriften in's Reine zu kommen, es beinahe eben so vieler Jahre bedürfe, als die jungen Rezensentenungeheuer überhaupt Geburtstage zählen; so wird es sonnenklar, warum der Eine den für alle Zeiten stereotip dastehenden Riesengeist, außer der Mode; ein Anderer ihn dunkel, korrupt; ein Dritter ihn hypersentimental, die Sprache zu bilderreich u. s. w. findet.

Haben große Männer sich in der Regel über Verstandesschwäche, Neid, Frivolität ꝛc. ihrer Rezensenten zu beklagen, so hat Jean Paul vor Allen das Recht, nebenbei noch gegen eine andere Untugend seiner Beurtheiler zu eifern. Es ist die: entschiedener Unredlichkeit; denn sie verketzern

ihn, ohne ihn zu kennen. Vielfältige Beweise könnte ich dafür liefern! — So Manchem begegnete ich im Leben, der, nachdem er ſich in einem Redefluß wenig oder nichtsſagender Worte erſchöpft hatte, und ich ihn geduldig angehört, auf meine nachher an ihn gerichteten Fragen über dieſes oder jenes Jean Paul'ſche Werk, über dieſe oder ene Stelle darin, über dieſe oder jene Perſon, wie ein Schulknabe vor mir da ſtand, der in ſeiner aufzuſagenden Lektion nicht weiter konnte, und mir endlich geſtehen mußte, daß er dies und das — gewöhnlich recht viel, oder Alles! — ſo eigentlich nicht recht zu ſagen wußte, es nur dem Namen nach; oder aus Rezenſionen, mündlichen Aeußerungen Anderer ꝛc. kenne. In guter Laune, und je nachdem ich einen Ketten-, Haſen-, Hühner-, Dachs- oder Wachtelhund, einen Mops, ein Windſpiel, einen Pintſcher oder dergl. vor mir hatte, myſtifizirte ich auch wohl das kritiſirende Subjekt zuweilen dadurch, daß ich auf einmal in ſcheinbarer Begeiſterung in den Redeſtrom einbrach, eben ſo irrlichterirend mit fort ſchwamm, und höchſt tief über den göttlichen Schoppe im Kometen, den kräftigen Albano im

Hesperus, den ergötzlichen Pelzstiefel in den den Flegeljahren, oder den gemüthlichen Vult und Walt in der unsichtbaren Loge, mitradotirte. — Hatte ich nun gar ein Schafhündchen vor mir, so durfte ich auch wohl in Diskussionen mit ihm gerathen, über Werke, an die der Selige nie gedacht, wie z. B. an die unübertrefflichen Briefe aus Wurfthausen, an seine herrlichen Biographieen der Hofnarren, an seine satyrische Reise um Sonne, Mond und Sterne ꝛc. — oder über Charaktere, die er nie gezeichnet, wie an den ehrwürdigen Pastor Butterling, dem frommen Käthchen von Kummerfeld, dem liederlichen Kleeblatt: Weck und Speck u. s. w.

Man halte — ich bitte den Leser inständigst — diese Fakta nicht etwa für Uebertreibungen, oder gar Erfindungen; ich bekräftige es hiemit bei meinem Wort, daß dergleichen Dialoge mehr als ein Dutzendmal in meinem Leben, zwischen mir und Verächtern, wie Verehrern Jean Pauls statt hatten, ja, daß selbst der selige Hoffmann ein paar Mal — wie dies seine Art war — mich so kräftig und ausgelassen unterstützte, daß die Schafhündchen, Unrath merkend, sich plötzlich in

Bullenbeißer verwandelten, vor denen wir endlich Beide sogar die Flucht ergreifen mußten. — Ich betheure ferner, daß dergleichen Diskussionen nicht nur mit unverständigen Dilettanten, sondern selbst mit Fach-Gelehrten, ja, mit *solchen* sogar, die über Jean Paul geschrieben, und deren Urtheil für etwas galt, geschahen. Zu Letztern gehörte u. a. ein Jemand, der mir ganz ernstlich versicherte, der oben erwähnte Pastor Butterling sei nur eine Wiederholung des Firlein, und das Käthchen von Kummerfeld reiche dem von Heilbronn das Wasser nicht. Unglaublich und betrübend, aber wahr!! —

Es ist Zeit einzulenken, theils die Grenzen der Vorrede zu schützen, theils, vielleicht schon gegebenes Aergerniß nicht zu vermehren. Feind aller Polemik — besonders wie man sie heut zu Tage zu treiben pflegt — stand ich lange an, meine Herzensmeinung zu veröffentlichen; sie war aber mit dem Interesse des Gegenstandes und der ihm schuldigen Wahrheit zu eng verknüpft, um sie egoistischen Zwecken aufzuopfern. Jeder Edeldenkende wird die *Lauterkeit* meiner Absicht nicht verkennen, und mehr verlange ich nicht.

Und nun noch wenige Worte über das in nachstehender Schrift Dargebotene.

Die ersten 3 Abtheilungen sprechen ihren Inhalt deutlich aus. — Die 4te und 5te bringt Briefe an Böttiger und Buchhändler Mar. Sind sie auch nicht von hoher Bedeutung, so rechtfertigt ihre Mittheilung gewiß der Name des Schreibers, aus dessen Feder wohl jedes Wort seinen zahlreichen Verehrern als eine theure Reliquie erscheint. Die Briefe an Böttiger sind hier zum ersten Male gedruckt, die an Max aber wurden der neuen Breslauer Zeitung entnommen und nach dem Tode Jean Paul's, für dessen Freunde, in einer eigenen Broschüre gesammelt, die jedoch nicht in's Publikum kam, folglich dem bei weitem größten Theil der Leser, gewiß unbekannt geblieben ist. Als Zeugniß der hochachtbaren Gesinnungen des Adressanten wie Adressaten, wird man diesen Briefen gern ihre Stelle gönnen.

Nr. 6. „Peter Schoppe's Leichenrede auf den höchstseligen Magen eines Reichsfürsten", ist die Urschrift zu der später sehr abgeänderten „Rede

Fenk's" im 51sten Bande der Gesammtausgabe Jean Paul'scher Schriften.

Die 7te Abtheilung endlich enthält einen Aufsatz aus Jean Paul's Papieren, den er mir im Jahr 1811 mit den Worten übergab: „Hier erhalten Sie geschrieben, worüber wir viel gesprochen: eine tüchtige Rezension meiner Werke, die ich als Muster-Schema in alle Hände meiner künftigen Rezensenten zaubern möchte, zur Beurtheilung meiner Opera omnia." — Wer der Verfasser sei — Jean Paul nannte mir ihn damals mündlich — ist mir leider entfallen, und ob der Aufsatz Manuskript geblieben, oder je im Druck erschienen, unbekannt. Ich zweifle an Letzterem, da er mir, der ich so sehr bemüht war, alles Jean Paul Betreffende aufzufinden und zu sammeln, während so vieler Jahre, nicht zu Gesicht gekommen. Sei es aber das Eine oder das Andere: sein Platz in dieser Sammlung erscheint schon gerechtfertigt durch den Werth, den Jean Paul auf diese Muster-Rezension legte.

Bamberg, im Juni 1839.

J. Funck.

Inhalt.

Vorrede . . . . . Seite IX bis XXVIII

I. Einleitende Worte. — Erstes Zusammentreffen mit Jean Paul in Baireuth. — Lohnbedienten-Karikatur. — Besuch bei Jean Paul. — Sein Studirzimmer. — Hunde-Instinkt. — Opera omnia. — Sind diese nach Jean Paul's Intensien erschienen? — Gespräche über Titan, Siebenkas und Fixlein. — Mein zweiter Baireuther Besuch. — Weinbrief und über Weine. — Jean Paul's erster Besuch in Bamberg. — Bibliothek-Musterung. — Herder. — Göthe. — Ein Tabakspaket mit Jean Paul's Portrait. — Heiterstes Mittagsmahl Jean Paul's. — Hoffmann. — Marcus. — Frau von Kalb. — Der Michelsberg. — Schicksal einer Hoffmann'schen Zeichnung. — Titan und Siebenkäs. — Rückreise. — Jean Paul's Brief an mich. — . . . . . S. 1 bis 66

II. Die Leihbibliothek. — Jean Paul's und Hoffmann's Antheil dabei. — Zweiter Besuch Jean Paul's in Bamberg. — Zwei Briefe Jean Paul's an mich. — Otto. — Ein Brief Jean Paul's über Otto. — Sein dritter Besuch in Bamberg. — Fürstenbund zweier seltsamen Seelen. — Mein Brief an Jean Paul, und seine Antwort. — Erstes und zweites höfliches Schreiben an Pfarrer Oesterreicher in Baireuth. — Dessen grobe Antwort. — Meine noch gröbere. — Getreuer Diner- und Souper-Bericht. — Jean Paul in trübster Stimmung. — Abschwenk. —

Abſchiedsbeſuch. — Jean Paul zum vierten Male in Bamberg. — Die Catalani. — Würzburger und Bamberger Enthuſiaſten. — Abendtiſch-Geſpräche. — Namen nennen Dich nicht. — Verehrung der Mutter. — Jean Paul's häusliches Stillleben. — . . . S. 67 bis 118

III. Jean Paul's unglücklichſtes Jahr. — Tod des Sohnes. — Briefe an ſeinen Sohn, Heinrich Voß und deſſen Mutter. — Briefe an mich. — Krankheit. — Erblindung. — Verwechslung des Tages mit der Nacht. — Dr. Kornfegers Erklärung dieſer Erſcheinung. — Jean Paul's Tod. — Frau Rollwenzel und Jean Paul's Verhältniß zu ihr. — . . . . . S. 119 bis 166

IV. Sechs Briefe Jean Paul's an K. A. Böttiger. (Aus deſſen Nachlaſſe.) . . . . S. 167 bis 176

V. Fünfzehn Briefe Jean Paul's an den Buchhändler Joſef Max in Breslau. (Aus Böttiger's Nachlaſſe.) S. 177 bis 192

VI. Peter Scheppe's Leichenrede auf den höchſtſeligen Magen eines Reichsfürſten. Von Jean Paul. (Aus Böttiger's Nachlaſſe.) . . . . . S. 193 bis 206

VII. Kritiſche Beurtheilung Jean Paul's nach ſeinen ſämmtlichen Schriften . . . . . S. 207 bis 281

I.

Einleitende Worte. — Erſtes Zuſammentreffen mit Jean Paul in Baireuth. — Lohnbedienten-Karikatur. — Beſuch bei Jean Paul. — Sein Studirzimmer. — Hunde-Inſtinkt. — Opera omnia. — Sind dieſe nach Jean Paul's Intenſion erſchienen? — Geſpräche über Titan, Siebenkäs und Fixlein. — Mein zweiter Baireuther Beſuch. — Weinbrief und über Weine. — Jean Pauls erſter Beſuch in Bamberg. — Bibliothek-Muſterung. — Herder. — Göthe. — Ein Tabakspaket mit Jean Paul's Portrait. — Heiterſtes Mittagsmahl Jean Paul's. — Hoffmann. — Marcus. — Frau von Kalb. — Der Michelsberg. Schickſal einer Hoffmann'ſchen Zeichnung. — Titan und Siebenkäs. — Rückreiſe. — Jean Paul's Brief an mich. —

„Ein Mensch, den die Sonnennähe eines großen Menschen nicht in Flammen und außer sich bringt, ist nichts werth!"

Jean Paul.

Als ich am 21sten März 1832, dem Geburtstage Jean Paul's, meine dritte Luftfahrt durch seine sämmtlichen Schriften geendigt, die daraus gemachten Exzerpte geschlossen, und den ansehnlichen Papierberg vergnüglich vor mir liegen sah, fügte ich als Appendix dem letzten leer gebliebenen Blatte die Worte bei:

„Diesem Gottmenschen*) sein Recht ferner angedeihen zu lassen, sei von heute an mein fester Vorsatz, ihn nicht nur zum vierten Male, sondern fort und fort zu lesen, nebenbei alles, was fernerhin über das Leben und Wirken meines unsterblichen Freundes mir aufstößt, zu sammlen, und diesem Berge noch aufzuthürmen, — mit einem Worte, seinen Geburtstag bis zu meinem Todestage zu feiern, auf daß erfüllt werde, was der Geschiedene in seiner Selina sagt: „„Die Liebe für einen Gestorbenen giebt uns die erste Liebe wieder und noch mehr. Durch das Sterben lernen wir erst recht lieben, das Wesen erscheint uns unver-

*) Es giebt Pflanzenmenschen, Thiermenschen und Gottmenschen. (Jean Paul, im Hesperus.)

ändert, ohne Wechsel seiner und unserer Launen. Der Todte bleibt ein fleckenloser, verklärter Gegenstand der Liebe; und die Zeit giebt ihn blos. So gewinnt immer das Herz, sobald es nur etwas recht uneingeschränkt und unablässig zu lieben hat.““

Das habe ich nun alles bisher redlich gethan und gehalten; der abermals vor mir liegende Papierberg ist zu einer ungeheuren Größe angewachsen, und es drängt sich mir beim Anblick dieses Liebealtars die Frage auf, ob es wohl nun nicht endlich an der Zeit sei, den oft gehegten Wünschen Wohlgesinnter zu entsprechen, in den Vulkan hinabzusteigen und einige Goldstufen zu Tage zu fördern?

Doch wie sie zu Markte bringen? Die Erwägung dieser Frage hemmt den Schritt und läßt den Wanderer am Eingange des Berges stehen.

Es ist ein wahrhaft trauriges Zeichen unserer Zeit und ihrer literarischen Zustände, daß der größte und edelste Dichter deutscher Nation, an dem nichts undeutsch ist als der Name, bis jetzt nicht im Stande war, sich den Eingang zu seinem Volke zu verschaffen, den er verdient. Sogar das letzte Mittel dazu: der Tod, der, wie wir aus so vielen Beispielen wissen, oft heilend und versöhnend eintritt, und dem schwer hörenden und schlecht sehenden Volke Ohren und Augen öffnet, schlug — wenigstens bis jetzt — fehl. Selbst die mit

feuriger Zunge gesprochenen Worte Börne's an Jean Paul's Grabe: „Ein Stern ist untergegangen, und das Auge dieses Jahrhunderts wird sich schließen, bevor er wieder erscheint; denn in weiten Bahnen zieht der leuchtende Genius, und erst späte Enkel heißen freudig willkommen, von dem trauernde Väter einst weinend geschieden. Und eine Krone ist gefallen von dem Haupte eines Königs. Und ein Schwert ist gebrochen in der Hand eines Feldherrn; und ein hoher Priester ist gestorben!" ꝛc. schlugen nur wie ein kalter Blitz ein, ohne zu zünden, und der neuerdings gemachte Versuch zu Gründung eines Denkmals für ihn, wird — kömmt er anders zu Stande — als ein Zeichen deutscher Scheinheiligkeit für ferne Zeiten prangen, und der wahren Quelle seines Entstehens gemäß, von unsern Nachkommen so lange als ein Modeartikel betrachtet werden, bis sie selbst endlich zur Erleuchtung und Erkenntniß gekommen sind. — O, daß diese Zeit nicht allzufern sein möge!

Die Ursachen aufzufinden, warum unser Dichter nicht der der ganzen deutschen Nation schon längst geworden, und seine Schriften — diese weltliche Bibel — nicht in jedem Hause aufgeschlagen liegen, möchte nicht schwer fallen, und vielleicht auf eine einzige zu reduciren sein. Wir sind nämlich noch nicht sittlich

groß und ſtark genug, ſie würdig zu erfaſſen, und in uns aufzunehmen.

Wie die heilige Schrift nur durch den Glauben an ihre Göttlichkeit die Herzen aller Chriſten erfüllt, und alle exegetiſchen Unterſuchungen ſie um kein Haar breit dem innern Verſtändniſſe näher bringen; ſo will auch die Jean Paul'ſche dahin, von woher ſie gekommen, wiederum ihren Weg nehmen: zum Herzen und Gemüthe. Dahin aber kann ihr kein Philoſoph mit ſeiner Elle, kein kritiſcher Zergliederer mit ſeinem Meſſer, den Weg weiſen.

Das iſt nicht nur mein Glaubensbekenntniß; ſondern es war das des geſchiedenen Dichters ſelber, wie er mir einſt in einer mit ihm verlebten traulichen Stunde unumwunden geſtand.

In dieſer Stunde äußerte er mir auch: „daß er troſtlos in die Ferne blicke, und die Zeit nicht zu erleben glaube, ſeine Werke, wie die anderer, tief unter ihm ſtehender Dichter, als ein unzertrennliches Gut und Eigenthum, in den Händen deutſcher Leſer zu ſchauen, und deshalb oft an dem ſtumpfen Sinne ſeiner Zeit verzweifeln möchte.“

Mit Heftigkeit bekämpfte er hierauf meinen Vorſchlag: ob es mit ſeinen Schriften nicht eben ſo wie mit ſtarken Arzneien und Giften, die man dem Kranken tropfenweis, und immer ſteigernd, beibringt, zu machen ſei, wenn anders zu dieſer Kur ſich nur ein

geſchickter und umſichtiger Arzt fände, der die rechten Mittel, wie die rechte Proportion zu finden wiſſe. — Mit gleicher Heftigkeit fuhr er bei meinem ſpäter erneuerten Vorſchlage desfalls fort, bis er endlich einmal, — ich glaube es war im Jahre 1821 — alſo in mein Zimmer trat: „Hören Sie! das Schaf, das meinen Geiſt einſt auf Flaſchen zog, bleibt ewig ein Schaf*); — wie aber, wenn ſich ein Löwe oder Königsvogel fände, das Schaf verſpeiſte oder in die Lüfte führte, den ächten, wahren Eierſtock aus meinen Schriften riſſe, und den geneigten Leſer als Bruthenne darauf ſetzte? Ich meine doch, er könnte ſo nach und nach ſeinen Hof mit meinen Küchlein füllen!“

Auf meine Antwort, daß ich dies ja längſt gemeint; nur müſſe er ſelbſt der Löwe oder Königsvogel werden, verſetzte er: „Nimmermehr! Wer wird in ſeinen eigenen Eingeweiden wühlen! Aber einer kann's, mein Zwillingsbruder, mein alter Chriſtian**). Ich will wirklich mit ihm darüber reden.“

Seit dieſer Zeit ſah ich Jean Paul nicht wieder, und ob und was er desfalls gethan, habe ich nie erfahren. Wohl aber fanden ſich nach ſeinem Tode Mehrere, die das Geſchäft übernahmen; — waren es auch

*) Er meinte den Verfaſſer des Buchs: Geiſt oder Chreſtomathie der vorzüglichſten Stellen aus Jean Paul's Schriften, 4 Bde., in 4 Auflagen. Erfurt, bei Keyſer.

**) Otto, pſeudonym: Georgius, Jean Paul's Biograph.

keine Schafe, jedenfalls doch eben so wenig Löwen oder Königsvögel.

Der Gedanke Jean Paul's läge daher immer noch zur Ausführung vor, und in der Voraussetzung, daß ein tüchtiger Geistesverwandter sich fände, möchte ich nicht zweifeln, daß vor der Hand dies immer noch der Weg sei, den Sinn für die Werke des ewigen Dichters dem deutschen Volke mindestens früher einzuimpfen, als es leider außerdem zu hoffen steht. Kommen wird übrigens, auch ohne solch Accouchement, die Zeit, wo, wie Börne sagt: „Er Allen geboren wird"; nur werden wir diese Zeit nicht erleben!

Börne hat durch seine unvergängliche Gedächtnißrede auf Jean Paul das Thema bereits so erschöpft, daß es kaum mehr möglich ist, über ihn zu sprechen, ohne in den Fehler der Wiederholung, oder einer pedantischen Breittretung des Gesagten zu verfallen. Darum kommt auch mir es nicht in den Sinn, ein Gleiches thun zu wollen. Nur einige anspruchlose Kerzen will ich in dem Opfertempel dankbar aufstellen, den Börne für Jean Paul — wie für sich zugleich — erbauete.

Blicke herab, Du unsterblicher Dichter, Zierde zweier Jahrhunderte und kommender, ewig leuchtender Stern Deines Vaterlandes, sittlichster Mensch in Thaten und Schriften, Prediger der Weisheit, Sprecher für Wahrheit und Recht, Verkündiger Gottes im großen Spiegel

der Natur, Du, der Du den Welthumor in Dir concentrirteſt und, ſo weit es menſchliche Kräfte vermögen, in Worten ausſprachſt, Tröſter aller gebrochenen Herzen, Du, der Du ſchriebſt, wie Du lebteſt, deſſen Buchſtaben nur Pulsſchläge der eigenen Bruſt waren, blicke herab von Deinen Höhen, und verkenne die Reinheit meiner Abſicht nicht! —

Es war im Sommer 1809, als ich Jean Paul zum erſten Male ſah. Er begegnete mir gegen Abend auf meinem Spaziergange nach der Eremitage bei Baireuth. Die oft geleſene Beſchreibung ſeiner Perſönlichkeit, noch mehr aber die Bildniſſe, die ich von ihm beſaß, ließen — ohne ſelbſt an die Stadt zu denken, in der ich mich befand, — keinen Zweifel übrig über den, der mit ſeinem Hunde mir entgegen kam. Auch ich hatte einen Hund als Begleiter, der dem Jean Paul'ſchen, als ich ungefähr noch hundert Schritte von ihm entfernt war, freudig entgegen ſprang, ihn beſchnüffelte und auf Hundeart ſogleich ſeine Bekanntſchaft gemacht hatte. — Jean Paul blieb ſtehen, ſtreichelte meinen Hund und richtete einige Worte an den ſeinigen, von denen ich folgende vernehmen konnte: „Nur hübſch artig, — Du ſiehſt, es iſt ein fremder Jüngling, — nicht ſo gezauſt — er iſt ſchön friſirt u. ſ. w.“

Nachdem ich Jean Paul nahe genug war, ſtehen

blieb, und meinen Hut ehrfurchtsvoll abzog, sprach er mich freundlich an, fragte, ob ich fremd hier, woher und wer ich sei, u. dgl. m. Ich gab die gehörige Auskunft, bei der ich die Worte: „Herr Legationsrath" fallen ließ.

„Woher kennen Sie mich denn?" fragte er lächelnd. „Aus derselben Quelle", versetzte ich, „woher so viele Tausende Ihrer begeisterten Leser Sie kennen, ohne Sie je von Angesicht zu Angesicht gesehen zu haben, namentlich aber aus Ihrem Hesperus und dem ihm vorgesetzten Portrait."

„Finden Sie das ähnlich? Man bestreitet es allgemein."

„Auch mir wurde, von Personen die Sie kennen, die Aehnlichkeit nicht gelobt; allein ich finde das Gegentheil."

„I, das freut mich ungemein! Ich muß Ihnen nur gestehn, Sie sind wahrlich der Erste, der meiner Meinung ist; denn ich finde die Züge meines Gesichtes in diesem Kupferstich ziemlich gut wiedergegeben, obwohl er als solcher gar nichts bedeutet."

„Ich finde ihn sogar sehr schlecht", bemerkte ich darauf; „nichts desto weniger aber darf deshalb die Aehnlichkeit geläugnet werden, besonders wenn man das Auge bloß auf das Wesentliche, nämlich den Ausdruck des Gesichtes heftet, und Aeußerlichkeiten, die

jetzt nicht mehr vorhanden, wie das gepuderte Haar, die Halsbinde u. ſ. w. überſieht*)."

Er lächelte, ſah mich ſcharf und durchdringend an, und ſagte:

„Hören Sie! wenn Sie mit ſo gut organiſirtem inneren Auge in meine Bücher hineinſchauen, wie in mein Geſicht, deſſen ſonſtige Abbildungen deſſelben phyſiognomiſche Pasquille ſind; ſo möchte ich mir lauter Leſer wie Sie wünſchen, die ich aber nicht habe, (obwohl ich ſie haben könnte) weil die Meiſten mich mit Brillen und noch dazu von gefärbtem Glaſe, — gewöhnlich kein engliſches, ſondern eigener Fabrik — leſen." Ich verbeugte mich beſcheidentlich. Das Geſpräch ſprang ſogleich wieder auf das fragliche Portrait über, und ich ſagte unter andern:

„Geſtehen muß ich jedoch, daß ich die — wenn ich nicht irre, — von Nettling in punktirter Manier

---

*) Lewald hat daher nicht Recht, wenn er in ſeinen „Aquarellen" das Portrait einen ſchlechten, unähnlichen Kupferſtich nennt, nach welchem er ſich Jean Paul, bevor er ihn perſönlich kennen gelernt, ganz anders gedacht habe. Das Bild iſt, abgeſehen von ſeinem künſtleriſchen Werthe, ein treues und wahres Aushängeſchild vor ſeinem Buche, was den Leſer einladet: die Größe und Hoheit der Seele, die auf ſeiner Stirne thront, den Born unendlicher Liebe, Reinheit und Klarheit, der in ſeinen Augen funkelt, die Weichheit und Milde ſeines ſittlichen Gemüthes, die um ſeinen Mund lächelt, auch im Buche aufzuſuchen, zu erkennen und in ewigen Worten zu vernehmen.

gestochene Abbildung vor dem ersten Hefte von August Scholl's Bildnissen merkwürdiger deutscher Schriftsteller und Künstler, jener in dem Hesperus, besonders in Bezug auf die Wärme des Ausdrucks noch vorziehe, obwohl auch hier, wie dort, die erwähnten Aeußerlichkeiten auf den Beschauer störend einwirken."

„I mein Gott", — fiel Jean Paul mir in die Rede — „kennen Sie die Schrift auch? Sie machen sich ja gewaltig viel mit meinem Bilde zu schaffen, fast so viel als die Baireuther mit meinem Anzuge!"

Ich bemerkte ihm, daß es eine besondere Liebhaberei von mir sei, alle Portraits berühmter Männer, für deren Schriften ich mich besonders interessire, zu sammeln, und wenn auch noch so schlecht gearbeitet, sie auf Foliobögen sorgfältig neben einander aufzuziehen und von Zeit zu Zeit kritisch zu betrachten, um, wenn ich das Original kenne, mich daran zu ergötzen, oder im entgegengesetzten Fall mir mit Hülfe meiner Phantasie durch Vergleichung sämmtlicher Portraits, ein so viel als möglich richtiges Original herauszuconstruiren. — „Sie werden noch mehr lächeln, Herr Legationsrath", — fügte ich hinzu — „wenn ich Sie versichere, daß ein drittes Bildniß von Ihnen, das ich einem Tabakspaket entnommen, von mir nicht verschmäht, und meiner Sammlung einverleibt wurde —"

Hier brach Jean Paul in lautes Gelächter aus,

ergriff mich bei der Hand, und sagte: „Nein, das ist köstlich! das ist merkwürdig! — aber, ich halte Sie auf, — wo wollen Sie denn hin?“

„Mein Wille war, nach der Eremitage zu gehen, jedoch, wenn Sie erlauben, Sie zur Stadt zurückbegleiten zu dürfen, so würde ich diesen Weg tausendmal vorziehen!“ —

Er fügte sich freundlich meinem Wunsche, und ich begleitete ihn. Kaum einige Schritte gegangen, leitete er wieder das Gespräch auf den abgebrochenen Gegenstand, und äußerte, daß er diese Illustrationen seines Gesichts auf Tabakspaketen bisher nicht gekannt habe, sehr neugierig sei, mein Exemplar zu sehen, und er nun noch einen Grund mehr habe, sein längst vorgehabtes Projekt zu einer Reise nach Bamberg nächstens auszuführen. — Ich versicherte ihn, daß die Betrachtung dieses „Feinen-Kanaster-Tabak-Pakets“ — so war die Aufschrift — ihm ein größeres Vergnügen machen würde, als mir sein Inhalt, der, (nicht wie beim Hesperus, mit dem Schilde identisch) stinkender Fusel gewesen sei. — „Ueberhaupt“, — fuhr ich fort — „werden Sie bei Besichtigung meiner Portraitschätze finden, daß oft gerade die ganz unkünstlerisch ausgeführten, in Bezug auf Aehnlichkeit, vor manchem trefflich gearbeiteten Grabstichelblatt den Vorzug verdienen. So besitze ich z. B. der Unzelmann-Bethmann Bildniß als Fanchon dargestellt, in zie-

gelfarbigem Abdruck, grotesk punktirt, und ebenfalls einem Tabackspaket entnommen, mit der sinnreichen Unterschrift:

„So wie man Fanchons Leier liebt und ehrt,
So hält der Raucher diesen Knaster werth!"

das Sie als das ähnlichste von vier andern erklären werden. So besitze ich Göthe auf einem Pfeifenkopf gemalt, zum Sprechen getroffen."

Hier wandte sich das Gespräch den ganzen Rest des Weges nun zu Göthe hin, und auf die bejahende Frage, ob ich ihn persönlich kenne, mußte ich umständlich den ganzen Verlauf meines Besuchs bei ihm erzählen, bis wir vor der Thüre meines Gasthauses, zum Anker, in Baireuth standen. Jean Paul drückte mir herzlich die Hand, lud mich auf den andern Morgen zu einem Besuche bei sich ein, und fügte lächelnd hinzu, ich sollte ja nicht vergessen meinen Hund mitzubringen, weil er in den Zügen des seinigen läse, wie höchst erfreulich ihm die gemachte neue Bekanntschaft gewesen sei; und da dergleichen Redensarten selbst im Antlitze der Hunde lägen, so wolle er sich nicht weiter bemühen, mir durch ärmliche Worte das auszudrücken, was so eine Bestie mit ihrem Schwanze viel besser zu sagen wisse.

Auf dem Zimmer angekommen, ergriff ich mein gewöhnliches Reisehandbuch, den „Siebenkäs" blätterte darin herum, und überließ mich ganz dem Nach-

denken über das ſo eben Erlebte. Schwelgend in meinen Phantaſien über den großen Mann, fand mich mein Lohnbedienter, der ſo eben hereintrat. Es war ein Original aller Lohnbedienten, die ich jemals kennen gelernt.

Denke ſich der geneigte Leſer eine ſpindeldürre Figur von größter Manneslänge und einigen funfzig Jahren, mit einem von Blatternarben zerriſſenen Geſicht, wie ich es nie geſehen, deſſen dunkellederfarbige Haut wie auf einer Trommel angeſpannt war, dazu eine mächtige Papageinaſe, die von der rechten zur linken Seite, gleich einem Einklammerungszeichen —)— nach dem untern Mundwinkel zu, ſcharf eingriff, die Lippen des ſparſam bezahnten Mundes grell eingekniffen, das ſpitze Kinn hinaufgeſchnürt durch eine ungeheure dicke, rothgeblümte Halsbinde, deren Zipfel durch einen koloſſalen, mit Glasſteinen beſetzten Ring gezogen, und nach dem hintern Halſe zu zuſammengeknüpft waren. Unter einem mit kümmerlichen flachsartigen Haaren beſetzten Scheitel trat die, wie ein Bruſtharniſch geformte Stirne keck hervor, unter dieſer wiederum ein Paar graugrüne Katzenaugen, die wie ein Paar Globen aus einem knöchernen Gehäuſe hervorquollen. Der ganze Kopf glich einer dürren Haide zwiſchen Dämmerung und Nacht bei frühem Aufſteigen des Mondes, der über ſpärlich, halb verſengtes Gras, aus ſeinen Wolken hervortritt.

Der Anzug des Mannes gab zum Glücke der grauenvollen Erſcheinung einen ſolchen komiſchen Teint, daß ſie dadurch allenfalls zu ertragen war. Dieſer Anzug, wie ich von ihm ſelbſt erfuhr, beſtand aus zurückgelaſſenen Erbſtücken der von ihm bedienten Fremden. Der violette, gänzlich abgeſchabte Frack, jedoch von feinſter Wolle, war das **Pretium affectionis** eines franzöſiſchen Abbé's, den er im Anker zwei Monate umſonſt bedient. Das Kleid war mit großen glänzenden Stahlknöpfen beſetzt, und da die Erbſchaft ohne Kragen angetreten ward, mit einem ſolchen von zeiſiggrünem Felbel ergänzt. Unter dem von oben bis unten feſt zugeknöpften Fracke, hingen ein Paar ausgewaſchene große Kattunlappen als Taſchen herunter, deren urſprüngliches Kolorit ſich durchaus nicht zu erkennen gab. Die ſich hier und da durchkreuzenden Wellenlinien der Grundfarben, glichen den Adern einer Seifenkugel, wie ſie zu Neujahr der Barbier ſeinen Kunden zu verehren pflegt. Ein Paar über die Schenkelſtecken prall anliegende ſchwarze Kaſimirhoſen, wiederum vom feinſten Zeuge, aber ſchon in die röthliche Herbſtfarbe welkender Baumblätter hinüberſpielend, waren dem Andenken eines reiſenden Handlungsjünglings gewidmet, und die weißen zierlichen, aus feinſten engliſchen Garne gewebten, durchbrochenen Zwickelſtrümpfe, das Geſchenk eines Berliner Mädchens, das in Geſellſchaft des Voyageurs ihre Vaterſtadt Baireuth einmal

wieder beſuchte, und ſich hier für immer häuslich niederließ. Ein Paar wunderſchön lackirte Schuhe, die Belohnung eines vor Kurzem abgereiſten Tanzmeiſters, für eine ohne Erfolg drei Tage lang herumgetragene Subſcriptionseinladung, waren Träger und Verherrlicher des Ganzen.

So trat der Mann, ſich nach meinen Befehlen erkundigend, herein, unter dem rechten Arme ein gelbſeidenes **Partaplue**, — wie er es nannte — tragend, ohne welches er, nach ſeiner Verſicherung, auch bei größtem Sonnenſchein nie auszugehen pflegte. Einen grauen ſeidenhaarigen Hut wiegte nachläſſig hin und her die in einem ſchmutzigen Glacéhandſchuh ſteckende lange Hand.

„Kennen Sie Jean Paul?“ rief ich ihm entgegen.

„Aufzuwarten, nein!“ antwortete er.

„Was?“ donnerte ich ihn an, „Sie wollen Lohnbedienter ſein, und kennen den größten Mann des Jahrhunderts nicht, der in Ihrem Neſte wohnt?“

„Daß ich nicht wüßte“, — verſetzte er kleinlaut. „Wohl führe ich viele Fremde zum Herrn Legationsrath Richter, den ſie gewöhnlich **Sankt Paul** nennen; aber, — wie ſagten Sie doch?“ —

Ich verſtändigte mich, und bemerkte ihm, wie zu meiner Freude er den heiligen Paul ganz genau kenne.

„Ja, ſehen Sie“, ſagte er, „**heilig** mag er ſein, da habe ich Ihnen gar nicht dagegen, aber ver-

flucht grob ist er auch. Denken Sie sich nur, vorige Woche begegnete er mich auf der Straße mit seinem Büchertanzen, er geht hinter mich und klopft mir freundlich auf der Achsel und sagt: „„Hör' Er mal, mein lieber Freund, Er heßt, glebe ich Fuhrmann, (so heiß ich nämlich) führt Er mir noch einmal Morgens seine Fremden zu, so laß ich ihm die Treppe hinunter führen, mein lieber Fuhrmann. Ich habe ihm schon mehrmals wissen lassen, daß ich die Vormittage für mir in meiner Arbeit zubringen muß.““ Und damit empfahl er sich mir nischt, dir nischt. Nun bitte ich Ihnen um Gotteswillen, wie kann ich denn dieses? Meine Herren Pattagiere haben eben so gut, wie der Herr Legationsrath Sankt Paul zu thun, und können sich nicht nach ihm richten ꝛc.“

So referirte er wörtlich, und auf meine Aeußerung, daß er mich morgen früh punkt 10 Uhr zum Herrn Legationsrath zu führen habe, der mich bis dahin bestellt, versetzte er:

„Aha, nun merk' ich“, also nur auf Bestellung seind sie eingerichtet?“

„Versteht sich“, melden Sie Ihre Fremden bei ihm hübsch zuvor an, und Sie werden den freundlichsten Wirth finden; denn der Mann hat mehr als wir Alle zu thun!“

Ich ließ den guten Einfaltspinsel niedersetzen, schenkte ihm Wein ein, und er mußte mir nun auf seine Weise

alles erzählen, was er von der Lebensordnung Jean Paul's wußte, den er ſo wenig, als die gute Stadt Baireuth zu würdigen verſtand. Anſichten und Anekdoten der gemeinſten Art wurden mir aufgetiſcht, die ich zu wiederholen mich ſchäme. Auch würde ich nichts Neues verkünden, da ſie ſelbſt aus dem Munde ſogenannter Gebildeter noch bis zur Stunde wieder erzählt werden. Auf einen Hauptvorwurf — den übermäßigen Genuß geiſtiger Getränke betreffend — mit dem man nicht aufhört, den trefflichen Mann zu belaſten, komme ich ſpäter zurück. —

Andern Morgens, zur vorgeſchriebenen Stunde, trat ich in Jean Paul's Zimmer ein. Es war im Verhältniß zu den darin aufgeſtellten Mobilien ziemlich klein, er ſelbſt ſaß vor einem mittelmäßigen, unfern des Fenſters ſtehenden Arbeitstiſche, auf welchem Bücher, Papiere, Federn, Bouteillen, Gläſer, Lichtſchirme, Blumen u. ſ. w. in ziemlicher Unordnung herumlagen. Vor ihm ſtand ein gefülltes Schoppenglas, das weder wie Wein, noch wie Waſſer, noch wie Bier ausſah. Es war — wie er mir ſpäter unaufgefordert erklärte — eine Miſchung von Waſſer und Liqueur, von dem er hier und da einen Schluck genoß. Er verſicherte, daß er endlich herausgefunden habe, wie dies Getränk bei Früharbeiten ſeinem Körper am beſten bekomme,

da weder die Säure des weißen Weins, noch das Feuer des rothen franzöſiſchen, ihm beim Schaffen in den Morgenſtunden zuſage. — Dicht angelehnt am Tiſche, ſtand ein bis faſt an die Decke reichendes Repoſitorium, von unten bis oben angefüllt mit Manuſcripten; an den Wänden herum noch einige, mit dergleichen und gebundenen Büchern; unfern des Ofens ſtand ein Sopha, auf dem ſein ſteter Begleiter bei Spaziergängen, wie in Geſellſchaften, ſein Hund — damals ein ſchwarzer Spitz — ruhete. Auf einem kleinen Tiſche befand ſich eine grün lakirte Nachtlampe und ein Vogelbauer, aus dem ein Kanarienvogel hin- und herflog, und nicht ſelten Jean Paul's Arbeitstiſch ſelbſt, beſuchte. Mehrmals, bei Beſuchen in ſpätern Jahren, bemerkte ich auch in dieſem Zimmer ſowohl, wie in dem eines andern Hauſes, wohin er ſeine Wohnung verlegt hatte, ein kleines, unſcheinliches Klavier, das ich bei dieſem, meinem erſten Eintritt, geſehen zu haben mich nicht erinnere. — Weder Gemälde, noch Kupferſtiche zierten das Zimmer; hingegen hing eine Jagdtaſche an der Wand, und ein großer Knotenſtock lehnte unfern der Thüre in einer Ecke. Unter dem Ofen ſtand ein Teller mit einer Eierſpeiſe, — ein ſogenanntes Rührei oder Eierſchmalz — die wahrſcheinlich dort hingeſtellt war, um warm gehalten zu werden. Nach freundlichem Nicken mit dem Kopfe, rief mir Jean Paul bei meinem Eintritt in das Zimmer entgegen: „Nur einen Augen-

blick!“ winkte dann mit der Hand, auf den ihm gegenüberstehenden Stuhl am Arbeitstische Platz zu nehmen, und schrieb ruhig weiter fort. — Ich hatte gerade so lange Zeit, mir das Zimmer, wie ich es eben beschrieben, zu besichtigen, als er die Feder niederlegte, mir die Hand über den Tisch hinüberreichte und sagte:

„Nun, seien Sie mir willkommen! Wie haben Sie in Baireuth geschlafen? Ich wünsche besser, als ich, — das vertrackte Tabakspaket mit dem Bildnisse hat mir viel zu schaffen gemacht, ohne gerade davon nützlich — wie sonst — zu träumen.“

Er erkundigte sich, ob und was ich gefrühstückt habe, ob mir ein Glas Wein gefällig sei, u. dgl. mehr. Nachdem ich alles ausgeschlagen, bemerkte er, wie bei ihm keine Regel stattfinde, ob und was er für ein Frühstück, oder ob er gar ein doppeltes nehme, es hinge dies alles von seinem Wohl- und Uebelbefinden, von der Tags zuvor gepflogenen Lebensweise, so wie von dem Gegenstande seiner Arbeit ab. Er schloß:

„So habe ich heute zum Beispiel mir ein —“ Hier stand er auf, streichelte und liebkoste meinen Hund, der ihm entgegensprang, ging zum Ofen, bückte sich, holte den darunter stehenden Teller hervor, und brach — nachdem er ihn verwunderungsvoll besichtigt, in ein schallendes Gelächter aus, die Worte kaum hervorbringend:

„So habe ich heute zum Beispiel — wollte ich

ſagen — mir ein Eierſchmalz beſtellt, aber Ihr Hund hat, wie ich ſehe, mir die Verdauung erſpart. Ja, ſo ein Hundeinſtinkt", — fuhr er langſam fort, indem er ſich den Bauch vor Lachen hielt — „iſt etwas werth!"

Ich war wie vom Donner gerührt, bat tauſendmal um Verzeihung, bemerkte, wie ich die Unſchicklichkeit nicht begangen haben würde, meinen Hund mitzubringen, wenn er es nicht ausdrücklich befohlen, und wie ich gar nicht begreifen könne, daß mein Hund, der doch ſonſt das wohlgezogenſte Thier ſei, den Frevel begangen haben ſolle, ob nicht vielleicht der ſeinige ſelbſt —

Jean Paul, der mitten in der Stube ſtand, immerfort hell auflachend, nahm ſeinen Hund vom Sopha und trat mit ihm ganz ernſthaft zu mir, ihn alſo anredend:

„Sieh einmal, was der Herr da Dich beſchuldigen will. Thuſt Du ſo etwas? Nein, Du biſt viel zu wohlerzogen! Und", — ſich zu mir wendend, fuhr er weiter fort, — „hätte er wirklich mein Frühſtück für mich verzehrt, ich würde es ihm auf der Stelle anſehen, ſo aber — —" (hier ſetzte er den Hund auf den Boden und herrſchte ihn ſtreng an): „Haſt Du mein Eierſchmalz gefreſſen? Antwort! — Nein! — Sehen Sie, wie er zu mir freundlich heranſpringt; er würde ſich augenblicks verkriechen, ſo wie er immer zu thun pflegt, wenn er Unrecht begangen!"

Exklamationen und Entschuldigungen von meiner Seite fingen von Neuem an, bis mich Jean Paul mit den Worten unterbrach:

„Beruhigen Sie sich, Bester, ich hatte wirklich im Sinne, das projektirte Frühstück Ihnen nur zu zeigen, und es dann wegzustellen, ohne es zu genießen, wie das gar oft bei mir geschieht."

Hierauf führte er mich zu einem Repositor, in welchem seine sämmtlichen Schriften standen, zog einen Band heraus, und sagte:

„Haben Sie das auch?" Ich verneinte. Es waren die grönländischen Prozesse, sein erstes Werk.

„Ja", fuhr er fort — „das ist schwer mehr zu finden, der Verleger hat voreiligerweise mehr Exemplare davon zu Makulatur gemacht, als er verkauft hatte, mir selbst fehlte es viele Jahre, bis ich wieder zum Besitz gelangte."

Dies Buch sowohl, als die übrigen, war mit vielen von Jean Paul's eigner Hand geschriebenen Noten und Zusätzen an den Rändern versehen, so wie eine Menge einzelner Zettel zwischen den Blättern lagen. — Er erklärte mir, wie er bei jeder Gelegenheit, nicht nur während des Lesens seiner, sondern auch anderer Schriften, ja bei jedem Einfalle, der ihm ex abrupto komme, wenn er anders Beziehung auf irgend eine Stelle in seinen Büchern habe, solchen aufzeichne und an den schicklichen Ort lege. — Hierbei machte er mir

eine Bemerkung, die mir von höchſter Wichtigkeit in Bezug auf die Geſammtausgabe ſeiner Schriften zu ſein ſcheint, und die mich noch heute bezweifeln läßt, ob die nach ſeinem Tode veranſtaltete Herausgabe ſämmtlicher Werke wirklich nach ſeiner letzten Durchſicht und Beſtimmung erſchienen iſt oder nicht.

Er äußerte mir nämlich: „ich ſolle ja nicht glauben, daß er alle dieſe Noten und Zuſätze als Verbeſſerungen betrachte, oft ſeien es auch Verböſerungen, wie er ſich gar vielmals überzeugt, indem jede Bemerkung, die er in ſeine Bücher hineinſchreibe oder hineinlege, ohne ſorgfältige Kritik niedergeſchrieben ſei, und es geſchehe nicht ſelten, daß er, was er heute korrigirt oder hineingelegt habe, morgen, oder nach Jahren wieder ausſtreiche oder wegwerfe. Die Zettel ſämmtlich ſeien als bloße Merk- keineswegs aber als Verbeſſerungs-Zettel zu betrachten.

Als er mir nach mehreren Jahren einmal ein Exemplar des erſten Bandes der neuen Auflage ſeiner „unſichtbaren Loge" überſandte, ſchrieb er mir dabei:

„Sie werden finden, wenn Sie dieſe neu einbalſamirten Mumien*) gegen die alten halten, daß die friſch dazu genommenen Gewürze und ſonſtigen Ingredienzien, vorzüglich nur einen wohlthätigen Ein-

*) So hieß der zweite Titel.

fluß auf den todten Körper übten, der z. B. aus Löſchpapier ſich zu Velin umgeſtaltete, wie beikommendes Exemplar bezeugt. Stehende Verbeſſerungen — wie die zweite Vorrede andeutet — aller meiner Auflagen, blieben auch hier Land- oder Buchverweiſungen von faulen Tag- oder Sprachdieben oder Wortfremdlingen und die Ausrottung falſcher Genitiv S und Ung's. — Ferner auf allen Blättern, wo es Noth that, wurden Lichter und Schatten und Farben gehoben oder vertieft, aber nur ſchwach; und da nur meiſtens in komiſchen Stellen, die Sie nun einmal — und wie Sie wiſſen, zu meiner wahren Freude — vor ſo vielen meiner Leſer ganz beſonders goutiren. Von jenen Anſätzlingen und Kometenſchwänzen, wovon mein Handexemplar der alten Auflage voll war, werden Sie wenig eingeſchwärzt finden, aus den in der neuen Vorrede entwickelten Gründen und ſonſtigen, über die der Mumienvater erſt dann Aufſchluß geben kann, wenn wir beide aus der ſichtbaren Loge in die unſichtbare vorgerückt ſein werden, wovon Ihnen das himmelblaue Papier mitfolgender Prachtausgabe einſtweilen einen Vorgeſchmack ſchenken mag."

„Könnt' ich doch in Ihrer Geſellſchaft, mit Ihrer Hülfe und Ihrem praktiſchen Blicke an meine opera omnia gehen, an die ich fortwährend denke, und in dem Gedanken ſelig ſchwelge! So viel iſt gewiß, daß

Sie mich nicht lange mehr daran erinnern werden, wie ich Ihnen mündlich sagen kann, wenn Sie Ihr so oft gegebenes Wort endlich erfüllen, und Baireuth und mich einmal wieder heimsuchen."

Aus diesen Zeilen ist nun ersichtlich, wie wenig Rücksicht Jean Paul auf die in seinen Büchern gemachten Notizen nahm, wovon besonders, wie ich mich genau erinnere, die alte Auflage der unsichtbaren Loge voll steckte. — Eine letzte Hand, mit dem Vornehmen: daß es die letzte sein solle, hat er schwerlich an seine Werke gelegt, und es entsteht nun die nicht unwichtige Frage: Ist die bei Reimer in Berlin erschienene Gesammtausgabe wirklich eine solche, wie sie der Verewigte nach Inhalt und Form im Sinne hatte?

Man wende mir nicht ein, daß dies aus dem Grunde nicht zu bezweifeln sei, weil er zu einer solchen Ausgabe schon mehrere Jahre vor seinem Tode die eigene, bessernde Hand anlegte, und bei geschwächtem Augenlicht und gegen das Neigen seiner Tage zu, sein Neffe Spazier kräftig dabei mitwirken half. — Jean Paul sah das schnelle Abnehmen seiner Kräfte und sein bald darauf erfolgtes Ende nicht voraus, die Hoffnung, seine stete Lebensgefährtin, tröstete ihn, wie während seines ganzen Lebens, so auch an dessen Ziel, und wenn ich die mehrmals mit ihm gehabten Unterredungen über seine **opera omnia** mir in das Gedächtniß zurückrufe,

wenn ich ferner manche Stellen in der Gesammtausgabe, mit denen in den früheren vergleiche, und die mir gerade über diese Stellen gemachten mündlichen Aeußerungen berücksichtige, so möchten meine Muthmaßungen, daß gar Manches sein Nachlaß in sich fasse, was nicht mit seinen letzten Entschlüssen im Einklang stehe, wohl einen ziemlich breiten Raum gewinnen. Denke ich nur zurück an mein Leibgericht unter sämmtlichen Jean Paul'schen Schüsseln, an den Siebenkäs, so gewinnen meine Zweifel — wenigstens in dem hier zu erzählenden Falle — vollkommene Gewißheit.

Zu Ende des Jahres 1817 oder Anfangs 1818 sandte mir der Verewigte ein Exemplar der zweiten Auflage dieses Buches ein, begleitet mit einigen Zeilen, die ich leider — wie so viele Briefe, welche ich freundlichen und ungestümen Bitten nachgebend, verschenkte — nicht mehr vorfinde; aber des Inhalts waren: „ich möge die in der Vorrede von ihm roth angestrichenen Stellen baldigst erledigen, durch mein Kommen nach Baireuth, oder er (Jean Paul) käme, als mahnender Gerichtsdiener und Executor nach Bamberg, wobei er nicht unbemerkt lassen dürfe, daß sein Verweilen als Wartbote mir bedeutende Schmerzensgelder kosten würde."

Die angestrichenen Stellen der damaligen Vorrede waren folgende:

1) „Was hilft es mir, daß ich diese neue Auflage des Siebenkäs mit den größten Vergrößerungen und Verbesserungen, die nur in meiner Gewalt standen, ausgestattet herausgebe? Man wird sie wohl kaufen und lesen, aber nicht lange studiren, und ausführlich genug beurtheilen. Die kritische Pythia gab mir, wie die griechische anderen Fragern, nicht gern Orakel, und zerkauete höchstens die Lorbeeren, ohne sie aufzusetzen, und weissagte wenig oder nichts. So erinnert sich der Verfasser dieses noch recht gut, daß er sich z. B. über die zweite Auflage seines Hesperus gemacht, mit der Baumsäge in der linken Hand und mit dem Okulirmesser in der rechten, und damit außerordentlich gearbeitet am Werke; aber vergeblich sah er auf weitläufige Anzeigen davon in gelehrten und ungelehrten Blättern auf. Und so kann er in seinen neuen Auflagen (Firlein, die Herbstbluminen, die Vorschule, die Lewana, sind Bürgen und Zeugen) wirthschaften wie er will, neue Bilder aufhängen und alte umwenden — Gedanken ausquartieren und Gedanken einquartieren — Charaktere dort zu besseren Auftritten und Gesinnungen anhalten und hier zu schlimmern — kurz, er kann in der Auflage tausendmal gewaltthätiger haushalten, als wie ein Rezensent oder ein Teufel; keiner von Beiden merkt es und sagt der Welt ein Wort davon; aber auf diese Weise lern' ich wenig, erfahre nicht, wo ich's recht oder schlecht gemacht habe, und büße etwaiges

Lob ein.“ (Bei den letzten Zeilen, von: „aber auf dieſe Weiſe“ bis zum Schluſſe, ſtand neben dem Striche ein großes Fragezeichen.)

2) „— — — — Endlich mag es vielleicht als eine der kleinen Verbeſſerungen gelten, daß ich in den beiden Blumenſtücken — beſonders in dem des todten Chriſtus — gar keine gemacht, ſondern Alles gelaſſen, wie es war und den bunten goldnen Streuſand, womit ich die Schriftzüge etwas unleſerlich und höckerig gemacht, abzuſchaben unterlaſſen.“ (Die ganze Stelle war, mit Fragezeichen und Ausrufzeichen untermiſcht, angeſtrichen).

3) „— — Dies ſind nur die vornehmſten Verbeſſerungen, über welche ich ſo gern ein Urtheil von guten Kunſtrichtern, welche die neue Auflage vergleichen wollten, zum Wachsthum meiner Kenntniſſe, ja vielleicht meines Ruhms zu erleben wünſchte. Da aber nichts verdrüßlicher iſt, als das Gegeneinanderhalten des alten Buchs gegen das verbeſſerte: ſo hab' ich in der Realſchulbuchhandlung das gedruckte Exemplar der alten Auflage niedergelegt, in welchem die ganze mit Tintenſchwärze verbeſſerte Druckerſchwärze, nämlich alle durchgeſtrichenen Stellen auf einmal zu überſehen ſind, oft halbe und ganze todtgemachte Seiten, ſo daß man erſtaunt. Der entfernte Kunſtrichter freilich müßte, da er vielleicht eben ſo ungern als der benachbarte Berlins mit Korrektors Schiffziehen Blatt für Blatt beider Auf-

lagen gegen einander abwägt, sich damit begnügen, daß er die Bände von Beiden in zwei Gewürzkrämerschalen legte und dann zusähe; er wird aber finden, wie sehr die neue Auflage die alte überwiegt. Aus der Strenge gegen zweite Auflagen nun dürften dann leicht beide Männer ihre Schlüsse auf die Strenge gegen erste, und aus dem Ausstreichen des Gedruckten auf das frühere des Geschriebenen ziehen; und dies wäre allerdings ein Fest für mich." (Diese ganze Stelle war mit einem rothen Strich versehen, und bei dem letzten Worte ein Zeichen gemacht, das auf ein dabei liegendes Papier hinwies, worauf geschrieben stand: „Was werden Sie thun, und wenn mir das Fest bereiten?")

Ungefähr nach vier Wochen, nachdem ich die neue Auflage des Siebenkäs durchlesen, aufmerksam mit der alten Auflage verglichen, und meine Bemerkungen zu Papier gebracht, schrieb ich an Jean Paul, unterrichtete ihn von dem Totaleindruck, den das Ganze auf mich gemacht, fügte mehrere leicht mittheilbare, spezielle Bemerkungen hinzu, versprach aber über das Weitere mich mündlich mit ihm zu benehmen.

Gegen meinen Willen verschob sich die Reise nach Baireuth ein ganzes Jahr, doch kamen meine Mittheilungen noch immer zeitig genug. Ich übergebe alles das, was ich ihm in aller Anspruchlosigkeit über den neuen Siebenkäs im allgemeinen sagte, und darauf hinauslief: wie sehr ich fühle, welchen bedeutenden Werth

die zweite Auflage vor der ersten habe, wie so viele Stellen, — besonders humoristische — viel deutlicher und bestimmter hervorträten, wie die Charakterbilder von Siebenkäs, Leibgeber, besonders aber Lenette, durch den neuen Firniß, den sie bekommen, gewonnen hätten; ich übergehe nicht nur diese und ähnliche Dinge, und halte mich blos an einige Punkte, die ich dem Leser mittheilen will und muß, um den vollständigen Beweis des früher Gesagten zu führen, und durch ein paar Beispiele darzuthun, wie bestimmt sich Jean Paul erklärte, dies und das bei Herausgabe seiner gesammelten Werke so und nicht anders geben zu wollen, und wie es doch ganz anders in denselben erschienen.

Ueber die herrliche „Rede des todten Christus vom Weltgebäude herab, daß kein Gott sei" hatte ich mehrere Jahre schon vor Erscheinen der zweiten Auflage des Siebenkäs*) mich gegen Jean Paul dahin erklärt, daß ich diese Rede zwar vollkommen zu verstehen glaube, von ihrer Schönheit und Kraft durchdrungen sei, weshalb ich sie auch öfters als Vorlesegegenstand gewählt hätte; doch müsse ich bekennen, daß, wenn ich von einzelnen Zuhörern über diesen oder jenen Gedanken gefragt worden wäre, so sei es mir nicht möglich gewesen, so sehr ich mich auch bemüht, ihnen

*) Diese Rede ist bekanntlich eines der im Siebenkäs enthaltenen Blumenstücke.

eine vollkommen befriedigende Erklärung zu geben. Es ſchiene dies doch wohl nur in einer minder gelungenen Ausdrucksweiſe des Gedankens zu liegen, der wohl durch das Gemüth, aber nicht durch den Verſtand zur klaren Anſchauung käme.

Jean Paul war, nachdem ich ihm ein paar Beiſpiele angeführt, damit ganz einverſtanden, und verſicherte, bei einer neuen Auflage die beſſernde Hand anzulegen, was er, wie er ſagte, am beſten dadurch zu erwirken glaube, wenn er zugleich die kurze, zür Ueberſicht dieſer Rede erklärende Anmerkung, die ſo lautet:

„Wenn einmal mein Herz ſo unglücklich und ausgeſtorben wäre, daß in ihm alle Gefühle, die das Daſein Gottes bejahen, zerſtört wären, ſo würd' ich mich mit dieſem meinen Aufſatze erſchüttern, und — er würde mich heilen und mir meine Gefühle wiedergeben.“

mehr ausführe, wodurch ſie dann deutlicher, und zum Verſtehen der gerügten Gedanken behülfiger werde.

Daß dies von ihm geſchehen ſei, davon überzeugte er mich durch eigene Anſchauung bei einem ſpäteren Beſuche in Baireuth, indem er mir das im Text Korrigirte, wie die zwiſchen den Blättern gelegten Zettel zeigte und ablas. Nun erſchien die zweite Auflage des Siebenkäs, ohne daß er an dieſer Rede ein Wort geändert hatte, wie wir aus Nr. 2. des oben mitgetheilten

Auszugs der Vorrede gesehen. — Als ich ihm mein Befremden darüber bemerklich machte, sagte er Gründe, die mir aber leider entfallen sind, was übrigens nichts zur Sache thut. Genug es waren Gründe, und die hinzugefügte Versicherung, daß bei Erscheinung der sämmtlichen Werke, die gemachten Aenderungen bestimmt benutzt würden, giebt hier den Ausschlag.

Im Jahre 1821, wo Jean Paul nach Bamberg kam, die Catalani zu hören, erzählte er mir von den Fortschritten, die er in Verbesserung seiner Werke zu einer Gesammtausgabe gemacht habe, daß daran noch nicht viel geschehen, und nur der Siebenkäs ganz druckfertig vorliege, und zwar ganz so, wie wir einige Jahre zuvor es mündlich besprochen; die Rede des todten Christus nehme sich jetzt gar schön aus, und mehrere Stellen aus der alten Auflage seien wieder in ihr altes Recht eingesetzt, hingegen mehreres aus der zweiten Auflage gestrichen, wie ich mich davon bereits persönlich überzeugt hätte.

Die sämmtlichen Werke Jean Paul's erschienen nach seinem Tode; allein der Abdruck des Siebenkäs ist ganz der der zweiten Auflage, mit Hinweglassung aller der als ganz bestimmt von ihm anerkannten Aenderungen.

Ich frage meine Leser: läßt sich nun nach diesen ihnen gemachten Erörterungen von dem Verfahren bei diesem einen Werke, nicht zugleich auf die Behand-

lung der übrigen schließen? — Wenn ich nicht fürchtete, sie zu ermüden, könnte ich Beispiele aus Titan ꝛc. anführen, worin Zuthaten weggeblieben sind, für die sich Jean Paul bestimmt entschieden, hingegen Stellen, die er vor 20 Jahren und länger gestrichen, sich aber fest vorgenommen hatte, sie in die Gesammtausgabe wieder aufzunehmen, gestrichen geblieben sind. — — Ueber diese etwas lange, aber wohl am rechten Orte stehende nothwendige Excursion, wird hoffentlich der Leser nicht vergessen haben, daß er mit mir vor dem Bücherrepositorio in Jean Paul's Zimmer stand, das ich nach den angehörten, hier zum Theil wiedergegebenen Erklärungen des Besitzers, gegen Mittag verließ. — Ich wollte beim Fortgehen ihm die Freude und das Glück schildern, das ich durch die gewonnene Bekanntwerdung mit ihm so innig fühlte; er aber unterbrach mich auf der Stelle, und indem er mir herzlich die Hand drückte, sprach er die mir unvergeßlichen Worte:

„O, ich bitte, schweigen Sie wie ich der dergleichen Versicherungen so ungern hört, als er sie giebt; denn würde es nicht erbärmlich klingen, wenn ich Ihnen sagen wollte, wie erfreulich mir Ihre Bekanntschaft gewesen wäre, — weil dieser, bei allen Abschiedsvisiten gebrauchte Refrain fast gar nichts mehr sagen will?!"

So endigte sich mein erstes Zusammentreffen mit dem unsterblichen Manne. —

Ungefähr zwei Monate nachher, auf meiner Rückreise nach Bamberg, besuchte ich Baireuth abermals auf ein paar Tage, und Jean Paul erzeigte mir auf meine Einladung die Ehre, eines Mittags in meinem Gasthofe mein Gast zu sein. — Niemand war, nach seinem Wunsche, weiter geladen, und er und ich speisten auf meinem Zimmer allein. Er war bei heiterster Laune, und so offen und hingebend gegen mich, als wenn wir uns schon Jahre lang gekannt hätten. — Drei Gegenstände waren es, die von 1 bis 6 Uhr unser Gespräch ausfüllten: seine Werke, — Baireuth, — und der Wein.

Was ihn besonders zu mir hinzog, war, wie er selbst so oft scherzend gestand, meine stete Opposition in Bezug auf die Frage: was das vorzüglichste seiner Werke sei. Er entschied sich, wie er dies öffentlich oft genug ausgesprochen, für seinen Titan; ich für Siebenkäs, den ich besonders deshalb vor Ersterem vorzog, weil der darin durchweg herrschende Humor mich ganz besonders anzog. Alle Gründe, die Jean Paul vorbrachte, mir den Beweis für seine Meinung zu liefern, wollten nichts fruchten, und Das war es gerade, — wie unähnlich ist er darin so vielen andern Schriftstellern! — was ihm so wohlgefiel und ihm die darüber obwaltende Diskussion angenehm machte. — Ich bin über diesen Gegenstand noch heute derselben Meinung, so oft ich auch Gelegenheit gehabt hätte, durch

wiederholtes Lesen beider Schriften, und der dabei stattgehabten jedesmaligen Prüfung der Jean Paul'schen Ansicht die meinige unterzuordnen.

Die Bevorzugung des Siebenkäs vor dem Titan war nun aber wohl der einzige Gegenstand, worin wir, bei Besprechung seiner Schriften differirten; in allem Uebrigen stimmten wir überein, und ich darf ohne Eigenliebe bekennen, daß ich durch die Einsicht und das Eindringen in die von ihm aufgestellten Ansichten, Grundsätze, und die dabei stattgefundenen anatomischen Sektionen einzelner Werke, dann durch die Vertrautheit mit denselben, als Folge oftmaliger Lektüre, schnell einen großen Stein im Brette bei ihm gewann. Ja, er verwunderte sich nicht wenig, daß ich ganze Stellen aus seinen Schriften, wenn sie zum Beweise einer Behauptung dienten, aus dem Stegreife zu rezitiren vermochte, wobei er mir mehrmals das Lob „des allerfleißigsten Lesers derselben, der ihm noch vorgekommen", ertheilte, „sich selbst nicht ausgenommen." Daß ich ferner die beiden Pole seines unendlichen Humors in den Gestalten von Schoppe, Leibgeber, Vult und Walt, Katzenberger, Schmelzle, Marggraf ꝛc., im Gegensatz zu Firlein, Fibel, dem schwedischen Landpfarrer, dem vergnügten Schulmeisterlein Wuz ꝛc., zu vereinigen verstand, erhöhete den Antheil, welchen er an mir nahm sehr, und es schien dem besten Menschenherzen, was je auf Erden schlug, innigst wohlzuthun, wenn ich über

seine unnachahmliche Zeichnung irdischer Stillleben mich in Lobsprüchen ergoß, für deren Wahrhaftigkeit jedesmal die Thräne sprach, die in meinem Auge glänzte. — Den Höhepunkt aber erreichte sein Wohlwollen gegen mich, als ich ihm bekannte, daß eine Stelle in seinem Firlein mich zu einem ganz anderen, zu einem innerlich vollkommen glücklichen Menschen gemacht habe. Als er diese Stelle zu wissen verlangte, und ich feierlich seine Worte wiederholte:

„Ich konnte nie mehr als drei Wege, glücklicher (nicht glücklich) zu werden, auskundschaften. Der erste, der in die Höhe geht: so weit über das Gewölk des Lebens hinauszudringen, daß man die ganze äußere Welt mit ihren Wolfgruben, Beinhäusern und Gewitterableitern von weitem unter seinen Füßen nur wie ein eingeschrumpftes Kindergärtchen liegen sieht. Der zweite ist: — gerade herabzufallen ins Gärtchen und da sich so einheimisch in eine Furche einzunisten, daß, wenn man aus seinem warmen Lerchennest herausspäht, man ebenfalls keine Wolfgruben, Beinhäuser und Stangen, sondern nur Aehren erblickt, deren jede für den Nestvogel ein Baum, und ein Sonnen- und Regenschirm ist. — Der dritte endlich — den ich für den schwersten und klügsten halte, — ist der, mit den beiden andern zu wechseln."

fiel er schnell fragend ein:

„Und welchen Weg gehen Sie jetzt?"

„Den zweiten", erwiderte ich, „auf welchem ich Ihr zusammengesetztes Mikroskop mit mir führe, um damit zu ersehen, daß ein Tropfen Burgunder" — hier erhob ich das Glas, mit ihm anstoßend — „ein rothes Meer, der Schmetterlingsstaub Pfauengefieder, der Schimmel ein blühendes Feld, der Sand ein Juwelenhaufe und Ihre Worte leuchtende Fußtritte eines Engels auf Erden — zum Himmel sind! — Dem ersten strebe ich mit allen meinen Kräften nach, und der dritte, hoffe ich zu Gott, wird mir für spätere Tage nicht verschlossen bleiben." —

Jean Paul reichte mir mit sichtbarer Rührung die Hand über den Tisch, drückte sie, und sagte mir so erhebende Worte, die ich nicht besser würdigen kann, als wenn ich sie stets still bewahre, im Andenken an den großen Propheten!

Es gereicht mir zu wahrem Troste, mir, indem ich dieses niederschreibe, selbst bezeugen zu können, daß ich bis jetzt diese Wege ging, keinen vierten betrat, wobei ich innerlich mich so wohl befinde, und so überaus glücklich fühle, daß ich keinen Menschen auf Erden auf seinen mit Goldstaub bestreuten Wegen beneide: — der Erdgeist kann mich nur locken, nie verführen, und wenn ich auch mit meinem Trotze äußerlich darüber untergehen sollte, wozu allerdings mehr Aussichten vorhanden, als zu einer Reform der Staa-

ten und ihrer Gesetze, welche manche tüchtige Naturen jetzt hoffen, erstreben und prophezeihen, die die Verehrung für Jean Paul, als unerschrockene Kämpfer für Freiheit und Recht, wohl auch im Herzen tragen, und an seine heiligen Worte wie an einem Evangelium festhalten; aber die Flamme der Liebe manchmal dabei übersehen, die aus seinem reinen Vestaheerde herausbrannte, und die Erde ringsum hell erleuchtete, ohne sie jedoch zu zerstören!

Köstlicher Chambertin, den wir über Tische genossen, bewegte die Geister freier und ungezwungener, und Jean Paul ergoß sich eben so sehr über sein glückliches, in sich konzentrirtes Leben in Baireuth, in der es umgebenden Natur, als er sich bitter über dessen Menschen beklagte, die ihn nicht erkannten, folglich nicht zu würdigen verstanden.

Es kann mir, aus leicht begreiflichen Gründen, nicht einfallen, seine Klaglibelle gegen ihr unpoetisches, verstocktes und böotisches Thun und Treiben hier wiederzugeben; seine Tagbücher sind zum Theil veröffentlicht, und ein paar Schmerzensstellen daraus sind hinreichend, den Inhalt seiner Aeußerungen über die gute Stadt zu verdeutlichen:

„Ich habe zwar schon viele unverdiente Auszeich-

nungen in unbedeutenden Städten genoſſen, aber doch *hier neue, nämlich grobe.*" —

„Gut! was iſt denn beſonders mir daran gelegen, wenn ich in Baireuth, oder ſonſt wo, ein Bischen Lob einbüße, da mir in ſo vielen Städten ſo viel unverdientes bereit gehalten wird? Es muß mir viel unverdientes abgenommen werden an einem Orte, ehe ich den Raub des verdienten am andern ſpüre." —

„Ich habe die höchſte Freude, alles Gemeine und Pedantiſche mitzumachen, unter dem ergötzenden Bewußtſein der Willkühr." —

„Die geſcheiteſte Frau in Baireuth iſt die — Rollwenzel; ſie begreift mich am beſten." —

Jean Paul war ſo wenig verſchloſſen gegen mich, daß er ſogar ein Thema berührte, von dem er nur ſtets ſehr ungern ſprach, und ſich mit aller Offenheit darüber gegen mich äußerte. Es betraf das Urtheil eines „Packs" (ſo nannte er mit vollem Rechte dies Völklein), das ſich zum Geſchäfte machte, allerlei Anekdoten über ihn, als übermäßigen Trinker, zu verbreiten.

Er klagte mir, auf das Tiefſte indignirt, wie dieſe Menſchen gar nicht wüßten, wie ſehr ſie durch ſolche Aeußerungen ſeinen ſittlichen Charakter auf das abſcheulichſte verletzten und zerriſſen, wenn ſie ihn in die Klaſſe gemeiner Trunkenbolde ſetzten.

„Gott weiß es!" — rief er im quälendſten Schmerzgefühle aus — „daß ich lieber Waſſer als

irgend ein spirituöses Getränk genösse, wüßte ich meinen geistigen Haushalt eben so gut damit zu bestreiten. Die Art und Weise meines Schaffens ist schon an sich eine Art geistiger Debauche, und läßt so gut ihren Katzenjammer dem Gehirne fühlen, wie dem Magen. Nun pflege ich nicht zu arbeiten, wenn Geist und Körper wollen, sondern wenn die Zeit gebietet, die mit ihren paar Tagesstunden mir, ach! nur zu schnell vorüberfährt. Sie will ergriffen sein, und wie kann ich all' den Stoff, den ich im Kopfe mit mir herumtrage, zu Tage fördern, wenn ich ihre Stunden, Minuten, ja Secunden nutzlos vorüberstreichen lasse. Glauben Sie mir auf mein Wort, lieber Freund, daß, wenn ich Methusalems Alter erreichte, ich der Welt noch nicht Alles gesagt haben würde, was ich zu sagen habe. Ach! es ist tief verwundend! — sehr! — sehr! — daß ich darüber reden muß*)!" —

---

*) In demselben Jahre schrieb er in sein Tagebuch nieder: „Wenn ich könnte, so möchte ich, was noch kein Autor konnte und kann, alle meine Gedanken nach dem Tode der Welt gegeben wissen; kein Einfall sollte untergehen; aber wie ist dies bei Reichthum zu machen?"

Wahrheit aus Jean Paul's Leben, 2s Bdchn. S. 27.

(März, 1821.) „Wenigstens weiß ich, daß ich noch so viel zu sagen habe. An das Andere darf ich ohnehin nicht denken, wie viel ich noch zu erfinden und darzustellen hätte; denn dies wird durch seine Vergrößerung immer größer und hat kein Ende." Ebendas. S. 43.

Nie habe ich Jean Paul wieder so ungeheuer schmerzlich aufgeregt, ja, so im tiefsten Innern zerrissen gesehen! — O, wäret ihr dabei gewesen, ihr gemeinen Seelen, ihr Leberreime und Trompeterstückchen der Natur! wie euch Schoppe glimpflich genug nennt; hättet ihr den Schmerz erblickt, ihr Akten- und Regenwürmer, die ihr die Anklage des Trunkes gegen den größten Mann eures Jahrhunderts leichtfertig im Munde führet, ihr wäret vielleicht verstummt! Seinen Namen nur zu nennen, geziemt euch nicht, ihr Wasserratten; ihr taumelt in einer ewigen Berauschung herum, denn eure Köpfe sind Jahr aus Jahr ein, toll und voll von — Nichts!

Ich habe mehr als einmal wahrzunehmen gehabt, wie Jean Paul im gesteigerten Gesprächseifer, ohne zuvor nur irgend ein geistiges Getränk zu sich genommen zu haben, auf eine Exaltationshöhe sich selbst hinauf schraubte, daß der, welcher ihn zum ersten Male sah, nichts anders glauben konnte, als daß er sie durch spirituöse Getränke erzeugt habe. Ging er dabei im Zimmer auf und ab, so war man noch geneigter daran zu glauben, denn der kurze, unsichere Gang, der bei höchster Nüchternheit dem eines bei anfangender Trunkenheit etwas Wankenden glich, bestätigte die Vermuthung. — So dachte Mancher, — ich selbst Anfangs — der ihn auf der Straße gedankenvoll daherschreiten, die Augen auf den Boden geheftet, zuweilen die

Füße an einander, ja, selbst stolpern sah, an dergleichen, obwohl zu versichern war, daß Jean Paul noch nicht einen Tropfen geistiger Flüssigkeit über seine Lippen gebracht. Man denke sich aber den vornehmen und gemeinen Pöbel, wie gern derselbe bei solchen Gelegenheiten seine einmal vorgefaßte Meinung geltend machte. Nun kam noch dazu, daß Jean Paul sprach wie er schrieb; wie konnte da es fehlen, daß diesen nüchternen Alltagsmenschen seine feurige exotisch-geniale Rede selbst als Rausch erschien?

Mich ekelt, über diesen Gegenstand fortzusprechen, ja unwürdig scheint es mir, im Andenken an den Verklärten, das Thema festzuhalten, oder gar eine Vertheidigung gegen Profane einleiten zu wollen; aber am rechten Orte ist es gewiß, Einiges aus seinen Tagebüchern hier wiederzugeben, als Zeugniß, wie er selbst darüber dachte, aus welchen Gesichtspunkten Er diese Lebensweise betrachtete, und als Leitfaden für unser Denken und Betrachten darüber.

„Ich bin ein Lebens-Libertin von innen. Denn von außen genoß ich kein Bier, Wein, keine Gastmähler, Punsch ꝛc. Aber meine innern Phantasieen haben mir das äußere Leben abgeschlacht und verzehrt; und dies nur, indem ich sie darstellte." —

„Ich sag' es hier vor Gott euch, daß ich rein bei allen meinen Darstellungen nichts gewollt, als das Beste, unbekümmert über Armuth, Mißverstand, Opfer ꝛc." —

„Ich halt' es eben für meine Pflicht, nicht zu genießen, oder zu erwerben, sondern zu schreiben — so viel Zeit es auch koste, oder Geld weggehe, — ja so viel Freude, z. B. die Schweiz zu sehen, mir blos das Opfer der Zeit versagt." —

„Wie oft hab' ich gewünscht, daß ein Anderer für mich äße und besonders tränke, damit ich nichts bekäme als den Wein- und Kochgeist, um nachher fortzufahren auf dem Papier." —

„Ich versage mir mein Bespereſſen um zu arbeiten, aber ich kann mir die Störungen durch meine Kinder nicht versagen." —

„Eſſen, Trinken, Geld, ja Geſundheit, ſind mir nichts in der Wage der äſthetiſchen Arbeit; für dieſe hingegen eſſe, trinke ich ꝛc. Nur die Genüſſe der Natur, der Religion, behaupten ihre eigene Herrſchaft." —

„Mein Aufopfern bezog ſich — wie das jedes rechtlichen Autors — nicht etwa auf mehr Gewinn des Glanzes, ſondern auf rechte, ächte Darſtellung eines Werks, welche ich ſogar (wie ich gethan) auf Koſten meines Ruhms — und früher ſogar meines Eintritts in die gelehrte Welt — erwählte." —

„Ich habe nie ein Getränk getrunken blos für meinen Geſchmack, als das Waſſer; jedes andere nur für die Wirkung." —

„Trunk weckt mehr Freude als Geiſteskraft; man arbeitet deſto länger, je ſpäter man trinkt." —

„Ich habe mich oft bei Gastmählern des Trinkens enthalten, um nicht die Kraft durch Trinken ohne Schreibzweck abzustumpfen.“

„Witz, Feuer der Darstellung und manches andere hängt von meinem Willen, und von den von ihm befohlenen Hülfsmitteln ab, z. B. den Getränken. Hingegen Charaktere, am meisten Erfindung des Plans, wird durch keine Anstrengung gemacht, man muß die Stunde des Gelingens erwarten und dann desto schärfer auskernen.“ —

„Getränk ist der Gelenksaft der Zunge, wie Essen ihr Hemmschuh.“ —

„Nichts berauscht mehr als das Sprechen, besonders wenn ich dabei trinke.“ —

„Der verdammte Körper ist an sich recht gut und läßt sich alles gefallen, ohne krank zu werden, aber der Seele will er nur nicht dienen und helfen, wenn er beleidigt ist, und er pocht darauf.“ —

„Hätt' ich nicht geistig hervorzubringen, wie streng wollt' ich meinen Körper halten!“ —

„Gebt mir Zeit, Gesundheit und Wein: so will ich etwas machen; aber das Beste hab' ich schon gemacht.“ — (1808).

„Ich habe mir vorgenommen, da doch alles Handeln nicht gegen Verleumdung schützt, mich um keinen Schein zu scheren.“ —

„Wie wenig ich jetzo genieße und genießen mag!

Keine Speiſe, Getränke, Geſellſchaften, — alles von ihnen nur zum Aufhelfen und Stützen der Darſtellung." — (1815).

„Ich lebe faſt den ganzen Tag ohne phyſiſchen Genuß, — Kaffe — Wein — Liqueur — alles dies ſchmeckt mir nicht." — (April 1816).

„Warum ich nicht in geiſtergiebigere Städte ziehe? — Weil ich nicht fertig werde.

— — Wir ſind ſolcher Zeug
Wie der zu Träumen und dies kleine Leben
Umfaßt ein Schlaf!" (1819).

„Ob ich nun in Baireuth noch zwanzig Gänſe mehr eſſe oder funfzigmal öfter in die Harmonie gehe — dies iſt der Unterſchied des längern Lebens. Daß Leben als Leben muß etwas werth ſein, aber nicht als Zeit." — (1821).

Dieſe Stellen werden hinreichen, um zu beweiſen, daß Jean Paul nur aus Grundſatz und Bedürfniß geiſtige Getränke zu ſich nahm und er eben ſo wenig als Hofmann unter die Klaſſe gemeiner Trinker geſetzt werden darf. Er ſchlug, wie die letzte Stelle oben beweiſt, das Leben als Leben nicht hoch an, ihm war geiſtiges Schaffen die einzige Aufgabe deſſelben, ſelbſt im Bewußtſein des Nachtheils auf ſeinen Körper.

Daß er nicht trank, um zu trinken, oder ſeine Zunge zu kitzeln, davon kann ich die beſten Beweiſe

liefern, mit dem er ſich darüber vielfältig unterhielt. — Immer wollte er von mir, als praktiſch geübtem Weinkenner, Rath und Vorſchläge, welche Sorte Wein er zu wählen habe, um die beabſichtigte Wirkung auf Geiſt und Körper zugleich zu erreichen, ohne dabei dem letzteren beſonders zu ſchaden. Stets war dies eine mir ſchwierige Aufgabe, obwohl ich ſie immer zu ſeiner Zufriedenheit löſte. Er befolgte meine Vorſchläge, doch nur auf kurze Zeit, wie dies in der Natur der Sache lag; denn eine und dieſelbe Sorte Wein, die ihn anfänglich geiſtig aufregte und unterſtützte, verfehlte ihre Wirkung nach wenigen Monaten, weil ſie ihm bald zur Gewohnheit geworden war. Als Beleg zu dem Geſagten diene Folgendes.

Nach meiner Zuhauſekunft von Baireuth fand ich einen Brief vom 10. September 1809 vor, worin es unter anderm heißt:

„Nun wende ich mich an Sie mit einer Bitte, die mir Baireuth nicht erfüllen kann. Ich wünſchte nämlich 12 Bouteillen alten, ächten Franzwein, (den Sie für den Augenblick am zuträglichſten für meinen Geiſt und Körper erachten), zur Probe ſeines Werthes und ſeines Preiſes. Vielleicht können Sie mir durch Ihre Bekanntſchaften — falls Sie ihn nicht ſelber haben — dieſen Wunſch erfüllen; wofür ich Ihnen herzlichen Dank ſagen würde. Sollte

er aber viel über einen Thaler koſten, ſo wünſcht' ich erſt Nachricht."

Da letzteres nicht der Fall war, ſandte ich ihm das Verlangte. Der Wein behagte ihm ſo ſehr, daß er bald eine größere Parthie davon verſchrieb. Dieſe war noch nicht verbraucht, als er ſich bei mir beklagte, wie ſo gar keine Wirkung mehr dieſer Wein auf ihn mache, er müſſe im Genuß der Quantität ſteigen, und das bekomme ihm noch ſchlechter. Er wollte eine neue Sorte vorgeſchlagen und überſandt wiſſen. Es geſchah; ich ſandte ihm einen rothen Bordeaux. Dieſer Wein wurde anfänglich mit noch größerem Lobe überſchüttet, bald darauf hörte ich aber dieſelbe Klage, wie beim Erſten.

Für die Vorrede zu den Hoffmann'ſchen Phantaſieſtücken übermachte ich ihm 1813, nach ſeinem Verlangen, eine Kiſte verſchiedener Weine in 6 Sorten. Drei davon wurden als ihm ganz beſonders zuträglich geprieſen, eine neue Sendung ward davon verlangt; ſie hatte aber bald das alte Schickſal! — Das ging ſo fort, bis zu ſeinem Lebensende, was ebenfalls folgende Stelle aus ſeinen Tagebüchern beweiſt:

(December 1821). „Giftweine für meinen armen Leib: im Herbſt 1820 ein Orhoft Graveswein — vertauſcht gegen weißen Burgunder, der wieder giftig wirkte — Tauſch- und Miſchhandel aller Art — im Frühling herrlichen Sauterno, der wieder vergiftete; wieder

Wechsel und Mischung, — dann 12 Beuteillen Weinproben aus Bremen, 12 aus Frankfurt, 12 von Mumm, wenige recht — endlich im Dezember ½ Oxhoft Barsac aus Frankfurt, anfangs gut, dann giftig; und da stehe ich eben. — Im nämlichen Jahre bekam ich auch lauter oder viel Giftbiere*)." —

Jean Paul ging es mit den Weinen, wie einem fortwährend Medizinirenden. Die dem Körper adäquatesten Arzneien, werden sie eine Zeitlang fortgebraucht, versagen ihre Wirkung, man muß wechseln, und ein oft minder kräftiges Mittel, zu gleichem Zwecke angewendet, wirkt wieder auf eine kurze Zeit erwünschter, als das Erstere, bis neue Ingredienzien an die Reihe kommen, die so lange fortgebraucht werden, bis man wieder zu dem ersten Mittel schreitet u. s. w.

Einer der denkwürdigsten Tage meines Lebens war es, an welchem Jean Paul mich im Spätsommer des Jahres 1810 in Bamberg zum ersten Mal besuchte.

Kaum in mein Arbeitszimmer eingetreten, eröffnete sich eine Scene, die zwar an sich komisch genug, mir aber sehr unangenehm war, und selbst in der Erinnerung mich noch unfreundlich berührt. — Er ging nämlich sogleich, nach den gewöhnlichen Begrüßungen, zu meinen

*) Dieses war um so schädlicher, als er im April 1808 (Vitabuch Nr. 286.) sein Glaubensbekenntniß über das Bier, mit den Worten niedergeschrieben hatte: „Was alles Böses gegen das Bier bei Philosophen gesagt wird, gilt nicht bei mir."

Bücherschränken, und das erste Buch, was er heraus zog und aufschlug, war:

„Galgenreden, Monumente, Grabschriften, Stand- und Leichenreden auf noch lebende arme Sünder."

Das Titelkupfer zeigt Jean Paul's Monument, über welchem eine Hexe auf einem Besenstiel reitend, schwebt.

Der treffliche Mann gerieth in nicht geringe Verlegenheit, ward über und über roth, sagte aber bald lächelnd darauf:

„Nun wahrhaftig, seinem Schicksale kann doch Niemand entgehen!"

Ich stotterte in meiner Verwirrung mehrere Entschuldigungsworte hervor, warum ich dies nichtswürdige Buch in meiner Büchersammlung aufgestellt, er aber fuhr heiter fort, und bedeutete mir: „wie solche literarische Pasquille seinen Verehrern, zu welchen er mich ja vorzüglich rechne, eben so nothwendig seien, wie die Lobschriften auf ihn; das Buch rufe aber ein altes Sprüchwort wieder in sein Gedächtniß zurück:

„Mensch, laß deinen Fürwitz!"

So geschickt er auch seinem Gespräche eine andere Wendung zu geben wußte, so konnte ich mich doch lange nicht von meinem Schrecken erholen, was er wohl bemerkte. Er ergriff das so eben vor ihn hingestellte Glas Wein, stieß an das meinige an, und sagte:

„Allen Sündern ſoll vergeben ſein, ſo auch dieſem armen Sünder, der ja nicht wußte, was er that!"

Nachdem Jean Paul meine Bücherſammlung über eine Stunde ſorgfältig durchmuſtert, mir viel Schmeichelhaftes über ihren Werth, ſowohl in qualitativer, wie quantitativer Hinſicht geſagt, die trefflichſten, witzigſten Bemerkungen über einzelne Autoren gemacht, beſonders über Tieck's große Verdienſte ſich lobend ausſprach, und endlich zu Herder's Schriften gelangte, ergoß er ſich in einen Strom von verehrenden Worten über dieſen unſterblichen Dichter. — Ich führte ihn zu dem in meinem Zimmer hängenden Portrait Herder's. Er faltete, wie in Andacht, die Hände, blickte zu ihm hinauf, ſeine Augen funkelten durch Thränen, und wehmüthig rief er aus:

„Ach, mein lieber, lieber, guter Herder!"

Wie heute, ſo immer war es ein Lieblingsgegenſtand Jean Paul's, über ſeinen Herder zu ſprechen, und nie hörte ich deſſen Namen von ihm nennen, ohne daß eine Thräne in ſeinem Auge glänzte.

Als er eine äußerſt wohlgetroffene Zeichnung Goethe's erblickte, die mir der Maler Rabe vor ſeiner Reiſe nach Italien zum Andenken zurückließ, die Copie eines Originals, zu dem Goethe ſelbſt geſeſſen, ſagte er:

„Das iſt das Einzige, was ich vor dem großen Manne voraus habe, daß ich ſeine Schriften richtiger und würdiger aufzufaſſen verſtehe, als er die meinigen."

Wir gingen nun zu meiner Portraitsammlung, an der Jean Paul viel Vergnügen fand. Namentlich waren es *seine* Portraits, die ihn besonders anzogen, und unter diesen, das früher erwähnte, einem Tabacks-packete entnommene, mit der Unterschrift:

„Jean Paul, der Wahrheit Freund, Feind aller Laster,
Empfiehlt gewiß auch gerne diesen Knaster."

Er erklärte mir unter herzlichem Lachen, daß dies allerdings ähnliche Portrait, wahrscheinlich nach einem Bilde, wozu er in Berlin gesessen, gefertigt, selbst der technischen Ausführung nach, so übel nicht sei, und er es sich viel schlechter gedacht habe. — Noch mehr als *diese* Sammlung aber, befriedigte ihn meine *theatralische*. Sie war ein Andenken meines verstorbenen Freundes *Bretzner* und von mir nach und nach bedeutend vermehrt worden. Alles auf das Theater Bezügliche, Dichter, die für dasselbe geschrieben, Componisten, Schauspieler und Schauspielerinnen, in ihren Abbildungen, theatralische Scenen, Costüme, Dekorationen ꝛc. waren gesammelt. — Dieser Sammlung reihte sich eine von merkwürdigen Komödienzetteln an, worunter uralte, selbst von Hanswursts Zeiten her, sich befanden, die Jean Paul ebenfalls mit vielem Interesse durchblätterte.

Die Stunde des Essens nahete; die dazu Eingeladenen, worunter *Hoffmann* und *Marcus* waren, erschienen, und wir setzten uns zu Tische. — Jean

Paul war in der heiterſten Laune, ein witziger Einfall jagte den andern, und vorzüglich war es die Unterhaltung mit dem geiſtreichen Marcus, die, über mediziniſche Gegenſtände, bald ernſthaft, bald ſcherzhaft geführt, zu den brillanteſten Witzen von beiden Seiten Veranlaſſung gab. Marcus, faſt eben ſo geübt auf dem Felde ſarkaſtiſchen Spottes, wie Jean Paul, blieb ihm keinen Ausfall auf mediziniſche Kunſt und ihre Jünger ſchuldig, und Hoffmann, der gegen alle Gewohnheit diesmal den ſtummen Zuhörer machte, accompagnirte die Sprechenden durch ſchallendes Gelächter.

Den Flaſchen wurde tüchtig zugeſprochen, wobei nächſt Hoffmann ſich Jean Paul am thätigſten bewies, und als auf letzteren ein Toaſt von mir ausgebracht wurde, rief er in ausgelaſſenſter Freude aus, — indem er ſeine Hände rechts und links herumreichte, wobei ihm die hellen Thränen über die Wangen liefen:

„O möge mir doch Gott nur einmal in Baireuth ein paar ſo herrliche Stunden ſchenken, wie ich ſie in Bamberg verlebte! Dazu iſt aber keine Hoffnung, denn die Erzeuger ſolcher Freuden fehlen; darum müſſen Sie mir ſammt und ſonders verſprechen, ſich einpacken zu wollen, um ein Dacapo aufführen zu können!“

Bald darauf ward ich vom Tiſche hinweggerufen; kehrte zurück, aber mit einem kläglichen Geſichte mich zu Jean Paul wendend, brachte ich ihm die Nachricht,

daß Frau von Kalb ſo eben hergeſandt, und ſie ihn mit einer Menge Damen ſeit einer halben Stunde ſchon am Ufer des Pegnitzfluſſes erwarte, um ihn, — wie er ihr verſprochen — zu Waſſer nach dem Luſterte Bug zu führen.

„Das iſt mir jetzt rein unmöglich!“ — rief er aus — „o, ich bitte ſehr, laſſen Sie mich entſchuldigen, — ſagen Sie — ja was denn? — ach, ſagen Sie, was Sie wollen, — meinetwegen auch, daß der Wein, der mich ſo heiter geſtimmt, mir verbiete, ihn mit Waſſer zu vermiſchen, um mich auf ſo unglückliche Weiſe abzukühlen!“

Ich ging. Noch unter der Thüre ſtehend, rief er mir nach:

„Ach Beſter, es wird die Kalb aber wohl kränken! — Was meinen Sie?“

„Ach was!“ rief Hoffmann dazwiſchen überlaut.

„Nun? — I, ſagen Sie, ich würde mich in meinem nächſten Buche darüber bei ihr entſchuldigen, und ihr und ſämmtlichen Damen öffentliche Abbitte leiſten, — heute aber ſei es mir unmöglich zu kommen! — mein Körper wolle, — aber der Geiſt nicht, — was ſonſt der entgegengeſetzte Fall, — heute ſei alles bei mir umgekehrt, — u. ſ. w.“

Ich ging, dem Bedienten die Meldung auf möglichſt ſchickliche Weiſe, und mit allerlei kleinen Noth-

lügen vermischt, zu machen, kam zurück, fand aber Jean Paul im Nachdenken begriffen und sichtbar verstimmter.

„Habe ich auch wohl recht gethan?" — sprach er vor sich hin. — „Was wird die gute Frau sagen? Ich habe ihr zwar nur versprochen, nach Bug zu kommen, nicht aber in Gesellschaft mit Damen dahin zu fahren. — —"

„Das ist ein göttlicher Spaß!" — rief Hoffmann dazwischen. — „Nein! diese Scene laß' ich mir um eine Welt nicht rauben; nur möchte ich dabei sein, wenn der Bediente die rührende Antwort bringt, und die verschiedenen Gesichter sehen, die sämmtliche Damen dabei schneiden werden." (Hoffmann lachte unmäßig dabei).

Jean Paul ward nach dieser Aeußerung noch verstimmter, und trank, immer in Nachdenken verloren, ein Paar Gläser Wein schnell nach einander aus. — Marcus suchte ihm die Sache in ein helleres Licht zu stellen, indem er ein paar Schattenseiten der Frau von Kalb hervorhob, um durch Gründe darzuthun, wie bei aller Verehrung dieser Frau für unseren Dichter doch eine gewisse Anmaßung nicht zu verkennen sei.

Auf einmal bemerkte ich, daß auf einem Teller gelegt ein Blatt Papier den Tisch herum cirkulirte, und ein Jeder bei Ansicht desselben hell auflachte. Der Teller kam zu Jean Paul; auch er lächelte, jedoch höchst ge-

zwungen, und gab ihn bald weiter. — Endlich kam der Teller auch zu mir. Hoffmann hatte, als allzeit fertiger Caricaturiſt bei ſolchen Gelegenheiten, die eben beſprochene Scene zeichnend zu Papier gebracht. Das Ufer der Pegnitz war dargeſtellt. Eine Menge Damen ſtanden am Fluſſe, in den Kähnen ſaßen bereits eben ſo viel, alle richteten die Blicke nach dem zurückkehrenden Bedienten, der tief gebückt die Antwort überbrachte. Aerger, Naſenrümpfen, Zorn und Wuth, waren auf verſchiedene höchſt burleske Weiſe auf ſämmtlichen Damengeſichtern ausgedrückt und im ächt Hoffmann'ſchen Geiſte und Style.

Jean Paul wurde immer mehr und mehr verſtimmt. Die Zeichnung hatte, wie ein Jeder, und Hoffmann ſelbſt bemerkte, ihm höchlich mißfallen, und ein Jeder ſtudirte, wie die Sache wieder in's Geleis zu bringen. Hoffmann ſelbſt machte einen Verſuch dazu, indem er zu Jean Paul ſagte:

„Aber, bekennen Sie doch ſelbſt, vortrefflichſter Herr Legationsrath, — iſt denn der Vorfall nicht äußerſt komiſch?"

„Allerdings!" verſetzte Jean Paul, trocken lächelnd.

Marcus und ich ſahen es unſerm Gaſte an, wie hohe Zeit es ſei, ernſtlich einzulenken, und wir thaten es mit gutem Erfolg. Erſterer erzählte zu dem Ende ein paar Anekdoten von Frau von Kalb, wie ſie ihn einſt auf dem Krankenbette, mit ihrer Hyper-Belletri-

ſtik und Sentimentalität, gewaltig gemartert habe. Dann fügte er hinzu, daß er überzeugt ſei, wie ſie mit ihren Damen ihn (Jean Paul) gequält haben würde, und wie die Waſſerfahrt ſelbſt, beſonders auf dem Rückwege, leicht einen nachtheiligen Einfluß auf ſeine Geſundheit hätte haben können u. ſ. w.

Ich bemerkte, wie beſonders die letzte Aeußerung auf ihn ihre Wirkung nicht verfehlte, und fügte einen Schlußſtein zum Ganzen, der ihn vollkommen beruhigte, indem ich ihn verſicherte, andern Tages, nach ſeiner Abreiſe, zur Frau von Kalb gehen, und ihr durch Gründe das Geſchehene ſo darſtellen zu wollen, daß er ſich feſt darauf verlaſſen könne, die gute Frau gänzlich dadurch zu verſöhnen, was Jean Paul dankbar annahm.

Gegen 6 Uhr ſtanden wir vom Tiſche auf, beſuchten den herrlich gelegenen Michelsberg, und unſer Freund reſtaurirte ganz und gar ſeinen Humor durch die unvergleichliche Gegend und Ausſicht, die ſich ſeinen Blicken eröffnete. Die heiterſte Laune kehrte wieder bei ihm ein; nur bemerkte ich, daß, ſo oft Hoffmann ſich ihm geſprächsweiſe zu nähern verſuchte, es ihn zu inkommodiren ſchien. Unſerm Callot konnte dies ſo wenig als mir entgehen, er fühlte ſich auf empfindliche Weiſe tangirt, und ließ daher einige Phantaſieſtückchen gegen mich los, worunter die Subſtantive: Tugendheld — Sentimentalmann — Naturfreſſer u. ſ. w. beſonders herumſchwärmten. Ich wollte ihm bedeuten, wie Un-

recht er gehabt, die Zeichnung am Tiſche herumzugeben, da er doch bemerkt haben würde, wie wehe Jean Paul die gegebene Antwort auf der Stelle gethan, wie ich mich überhaupt nicht genug wundern könne, daß er ſein Naturell, ſelbſt wenn er ihn nie geſehen, ſo wenig gekannt und geachtet habe ꝛc. —

Hoffmann ſah mich ſcharf und bedeutungsvoll an, drehte ſich um, lehnte ſich auf die Gartenmauer und rief deklamirend aus: „O Gott, welche göttliche Natur! Welche bezaubernde Ausſicht! Welche balſamiſche Düfte ſtrömen mir entgegen! Hören Sie das Flöten Philomelens, das Gepiepe etwelcher anderer Vögel, das Zirpen der Heimchen? O Geßner, Matthiſſon, Uz, Gleim und Du, o mein Schmidt von Werneuchen! Hört! Hört!“ — drauf ſich raſch zu mir umdrehend: „Was halten Sie überhaupt von der ſchönen Natur? — Was mich betrifft, ich habe einen wahren Narren daran gefreſſen!“

Er wußte, daß dieſer Refrain, den er immer anbrachte, wenn ich ernſthafte, ihm nicht behagende Worte ſprach, auch heute ſeine Wirkung auf mich nicht verfehlen würde, und er hatte ſich nicht geirrt. Ich lachte, ging weiter, ließ ihn ſtehen, und auch er lachte mir aus vollem Halſe nach. Beim Nachhauſegehen vom Michelsberg ſagte Jean Paul zu mir:

„Wollen Sie mir nicht die Zeichnung des kleinen Mephiſto überlaſſen?“

Ich gab sie ihm, obwohl — ich gestehe es — sehr ungern. Er steckte sie ein, und erst nach drei Jahren in Baireuth, bei Gelegenheit meiner Aufforderung zu einer Vorrede der Phantasiestücke, erfuhr ich auf mein Befragen, daß er sie schon in Bamberg vernichtet habe.

„Es war das die einzige Genugthuung, die ich mir damals vor mir selbst zu geben wußte und meine stumme und stille Aussöhnung mit der guten Kalb bewirkte", fügte er hinzu.

Den Abend, und bis nach Mitternacht brachte die Tischgesellschaft bei Marcus zu; leider aber nahm das Gespräch, da Jean Paul dorten eine neue Bekanntschaft mit einem Arzte machte, eine solche Wendung, daß die allgemeine Unterhaltung unterging, in den geführten, streng medizinischen Diskussionen, worin übrigens Jean Paul sich besonders wohlgefiel, und als ein tüchtiger Opponent glänzte und siegte.

* * *

Ehe er des andern Tages abreiste, frühstückte er noch bei mir, und auf sein ausdrückliches Begehren vor meinen Bücherschränken. So liebenswürdig als an diesem Morgen erinnere ich mich kaum ihn je wieder gesehen zu haben. Ich fand ihn heute ganz so, wie ihn Elisa Bürger — von der übrigens unser Dichter nicht viel wissen wollte — einer Freundin schilderte:

„Hätten Sie ihn gesehen, Sie würden, wenn Sie an seine heilige Stirne, seine leuchtenden Augen, seine sanften Lippen, sein bewegliches Muskelspiel dächten, mit mir die Idee theilen, daß tausend Geistesfunken in jedem Moment aus ihm herausſprühten, welche ſich um ihn her im glänzenden Kreiſe gleich Strahlen vermählten, und ihn umſchloſſen. Die ſprudelnde Lebendigkeit ſeiner Rede förderte das erſte Reſultat ſeines Denkens, zugleich mit der anziehenden Gemüthlichkeit ſeines Fühlens, und der reizenden Gewalt ſeines Witzes in einem Fluß zuſammen, und ſeine Worte bildeten unaufhörlich Contraſte, die ſich dann zu Einheiten verklärten."

Jean Paul verſicherte nochmals, wie froh und heiter er am geſtrigen Tage geweſen ſei, „wenn nur", — fügte er hinzu — „der fatale Streich mit der Kalb nicht geſchehen wäre!" Er habe faſt die halbe Nacht daran gedacht, und fande nach reiflicher Ueberlegung es nicht nur für ſchicklich, ſondern auch für redlich, der Gekränkten förmliche Abbitte zu leiſten, es ſeien deshalb die Pferde zwei Stunden ſpäter beſtellt, um dieſe Pflicht perſönlich, ſtatt meiner, zu erfüllen.

Hierauf kam er nochmals auf die Tiſchgeſellſchaft zurück, erkundigte ſich nach Dieſem und Jenem, lobte insbeſondere den trefflichen Marcus*), erwähnte aber

*) Auch über ihn hoffe ich ſpäter zu berichten.

Hoffmann's mit keiner Silbe*). Ich wollte das Gespräch auf ihn hinführen, Jean Paul aber wich aus. Er würde sich gewiß offen gegen mich über ihn geäußert haben, hätte ich ihm nicht früher gesagt, in welchem freundschaftlichen Verhältniß ich zu Hoffmann stände, und daß er mein täglicher Gesellschafter sei. — Drei Jahre später, bei Gelegenheit der Vorrede zu den Phantasiestücken, sprach er sich unumwundener, aber nicht besonders günstig über ihn aus, weil, wie ich dies in meinem Aufsatz über Hoffmann dargethan, Jean Paul's Gattin, durch Erzählung irgend einer Thatsache, die vorgefaßte Meinung gegen ihn nur bestätigt hatte**).

Während des Frühstücks ging Jean Paul öfters zu den Bücherschränken. Ich hatte das früher erwähnte famose Buch hinweggeschafft, was seinem Auge nicht

---

*) Leid thut es mir, den verewigten Freund in diesem Aufsatze nur in Schattenparthien erscheinen lassen zu können; aber der Wahrheit mußte ich dies Opfer bringen. Der scharfsinnige Leser wird wohl die Gegensätze: Jean Paul und Hoffmann zu ermessen und zu würdigen verstehen. Uebrigens verweise ich in Bezug auf Letzteren auf mein Buch über ihn, was ihn hoffentlich auf eine solche Weise schildert, daß diese Schattenpartien, als nothwendig zu einem großen Ganzen gehörend, versöhnend hervortreten, und den alten Spruch auf's Neue bewahrheiten helfen:

„Wo viel Schatten, ist auch viel Sonne!"

**) S. Erinnerungen aus meinem Leben ꝛc., 1ster Band. S. 115.

entging, und er wohlgefällig zu bemerken schien, ohne sich jedoch darüber zu äußern. —

Er zog eine und die andere seiner Schriften heraus und lächelte, als er im „Siebenkäs" herumblätterte.

„Ich wollte Sie eben fragen", sagte er, „ob Sie immer noch auf Ihrer Meinung beharren, und den Siebenkäs dem Titan vorziehen, sehe aber, wie unnütz diese Frage ist, an dem zerriebenen Deckel, und den vielen Bleistiftstrichen inwendig."

Ich versicherte ihn, wie immer, daß es mir unmöglich sei, mich von meinem Glauben zu trennen, und er nahm meinen Starrsinn abermals wohlgefällig auf, doch bemerkte er folgendes:

„Ich will Ihnen Ihren Glauben nicht nehmen, sage Ihnen aber nur, daß mein ganzes Ich, mit seinen Tugenden und Fehlern, im Titan versteckt ist, und ich keinen zweiten mehr schreiben werde*)."

---

*) In seinem Tagebuche von 1806 schon schrieb er Aehnliches nieder: „Wenn ich sage, ich kann jetzt keinen Titan mehr schreiben: so ist's nicht Mangel an Kraft, sondern weil ich einen geschrieben und folglich die Ideale des Herzens erschöpft habe."

Dann in dem von 1820:

„Warum mag ich alles lieber von mir lesen, jetzo, als den Titan? — Die Idealität meines Innern darin ergreift mich zu stark. — Die eigenste, innerste Seele ist darin nachgeschaffen. — Wie paßt diese zu dem spätern Leben, obwohl nur äußern? Denn das Innere geht das Aeußere nicht an, in welches jenes sich hüllte. — Die einzige Liane wirft mich aus meinem Jetzo hinaus. — Ich bete im Titan das Heiligste an in meiner Brust!" —

Als ich aus dem Innerſten meines Herzens mich in Lobeserhebungen über ſeine Werke ergoß, und ihm betheuerte, welche ſelige Stunden ſie mir ſchon bereitet, was mir bei keinem anderen Schriftſteller nur in einem ähnlichen Grade geſchehen ſei, ſprach er wahrhaft gerührt:

„O, überhäufen Sie mich nicht perſönlich mit Lobſprüchen in Ihrem Zimmer, überſchütten Sie aber dagegen, wenn ich in Baireuth bin, dieſe da, (hier fuhr er mit dem Finger, der Reihe nach, über ſeine vor ihm ſtehenden Schriften) mit möglichſtem Lobe. Jede aufrichtig gemeinte Anerkennung meiner Geiſteskinder, von Seiten der Beſten, zieht mir nach und erklingt auch aus weiteſter Ferne zitternd wieder in meiner Bruſt.“ —

Aehnliches ſpricht er irgendwo in einem ſeiner Werke aus, wenn er ſagt:

„Ich rede ſtolz von meinen Büchern, demüthig von ihrem Verfaſſer.“

Die Rede kam unter andern auch auf ſeine Rezenſenten, und zwar auf ſolche, die ihm Schwulſt und Unverſtändlichkeit vorwarfen:

„Was wollen die Narren!“ — fuhr er auf — „ſie rezenſiren ſich ſelbſt in ihrer Dummheit! Ich wäre nicht Ich, ſchriebe ich anders, und was dieſe meine

Schreibweise mir koſtet, ahnet das Volk auf ſeinem Miſte nicht*)!“

Es ſchlug 11 Uhr und Jean Paul erinnerte ſich ſeines Ganges zur Frau von Kalb. Er verabſchiedete ſich auf das Freundlichſte, mit den mir unvergeßlichen Worten: „Leben Sie herzlich wohl! Den vollſtändigſten Beweis meiner Liebe kann ich Ihnen nicht hier, ſondern erſt in Baireuth liefern, wenn Sie dort hinkommen, und mich dann in den Stunden, wo jeder mich ſtört, und die Sie kennen, beſuchen ſollen und werden.“ — —

Am 20. Januar 1811 ſchrieb Jean Paul an mich, und gedenkt ſeines Aufenthaltes in Bamberg wie folgt:

„Ich bin Ihnen lange meinen ſchriftlichen Dank für den heitern, reichen Tag bei Ihnen ſchuldig geblieben; aber ich wollte mit dem Danke zugleich die Antwort auf ein Briefchen geben, worin Sie mir etwas vom Anonymus oder Monsieur gemeldet

*) In ſeinen Selbſtgeſtändniſſen ſchrieb er 1822 nieder:

„Ich habe meine Proſa mit einer Achtſamkeit, Schärfe ꝛc. bearbeitet, als andere ihre Verſe kaum.“

Schon 1811 ferner:

„In mir wohnt das wahrhafte Gefühl. Der Ausdruck ſoll keines vorlügen und erſt erzeugen, ſondern umgekehrt; er ſoll mir nur meines nicht entſtellen und verbergen.“

Dann irgendwo anders — der Ort fällt mir nicht augenblicklich bei — ſagt er:

„Die Rezenſenten rezenſiren nicht mich, ſondern ſich; aber etwas hart!“

hätten*) Leider kam es nicht. Möge doch die Mutter mit den schönen Seelenaugen über den steilen Hügel der Entbindung, der oft ein Grabeshügel wird, leicht hinübergekommen sein! Ihr Schweigen läßt mich diesen Wunsch mehr bang als freudig thun!"

„Ich war lange an keinem Tische so froh und Herr meiner Kräfte, als an dem Ihren. Aber freilich, die Kräfte bringt man mit, allein nicht den Tischgenossen, der sie erregt. Grüßen Sie, außer der geistreichen Tischgesellschaft, noch von mir Herrn Hofrath Marcus, dessen Fieberlehre ich zweimal mit Freuden gelesen. Er soll mir ein Evangelist Marcus sein, wenn er bald die Geschichte der Magnetisirten giebt. — Ich bereuete zwei Tage nach der Abreise meine Flucht vor so vielen — Freuden, zu welchen sogar der Eintritt in's berühmte Krankenhaus gehört hätte."

„Noch bitte ich Sie um etwas, um 2 Thaler — Credit; nämlich bei ****, dem Vater des Bücherverleihers und Spielsachen-Verkäufers kauft' ich ½ Hundert sogenannte harte Federn (Seekiele oder Hamburger) für 1 Rthlr., ich wünschte 50 wieder zu haben, und zwar vom linken Flügel, dessen Federn

*) Diese Stelle bezieht sich auf einen Scherz, den Jean Paul mit meiner Frau gehabt. Ihr, die unter Hoffnung damals war, verkündete er mit großer Zuversicht einen Knaben, und seine Prophezeihung traf wirklich ein.

ſich vom Schreibfinger abbeugen, gegen den Daumen zu. Wollen Sie nun Bürgſchaft und Aſſekuranz leiſten, damit er mir ſie zeitig ſchicke?“

„Hierbei folgt das zweimal verſprochene Kirchenregiſter meiner Federkinder*). — Grüßen ſie von mir bei Gelegenheit einen von hier verſetzten Regierungsrath Hake, meinen Freund und Gevatter**). — Leben Sie herzlichſt wohl!

Jean Paul Friedrich Richter.“

*) Das chronologiſch-geordnete Verzeichniß ſeiner Werke. Er theilte es mir für meine ſchon damals projektirte Lesbibliothek mit, zu der eigentlich Jean Paul den Hauptimpuls gab (nachdem er meine aus ungefähr 4000 Bänden beſtehende Privatbibliothek durchmuſtert hatte) für die er ſich lebhaft intereſſirte, und bis kurz vor ſeinem Tode ihr eifrigſter Leſer blieb, wie wir ſpäter ſehen werden.

**) Mehrere Jahre darauf heirathete ein Sohn Hake's, der K. Bayer. Lieutenant war, eine Tochter Jean Paul's. —

II.

Die Leihbibliothek. — Jean Paul's und Hoffmann's Antheil dabei. — Zweiter Besuch Jean Paul's in Bamberg. — Zwei Briefe Jean Paul's an mich. — Otto. — Ein Brief Jean Paul's über Otto. — Sein dritter Besuch in Bamberg. — Fürstenbund zweier seltsamen Seelen. — Mein Brief an Jean Paul und seine Antwort. — Erstes und zweites höfliches Schreiben an Pfarrer Oesterreicher in Baireuth. — Dessen grobe Antwort. — Meine noch gröbere. — Getreuer Diner- und Souper-Bericht. — Jean Paul in trübster Stimmung. — Abschweife. — Abschiedsbesuch. — Jean Paul zum vierten Mal in Bamberg. — Die Catalani. — Würzburger und Bamberger Enthusiasten. — Abendtisch-Gespräche. — Namen nennen Dich nicht. — Verehrung der Mutter. — Jean Paul's häusliches Stillleben. —

„Manche Seelen entfallen dem Himmel wie Blüthen; aber mit den weißen Knospen werden sie in den Erdenschmutz getreten, und liegen oft besudelt und zerdrückt in den Fußtapfen eines Hufs."

Jean Paul.

Wie schon bemerkt, gab Jean Paul den ersten Impuls zu der von mir im Jahre 1812 errichteten großartigen Leihbibliothek, deren Aufstellung und Erhaltung ich während voller 16 Jahre leider oft genug zu bereuen hatte; denn die Unempfänglichkeit des Bamberger Publikums und seiner Umgebung, ließen die außerordentlichen Geldopfer, die ich daran wagte, mich tief fühlen.

Jean Paul, dann zunächst Hoffmann, schwelgten mit mir in dem Gedanken, durch die Errichtung eines so umfangreichen Instituts den tief schlummernden Sinn für Literatur nicht nur in Bamberg, sondern in ganz Bayern, offenbar dadurch erwecken zu müssen; aber wie täuschten wir uns, und wie oft bereueten es beide Freunde, mich dazu ermuthigt zu haben.

Bei der technischen Ausführung der projektirten Anstalt hatte ich an Hoffmann einen getreuen und ausdauernden Gehülfen. Ein halbes Jahr lang saßen wir oft Tag und Nacht, eine Menge bibliographischer Hülfsquellen um uns herliegend, und überlegten und bestimmten, über das Neuanzuschaffende, die Privat-

bibliothek Complettirende, um auf eine vollkommene würdige Weise damit öffentlich auftreten zu können.

Es genügte uns nicht, nur die deutsch-wissenschaftliche Literatur bedeutend zu vermehren, und das bisher mir gänzlich gefehlte Fach gewöhnlicher Unterhaltungsschriften, sammt allen Ritter-, Räuber-, Teufels- und Spukromanen, neu zu gründen; sondern selbst die Klassiker der Franzosen, Engländer und Italiener wurden in den besten Originalausgaben, ja, selbst das Vorzüglichste aus der gesammten französischen Romanliteratur, herbeigeschafft.

Eine Leihanstalt von Musikalien fehlte bisher gänzlich in Baiern, als dringendes Bedürfniß anerkannt. Auch sie ward mit schweren Opfern in's Leben gerufen und ein Journal-Lesezirkel, für den die vorzüglichsten belletristischen und kritischen Blätter, — oft in doppelter und dreifacher Zahl — verschrieben wurden, krönte das Unternehmen.

Hoffmann war selbst bei Katalogisirung und Aufstellung der Bibliothek werkthätig, und namentlich fertigte er allein das zum Drucke bestimmte Verzeichniß der italienischen Bücher und der Musikalien, so wie Herr Bibliothekar Jöck das Fach der englischen Literatur übernahm, wofür Letzterem öffentlich meinen Dank auszusprechen, ich heute zum ersten Male die Gelegenheit habe und nehme.

Kaum war die Bibliothek geordnet, als Jean

Paul von Baireuth zu ihrer Besichtigung anlangte. Er überhäufte mich mit seinem Lobe und versprach ein eifriger Theilnehmer zu werden. Nicht nur ihr eifrigster, sondern auch ihr würdigster Leser blieb er bis kurz vor seiner Erblindung, und noch zur Stunde gereicht es mir zu großer Erhebung und Beruhigung, daß ein Jean Paul ein Jahrzehend hindurch den guten Muth in mir aufrecht erhielt, den die Masse sogenannter Gebildeter durch gänzliche Unempfänglichkeit und Untheilnahme schwächte, und endlich förmlich paralysirte.

„Ihr herrliches Leseinstitut" — schrieb er — „will ich ganz allein halten, weil meine Wahl mit keiner fremden stimmen würde. Ich bitte Sie daher, mir auf meine Kosten zwei Kästchen machen zu lassen. In das erste, sogleich mit Fuhrmann Weber abgehende, packen Sie sechs Bücher aus dem beigelegten Verzeichnisse*); in das zweite, während ich aus dem

*) Wie sehr bedaure ich es gegenwärtig, daß ein großes Konvolut dieser Verzeichnisse verloren gegangen, um so mehr, als Jean Paul nicht selten bei diesem und jenem Buche, was er zu haben wunschte, oder gelesen hatte, die witzigsten und treffendsten Bemerkungen, als Marginalien, hinzufugte. Der Leser würde dadurch über eine Menge Bücher die kornigsten Rezensionen gelesen haben, und sie als einen würdigen Appendix zu seiner „kleinen Bücherschau" betrachten können. — Bemerkungen wie: „Köstliches Buch! — Lumpenzeug! — Die Lektüre stimmte mich selig! — Der Verfasser ist ein großes Rindvieh" u. dgl. m. fehlten fast nie auf diesen literarischen Speisezetteln, oder beigefügten Billetten. Von letzteren fällt mir so eben eines in die Hand, worin es heißt:

ersten lese, wieder sechs: so daß, da vierzehn Tage Zwischenraum sind, ich allemal ein neues bekomme, wenn ich das alte zurückgebe. Kurz eine solche Bundeslade, ein solches geistiges Flaschenfutter, muß immer für mich auf dem Wege sein." —

„Für meine unverzeihliche und ungewöhnliche Bücherzurückhaltung, welche durch das Hoffen auf den

---

Baireuth, den 26. März 1816.

„Im zurückgeschickten Kästchen war freilich nicht viel Neues, wenn ich die schönen zur Ausfüllung hineingelegten Dachziegel annehme. Vixte Stillingiana sind Dachziegel-Surrogate. Indeß brauchen wir den Stein vielleicht gar nicht, da das Kästchen schon mit 16 Pfund — ich hatte beinah 16 Ahnen geschrieben — fuhrwagenfähig wird. — Auf der andern Seite begreife ich es leicht, daß Sie mir gar nichts Neues schickt, weil ich es für den schnellen Umtrieb allerdings viel zu lange behalte: und ich werde am Ende meinen alten Versatz ausführen, wenigstens 1 Monat im schönen Bamberg zuzubringen†), blos um, ohne den Fuhrmann und Tafeldecker Weber, frisches Manna zu genießen, aus erster, Ihrer Hand."

„Uebrigens können Sie, wenn nicht vom Schwer-sondern vom Vollmachen die Rede ist, ja statt des Ziegels, mit ziegelfeinern Büchern, z. B. mit den 4 letzten Bänden von Nicolai's Reisen, und überhaupt mit Reisen das Dach decken. Ich bitte Sie, mir die Bücher nach der Priorität des Aufschreibens zu wählen, und mir die zuletzt Nennenden nur zuletzt in der Noth zu schicken: denn so wird mein Tafeldecker kein Dachdecker sein." —

---

†) Einige Jahre später faßte er sogar den Entschluß, ein halbes Jahr seinen Wohnsitz in Bamberg, des Leseinstitutes wegen, aufzuschlagen; er ließ es indeß leider bei dem frommen Wunsch bewenden. —

Magnetiseur*) entstand, setzen Sie mir in der nächsten Leserechnung eine Pönitenz an, die mich für die Zukunft bessert!" —

„Sie hätten" — schrieb er den 17. April 1814 — „meine lesehungrigen funkelnden Augen sehen sollen, als das Göttertischchen voll Bücher vor mir gedeckt stand. Ich bitte mir sogleich ein zweites aus, und wieder nach der schönen Regel, daß Sie mir gerade bestimmt nach der aufgeschriebenen Reihe zuschicken. — Das Lesegeld wünscht' ich von Ihnen für jede Lieferung eines Kästchens angesetzt. Sie könnten jenes dann nach Verhältniß des Inhalts und des Ausbleibens ändern. Gönnen Sie mir diese Freude der pünktlichen Bezahlung."

Dem neuerrichteten Leseinstitute folgte auf dem Fuße die Gründung einer Buchhandlung, anfänglich unter der Firma „Königl. privil. Leseinstitut" bald darauf aber unter dem Namen ihres Besitzers: „C. F. Kunz."

Die ersten Verlagswerke beider Anstalten waren: die Hoffmann'schen Phantasiestücke, Schubert's Symbolik des Traumes, und Wetzel's Schriftproben.

Bald regte sich aber natürlich der Wunsch, auch aus Jean Paul's Feder in Verlag zu bekommen,

*) Das Hoffmann'sche Manuscript zu den Phantasiestücken.

und er ward deshalb mit mündlichen und schriftlichen Bitten — jedoch erfolglos — bestürmt. — Als einigen Ersatz, dünkte es Jean Paul, wenn er mir ein Werkchen seines Freundes Otto*), den ich damals

*) Christian Otto, war ein Sohn des Vesperpredigers Heinrich Otto in Hof. Im Anfange der achtziger Jahre bezog er die Universität Leipzig, und kehrte nach des Vaters Tode nach Hof zurück, wo er mit seiner Mutter und seinen Geschwistern in einem eigenen Hause wohnte, und mit ihnen ein Fabrikgeschäft und eine Handlung verwaltete, jedoch bald ausschließlich den Wissenschaften lebte. Die äußern Verhältnisse der Familie waren glücklich, und der ganz arme Richter genoß manche Wohlthat in dem gastfreien Hause. — Otto hatte Anfangs nach dem Wunsche seiner Verwandten, („weil doch einmal die geistlichen Bücher da wären") Theologie studirt, bald aber sich aus eigener Bestimmung zur Jurisprudenz gewendet und auch diese zuletzt nur nach allgemeinen wissenschaftlichen Beziehungen weiter verfolgt. — Die Grundzüge seines Charakters traten schon früh hervor: theilnehmende, zarte Liebe und Aufopferung ohne Gleichen, strengste Rechtlichkeit und Uneigennützigkeit, stilles sich Bescheiden in eigenen, kräftiges Hervortreten in fremden Angelegenheiten, für die man seine Hulfe in Anspruch nahm, unantastbare Wahrheitsliebe und Liebe zur Freiheit. Sein Geist zeigt eine Schärfe des Erkennens und Unterscheidens, die ihm im Gebiete der Kritik zu einem lehr- und einflußreichen Arbeiter gemacht haben würde, während zugleich sein Gefühl für das Höchste und Edelste in der Wissenschaft, wie im Leben, immer rege blieb, ja, zu glühender Begeisterung sich steigerte, wie etwa, als, nach dem ersten Lesen des Hesperus, seines Freundes hoher Werth ihm in seinem ganzen Umfang vor die Seele trat. — Bei seiner großen Liebe zur Unabhängigkeit verschmähte er, sich um eine öffentliche Stelle zu bewerben, bis später auf der Freunde Zureden und Verwenden und durch äußere Verhältnisse gezwungen, er im Jahre 1806 das Amt eines Regiments-Quartiermeisters

nur unter seinem Schriftstellernamen „Georgius" kannte, durch seine Empfehlung an mich, zuwendete.

Georgius bot mir eine Schrift „Ueber Licenzen" zum Verlage an, und bezog sich auf ein Urtheil Jean Paul's, was dem Briefe beilag. Ich nahm

---

der preußischen Armee, und nach der unglücklichen Schlacht von Jena das des Privatsekretairs des Prinzen Wilhelm von Preußen, übernahm, jedoch auch hier bald fühlte, daß sein ganzes Thun und Sein der Freiheit und der Stille eines zurückgezogenen Lebens gehöre, in das er, trotz der ehrenvollsten Anerbietungen zurückkehrte, und wo er — eine kleine Unterbrechung ausgenommen (die ein kurzer Aufenthalt in München machte, wohin er auf Veranlassung des Ministers von Lerchenfeld 1820—21 gegangen, um bei einer neuen Organisation der Handelsverhältnisse im Königreiche mitzuwirken) blieb, bis im Februar 1828 ein noch stilleres Land ihn aufnahm.

Otto trat erst in den späteren Jahren, und zwar auf dringendes Zureden seines Freundes Jean Paul unter dem Namen Georgius mit größeren schriftstellerischen Arbeiten hervor, wie in der „Parallele der Kreuzzüge, Reformation und Revolution", dem „Gleichgewicht von Europa", der „Handels und Finanz-Pandora der neuesten Zeit", dem „Leben des Cola di Rienzo", den „Metamorphosen des germanischen Adels" ꝛc. — Vom Tode seines Freundes an, beschäftigte er sich mit dessen Nachlaß, und seiner Sorgfalt und gewissenhaften Strenge verdanken wir die Anordnung der Selina, so wie die Herausgabe der Biographie Jean Paul's bis zum dritten Bändchen.

Ausführlicher über den ausgezeichneten, in unseres Dichters Werken oft genannten, und auf sein inneres, wie äußeres Leben, gleichen Einfluß habenden Mann, spricht die Vorrede zum 4ten Bändchen von „Wahrheit aus Jean Paul's Leben." —

keinen Anſtand ſogleich darauf einzugehen, wir wurden über das — nicht unbeträchtliche Honorar einig, und Georgius ſandte das Manuſcript.

Bei Durchſicht deſſelben entdeckte ich, daß dem weſentlichen Inhalte nach, ein ſehr ähnlicher Artikel „über Licenzen" ſich im Brockhaus'ſchen Converſationslexicon befand. Ich ſchloß daraus, Georgius ſei nicht redlich mit mir dabei zu Werke gegangen; um ſo mehr, da derſelbe — wie ich zufällig erfuhr — das nämliche Manuſcript der Göbhardt'ſchen Buchhandlung in Bamberg früher angeboten, die es aus gleichem Grunde zurückgewieſen hatte.

Ich wandte mich deshalb an Jean Paul und beklagte mich ziemlich bitter über ſeinen Freund.

Er antwortete unterm 7. März 1814:

„Mein Freund Georgius iſt mein älteſter, ein Dreißigjähriger, ſeinem Charakter von gediegener Ehre und reinſter Uneigennützigkeit iſt ſchlechterdings eine eigennützige Unredlichkeit unmöglich. Er klärte mir alles auf — aber ja auch vorher Ihnen. Kaum ein Bogen blieb im Aufſatze*) unverändert; das Uebrige iſt bereichert, und die Geſchichte bis 1813 fortgeführt. Ihm iſt an der Erſcheinung des Aufſatzes und an

*) Seitwärts am Rande befinden ſich noch die Worte: „Er machte, von Brockhaus als Probe gegeben, überall viel Aufſehen, und verſpricht mit ſeinen neuern Winken ein noch größeres."

deſſen Wirkung gelegen, was ſeine Opfer des Honorars noch mehr beweiſen. Göbhardt ſollte blos zum Drucke, nicht zum Verlage helfen. Ich werde es daher für ein Zeichen Ihrer Liebe gegen mich — zu deren Vergeltung ich in meinem Kopfe jede Hülfsquelle ſuchen will — anſehen, wenn Sie ihm das Manuſcript ſchleunigſt zurückgeben. Ob Sie es nicht drucken laſſen wollen, kommt auf Ihre neue Verſtändigung mit Georgius an. Uebrigens verbürg' ich mich hier in Rückſicht der Koſten unbedingt für ihn."

„Ich erwarte begierig Weber's literariſchen Küchenwagen. Ich wünſche Ihnen die gute Meſſe, zu welcher Ihnen die politiſchen Verhältniſſe und Ihre trefflichen Verlagsartikel die doppelte Hoffnung machen."

Das Manuſcript ging an Georgius zurück, und er verarbeitete daſſelbe — ſo viel ich mich erinnere — zu einem ausgedehnteren, ſpäter bei Schrag in Nürnberg erſchienenen Buche.

Wenn ich dieſes Briefes hier Erwähnung that, ſo geſchah es, um die Weiſe zu beurkunden, mit welcher Jean Paul ſeinen Freund gegen den Schein der Unredlichkeit vertheidigte, in den er unverſchuldet gefallen war.

Bei unſerer nächſten perſönlichen Zuſammenkunft verſuchte es Jean Paul abermals, auch den kleinſten Flecken eines Verdachtes gegen ſeinen redlichen Freund

zu verwiſchen; er gerieth dabei in heftigen Enthuſiasmus, wobei ihm die Thränen über die Wange rollten.

Was ihm dieſer Freund galt, iſt hinlänglich bekannt; denn hunderte von Stellen in ſeinen Schriften und Tagebüchern ſprechen dafür *).

---

*) Im ſchönſten Lichte zeigte ſich Jean Paul zu ſeinem Freunde, der, wiewohl trefflich und tüchtig, doch bei weitem nicht ſo kernhaft-geſunden Gefühls, als er ſelbſt, bei einer Trennung der Freunde, ſchon im Jahr 1797, wo eine Wolke ihr Verhältniß beſchattete, die von Otto ausging. Er glaubte nämlich, daß Jean Paul vom Ruhme angegriffen ſei, und ſich von ihm und von ſich ſelbſt entferne, daß eine Art von Erkalten eingetreten ſei, daß Rang und Stand auf Jean Paul Einfluß gewinne, und er die Anmaßung beider, die ſich dem ausgebildeten und ausgezeichneten Talente gleich ſetzen wolle, dulde. Otto glaubte ſich zurückziehen zu müſſen. Ein Gefühl der Ungleichheit und als ob Jean Paul ſich gleichſam zu ihm herablaſſe, ward ihm drückend. Seine Anklagen wurden ſogar hart, und deuteten ſelbſt auf Egoismus. — Hier war es, wo Jean Paul durch Aufnahme dieſer kränkenden und kränklichen Anklage, ſich ihm ſchon damals in der höchſten Glorie ſeines Charakters zeigte. Er beruhigt und heilt den leidenden, ſich ſelbſt quälenden Freund, mit der ruhigen Milde und Schonung eines Engels, ohne eine Spur von Empfindlichkeit und Alles iſt ſo rein und heiter als vorher.

„Dein Brief gab mir zwar ſtoßweiſe kleine Schauer, aber es iſt gut, daß Du mir das ganze Gewebe Deiner Irrthümer zum Zerreißen vorgelegt. Mögeſt Du künftig keine Fäden mehr weben, die in Dich einſchneiden. Wie haſt Du mich mißverſtanden, obwohl immer aus Liebe! Mir thut nichts in Deinem Briefe weh, als Dein Schmerz. — Ich will jetzt jeden Einwand gegen mich in Deinem Briefe zum Zugeben und zum Widerlegen durchgehen, dieſes Mittel giebt doch der andringenden Fülle meines Innern einen geraden Weg.“

Jean Paul fragte mich wiederholt, ob ich nun vollkommen überzeugt, daß seines Freundes Seele die reinste und unbefleckteste sei, und ihm dies durch Handschlag versichern wolle? Als es geschehen, trat er zum Bücherschrank, zog ein Buch hervor, blätterte darin, und sagte:

„Sehen Sie, das nun ist mir von Herzen lieb, weil auch ich den Tritt, den Sie durch Ihr Mißtrauen uns Beiden gegeben, nicht mehr verspüre. Sie wissen gar nicht, wie innig wir mit einander verbunden, sollten es aber füglich wissen, da Sie mit dem „„Siebenkäs““ so vertraut sind. Da!“ — (hier schob er mir das aufgeschlagene Buch in die Hand und vor die Augen) und ich las laut:

„Einen solchen Fürstenbund zweier seltsamen Seelen, wie zwischen Siebenkäs und Leibgeber, gab es nicht oft. — Dieselbe Verschmähung der geadelten Kinderpossen des Lebens, dieselbe Anfeindung des Kleinlichen, bei aller Schonung des Kleinen, derselbe In-

---

(Nun bemüht sich J. P. jeden Einwand und Zweifel, Punkt für Punkt, mit unendlicher Sanftmuth zu widerlegen, und es gelingt ihm vollkommen, den Freund von seinem Irrthume zu überzeugen, wie wir aus dessen Antwort darauf ersehen. — Vergleiche den Briefwechsel mit Otto, 2ter Band S. 146 u. f.)

„Ich fühl' es wohl“, — schreibt J. P. ferner, — „daß wir nur Ein Schicksal haben können, und daß, wenn Einer von uns unglücklich wäre und stürbe, der Andere auch weiter nichts zu thun hätte, als ihm nachzuahmen und zu vergeben.“ —

grimm gegen den ehrlosen Eigennutz", (lauter! lauter! schrie hier Jean Paul auf) „dieselbe Lachlust in der schönen Irrenanstalt der Erde, dieselbe Taubheit gegen die Stimme der Leute, aber nicht der Ehre, dies waren weiter nichts als die ersten Aehnlichkeiten, die sie zu Einer in zwei Körper eingepfarrten Seele machten."

Wir wurden, nachdem ich gelesen, durch den Eintritt eines Dieners aus der Druckerei unterbrochen, der mir den Correkturbegen eines Buches übergab. Das Gespräch wandte sich zu meinem Verlag, den Jean Paul abermals anpries. Die natürliche Folge davon war, daß ich aufs Neue anfing ihn zu bestürmen, mir aus seiner Feder ein Verlagswerk anzuvertrauen. Er lehnte es nicht geradezu ab, wich aber sichtlich meinem Zudringen aus, beruhigte mich jedoch mit der endlichen Versicherung, „daß dazu schon einmal Rath werden könne, für jetzt habe er aber alles, woran er arbeite, bereits versagt, ich sollte mich übrigens nur gedulden." ꝛc.

Bei einer nächsten, bald darauf stattgefundenen Zusammenkunft in Baireuth, kam ich wieder auf das alte Thema zurück, ging so weit, ihn geradezu um die bisher bezogenen Honorare zu fragen, und erbot mich zu Bezahlung des höchsten, wenn ich so glücklich wäre, sein Verleger zu werden. — Jean Paul ließ sich ganz offen darüber aus, sagte mir die Summe, die er für dieses und jenes Werk bekommen, bemerkte aber lächelnd,

„wie er es mit mir schon gnädiger machen wolle", und fügte schließlich eine Aeußerung hinzu, die mir alle Hoffnung zu endlicher, baldiger Erfüllung meiner Bitte gab.

Es verging aber wieder eine geraume Zeit, ohne daß mein Hoffen irgend ein Erfolg krönte, und ich schrieb ihm, um zum Ziele zu gelangen, wie folgt:

„Ewig verehrter Herr und Freund!"

„Tag und Nacht beschäftigt mich der Gedanke: wie unbeschreiblich glücklich Sie mich machen würden, wenn es Ihnen gefiele — worum ich schon so oft mündlich bat — mir eines Ihrer neuen Geistesprodukte anzuvertrauen. Sie gaben mir ein paarmal zu verstehen, wie dazu Rath werden könne; aber ein Monat verfliegt nach dem andern, der mich um diese geträumte Erdenseligkeit betrügt."

„Ich sehe nun gar wohl ein, wie, um zum Zwecke zu gelangen, der Geschäftsmann schlechterdings einmal dem Freunde den Weg vertreten muß, und thue das heute, — Gott gebe, daß es helfe!"

„Ich begnüge mich nicht länger mehr, Ihren Namen in meinem Herzen zu tragen, ich muß ihn auch in meinem Verlagskatalog lesen können, und sollt' ich ihn mir selbst zu meinem bittersten Schaden darin einkaufen, und christliche Juden, oder jüdische Christen, dazu um Hülfe anrufen müssen! Haben muß ich etwas von Ihrem theueren Herzblute, um es in Druckerschwärze

zu transferiren. — Mit wieviel Gold ſoll ich einen tüchtigen poetiſchen Aderlaß, der ein Buch von 24 Bogen färbt, aufwiegen? Beſtimmen Sie das! Ich bitte! ich flehe!"

„Sie ſprachen einmal von 3 Louisd'or pr. Bogen, und ebenſoviel rechneten Sie für die Liebe zu mir, die Sie in die Gegenſchale legen wollten. Werfen Sie, — ich bitte! — beide Gewichte in die eine Wagſchale, vergeſſen Sie bei dieſem Geſchäfte, daß ich das Glück Ihrer Freundſchaft bisher wirklich verdient habe." —

Die nach wenigen Tagen erfolgte Antwort lautete: „Ihr wiederholter Wunſch irgend eines meiner Geiſteskinder in Ihrer neu begründeten Verlagsanſtalt verſorgen zu wollen, rührt mich wahrhaft, — wie ich Ihnen das ſchon mündlich bemerkte — und ich möchte Ihnen gern vor allen Verlegern (dürft' ich blos meinem Herzen folgen) ein ſolches anvertrauen, der Sie ja nicht nur mit Metall bezahlen, ſondern — was beſſer und wohlthuender — ſo viel andere Kleinodien hinzufügen, daß dieſe jenes gern vergeſſen ließen, wenn man könnte." — —

„Mit Ihnen handeln kann ich nun einmal nicht, was ich mit Anderen kann, die mich nichts angehen, und die für mich nichts als Kaufleute ſind. — Und ſollt' ich von Ihnen als Freund und Geſchäftsanfänger einſt eine Klage für ein gezahltes Honorar, das nicht im Verhältniß mit dem geträumten Buchabſatze

gestanden, hören müssen, — eine Klage, wie ich sie schon hörte, — ich ertrüg' es nicht!"

„Sie pochen auf meinen Namen, den Sie nun einmal mit Gewalt in Ihren Verlagskatalog bannen wollen; — nun in Gottes Namen denn! Wenden Sie sich an Hennings, vielleicht tritt er Ihnen den Vorrath des Kampanerthals ab, und Ihr Wunsch würde auf diese Weise erfüllt, und meine Freude groß sein, über den abgeschlossenen Handel eines Edelmannes mit einem — Handelsmanne!" —

Die Antwort, so sehr sie für den herrlichen, menschenfreundlichen Charakter Jean Paul's spricht, war mir nicht willkommen. Ich beschloß jedoch, da ich mich nun einmal nicht an des reichen Herrn Tisch setzen durfte, mich mit den Brocken zu begnügen, die davon herunterfallen, und schrieb desfalls an den Verleger des Kampanerthals, ob er mir den Verlag dieses Werkes und unter welchen Bedingungen abtreten wollte.

Hennings war nicht abgeneigt, zeigte mir aber einen so großen Vorrath von Exemplaren an, daß der Abkauf, dann die nothwendige Vernichtung derselben, um eine zweite vermehrte Auflage veranstalten zu können, die Bezahlung einer enormen Summe verlangte.

Dessenungeachtet ließ ich mich davon nicht abschrecken, schrieb an Jean Paul, ob er sich zu einer

neuen Auflage verſtehe, erhielt aber nachſtehende Antwort, die meine Hoffnung auf's Neue zertrümmerte.

„Henning's Angaben über das Kampanerthal ſind richtig. Aber eine zweite vermehrte Auflage werd' ich erſt in der Sammlung meiner Opera omnia geben. Leider hab' ich zu oft in meiner früheren merkantiliſchen Dummheit und Sorgloſigkeit ſolche erbärmliche Bedingungen, wie die einer bereicherten Ausgabe für 1½ Louisd'or, und ohne Beſtimmung der Stärke der Auflage, machen können; daher denn meine früheren Werke ſelten eine zweite Auflage erlebten."

„Jeremias Henne*) hab' ich mir zum Beſehen beſtellt, um den Dieb meines Namens öffentlich zu hängen." ꝛc. —

Ich gedachte am Ende des erſten Abſchnittes dieſer Blätter eines Mittags, an welchem ich Jean Paul in fröhlichſter Laune ſah; als Gegenſtück dazu — da ich mir nun einmal vorgenommen, dem Leſer alles das mitzutheilen, was ich aus den Kammern meines Gedächtniſſes noch hervorzufinden vermag, muß ich aber

---

*) Eine Schrift, welche in Hinrich's Bücherkatalog unter Jean Paul's Namen angekündigt war, und worauf ich ihn aufmerkſam machte.

nun auch eines Abends gedenken, an welchem er mir in der trübſten Stimmung erſchien, ſo lange ich ihn kannte.

Geſtehen muß ich, daß ich mit großem Mißbehagen an die Schilderung dieſes Abends gehe, da ich offenbar mit einem Manne dabei in Conflikt gerathe, der dieſe trübe Stimmung Jean Paul's erzeugte, an die der Vortreffliche, ſo oft er ſich ihrer ſpäter erinnerte, nie ohne ſichtbaren Schmerz zurückdachte.

Wenn ich unumwunden den Namen hier ausſpreche und geradezu ſage: „es war dies der noch jetzt zu Baireuth lebende katholiſche Pfarrer Oeſterreicher", ſo tritt ſogleich die Verpflichtung gegen den Leſer ein, ihm zu eröffnen, warum ich ſchonungslos den Namen öffentlich zu nennen mir erlauben darf, will ich nicht den Vorwurf eines gänzlichen Mangels an Pietät auf mich laden, den mir zu machen hoffentlich noch keinem meiner Leſer bei meinen früheren biographiſchen Schilderungen in den Sinn gekommen ſein wird.

Wie lange mir das Schwierige des Wiedererzählens dieſer Scene vorſchwebte, die ohnedies mit ihren hellen, grellen Farben und Nuancen nicht recht lebendig mehr in meiner Erinnerung lebte, beweiſt, daß ich, theils um dem eben berührten Vorwurf zu entgehen, theils um dem Veranlaſſer von Jean Paul's Unwillen, Gelegenheit zu ſeiner Selbſtvertheidigung zu geben, ſchon unterm 15. November 1836 an ihn, wie folgt, ſchrieb,

und auf die zarteſte, feinſte Weiſe ihn bat, mir darüber ſeine Mittheilungen zu machen:

„Da Jean Paul auch Ihr Freund war, Ew. Hochwürden ſo viele Jahre um und mit ihm lebten, ſo würden Sie mich unendlich verbinden, wenn Sie die Gewogenheit hätten, und, ſollte es auch mir nicht zu Gefallen geſchehen, doch aus Pietät gegen den großen Mann, mir etwas aus ſeinem dortigen Leben, ſeiner ſpätern Lebensweiſe, ſeinem Verhältniß zur Rollwenzel u. ſ. w. mitzutheilen. Sollten Sie Briefe von ihm, oder ſonſtige literariſche Reliquien beſitzen, ſo bäte ich auch um deren gütige Bekanntmachung. Das wäre das Allgemeine meiner Bitte. Speciell erſuche ich Ew. Hochwürden um eine kurze Verdeutlichung jenes Abends, an welchem ich die Ehre hatte, Sie und Jean Paul bei mir im Anker zu Baireuth als Gäſte zu ſehen. Es befand ſich dabei auch der Knabe Jean Paul's, und ein Zwiſt entſpann ſich zwiſchen Ihnen und dem Vater deſſelben. Das Nähere darüber (ich glaube über Erziehung des Knaben, ergab ſich der Streit) iſt mir faſt entfallen, und doch ſchien mir damals die Sache, in Bezug auf Jean Paul's Charakter, höchſt wichtig."

„Wie geſagt, Sie erzeigen mir durch die Gewährung meiner Bitte, in dieſer, wie in jener Beziehung, einen recht weſentlichen Dienſt, und dankbarlichſt werde ich ſtets Ihre Güte und Gefälligkeit zu verehren wiſſen. Durch Mittheilung des Buchs, ſowie es erſchienen, werde

ich Ihnen den Beweis liefern, daß Sie Ihr Vertrauen keinem Unwürdigen geschenkt, und die zarteste und umsichtigste Behandlung des Vorfalls gewiß Statt hatte." —

Vier und einen halben Monat wartete ich vergebens auf Antwort. Ich schrieb daher den 31. März 1837 nochmals:

„Am 15. November vor. J. erlaubte ich mir an Ew. Hochwürden zu schreiben, und Hochdieselben mit einer Bitte, Jean Paul betreffend, zu belästigen."

„Bis heute hoffte ich vergebens auf eine Antwort. Ich kann mir den Grund nicht erklären; denn angenommen, daß Ew. Hochwürden sich nicht geneigt fänden, meinem Gesuche zu willfahren, so hätte ich doch sicher eine Zeile Antwort nach konventionellen Gesetzen erwarten dürfen."

„Da nun die höchste Zeit vor der Thüre, kommt mir der Gedanke, es nochmals zu versuchen, mich an Hochdieselben zu wenden, und anzufragen, ob Sie vielleicht meinen Brief gar nicht empfangen."

„So unwahrscheinlich es nun auch scheint, daß ein Brief zwischen hier und Baireuth verloren gehe, mache ich doch nochmals den Versuch, und bitte um wenige Aufklärung, damit ich weiß, woran ich bin."

„Sollte wirklich aber mein Schreiben nicht in Ihre Hände gekommen sein, so würde ich unverzüglich eine Copie meines ersten Briefes einzusenden mir erlauben ꝛc."

Hierauf erhielt ich folgende merkwürdige, hier wörtlich wiedergegebene Antwort:

„Baireuth, den 4. April 1837."

„Wohlgeborener Herr."

„Ich habe von jeher gehört: keine Antwort sei auch eine; die nämlich, daß man dem gestellten Antrage zu entsprechen nicht gesonnen sei. Sie wollen aber diese Nichtantwort nicht verstehen; so sei es Ihnen hiermit schriftlich und deutlich gesagt: ich will und mag auf Ihren Vorschlag nicht eingehen. Mir nebenbei alle weiteren Zudringlichkeiten verbittend, bin ich

Ihr

aufrichtiger Oesterreicher

Stadtpfarrer."

Dieser impertinenten Antwort auf eine so höflich gestellte Bitte hätte allerdings eine wo möglich noch gröbere Erwiderung gehört, und sie würde auch erfolgt sein, wenn es mir möglich gewesen wäre, so sehr aus meiner eignen Haut zu fahren, um dem höflichen Pfarrherrn in Gedanken und Ausdruck als vollkommen ebenbürtig zu erscheinen.

Ein ganzes Jahr verging, ohne daß ich ihn einer Antwort gewürdigt; doch, als ich bei gegenwärtiger Arbeit an Niederschreibung der oben berührten Scene kam, wurde der Gedanke in mir rege, eine Erwiderung dem Manne noch jetzt schuldig zu sein, einmal, weil nicht zu läugnen, daß es Leute giebt, die oft gar nicht wissen,

ob, oder wenigſtens wie grob ſie waren, (und zu dieſen gehört der Pfarrherr, wie er dies mir und Anderen im früheren Umgange oft genug bewies) und dann, um dem dereinſtigen Verwurf von ihm und von dem Leſer zu entgehen: nicht alles gethan, resp. ihn auf die Folgen ſeines Benehmens aufmerkſam gemacht zu haben. Ich ſchrieb ihm daher unterm 27. April 1838 folgende Zeilen:

„Als Freund von Sprichwörtern, begrüße ich Sie nach einem Jahre mit einem, und zwar auf ſo grobem Papier geſchrieben, als es meine Stahlfeder, die bisher nur fein geglättetes — wovon Sie bereits zwei Proben erhalten — gewohnt war, irgend erlaubt. Das Sprüchwort heißt: „„Aufgeſchoben iſt nicht aufgehoben““ und liegt im Munde des geſammten deutſchen Volkes, während das Ihrige: „„Keine Antwort iſt auch eine““ nur von einer gewiſſen Klaſſe haranguirt wird. Es war mir daher etwas Neues, daſſelbe aus dem Munde eines Mannes Ihrer bürgerlichen Stellung wenn — auch nicht Bildung nach — zu vernehmen. — Wäre ich ſo geſchickt als Sie im praktiſchen Ausüben und Verfechten ſolcher Sprüchwörter, ſo würde ich verſuchen, das „„vom groben Klotze und groben Keile““ hier in Anwendung zu bringen, und mich von einem dritten „„das vor Pech warnt““ nicht abſchrecken laſſen. So aber fehlt mir dazu alle Kraft und Luſt, und Sie

werden die Güte haben, ſich einſtweilen mit folgenden einfachen Beſchlüſſen zu begnügen:"

1) „Daß ich nämlich meine zwei früheren Briefe, Ihre höfliche Antwort, und dieſe meine noch höflichere darauf, wörtlich öffentlich dem Publikum, in dem ſo eben mich beſchäftigenden Aufſatze über Jean Paul — wobei mir Ihre unbedeutende Perſönlichkeit allerdings wieder einfallen mußte — mittheilen werde, was ſeine (hoffentlich nicht zweideutigen) Gloſſen ſchon darüber machen wird."

2) „Daß ich nunmehr Ihre an jenem Abende an Jean Paul gerichteten Sottiſen — die in vollem Einklange mit Ihrem Antwortſchreiben an mich ſtehen — theils wie ſie mir noch im Gedächtniß liegen, theils wie ein Freund ſie in dem ſeinigen bewahrt hält, und ſie mir kürzlich notifizirte, den Leſern unumwunden wiedergeben werde, und..."

3) „Daß ich ferner nun auch keinen Anſtand mehr nehme, und es zu rechtfertigen wiſſen werde, Jean Paul's Aeußerungen über Sie nach jenem Vorfalle — ſowohl die mündlichen, als ſchriftlichen — zu veröffentlichen, namentlich jene köſtlich-witzige: „„daß er (Jean Paul) nun ſeinen Vorſatz nach Wien zu reiſen, aufgegeben, indem er den Oeſterreicher ſchon zur Genüge in Baireuth kennen gelernt habe."" „Ihr

ebenſo aufrichtiger

J. Funck."

Hierauf erfolgte keine Antwort, und ich befinde mich nun in der Lage, rücksichtslos, und so weit mir und einem aushelfenden Freunde das Gedächtniß dabei treu ist, berichten zu können.

In Baireuth angelangt, — das Jahr ist mir entfallen, es war aber in einem der ersteren der Bekanntschaft mit Jean Paul — lud ich denselben schriftlich zu einem Mittagessen in meinem Gasthofe ein, und er antwortete: „Wenn Ihnen meine Tischgesellschaft Freude macht, die Ihrige macht mir eine, so komme ich denn."

Zwei andere Gäste waren: Pfarrer Oesterreicher, und der jetzige Appellationsgerichtsrath Dr. Brendel, gegenwärtig zu Würzburg, damals Hofmeister des jungen Grafen von Rottenhan zu Merzbach.

Jean Paul würzte wie immer die Tischunterhaltung durch seine Genialität und heitere Laune. Die Gespräche waren die mannigfaltigsten. Die „Dämmerungen für Deutschland", die damals kurz zuvor erschienen, machten einen Hauptgegenstand der Unterhaltung aus. Dr. Brendel und ich ergossen uns in Lobeserhebungen über das Buch, nicht so Pfarrer Oesterreicher, dem man es ansah, daß er etwas gegen Jean Paul auf dem Herzen trage. Seine Gemüthsstimmung trat deutlicher hervor, als die Rede auf Jean Paul's: „Beichte des Teufels bei

einem Staatsmanne kam*), und ihr Verfaſſer, in ſeiner durch Wein erhöhten Laune, theils kommentirend, theils den Faden fortführend, und weiter ausſpinnend, ſich zu neuen Beichten ganz offen, und nichts argwöhnend, hingab, und mit den köſtlichſten Einfällen den Redefluß ſchmückte.

Während auf Dr. Brendel und mich dieſe, wie in einem Raketenfeuer ſich jagenden Witzblitze ihre Wirkung nicht verfehlten, und wir aus dem lauteſten Lachen nicht herauszukommen vermochten, bemerkten wir deutlich, daß die feuer- und witzſprühende Rede auf unſeren Pfarrherrn ganz anders wirkte, ja, ich glaubte deutlich wahrzunehmen, wie ſich der Mann innerlich gewaltig darüber ärgere, wovon jedoch Jean Paul in ſeiner heitern, fröhlichen, ſorgloſen Stimmung — wie er dies mir auch ſpäter bewahrheitete, augenblicklich nichts wahrnahm.

Im Verlauf des Geſprächs aber konnte es ihm ſo wenig als uns entgehen, daß die Beichte des Teufels

*) In einem Briefe an Otto vom 22. Mai 1808 heißt es: „die Beichte des Teufels bei einem Staatsmanne (S. ſämmtliche Werke 30r Bd.) abſolvirte der Genfer des Morgenblattes nicht; doch kommt ſie jetzt mit des Feldpredigers Attila Schmelze Reiſe nach Flätz heraus, vielleicht mein ausgearbeitetſter, regelrechteſter Spas, ohne die geringſte Ausſchweifung oder Selbſteinmiſchung; man müßte denn — und man hätte Recht — die unten auf jeder Seite ſtehenden Noten, (bloße Einfälle, ohne allen Textbezug) dafür halten wollen.

ſowohl, wie ſie gedruckt war, als die ſpäter dazu gefügten mündlichen Marginalien, unſerm geiſtlichen Herrn gänzlich mißfielen, wahrſcheinlich, weil ſie ſeinen durch und durch orthodoxen Grundſätzen nicht zuſagten und ſie ihm vielleicht als gewaltige Profanation des Sakraments der Beichte galten.

Wir hatten uns nicht geirrt, denn alsbald expektorirte er ſich in Worten, die den Jean Paul'ſchen witzigen die Spitze bieten ſollten, als ſtumpfe, plumpe Pfeile aber, bei uns Dreien eine große Niederlage erlebten, indem wir dazu nicht nur nicht lachen konnten, ſondern ſelbſt die Köpfe bedenklich ſchütteln mußten.

Was der geiſtliche Skrupulant für weitere, ſpeziellere Beziehungen finden mochte, — ob vielleicht auf ſich ſelbſt, konnte ich damals nicht herausfinden, geſchweige jetzt, nach ſo vielen entſchwundenen Jahren — genug, die verſtärkten Gegeneinwendungen ſeinerſeits, die endlich ſogar in platte, grobe Neckereien übergingen, bewieſen, daß ihm Jean Paul's harmloſe Witzreden gänzlich zuwider waren.

Des Letzteren fröhliche Stimmung ward aber eine entgegengeſetzte, und Oeſterreicher's Bemerkungen mußten ihn auf eine empfindliche Weiſe berührt haben, da er es nicht weiter der Mühe werth hielt, mit ſeinem ſonſt ſtets ſchlagfertigem Witze darauf einzugehen, und er völlig theilnahmlos ſich bezeigte.

Das war das Vorſpiel von jenem vorhin erwähn-

ten Abend, an welchem wir wieder zu Tiſche verſammelt waren.

Jean Paul brachte zwei ſeiner Kinder mit. Die Unterhaltung wollte nicht recht in Gang kommen, wahrſcheinlich weil Jean Paul der Mittag noch zu ſehr in den Gliedern lag. Er beſchäftigte ſich viel mit den Kindern, denen er gegenüberſaß. Oeſterreicher ſchien ſeine Neckereien diesmal mit den Kindern fortſetzen zu wollen, indem er, dem Vater gegenüber, ihnen bald dies, bald das verwies. Letzterer vertheidigte ihre ſcheinbaren Unarten, und belegte ſein Urtheil mit Stellen aus ſeiner „Levana.“ Oeſterreicher opponirte dagegen, Jean Paul wurde lebhafter und piquirter, eines der Kinder griff mit der Hand während der Diskuſſion nach irgend einer auf einem Teller ſich befindenden Speiſe, der daneben ſitzende Oeſterreicher bemerkt es, erfaßt unſanft den Arm des Kindes, und führt es eben ſo unſanft zu ſeinem Platze zurück. Dem Vater ſchien die ſchroffe Behandlungsweiſe zu mißfallen, was er zwar in höflichen aber etwas bitteren Worten dem ſich unberufenerweiſe zum Erzieher ſeiner Kinder aufgeworfenen Geiſtlichen kund giebt. Dieſer wird heftiger, Jean Paul entgegnet ebenſo, und der Pſeudo-Vater vergißt ſich ſo ſehr, ihm eine Sottiſe zu machen, die ich nur ihrem Wortinhalte, nicht dem Buchſtaben nach, noch im Gedächtniß trage, und darauf hinauslief, Jean Paul unumwunden zu ſagen „daß man ein

recht guter Levana-Schreiber und dennoch ein recht schlechter Erzieher seiner eigenen Kinder sein könne."

Eine Gluthröthe überzog das Gesicht des tiefgekränkten, herrlichen Mannes, er erhob sich, vom Tisch aufzustehen. Ich, der neben ihm saß, zog ihn unter wenigen, begütigenden Worten auf seinen Stuhl zurück, Oesterreicher aber fuhr fort, unter heftigen Gestikulationen seinen Ausspruch beweisen zu wollen, und nannte dabei den Namen „Rousseau."

Diesen kaum ausgesprochen, fuhr Jean Paul noch heftiger in die Höhe, setzte sich aber bald wieder; seine Aufregung ging in stillen Schmerz über, und mit Thränen in den Augen rief er aus:

„Was?! — mit Rousseau vergleichen Sie mich?!"

Welche Beziehung und Bedeutung im gegenwärtigen Falle von Seiten Oesterreicher's dieser Vergleich Jean Paul's mit Rousseau hatte, verstand ich schon damals so wenig, als Dr. Brendel, den ich später darum befragte, genug, daß Jean Paul's sittlicher Charakter durch diesen Vergleich sich tief verletzt fühlte.

Dr. Brendel und ich suchten das Gespräch auf einen anderen Gegenstand zu bringen; allein Jean Paul nahm wenig Theil daran, ward zuletzt gänzlich stumm und goß in kurzen Pausen ein Glas nach dem andern hinunter.

Die heftige Gemüthsbewegung, in der er sich befand, und in welcher er fast bewußtlos krank, verfehlte die Wirkung nicht. Obwohl er sich bald entfernte, war deutlich wahrzunehmen, daß er sich in Wein und Bier — was er beides unter einander genoß — übernommen hatte. Es war das erste und letzte Mal, daß ich Jean Paul, während einer fünfzehnjährigen Bekanntschaft mit ihm, — betrunken sah.

Höchst ungern redete ich von diesem Vorfalle, und doch mußte ich, weil er mir zur vollständigen Bezeichnung des Jean Paul'schen Charakters nicht unwichtig erschien, und ich mir nun einmal vorgenommen, nichts zu verschweigen, was ich in seiner Gesellschaft mit ihm erlebte, und dahin gehört, selbst auf die Gefahr hin, von scheinheiligen Kunstrichtern darüber getadelt zu werden, wie dies ganz kürzlich Böttiger's Sohne mit der Herausgabe der Papiere seines Vaters erging, die wie Laun's Memoiren, allzu harte Urtheile erfuhren. — Es ist hier nicht der Ort, mich darüber weitläufiger zu verbreiten; nur Einiges werde bei dieser Gelegenheit bemerkt.

Mir scheint es, daß gerade solche passive Naturen, selbst wenn sie den genannten noch um einige Grade in geistiger Beziehung untergeordnet wären, am geeignetsten sind, die Licht- und Schattenparthien großer Männer aufzuzeichnen und uns wiederzugeben, weil ihre eigene Individualität als eine subordinirte, bei

dem uns Dargebotenen, — insofern nur die Wahrheit nicht verletzt ist — nicht in Betrachtung kommt, und jeder höher stehende Leser, schon nach seinem eigenen Geist und Sinn, den gelieferten Stoff in sich verarbeiten wird, während er von gleich verwandten Geistern fürchten muß, daß die gegebenen Berichte nicht mehr die nackte, reine Wahrheit umhülle, sondern schon mit etwas Stoff vom Kleide des eigenen Ich's versehen seien.

Dem genialen Leser geht es hier, wie dem genialen, zu einer Consultation herbeigerufenen Arzte*), der bei einem bedenklichen Kranken den Zustand der Krankheit nach ihren äußeren Erscheinungen sich lieber vom Krankenwärter berichten läßt, als vom früher behandelnden Arzte selbst, bei dem er öfters zu dem Glauben verführt wird, nicht unbefangen betrachtet, sondern die Diagnosis — vielleicht unbewußt — schon nach dem ihm anhängenden Systeme gemeldet zu haben.

Raisonnirt aber nun auch der Krankenwärter noch so unbeholfen über die Erscheinungen, er wird den geistreichen Arzt nie täuschen und zu einer andern Beurtheilung bestimmen, als wie sie selbst in ihm liegt. Es geht ihm hier, wie dem erfahrenen Leser bei einer Rezension. Der Rezensent bemühe sich, wie er wolle,

*) Ich denke hierbei an Marcus, der so dachte.

das Buch bis in den Himmel zu erheben, oder in den Staub zu treten; — gleichviel! Der geiſtreiche Leſer wird das Gute oder Schlechte, trotz alles Ankämpfens mit Gründen für oder gegen das Werk, doch herauszufinden wiſſen und ſich weder vom falſchen Lobe, noch vom ungerechten Tadel beſtechen laſſen; ſondern das Thatſächliche, das Geleiſtete, nach ſeiner Weiſe in Anſpruch nehmen, und verarbeiten. — Doch zurück zu Jean Paul.

Andern Tages, bei meinem Abſchiedsbeſuche, fand ich ihn ſowohl körperlich, als geiſtig ſehr angegriffen, und als ich nun im Begriff ſtand, des geſtrigen Abends zu erwähnen, fuhr er auf und rief:

„Um alles in der Welt bitte ich Sie, reden Sie mir von dieſem Höllenabende nie etwas mehr, ich danke Gott, daß ich nicht kränker bin! Verwiſchen Sie ihn, wo möglich, aus Ihrem Gedächtniſſe, ich werde daſſelbe thun.“

Nach einer Pauſe fuhr er heiterer fort:

„Nun, was giebt's Neues? — à propos, wiſſen Sie ſchon, daß ich nun nicht nach Wien reiſen werde, da ich den ..... Oeſterreicher bereits zur Genüge in Baireuth kennen gelernt habe? — — Was halten Sie vom Wetter? Ich muß laufen, um meinen Leichnam zur Raiſon zu bringen, als ungehorſamen Satelliten meines Geiſtes, dem ich heute gewaltig die

Spornen einsetzen will und muß, das ist nothwendiges Bedürfniß nach solcher gottlosen Misère! — —

Jean Paul machte Miene, mehrere ihm zum Spaziergange nöthigen Dinge zurecht zu legen, und ich empfahl mich bald.

Es war im Jahr 1820, als Jean Paul abermals nach Bamberg kam. Der nächste Zweck seiner Reise war, die zu einem Konzerte hier eingetroffene, gefeierte Catalani zum ersten Mal zu hören.

Er freute sich ungemein auf den ihm bevorstehenden Genuß, und bat vor dem Eintritt in den Saal mich dringend, ja Niemanden auf ihn aufmerksam zu machen, noch weniger ihn vorzustellen, „weil er ganz ungestört den zu erwartenden Kunstschmauß genießen möchte."

Diese vorbauende Bemerkung schien mir gänzlich unnütz zu sein, denn ich kannte unser Publikum zu gut, und wußte, daß kaum Neugierde, den großen Mann kennen zu lernen, geschweige Verehrung und Drang nach seiner Persönlichkeit dasselbe sonderlich quäle. Zugleich fiel mir ein Vorfall ein, den Jean Paul 1817 in Würzburg gehabt, und ich zweifelte keinen Augenblick, daß er hier repetirt werden würde.

Der Weg führte ihn damals auf einer Reise nach Heidelberg auch durch Würzburg. Kaum im Gasthofe angekommen, verlangte er nach einem Lohnbedienten, ihn in das Leselokal der Harmonie zu führen. Er tritt in das Lesezimmer ein, bleibt eine Zeitlang stehen, aber Niemand bekümmert sich um ihn. Wahrscheinlich war der Sekretär der Gesellschaft augenblicklich entfernt, ihn mit der Lokalität bekannt zu machen, der Lohnbediente wendet sich daher an ein anwesendes lesendes Mitglied, sagt ihm, der Fremde sei der Herr Jean Paul, völlig unbekannt in Würzburg u. dgl. Das verehrliche Mitglied sieht ihn groß von oben bis unten an, und lies't weiter. Der Lohnbediente begiebt sich zu einem zweiten Leser, und versichert diesen, daß dies der berühmte Herr Jean Paul sei. „So?" — erwiderte dieser, — „sagen Sie ihm, daß er sich statutengemäß durch ein ordentliches Gesellschaftsmitglied einführen lassen, und seinen Namen zuvor in das Fremdenbuch einschreiben müsse", dreht sich um, und lies't ebenfalls weiter.

„Ich war nicht neugierig", schloß Jean Paul, als er mir den Auftritt s. Z. erzählte, „noch mehrere Böotier kennen zu lernen, drehte mich ebenfalls um, und ging zur Thür hinaus. Hatte ich hier doch wie in so manchen andern Städten Deutschland's, statt Menschen, eine Anstalt gesehen, die wenigstens von deren Dasein Rechenschaft gab. Ich ging nach Hause, um durch einen Brief an meine Frau meinem Herzen Luft

zu machen, und tröſtete mich auf dem Wege dahin mit meinem guten Fibel, deſſen Spruch: „„'s is halt Welt!““ abwechſelnd mit der Variation: „„'s is halt Würzburg!““ vor mich hinmurmelnd.“

Nicht viel beſſer ging es Jean Paul im Conzertſaale zu Bamberg. Kein Menſch fragte nach ihm, bekümmerte ſich um ihn! Scherzes halber konnte ich es mir nicht verſagen, während des Conzertes Dieſen und Jenen auf ihn aufmerkſam zu machen. Der Eine, — als hätte er ſich mit dem Würzburger verabredet, — drehte ſich nach ihm um, und ſagte ganz ruhig ein lang gezogenes: „So?“ — Ein Anderer fragte ſüffiſant: „ob er denn ſeinen Hund nicht bei ſich, oder wo er ihn hingebracht habe“, und ein Dritter wollte wiſſen: „ob er noch ſo viel tränke, als ſonſt.“ — Einen Vierten anzureden, verging mir der Muth! —

Der erſte Eindruck, den die gefeierte Sängerin auf Jean Paul machte, war nicht günſtig. Die Prätenſion, mit der ſie auftrat, gefiel ihm nicht, und er ſagte mir leiſe in's Ohr: „Auch eine Theaterprinzeſſin!“

Nach der erſten Arie, die ſtürmiſch beklatſcht wurde, wozu ich ebenfalls mein Scherflein beitrug, ſprach er:

„Sehen Sie, das kann ich nun nicht; denn kein bloßes Staunen über eine Größe, oder über ein Madonnenbild ohne Gnade, kann meine Hände in Bewegung ſetzen; ich muß durch und durch ergriffen

sein, soll es geschehen, und das bin ich nicht, gestehe ich Ihnen offen, — vielleicht zu meiner Schande!"

Während der Pause, nach der ersten Abtheilung sagte er: „Ich habe Durst, verschaffen Sie mir ein Glas Bier."

Ich führte ihn in das untere Gastzimmer, und während des Trinkens bemerkte er:

„Das ist ein übles Zeichen, wenn inmitten eines Kunstgenusses irgend ein körperliches Bedürfniß sich in mir regt; — bei der Mara und bei Abt Vogler war das nicht der Fall!" —

Bei der ersten Arie in der zweiten Abtheilung schien er aufzuthauen, denn er beklatschte sie; als aber die Künstlerin zum Schlusse ihr herzerschütterndes: „God save the king" schmetterte, gerieth er fast außer sich, er drückte mir heftig die Hand, Thränen liefen die Wangen herab, und sein „Bravo! Bravo!" wollte nicht aufhören.

Beim Nachhausegehen zu mir, konnte er des Lobes über den Vortrag des letzten Liedes nicht satt werden.

„Das hat mich vollkommen ausgesöhnt", sprach er, da war Seele im Lied! Ja, ich gestehe Ihnen, ohne dies Lied würde mich meine Fahrt nach Bamberg gereut haben. Ach! was liegt doch in der menschlichen Stimme für eine Wunderkraft! Aber eben dies

Bewußtsein, das mich so lebhaft durchdringt, verkümmert mir so manchen Genuß; denn wie gesagt, bloße Virtuosität, Kehlenfertigkeit, kann ich zwar bewundern, aber ich werde nicht ergriffen, und der Gedanke an Automate stellt sich bei mir — oft zu meinem Verdruß! — immer da gleich ein, wo keine Seele singt ꝛc."

Die Unterhaltung beim Abendessen, wobei, nach Jean Paul's ausdrücklichem Verlangen, Niemand als meine Familie zugegen war, bezog sich anfänglich ausschließlich auf den Gesang der Catalani, dann auf Vokalmusik überhaupt, über die er herrliche Worte sprach. Das Gespräch führte auch auf sein sogenanntes Lieblingslied: „Namen nennen Dich nicht", von dem ich zu meiner Ueberraschung aus Jean Paul's Munde zum ersten Male hörte, daß es — wie ich nebst Vielen bisher irrig geglaubt hätte — weder von ihm gedichtet, noch sein Lieblingslied sei.

„Allerdings", sagte er lächelnd, „ist es jetzt mein Lieblingslied, da die Welt es dazu gemacht hat, sie will, daß es meines sei, und warum sollte ich nicht, (der ich überall damit angesungen werde), ihr, der ich schon so viel zu Gefallen gethan, nicht auch diesen Gefallen thun! Wohl könnte es mir aber zuweilen zum Verdruß werden, sorgte wiederum die Welt nicht dafür, daß ich die Textworte auf die verschiedenste Weise ver-

nähme, bald verkürzt, bald verlängert, bald in Variationen. Alle Aenderungen, die ich bisher noch gehört, sind freilich sehr schwach gegen den reinen Urtext, doch wird oft die Monotonie, die ein und derselbe Text erzeugen würde, durch die Neugierde: wie heute, gegen gestern, die Worte lauten werden, verdrängt*)."

---

*) Da das Lied noch jetzt im Munde des Volks lebt, der Urtext aber fast verloren gegangen ist, so dürfte die Mittheilung desselben wohl nicht am unrechten Orte stehen, um so mehr, als vor ein paar Jahren der erste Jahrgang des „rheinischen Odeons" die Aechtheit desselben bestätigt. Das Gedicht ist aber auch nicht von Klopstock, wie in vielen Liederbüchern angegeben; sondern von K. G. Neumann, und heißt ursprünglich:

An Charlotte.

„Bin ich auf Erden noch! Sind's die Menschen noch, die mich umgeben!
Höheres hab' ich gehört,
Habe gesonnt mich in ihrer Nähe, begeisternde Rede
Hab' ich vernommen von ihr.
Ihr Blick ruhte auf mir, ich hielt in der zitternden Rechte
Ihre erbebende Hand.
Ahnest Du, was Du mir bist? Von Dir geachtet, erhebt sich
Höher die schlagende Brust.
Was Du mir bist — wie gab' ich es kund? Armselig, gemein sind
Worte, sind schallender Hauch;
Namen nennen Dich nicht; Dich bilden Griffel und Pinsel
Sterblicher Künstler nicht nach.
Lieder singen Dich nicht; sie klingen alle wie Nachhall
Früherer Zeiten von Dir.
Wie Du lebest und bist, so trag' ich einzig im Herzen,
Himmlisches Mädchen! Dein Bild.

Jean Paul war den ganzen Abend hindurch in der heiterſten Gemüthsſtimmung. Er erzählte unter Anderem Mehreres aus ſeiner Jugendgeſchichte, und als er auf den Tod der Mutter kam, war ſeine Rede vorzüglich an meine Kinder gerichtet, denen er mit unbeſchreiblicher Innigkeit den Gedanken zu Herzen redete: welch' ein Glück es für ſie ſei, ſich des Daſeins ihrer Mutter noch freuen zu können.

Mit ſichtbarer Rührung erzählte er das Unglück, das ihn betreffen, ſeiner Mutter nicht haben die Augen zudrücken zu können, da er, als der Tod ſie ereilte,

---

Würde des Herzens Gefühl zur Sprache, jeder Gedanke
Wäre ein Hymnus auf Dich.
Lieben kann ich Dich nur: die Lieder, wie ich Dich liebe
Spar' ich der Ewigkeit auf!"

Man ſieht hieraus, daß nur die Schlußhälfte des Gedichtes bisher geſungen, die erſten 5 Strophen aber, unbegreiflicher Weiſe, weggelaſſen, dagegen andere eingeſchwärzt wurden, z. B. folgende matte:

„Schön wie Engel nur ſind, voll Unſchuld und Tugend biſt Du,
Mädchen in Engelsgeſtalt.
Lieben kann ich nur Dich! Doch leider, wie ich Dich liebe
Spar' ich für jene Welt auf. (!!)

Wäre Herzensempfindung nur hörbar, jeder Gedanke
Wär' ein Genius von Dir. (!!)

Deinen Namen herab auf meine Urne gelispelt,
Schwingt zum Himmel mich auf!" u. ſ. w.

entfernt von ihr gewesen sei*); den herzzerreißenden Schmerz, den er empfunden, als er das theuere Erbstück, was sie ihm hinterlassen, und was er noch immer als ein Heiligthum bewahre: ihr Spinnbuch erblickt, worin sie aufgeschrieben, wieviel sie von Monat zu Monat ersponnen, größtentheils für ihn ersponnen, u. s. w.**)

Wie Jean Paul die außerordentliche Theilnahme bemerkte, die wir Alle (besonders die Kinder, denen die Augen dabei voll Thränen standen) seinen Erzählungen widmeten, verbreitete er sich über sein ganzes Haus- und Vaterleben, z. B. über seine glückliche Ehe, seine liebenswürdigen Kinder, (sein Sohn lebte damals noch), deren Aeußeres er den Meinigen dadurch deutlich zu machen suchte, daß er einzelne Theile ihres Körpers, mit denen seiner Kinder verglich, z. B. den Mund, die Stirne, die Augen ꝛc. Er erzählte ferner, mit höchster Gemüthlichkeit von seinem Eichhörnchen,

---

*) In Eger (Juli 1797), seine durch anhaltende Arbeit geschwächte Gesundheit wieder herzustellen. Eine schmerzlich-süße Beruhigung war es ihm, daß er mit ihrem Segen von ihr gegangen, und daß sie in süßem Frieden entschlummert war.

**) „Wenn ich", — schreibt er an Otto, — „alle Bücher der Erde wegwerfe, so les' ich doch, gute Mutter, Deines fort, worin alle Qualen Deiner Nächte stehen, und worin ich Dich in der Mitternacht, mit der keuchenden, stechenden Brust den Faden Deines kurzen Lebens ziehen sehe!" — Und an eine Freundin: „Das Geschick hat eine Richtung meines Lebens mit einem Grade verschoben!"

seinem Hunde, seinen Kanarienvögeln, — wie er sie zähme; von ersterem die Anekdote, wie er es bei einer Taufhandlung in der Tasche gehabt, u. s. w.*)

Jean Paul war den ganzen Abend hindurch, — er blieb bis gegen 1 Uhr, — die Heiterkeit und Gemüthlichkeit selbst. Ich gäbe viel darum, wäre ich im Stande, den geneigten Lesern aus dem Stegreife die denkwürdigen Worte, die er sprach: über sein häusliches Stillleben, über die innere Zufriedenheit, ja Seligkeit, die er dabei genösse ꝛc., hier nur dem Sachinhalte nach, geschweige wörtlich wiedergeben zu können. Der Themata, die er berührte, waren so viele, und die Art der Darstellung so ächt Jean-Paulisch, bilderreich und phantastisch, daß es kaum möglich gewesen

---

*) „Im Winter", schreibt er in dem schon oben erwähnten Briefe vom 20. Mai 1808 an Otto — „hätt' ich oft gewünscht, Du wärest mir auf der Gasse oder in der Harmonie aufgestoßen, Du hättest dann auf meiner linken Achsel mein fest bleibendes Eichhörnchen gesehen, das nicht beißt und nicht ꝛc...., (denn letzteres thut's jeden Morgen um 6 Uhr). Gleichviel halt' ich's jetzt für gewagt, daß ich das Thier, da ich bei Odeneck einen Sohn aus der Taufe hob, in der Tasche hatte, in die ich während der Taufrede mehrmals greifen mußte, um es mit dem Schnupftuch einzubauen; denn während ich meinen armen — leider! seligen — Pathen in den Armen hielt, hätt' ich durchaus nichts machen können, wenn das Thier darauf auf meine Achsel gekrochen wäre, vielleicht zur allgemeinen Störung des Taufactus und Ernstes. In einem Sack an meinem Kanape schläft das Hörnchen.

wäre, andern Tags, viel weniger nach so vielen Jahren, sach- und wortgetreu darüber zu berichten.

Doch, wie so oft, hilft hier ein guter Genius den Lesern und mir, indem er mir die höchst einfache, naive und treffend-wahre Schilderung des Jean Paul'schen Vater- und Hauslebens in das Gedächtniß zurückruft, wie sie seine erstgeborne Tochter zur Mittheilung an seinen trefflichen Biographen und Schwiegersohn: Ernst Förster, niederschrieb.

Sie lautet dem wesentlichen Inhalte nach so*):

---

*) Ich glaube den Dank der Leser um so mehr zu verdienen, wenn ich sie hier wieder mittheile, als alle darin erwähnten Gegenstände auch die des heutigen Abendgespräches waren, und ich keine bessere Verdeutlichung zu geben wüßte. — Dann steht aber noch anzunehmen, daß die wenigsten Leser die Schilderung selbst kennen, obwohl sie im 7ten Bändchen von „Wahrheit aus Jean Paul's Leben" aufgezeichnet ist, welches Buch aber — wie ich mich mit wahrem Schmerze nur zu oft überzeugt — noch minder bekannt ist, als seine Schriften selbst. Möchte ich doch hierdurch Gelegenheit gegeben haben, sich mit dem trefflichen Buche zu befreunden! Es bietet des Interessanten so viel dar, und ein Jeder, der noch nicht Jean Paul's Freund war, wird es sicher nach Lesung der 8 Bändchen werden. Jenen aber, die die Werke des unsterblichen Mannes gelesen, wird das Buch als überaus hilfreicher Commentar dienen. Der theuere Preis desselben (über 2 Carolins) mag wohl bisher viel dazu beigetragen haben, daß es selbst nicht in die Hände aller seiner Verehrer gekommen; jetzt bietet sich aber eine neue Gelegenheit zur Acquisition dar, da die Verlagshandlung (Max in Breslau) es bedeutend im Preise herabgesetzt. —

„..... Es iſt vielleicht mehr meines, als Ihres Vergnügens wegen, wenn ich Ihre Bitte erfülle, (denn ich erzähle gern) und doch, hoffe ich, ſoll Sie's auch freuen, den freundlichen Mann mit bräunlichem Hausrock und herunterhängenden Socken, die wir Kinder ihm erſt in der Mutter Zimmer, zu der er ſeinen Morgengruß trug, hinaufbanden, zu ſehen. Der Hund ſpringt an ihn hinan, die Kinder hängen ſich um ihn herum und ſuchen, wenn er geht, ihre Füße in ſeine niedergetretenen Pantoffel einzuſchieben, wenn ſeine Ferſen ſich ein wenig daraus heben, um ſo ihn feſtzuhalten: Eins ſpringt vor ihm her, wenn er fortgeht, die zwei Andern (damals lebte mein ſeliger Bruder noch) muß er an den Rockſchößen fortziehen bis an ſeine Zimmerthüre, wo ſie ihn alle verlaſſen und nur der Pudel mit hineinwedelt. Doch ich muß von vorn anfangen."

„Als wir ganz klein waren, bewohnten wir zwei Stockwerke eines Hauſes, der Vater arbeitete oben in den Manſarden. Wir Kinder krabbelten nun Morgens mit Händen und Füßen die Treppe hinauf, und hämmerten an der ſchließenden Fallthüre, bis der Vater ſie aufhob und nach unſerm Einlaß ſie wieder ſchloß, und dann von einem alten Schrank eine bereits durchlöcherte Trommel herunternahm und eine Pfeife, mit denen wir ſtark muſizirten, während er drinnen ſchrieb. Dann durften wir auch hinein zu ihm und mit dem Eich-

hörnchen ſpielen, das er ſich damals hielt, und das er Abends in ſeiner Taſche mit in die Harmonie nahm. Er hatte allerlei Thiere, die er zähmte; einmal Mäuſe, dann eine große Kreuzſpinne, die er in einen pappenen Schachteldeckel ſperrte, über den er ein Fenſterglas geklebt. Unten hatte er ein Thürchen von Papier gemacht, durch das er ſorgfältig Futterfliegen hineinließ. Im Herbſt ſammelte er für ſeine Laubfröſche und für die Spinne die Winternahrung. Wenn man einmal Kleinigkeiten erzählt, ſo muß ich auch ſagen, wie er die Thiere fing. Abermals in einem Schachtelboden, den er mit Obſt beſtrich, und mit einer Glasſcheibe belegte, ſoweit, daß nur ein Fliegenleib bequem durch konnte. Saßen nun mehrere freſſend darin, ſo riegelte er zu und trug den Schatz in ſein Schlafzimmer, wo meine Schweſter und ich ihn an den Fenſtern fingen. Das Fliegenhaus war ein altes Vogelhaus, das er mit einem abgedankten Florſchleier überzogen, die Oeffnung oben ſchloß ein Brettchen, das durch ein darauf gepichtes Bleiſtück leicht zuklappte, und eben ſo gut durch ein unten eingeklebtes Fädchen ſich aufziehen ließ. — Alle dieſe und ähnliche mechaniſche Dinge (als Schreibbücher heften ꝛc.) machte er nach dem viertelſtündigen Nachmittagſchlaf. —"

„Der Vater war ſehr gut gegen Jedermann, und konnte am wenigſten fremden Schmerz ertragen, und wenn es auch nur der eines Thieres war. So ging

er nie aus, ohne seinem Kanarienvogel — später hatte er mehrere — den Käfig zu öffnen, zur Schadloshaltung für seine Gesellschaft; denn er besorgte, das arme Thier müsse sich ohne ihn langweilen. Ich weiß es, daß er einmal Abends den Hund, den er nur wenige Tage statt des verstorbenen Alert besaß, und nicht brauchen konnte, mit ganz besonderer Sorgfalt fütterte, weil er eben wußte, daß er ihn am Morgen gegen einen anderen vertauschte, und es dann nicht mehr in seiner Gewalt hatte, ihm eine Freude zu machen. Sie werden über die Zusammenstellung lachen, aber ich muß es doch auch sagen, daß er es mit einem abgehenden Dienstmädchen allemal gerade so machte, und daß dieses, abgesehen von ihrer Tauglichkeit, am Tage vor ihrem Abzug auf ungewöhnliche Weise erfreut wurde."

„Den Kindern war jeder Scherz gegen ihn erlaubt; oft baten wir: „„Vater tanz' einmal!"" dann machte er einige Sprünge. Oder er mußte französisch reden, wobei er besondern Werth auf die Nasenlaute legte, die Niemand so gut ausspräche als er; es klang kurios. In der Dämmerstunde erzählte er uns früher Mährchen, oder sprach von Gott und der Welt, dem Großvater, und vielen herrlichen Dingen. Wir liefen um die Wette hinüber, ein Jedes wollte das erste neben ihm auf dem langen Kanapee sein; der alte Geldkoffer mit Eisenreifen und einem Loch oben im Deckel, daß

ein Paar Mäuse neben einander ohne Drücken hindurch konnten, wurde in der ängstlichen Eile die Treppenstufe, von der man über die Kanapeelehne stieg. Denn vorn zwischen dem Tisch und Repositorium sich durchzuwinden, war mühselig. Wir drängten uns alle drei zwischen die Sophawand und des liegenden Vaters Beine; oben über ihm lag der schlafende Hund. Hatten wir endlich unsere Glieder zusammengeschoben, und in die unbequemste Stellung gebracht, so ging das Erzählen an. Der Vater wußte sich viele kleine Freuden zu machen; so war es ihm ein besonderes Vergnügen, Dinte zu bereiten, was er viel öfter that, als nöthig war; denn Otto schrieb noch Jahre lang mit dem abgedankten Bodensatz. Er konnte es nicht erwarten, sie zu probiren. Schon eine Stunde nach der Zubereitung that er's. War sie schwarz, dann kam er froh herüber zu uns und sagte: „Nun seht einmal, jetzt ist die Dinte schon so, nun denkt euch morgen, oder gar in vierzehn Tagen!" Sie wurde den Abend noch in jeder Stunde fortprobirt."

„Gering hat er gar nichts geachtet. Wie er von jedem Menschen, er mochte noch so unbedeutend scheinen, zu lernen wußte, so ließ er auch kein Bindfadenendchen, Glasstückchen, keinen abgebrochenen Korkstöpsel ꝛc. liegen. Was er der Art fand, trug er in seine „„Lumpenschachtel."" „„Ich bin doch neugierig, wozu ich das brauchen werde"", sagte er, wenn er

wieder etwas Weggeworfenes fand*). Schmerzlich war ihm der Gedanke des bloßen Unterganges, am meiſten, wenn's Menſchenarbeit war. Er verbrannte keinen Brief, ja die unbedeutenſten Zettel hob er auf. „„Alles untergehende Leben““, ſagte er, „„kommt wieder; dieſe Geſchöpfe des Kopfes und Herzens nie. Man ſoll die Namen durchſtreichen, aber die Seele leben laſſen, die gerade in Briefen ſich am innigſten ausſpricht.““ So hat er ſogar dicke Bücher mit den Einfällen, Redensarten und Gewohnheiten vollgeſchrieben**). Er ſtand häufig von ſeiner Arbeit auf und ſah' nach, wie es uns ging. Aber eine Unterbrechung von außen war ihm ſehr ſtörend. So ſah er höchſt ungern Beſuch in den Vormittagsſtunden, und wirklich bös konnte er werden, wenn man ihn zu früh zum Eſſen rief. Bei'm Eſſen war er ſehr geſprächig und hörte auch alles, was man ihm erzählte, mit der größten Theilnahme an, und wußte immer etwas daraus zu machen, ſo daß der Erzähler durch ſeine eigene Erzählung klüger wurde. Im Eſſen und Trinken war er ſehr mäßig. Früh bei'm Schreiben trank

*) So machte er's auch mit Bemerkungen, die er niederſchrieb, z. B. „Bienen beſuchen Lindenblüthen im Mondſchein“, ohne noch zu wiſſen, wo ſie zu gebrauchen.

**) Höchſt ungern verſage ich es mir, von den vielen bewundernswerthen Einfällen der 3- bis 5jährigen Kinder hier keine mittheilen zu können. Siehe S. 216—19.

er eine Flaſche Wein nicht ganz aus; Nachmittags Bier, welches ihm gewöhnlich der Oncle (ſein Bruder Gottlieb), der noch hier als Unterauffſchläger lebt, beſorgte. Mit dieſem lebte er ſehr gut, und ließ ſich von ihm immer von Jodiz, dem Großvater, ja aus ſeiner eigenen Kindheit vieles erzählen, was er wieder vergeſſen hatte."

„Der Vater gab uns nie beſtimmten Unterricht und doch belehrte er uns immer. Unſere Abendtafel machte er zu einer franzöſiſchen Wirthstafel, die er mit zwölferlei Schüſſeln aus ſeinen Exzerpten beſetzte. Dadurch naſchten wir, ich möchte faſt ſagen, von allen Wiſſenſchaften, ohne uns freilich an einer zu ſättigen; wenigſtens ich, die weniger fortgeſetzten Unterricht bei Lehrern hatte, als meine Schweſter. Wir durften Alles ſagen, ſogar jeden Spaß über den Vater zu ihm ſelber. Seine Strafen gegen uns Mädchen waren mehr paſſiv, als aktiv; ſie beſtanden im Verweigern oder in einem Strafwort; unſer Bruder aber, der aus Knabenſcham ſein Herz nicht mit den Händen bedeckte, ſondern mit den Fäuſten, und mit dieſen oft uns, wurde zuweilen körperlich gezüchtigt. Der Vater ſagte dann: „„Max, heute Nachmittag um Drei kommſt Du zu mir, da kriegſt Du Deine Prügel."" Er kam pünktlich und litt ſie ohne einen Laut."

„Unſer Hauptfeſt war Weihnachten, in das der Vater früher noch den Heiligenſchein des beſchee-

renden Christkindchens warf. Schon vierzehn Tage vorher ließ er einzelne Lichter daraus über die Bretter gehen. Waren wir den Tag über recht gut gewesen und er kam Abends aus der Harmonie, so brachte er oft einige Stücke Marzipan mit und sagte uns: „„Heut, Ihr Kinder, ging ich in den Garten (— die Harmonie hat einen —) hinaus, und wie ich da den Himmel ansehe, kommt eine rosenrothe Wolke gezogen und da sitzt das Christkindchen darauf und sagt mir, weil Ihr heut so gut gewesen seid, wolle es Euch auch was schicken.““ Oder er rief auf einmal mitten im Erzählen, wenn wir auf seinem Kanapee hockten, in der finstern Stube: „„Habt Ihr nichts gehört?““ Nein sagten wir. „„Ich aber, das Christkindchen war's;““ und da langte er zum Fenster hinaus und ein wenig Marzipan herein.“

„In der Weihnachtswoche ging er selber auf den Markt und kaufte ein. Wenn wir ihn nun zurückkommen sahen, und der Mantel mehr, als ihn umschloß, was sich durch die Höcker und Ecken, in die seine paar Falten ausgespannt waren, verrieth, und wie die Treppe hinunter dem Vater entgegenrannten und uns an ihn anhängen wollten, so rief er listig zornig: „„Keins rührt mich an!““ und nachdem er im verschlossenen Zimmer alles versteckt, aber doch absichtlich wieder ein rothes oder Goldpapierchen liegen lassen, oder einen bunten Span, durften wir hinein. Am heiligen Abend

ſelber konnte er das Beſcheeren nicht erwarten. Sobald es dämmerte, mußten wir fort, und mit der Dunkelheit wurden wir ſchon gerufen und dann konnten wir uns nicht genug über ihn freuen.“

„Es gab noch einen Feſtabend — am Faſtnacht. Der Vater kaufte da einer alten Frau, die zeitlebens der Harmonie gegenüberſaß und hinter einem Tiſchchen ſtrickte, für ſechs Kreuzer den halben Laden aus. Sie hatte Fliegen- und Wohnhäuſer, Stühle und Tiſche und Bänke, alles von Mehl und Waſſer gemacht und mit rothen Linien geziert. Dies beſcheerte er uns Abends auf einem Stuhl vor einem Paar übriger Weihnachtswachslichtchen.“

„Zu der Genügſamkeit, auf die ihn das Schickſal in ſeiner Kindheit hingewieſen, wollte er uns erziehen. So bekamen wir nie Taſchengeld, ſondern blos etwas weniges an den drei Hauptmärkten in Baireuth, jedes drei Kreuzer; ſpäter ſtieg's zu ſechſen und kurz vor meiner Kommunion konnte ich mich einmal mit einem Vierundzwanziger ſehen laſſen. In den letzten Jahren bekam ich und meine Schweſter einen Sonntagsſechſer. Dies Geld konnten wir aber eben ſo gut hinauswerfen, als behalten. Dadurch lernten wir aber ſchwer das rechte Umgehen mit Geld, und wenn — wie, ich weiß nicht wer, behauptet — auf einer Nadelſpitze tauſend Engel ſitzen, ſo hatten bei uns wenigſtens hun-

dert Plane auf einem Thaler Platz; aber sie flogen mit ihm in die Luft."

„Ich will nur noch zwei Dinge erzählen. Erstlich, wie er den Gärtnersleuten, die in dem Garten, worin er arbeitete, angestellt waren, aushalf und vorschoß. Immer fünf Gulden gab er ihnen auf einmal, von denen die Frau monatlich einen wiederbringen mußte, wofür er ihr seinen Sechser „„Interessen"" auszahlte, wie er sagte. Und dann, wie der Vater, wenn er eben in diesen Garten früh mit seinen Arbeiten hinausging, meist durch den langen, schattenlosen Rennweg zog, um vor dem Thor von einer dicken Branntweinbrennerin einen guten Morgen zu bekommen, und noch sagen zu können: „„Es wird schönes Wetter, Frau R.""", oder „„Es wird nicht lange mehr so bleiben; wir kriegen Regen, Sie werden's schon sehen;"" denn bei dieser Frau trafen — wie sonst nicht bei Jedermann, — seine Wetterprophezeihungen immer ein.

„Ich will aber aufhören: denn da bei Kleinigkeiten eine jede das Recht des Erzähltwerdens hat, so sammelt sich zuletzt eine ermüdende Masse, und das Ende wird schwerer als der Anfang. Würde es Sie z. B. nicht langweilen, wenn ich erzählte, daß der Vater im ausgehobenen Einsatz eines Toilettenkastens, ein Löchelchen für Pfennig- und eins für Zweipfennig-

ſtücke hatte? — Daß er, wie Swift, in der linken Weſtentaſche kleines und kleinſtes Geld für Arme trug? — Daß hinter ſeiner Hausrockklappe der Bodenſatz eines Dintenfaſſes klebte, weil er da die Federn auswiſchte? — Daß er Siebenkäs ſeinen Ordnungsſatz unterſchob, nämlich jede Sache muß ihren Ort haben, aber einerlei iſt's, wo der iſt? Und noch vieles Andere mehr, was er freilich ſelbſt erzählen müßte.“ — —

III.

Jean Paul's unglücklichſtes Jahr. — Tod des Sohnes. — Briefe an ſeinen Sohn, Heinrich Voß und deſſen Mutter. — Briefe an mich. — Krankheit. — Erblindung. — Verwechslung des Tages mit der Nacht. — Dr. Kornfeger's Erklärung dieſer Erſcheinung. — Jean Paul's Tod. — Frau Rollwenzel und Jean Paul's Verhältniß zu ihr. —

„Das Leben wird, wie das Meerwasser, nicht eher ganz
ſuß, als bis es gen Himmel ſteigt.“

Jean Paul.

Das Jahr 1821 war das traurigste, unglücklichste, in Jean Paul's ganzem Leben. Nicht nur, daß eine Menge kleiner, aber unangenehmer Widerwärtigkeiten es bezeichnen, daß alle seine Reiseplane, nach Heidelberg, Weimar und Bamberg, scheiterten; auch sein heißgeliebter einziger Sohn Max starb in diesem Jahre.

Dieser Verlust erschütterte sein geistiges und physisches Leben so sehr, daß man füglich sagen kann: mit dem letzten Viertel dieses Jahres fing Jean Paul's langsames Dahinsterben an, — er verblutete an der Wunde, die ihm dieser Tod geschlagen.

Der hoffnungsvolle Jüngling, der schon in seinem funfzehnten Jahre das alte Testament, Homer und andere Klassiker, in der Ursprache las, ging im September 1819 nach München, wo er, den philologischen Studien in höchster Anstrengung sich widmend, ein volles Jahr verlebte. — Mit Kenntnissen reich ausgestattet, bezog er im Herbste 1820 die Universität Heidelberg.

Der übertriebene Fleiß des 17jährigen Jünglings hatte aber schon in München an seiner Körper-

kraft zehrend genagt, noch mehr aber in Heidelberg, wo er in gleichen Anstrengungen fortfuhr.

Aber ein noch größerer Sturm, der auf ihn einbrach, war psychischer Art, und äußerte seinen vergiftenden Einfluß doppelt: auf Seele und Körper zugleich.

Ein Brief des Vaters vom 20sten Dezember 1820, giebt statt aller weitern Beschreibung und Auseinandersetzung, den Zustand am deutlichsten kund, in welchem der Sohn sich befand.

„Mein guter Max", — so schreibt er — „Deine Briefe haben mich sehr erfreut und gerührt. Aber die theologische Kanne-Gießerei, die Du bei F. einsaugst, beängstigt mich für Deine Jugend; eine unwiederbringliche Zeit, die Du heiter, ohne Mönchsgrillen zubringen mußt, wenn nicht meine Erwartungen von Dir untergehen sollen. Dieser immer und ewig einseitige Kanne ist grade so schwärmerisch in seiner Theologie und sinnlosen Typologie und in dem erbärmlichen Leben seiner Heiligen, wie er's in seinen „„Urkunden"" war, wo er alle historischen Personen des alten Testaments für bloße astronomische Sinnbilder ansah. Studire doch die Geschichte der Entstehung des Christenthums, die Evangelien und Apostelbriefe, die man erst am Ende des zweiten Jahrhunderts zum Theil durch Irenäus

kennen lernte, und eigentlich ihr Verzeichniß anfangs des Dritten durch Origines."

„Siehe nach, wie diese Apostel noch immer eingeschränkte Juden mit ihrem zornigen Jehova blieben, und z. B. Hurerei und Blutspeisen mit gleicher Wärme verboten, (Apostelg. 15, 20.) oder wie sie untereinander zankten, oder wie Paulus sich rühmten (2 Korinth. 11. 12.). In allen Reden Christi ist kein Wort von der Lehre von allen mit Adam zugleich mitgefallenen Seelen oder gar von der Genugthuung. Gott bekehre Dich zu dem heitern Christenthum eines Herder, Jacobi, Kant. Lies lieber, wie ich in Leipzig, Arrians Epiktet, des liebenden Antonins Betrachtungen und Plutarchs Biographieen, als Kanne, der ein schlechter Exeget und Historiker ist. Es giebt keine andere Offenbarung, als die noch fortdauernde. Unsere ganze Orthodoxie ist, wie der Katholizismus, erst in die Evangelien hineingetragen worden und jedes Jahrhundert trägt seine neuen Ansichten hinein. — O könnt' ich doch bald an mein Werk gegen das Ueberchristenthum! — Mit dem neuern Mönchthum wirst Du Dir Freuden und Kräfte und Feuer abtödten, und am Ende — nichts werden. Was mich einigermaßen über Deinen ultrachristlichen Trübsinn beruhigen könnte, wäre etwa, daß er eine körperliche Quelle in Deinem übertriebenen Sitzen und Studiren hätte; freilich ein

schwacher Troſt. Einige Jahre hält es die Jugendkraft aus und Du überflügelſt Manche um einige Jahre in Kenntniſſen, aber dann kommſt Du als Scheinlebendiger, nicht als Scheintodter zu mir zurück, und grade in den Jahren der Vollreife, wo das Höchſte errungen werden muß, im 25ſten, 30ſten, ſitzeſt Du bleich vor Arzneigläſern. Gott verſchone mich mit dieſem Anblick!"

Trotz dieſer väterlichen Ermahnungen faßte aber der Hang an Myſtizismus immer feſtern Fuß, er ſah die Philologie als eine rein menſchliche Wiſſenſchaft an, und der Gedanke kam ihm: „ſie mit dem freien Geſchenk Gottes: der Theologie" wie er ſich in einem Briefe an den Vater ausdrückte, zu vertauſchen, wogegen dieſer aber ſich entſchieden erklärte.

„Mich erquickt" ſchreibt er „Dein religiöſes, frommes und von Gott begeiſtertes Gemüth; aber B.... K.... D... und ſogar der unbedeutende F. haben Dir Deinen friſchen Lebensſinn weg- und eine enge Orthodoxie eingepredigt, bei welcher am Ende alles Feuer der Wiſſenſchaft, ſo wie meine Hoffnungen von Dir ſinken müſſen. Zu einer Umänderung Deines Studienplans ſag' ich geradezu Nein, weil zu einem Doctor der Theologie jetzo Zeit — bei dem ungeheueren Umfange dieſer meinenden Wiſſenſchaft — und noch mehres fehlt. Was Deine Seele als theologiſche Nahrung bedarf, kann ſie auch auf

der philologischen Laufbahn, seitwärts, ohne gelehrtes Erlernen sich verschaffen. Aber die rechte und wahre Gottlehre findest Du nicht in der Orthodoxie, sondern in allen Wissenschaften auf einmal."

Ueber Hegel aber, als er merkte, daß Max in dessen Lehren eine Zuflucht suchte, schrieb er:

„Hegel ist der scharfsinnigste unter allen jetzigen Philosophen: bleibt aber doch ein dialektischer Vampyr des innern Menschen*)."

Alle weitern dringenden und liebevollen Ermahnungen, sowohl von Seiten des Vaters, wie der Mut-

---

*) Schon vor dem Tode des Sohnes, arbeitete Jean Paul an einer Schrift gegen das fressende Uebel „des Ueberchristenthums" wie er es nannte. „Wir haben — s. Werke 59r. Bd. S. 40 — ja schon seit einem Jahrfünf manche treffliche religiöse Dunkelseher aufzuweisen, welche den Licht- und Frei- und Frohsinn eines Herder's, eines Jakobi's und anderer hinlänglichst einschränkten und ihre Bluttheologie zu einem Bluttasser des Denkens und Freuens machen. Um so sichrer darf ich, da ich das Gegenmagnetisiren des Höllenrichters selber gesehen, Hoffnung machen und prophezeien, daß 1819 mehre Theologen — ich weiß nicht, ob sich Harms und die Frau Krüdener zu ihnen schlagen — die christliche Kirche den heidnischen Tempeln ähnlicher aushauen und zumauern werden, die bekanntlich keine Fenster hatten. Sie werden bei Zuhörern, die ganz Ohr sind — und dazu gehört ein sehr langes — durch Sätze, welche stark genug sind, die Vernunft und die Freiheit gefangen zu nehmen und dann hinzurichten, für die Bekehrung jene Blindheit erwirken, in welche Paulus bei der seinigen, aber nur körperlich, so lange gerieth, bis ihn Ananias hergestellt. ꝛc."

ter, fruchteten aber leider wenig, der Saame religiöser Schwärmerei war aufgegangen, die geistige Selbstquälerei in stetem Conflikt mit den Bitten der theuern Eltern, nagten gewaltig an ihm, und als die Vater- und Mutterarme sich ausbreiteten, den in den Sommerferien zur Heimath zurückkehrenden Sohn zu empfangen, umarmten sie statt des sonst blühenden, kräftigen Jünglings eine in sich zerrüttete und äußerlich sichtbar zerstörte Gestalt!

Nach wenigen Tagen seiner Ankunft, am 25sten September 1821 erlag der hoffnungsvolle Sohn einem hitzigen Nervenfieber.

Unterm 28sten September schon meldete mir der tiefgebeugte Vater den Todesfall:

„Sie haben mir bisher immer mehre Gefälligkeiten bewiesen, als ich Ihnen erwidern konnte. Jetzo bitte ich Sie um eine, die durch die Schnelligkeit eine größte wird, ob ich gleich nichts verlange, als einen Wiedereintritt in Ihre Lesebibliothek. Meine angegriffene Seele hat jetzo diesen Herbst und Winter hindurch einige warme Sonnenblicke durch erheiternde Bücher vonnöthen; denn mein einziger achtzehnjähriger Sohn, mit dem schönsten frömmsten Herzen, und reichsten Geist, der mich aus Heidelberg zu besuchen kam, ist diese Woche am Nervenfieber verschieden; und so ist nun mein ganzes Leben kalt, versinstert, auf immer!

Professor Huscher, bei welchem er auf der Herreise einen Tag blieb, und dem ich hier für seine Liebe durch Sie danken lasse, kann Ihnen malen, was ich verloren.

Ich habe Ihre Kataloge bis zur 6ten Nummer (incl.) und bitte Sie um die übrigen. Lassen Sie eiligst — damit Fuhrmann Weber in meiner Noth mir künftige Woche Bücher bringt, — ein Kästchen dazu von der Größe des vorigen machen. Bin ich Ihnen nicht noch Lesegeld schuldig? Mit Vergnügen zahl' ich für alles jeden begehrten Preis. — Die Bücher lassen Sie für mich genau nach der Rangstellung auslesen.

Ich danke Ihnen im Voraus. Gott verschone Sie vor jedem ähnlichen Unglücke! Grüßen Sie herzlich Ihre theuerste Gattin und schönen Kinder; mich verschonen Sie aber ja, auch mit dem kleinsten Trosteswort!"

Eine Menge Stellen seiner Tagebücher und Briefe beweisen, wie tief und fortgesetzt Jean Paul diesen Verlust fühlte. In Erstern schrieb er:

„(28. Oktober 1821.) Der Tod meines Max macht mich bloß wilder gegen die ganze Welt, worin ich nun so wenig noch zu verlieren habe. Jünglinge ohne Werth, besonders von seiner Bekanntschaft, erbittern mich bloß dadurch, daß sie noch leben nach ihm. Mir ist's eben so gleichgültig meinen Schmerz

ſtark zu zeigen, als ihn kalt zu verbergen; die Zuhörer ſind mir in beiden Fällen nicht wichtig genug.“

„(31. Oktober 1821.) Mit Wehmuth ſeh' ich alle Blätter an, die meine Reiſezurüſtungen und häuslichen Reglements enthalten, ſogar ein Tagebuch überſchrieben: Tagebuch Auguſt 1821. — Fremdes Briefjammern über meinen Verluſt leſ' ich kalt — denn das heftigſte hör' ich in mir ſelber und muß die innern Herzohren zuhalten — aber ein einziger neuer Zug von Marens ſchönem Weſen, reißet das ganze wundenvolle Herz weiter auf und es kann ſein Blut nur in die Augen treiben.“

„(November 1821.) Bei der Trauer um Max darf ich weder ſeine Vergangenheit, noch ſeine Zukunft ausmalen. Mit dem Doktor kann ich am leichteſten über ihn ſprechen.“

„(December 1821.) Es iſt ſeltſam, wenn man ſpät im funfzigſten Jahr noch etwas Neues erleben muß — und dies Neue iſt ein Schmerz.“

„(30. Dezember 1821.) An manchem Tag hör' ich in mir mein altes Wort: „„mein Märchen““ unwillkührlich und dies thut mir ſehr weh.“

„(Januar 1822.) An nichts denkt man weniger und nichts wird uns ſchwerer zu denken, als die Trauer unſerer Geliebten um uns nach unſerm Hinſcheiden; wie anders würden wir unſer Leben bewahren!“ ꝛc.

Seinem Herzensfreunde Heinrich Voß in Heidelberg, schrieb er am 21sten Dezember 1821:

„Mein geliebter Heinrich! Wie oft wirst Du mich seit einem Vierteljahre angeklagt — und entschuldigt — und wieder angeklagt haben und doch wohl zuletzt entschuldigt, mich armen Teufel! Ach, ich konnte nicht anders! Du kannst denken, wie ich gegen alle schweige, da ich gegen Dich schwieg, sogar auf Kosten meiner größten Postfreude, nämlich der wöchentlichen über Deine Blättchen.

Den 23sten. Gerade heute kam Dein erquickendes Blatt. Mein Schweigen entstand aus einer Arbeit für das Morgenblatt (eine allegorische Darstellung der Lutheraner und Katholiken, oder vielmehr der Lichtfreunde und Lichtfeinde), auf deren Vollendung alle Briefe warten mußten — aus dem „Hoffen auf den 22sten November, d. h. auf den Nachschein meines Verklärten — und aus — Schmerz. Ich habe keinen Abschnitt, sondern einen Durchschnitt meines Daseins erlebt, und Freude wird mir nun schwer, ausgenommen die wissenschaftliche im Lernen und Schaffen. Aller Verlust voriger Menschen gleicht dem letzten nicht, und meine Sehnsucht wächst peinlich. Nicht über ihn brauch' ich Trost, sondern über das Entbehren seiner Liebe. Indeß hab' ich doch die Kraft, stets wenn ich will den zersetzenden Gedanken an ihn abzuweisen, der mir bei jedem

griechiſchen Buche, ja bei dem Worte Philolog, an die Bruſt ſpringt; aber hören und ſehen von ihm kann ich ſchwer. Und damit genug. — Meinen Körper beſchützt der milde Winter, aber noch immer kein zuträglicher Wein. Ich überarbeite den 3ten Band des Kometen. Das ſtarke Buch über die Unſterblichkeit fordert Anſtrengungen, die ich nur im Sommer meiner Geſundheit anſinnen darf, weil ich bei dem Ueberblick von 30jährigen Vorarbeiten gefunden, daß dieſe überall in alle Tiefen der Philoſophie eingreifen. Aber vor naſſen und dunkeln Augen werd' ich ganz *neue* lichte Stellen und Reiche im künftigen Lande des Seins mit Kühnheit zeigen können; alles ohne Beihülfe der Bibel. Es giebt — durch die Jahrhunderte — größere Blicke in's All, als die eines Peter und Paul. —

Gott lohne Dir Deine Mühe um den Geſchiednen, dieſe höhere Leichenbegleitung. Für Alles was Du thuſt, haſt Du nicht nur meine Stimme voraus, ſondern auch meine innigſte Dankſagung nach. — Welches neue Jahr ſoll ich Euch allen wünſchen? Nur eines, das auch nicht die fernſte Aehnlichkeit mit meinem alten hat. Bringe noch aus meiner verwundeten Seele ein frohes Neujahr allen, Paulus und Daub und Schwarz und Tiedemanns. —"

Aber das Schickſal war mit dem Jahr 1821 noch nicht verſöhnt; es bedurfte des Folgenden, dem aus

einer Wunde noch frisch blutenden Herzen Jean Pauls eine zweite zu schlagen, durch einen neuen Verlust: den Tod seines geliebten Heinrich Voß. Wie tief er ihn fühlte, spricht ein Brief an die Mutter desselben aus.

„Baireuth, den 7ten Febr. 1823.

„Verehrteste Frau! Eher, als heute, — im alten Todtenmonat, konnt' ich nicht an Sie schreiben, aus Schmerz. Denn mehr konnt' ich, wenn ich die Meinigen abrechne, nicht verlieren, als durch das Dahingehen meines Heinrichs, dem ich schon die Fürsorge bei meinem Vorausgehen übertragen hatte*). Ach! er und mein Max liegen in meiner Seele in einem Sarge; denn ich weiß wie beide lieben konnten. Wie viele andere Kräfte Ihr Heinrich auch hatte, eine himmlische strahlte und glühte in ihm allmählig, die Johanneskraft der Liebe. Auf der Erde erwart' ich Niemand mehr, der mich zum zweiten Male so liebt, und so darf wohl noch mancher Freund von sich sagen. Seine Liebe war die eines Starken, die fest vertrauende, die fortopfernde, nicht die eines Weichlings zufällige Aufwallung. Sein elastisches Herz schlug eben so stark wider, als für. O Du unersetzlicher Heinrich! Aber eben diese Liebe verbürgt Dir und uns das Wiedersehen, weil ohne

*) Jean Paul hatte Voß bekanntlich zum dereinstigen Herausgeber seiner Gesammtwerke bestimmt.

dieſes nur alle Liebe eine von einem Nichts gegen ein Nichts ſein würde. Die Wiſſenſchaft braucht zu ihrem Genuſſe keine Unſterblichkeit; aber die Liebe braucht zu ihrem die des Gegenſtandes.

Mögen Gemahl und Söhne Ihr Mutterherz ſo lange tröſten und verbinden, bis die Wunde ſich ſchließt, indem es bricht! — Gott erhalte Ihrem Mutterherzen den höchſten Troſt, den herrlichen Gemahl!"

Nach dem Tode des Sohnes ſah ich den theuern Freund nicht wieder, obwohl er mir in einem Briefe vom 25ſten März 1822 dazu Hoffnung machte.

„Meine Frau liefert Ihnen hier endlich, gar zu nachſichtiger und gar zu ſtummer Freund, das Bücher- und Schuldenkäſtchen auf ihrer Durchfahrt zurück. Sie ſind mir viel ſchuldig, nämlich an Antworten auf meine Fragen; und da nun alle meine Vorſtellungen nichts verfangen, ſo hab' ich Ihnen weiter nichts zu ſagen, als daß ich ſelber in dieſem Jahre auf einer Durchreiſe nach Würzburg mit Ihnen mündlich verhandeln will, um das Nöthige zu erzwingen.

Hier folgt auch der zweite Theil der unſichtbaren Loge*)."

---

*) Die neue Auflage, Berlin 1821.

Im Frühling 1822 zog er noch einmal aus; und nur der großen Gastfreundlichkeit der Bewohner Dresdens, die sich durch seinen Besuch wahrhaft beglückt fühlten, ist es zu danken, daß diese Freuden-Nachlese nicht ganz dürftig ausfiel, wie die spätern in den folgenden Jahren, die ihm nicht nur nichts gaben, sondern sogar — durch die Unterbrechung seiner ihm täglich lieber gewordenen Häuslichkeit — noch den Rest von Frohsinn nahmen. Allein Dresden warf einen sonnigen Schimmer auf seinen Lebensabend, und in reichem Maße fand er, was sein gebrochen Herz suchte — Liebe! Auch hiervon zeigen seine Briefe und Tagebücher*).

Von dieser Reise zurückgekehrt, ward Jean Paul höchst angenehm durch den Besuch des Criminalrath Hitzig aus Berlin, dem würdigen Biographen Hoffmanns, überrascht, der auch mir bei seiner Durchreise durch Bamberg das Vergnügen seiner Bekanntschaft zugedacht hatte, mich aber leider damals nicht antraf. — Wie sehr bedauere ich es, einen Brief nicht mehr vorzufinden, den mir Jean Paul unmittelbar nach dessen Abreise von Baireuth schrieb, und sich in Lobeserhebungen über den trefflichen Mann ergoß; dann zugleich die Anzeige enthielt, daß er nun ernstlich an seine Selbstbiographie gehen wolle. Er ersuchte

*) S. Wahrheit aus Jean Pauls Leben 3r. Bd.

mich, was ich von Autobiographieen besitze, ihm nach und nach zuzusenden, aber auch eine ihm mündlich empfohlene, die er nicht mehr im Gedächtnisse habe, nicht dabei zu vergessen. Es war die Biographie Heyne's, von seinem Schwiegersohn Heeren*).

Diese, wie andere, wurden abgesandt. Eine nach der andern kam aber mit der Klage zurück, „wie eine eingetretene Augenschwäche ihm den Genuß verleide, mit der das lange Behalten der Bücher entschuldigt werden möchte."

Die Krankheit nahm so sehr überhand, daß Jean Paul, nachdem alle ärztlichen Mittel fehlschlugen, sich an Karl Förster nach Dresden wandte, ihn um Uebersendung eines Augenpulvers zu ersuchen, „dessen Ruhm aus dem Elbthal bis über das Fichtelgebirge gezogen."

Es wurde ihm zwar gesandt, jedoch mit dem untröstlichen Zusatze: „Daß nach Aussage des berühmten Augenarztes Weller es ihm nicht helfen werde, daß dieser vielmehr glaube, ein grauer Staar sei vorhanden,

*) Wer von meinen Lesern kennt diese Musterbiographie! Ich höre im Geiste viele kopfschüttelnd sagen: „Ich nicht!" Und welche Biographie verdiente es vor vielen Hunderten, von Allen gekannt zu sein! Das ist aber das Loos so vieler guten Bücher! Möchte doch diese Anmerkung Veranlassung zur schleunigsten Nachlese werden. Das Buch heißt: Christ. Gottlieb Heyne, biographisch dargestellt von Heeren. Göttingen, bei Röwer. —

den nur eine Operation vertilgen könne, er möge zu dem Ende nach Dresden kommen ꝛc.

Jean Paul ging jedoch nicht dahin, sondern wandte sich an mehrere Optiker und Augenärzte um Beistand, z. B. an Tauber in Leipzig, Reichenbach in München u. m. A., die ihre besten Gläser sandten, — jedoch ohne Erfolg. — Inzwischen hatte die zum Tod kranke Schwester seiner Gattin diese nach Dresden gerufen.

Wie sehr der Treffliche sich selbst über seinen Zustand täuschte, und wie die Verschlimmerung desselben zunahm, dabei ihn aber immer seine Lebenströsterin, die Hoffnung, nicht verließ, ersehen wir aus einem Briefe vom 16. Juli 1824 an seine Gattin nach Dresden:

„Geliebte Karoline! Briefschreiben wird mir jetzo — wie Du an Dir erfährst — sehr schwer, schon des grauen Papiers wegen*). Entschuldige mich bei Frau v. Ende und Weller. Diesem dank' ich herz-

*) Ein ihm später, von seinem damaligen Verleger, Joseph Max in Breslau eingesandtes, sagte ihm mehr zu. „Die graue Farbe des Papiers" — schrieb er diesem am 7ten April 1825 — „thut am meisten meinen Augen wohl, als wären sie Herrenhuter. Wollten Sie nicht die Gefälligkeit haben, — zumal da Sie mir so ganz unverlangte immer erwiesen — mir von dem beigelegten Grau- und Probeblatte bei der Uebersendung der Bücherschau, etwa zwei oder drei Buch mitzusenden!" — Und als er es erhalten, drückte er dem gefälligen und schnellen Besorger seine Freude und seinen Dank darüber aus. (S. neue Breslauer Zeitung.)

lich, ob er gleich ganz Unrecht über den grauen Staar hat. Stransky und Walter*) (der höchst wohlwollend an mir Antheil nimmt) erklären alles für Lähmung der Sehnerven, die, wie ich erst später berechnete, von der Heilung der großen Flechte am linken Arme durch Schaafwolle im vorigen Herbste herkommt. Die Schwefelbäder — wozu meine Emma alles auf das Pünktlichste besorgt — wirken trefflich, nur aber noch nicht unmittelbar auf die Augen. Das linke gewinnt durch den Rheinwein wöchentlich, die Augenblendungen nehmen etwas ab. Aber das Lesen und noch mehr das Schreiben bessern sich träge, weil die Beleuchtung nicht streng auszuwählen ist. In diesem traurigsten Halbjahr meines Lebens — ach! die vorigen Tage der Armuth und Verachtung waren Sonntage dagegen — wo mir so viel genommen und auferlegt wurde, alle Freuden genommen, Reise-, Garten-, Harmonie-, Arbeit- und Schreibfreuden, und so viel auferlegt von fremden Herreisen in mein Haus an bis zu Deinem Wegreisen aus ihm, hatt' ich am 14. Abends durch Walter den ersten Sonnenblick in eine verschönerte Zukunft, indem er mir den innern Feind meines Körpers aufdeckte, nämlich meine irrige Diät, indem ich bisher ⅔ Wein, Bier,

*) Zwei Baireuther Aerzte.

Rosoli, so wie Essen weniger genommen. In vier Wochen, sagte er, würd' ich an den Augen den Vortheil des stärkern Trinkens finden. Ich erwarte nun eine viel schönere Zukunft, zumal in Rücksicht meiner Melancholie, und es wird Euch Allen, von mir Geplagten, wohlthun.

Reisen könnt' ich jetzo, selbst bei schönstem Wetter, schon wegen der Kur nicht. — Genieße für Deine opfernden Tage wenigstens frohe Stunden. Für uns drei Kerngesunde sorge nicht. Besuche ja Abends die Terasse. Lebe wohl! wohl! —"

An mich aber schrieb Jean Paul unterm 4ten August 1824:

„Seit dem vorigen Winter wurden meine Augen — das linke war ohnehin längst halbblind, ohne grauen Staar, und las wie Recensenten und Literatoren nur noch Titelblätter — von einem täglich wachsenden Lichtfeind und Nacht-Ultra ergriffen; der mich, wenn ich mich nicht wehrte, dem Orkus des schwarzen Staares in kurzem zuführen würde. Dann addio, opera omnia!"

„Nun soll in Bamberg ein gewisser alter Pater Pius Brunquell blos mit dem Oel einer Fischleber größere Wunder an den Augen thun, als Hohenlohe, vor ungläubigen Augen. Meine Bitte an Ihre Güte ist also diese: mir Alles, was von seinen heimlichen Kuren Wahres öffentlich geworden,

sammt den Urtheilen der bessern Aerzte über ihn, gefällig zu schreiben.

Das elende Herrnhuter-Grau des Briefs schreiben Sie dem Dämmerungs-grau meiner Augen zu." —

Ich ertheilte ihm auf der Stelle die nöthige Auskunft und, wenn ich nicht irre, setzte sich der alte Brunquell selbst mit ihm in Korrespondenz, und theilte ihm seine Arznei mit.

Wie wenig aber auch diese ihm zugesagt haben möge, beweist eine Reise, die er Anfangs September des nämlichen Jahres in Gesellschaft seiner Tochter Emma nach Nürnberg zu Dr. Reisinger unternahm. — Dieser bestätigte auf der Stelle die Besorgniß des Dresdner Arztes: daß alle Zeichen des grauen Staares vorhanden seien, und nur die Operation helfen könne, zu der sich auch der Kranke für nächstes Frühjahr entschied.

Nach Baireuth zurückgekehrt, schrieb Jean Paul am 26sten November 1824 abermals an mich:

„Mein rechtes Auge ahmet seinem staarblinden Nachbar so sehr nach: daß ich jetzo nur hinter Brillen schreiben, und bei Lichte nur mit ihnen mühsam lesen kann. Mehrere Leipziger und Nürnberger Brillen helfen mir schon so viel, wie zerbrochene Krücken. In München läßt man mich seit Monaten auf neue warten, als hätt' ich sie bei Landrichtern bestellt. Nun kommt meine herzliche Bitte:

ob Sie mir wohl nicht in Bamberg mehrere concave Brillen zum Probiren suchen und senden möchten. Mein Auge liest in einer Sehweite von zwei Handbreiten den Correspondenten; ich brauche also Nummern von 9 und 8 und 7; für das Abendlesen eine schärfere, als für das Taglesen. Aechte englische Brillen würden mir den Himmel, nämlich die Bücher, am besten öffnen. Die Fassung kann in Stahl, nur nicht in Silber oder Horn mit Bügel sein. Die Kosten sind mir gleichgültig." —

„Der Gebrauch der fremden Hand*), wie des fremden Papiers**) kann Ihnen beweisen, von welchem hohen Werthe Ihre Güte mir durch Erfüllung meiner Bitte sein muß; zumal da jetzo die Abnahme der Tage sich mit der Abnahme meiner Augen feindlich gegen mich vereinigt. — Was ich nicht gebrauchen kann, send' ich unversehrt zurück. Nur verschonen Sie mich mit jedem, auch kleinsten Franco." —

Nachdem ich das Verlangte schleunigst besorgt, empfing ich Jean Paul's letzten, an mich gerichteten Brief***):

„Baireuth d. 7. Dezember 1824.

„Herzlich dank' ich Ihnen für Ihre so pünktliche und schnelle Erfüllung meines Wunsches. In der-

---

*) Das Bisherige war nicht von Jean Paul selbst geschrieben, blos der jetzige Satz.

**) Von grüner Farbe.

***) Dieser Brief ist ebenfalls auf grünes Papier geschrieben.

selben Woche bekam ich die verspäteten Münchner Brillen mit den Bambergern; aber blos die Schärfe der Ihrigen sagte meinen Augen zu, von welchen ich eine plattirte und eine in Stahl behalte. Verzeihen Sie nur, daß ich so oft in Verlegenheiten bei Ihnen Hülfe suche." —

Wie beglückte mich diese Nachricht; aber wie schlecht bewährte sich für die Folge der gehoffte Nutzen von den gesandten Augengläsern! Denn zu dieser Augenschwäche gesellte sich schon zu Anfange des Jahres 1825 ein merkliches und sichtbar zunehmendes Dahinschwinden seiner körperlichen Kräfte.

Vierzehn Tage vor seinem Tode, schrieb er an Medizinalrath Kapfer in Nürnberg:

„Leider droht zu meinem Augenübel ein ganz neues, nämlich eine Art Unterleibswassersucht, welche grade mit Mitteln bekämpft werden mußte, die den Augen schädlich waren, z. B. mit Bittern. Dadurch und durch die allgemeine Schwächung der drei letzten Wochen, vermittelst der Witterung, sank mein rechtes Auge beinahe bis zur Grauheit des linken herab. Brillen scheinen eher zu verdunkeln, als zu erhellen. Die bella donna scheint wenig und kurz zu helfen. Was rathen Sie mir nun als Augen-Meister zu thun, da in dieser Jahrzeit und bei den Verhältnissen meines Körpers an keine Kur zu denken ist? —"

Die Augenschwäche nahm so sehr überhand, daß es beinahe acht Tage vor seinem Tode tiefe, schwarze Nacht um ihn war. Mit bewundernswürdiger Geduld und Fassung ertrug er sein hartes Schicksal, und nur einmal brach sein tiefer Schmerz in Worte aus, als die um ihn sitzenden Freunde von den Augen und vom Lichte sprachen.

Am 14ten November Morgens fand sein Neffe Spazier seine Studirstube leer, was nie des Morgens bisher der Fall gewesen war, und ihn selbst in dem Wohnzimmer seiner Gattin auf dem Sopha sitzend. Seine Sprache war sehr schwach und unverständlich geworden. Gegen Mittag wünschte er in sein Bett gebracht zu werden, weil er glaubte, daß es Nacht sei. Mehrere Stunden stand der Genius des Todes an seinem Lager, bis er sanft und still Abends 8 Uhr die Fackel senkte, die Binde von den Augen löst'te und ihn einführte zum ewigen Lichte! — —

Die Verwechselung des Tages mit der Nacht bei vollstem Bewußtsein, am letzten Lebenstage, ist eine Erscheinung, die meiner Ansicht nach, bei einem Manne, wie Jean Paul, der an der Natur sein Lebelang festgeklammert hielt, nie von ihr ließ, sie auf allen ihren Wegen und Schlupfwinkeln belauschte, mit einem Worte, sie zu seiner steten Gefährtin und Füh-

rerin erkoren, eine höchſt merkwürdige, die den Pſychologen zu den ernſthafteſten, tiefſten Betrachtungen führen könnte. Auch ich verſuchte es die meinigen darüber nieder zu ſchreiben, ohne jedoch ein befriedigendes Reſultat für mich daraus zu gewinnen. Ich theilte meine Unzufriedenheit deßfalls einem geiſtreichen Freunde, der zugleich mein Arzt iſt, mit. Auch dieſer fand den Gegenſtand des Nachdenkens werth und ſandte mir andern Morgens das Ergebniß deſſelben ſchriftlich ein. Ich durchſtrich das von mir Niedergeſchriebene auf der Stelle und erlaube mir dafür die Worte jenes Freundes dem Leſer, wie folgt, mitzutheilen*):

„Wenn ein gewöhnlicher Menſch ſtirbt, ſo paſſirt nichts Abſonderliches dabei; mit einiger Verwunderung ſieht er den Kaplan kommen, und empfängt maſchinenmäßig die Tröſtungen (— häufiger — Beängſtigungen); verwundert fühlt er den Athem kürzer werden, das Schlingvermögen nachlaſſen, — daß die Glieder ihm den Dienſt verſagen; und er ſieht, daß die Augen ſich verdunkeln und er nicht viel mehr ſieht. Höchſtens gießt er noch einige Nößel Segen über den erſt- oder letztgebornen Taugenichts, weil er ihn ſein Lebelang mit ganzen Eimern hobelklaſſiſcher Kern-Flüche

*) Sie ſind aus der Feder des pſeudonymen Verfaſſers des kürzlich erſchienenen ächt humoriſtiſchen Werkchens: Stuben- und Reiſebilder eines phantaſtiſchen Mediziners. Herausgegeben von Dr. Auguſt Kornfeger. Bamberg, bei Dreſch.

überfluthet hatte, geschähe es auch nur Gewohnheitshalber, der poetischen Gerechtigkeit wegen oder Herrn Houwald zu Liebe. Dann spricht er noch etwas Gewöhnliches und dann stirbt er gewöhnlich."

„Die Art und Weise wie einer stirbt, (d. h. ordentlich, bürgerlich nüchtern im Bette, nicht durch Erstickung an einer Traubenbeere, oder auf dem Dalamagiri, nicht zerschmettert durch eine Höllenmaschine oder einen zerspringenden Dampfkessel) ist nicht allein ein bezeichnendes Symbol, ein Attribut des frühern Lebens, auch nicht der Schlußstein am Giebel, sondern das Säulenkapital, das Frontispice und Portal, woran man den Styl erkennt, in welchem das Gebäude aufgeführt wurde."

„Es wäre eine schätzbare Sammlung, wenn man sich die letzten Momente ausgezeichneter Menschen verschaffen könnte. Wie trefflich dupirt Talleyrand den Teufel noch auf seinem Todbette, der sich gewiß auf ihn freute, da er in seinem Leben Gott und die christliche Welt dupirte. Ich bin aber doch überzeugt, der Diplomat verklausulirte seinen Widerruf so, daß ihn selbst der liebe Gott nicht beim Wort nehmen kann. Wer erkennt nicht den Verstandesdrechsler Hegel, den Fabrikanten kaum löslicher Probleme, in seiner letzten Aeußerung: „„von allen meinen Schülern hat mich nur Einer verstanden,"" — dann kehrt er sich um — „„und auch der hat mich mißverstanden!""

„Bemerkenswerth ist es, daß Jean Paul seine innere Uhr um 6 Stunden vorgehen ließ.“

„Man beurtheilt die Sache sehr oberflächlich, wenn man diese Zeitverrückung jenem Seelenschwindel, der dem Wahnsinn, der Verrücktheit oder dem Tode vorhergeht, zuschreiben wollte.“

„Es ist nichts natürlicher, als daß man sich beim Gefühle des herannahenden Todes mit der Zeit beschäftigt. Ich sah viele Sterbende, welche sich mit der Uhr zu schaffen machten, durch Vor- oder Zurückrücken, je nachdem sie vielleicht mehr oder weniger, oder gar kein Verlangen nach dem Jenseits hatten.“

„Diese Handlungen stehen nicht mehr unter der vollen Direktion der animalischen Seele, denn diese hat großentheils den Körper verlassen, sondern jenes Partikelchens der Weltseele, welche bis zum Tode seine vegetative Sphäre gubernirt. Diese ist es auch, welche den Somnambulismus möglich macht, und mehr ausrichtet, als unsere animalische Seele, die nicht weiter sieht, als Menschen eben sehen können ohne Clairvoyant zu sein. In den letzten Augenblicken des Lebens sind unsere Handlungen und Worte deshalb so häufig das Ergebniß des Hellsehens, weil ein solches nur die nicht in unsrer Willkühr stehende Seele — der Theil der Weltseele, welcher dem vegetativen Leben des Individuums vorsteht — hervorzubringen

vermag. Und dieſe Worte und Handlungen haben tiefen Sinn und ahnungsvolle Bedeutung.“

„Die letzten Augenblicke vor einem ergreifenden Ereigniß, vor einem großen Wechſel, werden immer am längſten, deßhalb ſucht man ſie abzukürzen. Ungeduldig wogt der Menſchenſchwarm, und man ruft und winkt von allen Seiten den Knechten zu, ſich zu beeilen die Thür zu öffnen, aus welcher der donnernde Knäul der Rennpferde hereinſtürzt. Soll ein Luftballon ſteigen, ſo wirft man jedes Hemmniß bei Seite, um ſo ſchnell als möglich den Strick zu durchſchneiden, damit die letzten Augenblicke abgekürzt werden. Kinder, die auf das Chriſtbäumchen in der Nebenſtube harren, klettern auf den Tiſch und rücken die Uhr um einige Minuten vor. Wer ſeine Wohnung mit einer neuen, prächtigern vertauſchen will, kann die letzten Tage nicht mehr in ſeiner alten aushalten, er ſucht, wenn es möglich iſt, um einige Tage früher zu ziehen.“

„Jean Paul wechſelte zwar mit ſeinem Tode ſeinen Aufenthalt nicht, er wohnte ſchon immer dort; allein er hatte mitunter noch läſtige, dem Körper anklebende Beſchäftigungen hienieden, denen er gänzlich enthoben werden, und in ſeinem eigenen Himmel ungeſtört fortleben ſollte, — und das iſt der ſchönſte der ſieben Himmel: es iſt der Jean Pauliſche.“

„Da er ſchon im Leben die größte Zeit des Tages dort zubrachte, ſo verſchaffte er uns armen Menſchen

oft Gelegenheit einen Blick hinein zu thun. Er band uns die Augen nicht zu, oder wenn er es that, so wollte er gütig die Erwartung spannen, um unsere Freude vergrößert zu sehen. Da führte er uns emsig, und ließ uns die Füße nicht verwunden, und streichelte uns, die Ungeduld zu zähmen; und wenn sein Schoppe, sein Leibgeber, oder sein Vult neben ihm flüsterten: „„jetzt, jetzt, die Binde herunter!““ — Da sprach Er: „„Nein! wartet erst die himmlische Sonne ab*)!““

„„„Und der Morgenwind warf die Sonne leuchtend durch's dunkle Gezweig empor, und sie flammte frei auf den Gipfeln, da zerriß er kräftig die Binde und sagte: Schau umher! — O Gott! riefen wir selig erschrocken, als alle Thüren des neuen Himmels aufsprangen, und der Olymp der Natur mit seinen tausend ruhenden Göttern um uns stand.““„

„„„Die Alpen standen, wie verbrüderte Riesen der Vorwelt, fern in der Vergangenheit verbunden beisammen und hielten hoch der Sonne die glänzenden Schilde der Eisberge entgegen — die Riesen trugen blaue Gürtel aus Wäldern — und zu ihren Füßen

*) S. Titan I. pag. 12 u. 13.

lagen Hügel und Weinberge — und zwiſchen den Gewölben aus Reben ſpielten Morgenwinde mit Kaskaden wie mit waſſertaftnen Bändern — und an den Bändern hing der überfüllte Waſſerſpiegel des Sees von den Bergen nieder und ſie flatterten in den Spiegel, und ein Laubwerk von Kaſtanienwäldern faßte ihn ein; — und auf allen Höhen brannten Lärmfeuer der gewaltigen Natur und in allen Tiefen ihr Widerſchein — ein ſchöpferiſches Erdbeben ſchlug wie ein Herz unter der Erde und trieb Gebirge und Meere hervor.""""

„So ſah ſein Himmel aus, und auf ſolch' liebreiche Art, wie eine liebende Mutter mit der Spendung ihrer Freude zögert, ließ er uns deſſelben theilhaftig werden. Da rief ihn der Ewige ganz und gar in ſeine Nähe, er folgte mild, und ließ uns das Bild ſeines Himmels zurück. —

Wundert Ihr Euch noch, daß Jean Paul den Zeiger ſeiner innern Uhr um 6 Stunden vorrückte, um die letzten trägen Augenblicke vor der gänzlichen Ueberſiedelung abzukürzen?" —

Die mir noch im Gedächtniß gelegenen ſachlichen Hauptmomente, aus meinem Umgange mit dem

unſterblichen Manne, hätte ich nun zwar berichtet; doch bleibt mir noch manches zu ſagen übrig, was ſich den früheren Stoffen nicht ſchicklich anpaſſen wollte, wohl aber an jeder Stelle, mithin auch in dem Nachfolgenden die beabſichtigte Theilnahme ſeiner Verehrer nicht verfehlen wird.

Gelegenheit wäre übrigens wohl ſchon früher dagewesen, einer Perſon zu erwähnen, die an ſich zwar unbedeutend daſteht; durch das hohe Intereſſe aber, das Jean Paul beinahe zwanzig Jahre an ihr nahm, zu einer geſchichtlich bedeutenden erhoben wurde; — und dieſe iſt Frau Rollwenzel, Beſitzerin eines kleinen Gaſthauſes zwiſchen Baireuth und der Eremitage.

Ich habe ihrer bereits früher gedacht, kannte ſie perſönlich, habe manches Glas Bier und Wein in ihrem Häuschen getrunken, und mir dabei von ihr über Jean Paul viel erzählen laſſen, bin ſelbſt in ſeiner Geſellſchaft bei ihr geweſen, und doch ſpreche ich erſt hier über ſie umſtändlicher, weil ich den geneigten Leſer, ſtatt meiner, mit dem Berichte eines Andern erfreuen will, der die Gabe lebendiger Darſtellung, in einem höhern Grade als ich beſitzt: mit dem Berichte Wilhelm Müller's, des herrlichen lyriſchen Dichters, des großen Verehrers Jean Paul's, der ihn nun auch ſeit Jahren im höhern, reinern Lichte erſchaut.

Wie ich es vorzog bei der Darſtellung von Jean Pauls Vater- und Hausleben, die Tochter reden zu

lassen, so geschehe es theilweis auch hier durch den geistesverwandten Freund, dessen Bericht — wie ich allen Grund habe zu glauben — dem größten Theil der Leser eben so neu sein wird, als jener der Tochter. Mehrere Anmerkungen hinzuzufügen, sei mir jedoch erlaubt.

Obwohl ich dem Sach-Inhalte nach, über die Persönlichkeit der Rollwenzel, ihrer Beziehung zu Jean Paul, nach beider eigenen Mittheilungen gegen mich, eben so vollständig als Müller zu berichten wüßte, so gewinnt dessen Bericht schon deshalb ein höheres Interesse, weil er wenige Monate nach dem Tode des großen Mannes aufgesetzt wurde, und sich bis zu dessen Grabhügel erstreckt, den zu besuchen mir bisher noch nicht vergönnt war. Und eben deswegen gehört er besonders hieher.

Der Sommer 1826 führte Wilhelm Müller in Gesellschaft eines Jugendfreundes, nach zurückgelegter Badereise auch nach der Stadt Wunsiedel, in das Geburtshaus Jean Pauls; dann nach Baireuth, in das Häuschen der Rollwenzel, seinem Arbeitshause, und endlich zu seinem Ruhehäuschen, — seinem Sarge.

„Als wir am Morgen" — so erzählt Müller — „aus den Fenstern unsres kleinen Sonnenhotels in das große Sonnengasthaus der Erde hinausschauten, hatte Baireuth seine Todtenmaske abgelegt und breitete sich als eine reinliche und regelmäßige Stadt von behag-

lichen Menſchen belebt*) unter uns aus. Noch freundlicher lächelte es uns an, als wir in der heiterſten Morgenſtunde, auf dem Wege nach der Eremitage, uns umwendeten, und es nun in ſeinem reichen, grünen Weichbilde vor uns liegen ſahen. Obgleich es keine bedeutende Phyſiognomie zeigt, ſo macht es doch mit ſeiner Umgebung ein ſchönes Bild. Es ruht wohlgefällig in grüner Umlaubung, umwallt von den bunten Wellenzügen der Gärten und Felder ſeiner allgemach aufſteigenden Ebene, und von einem hier und da gebrochenen Gürtel mäßiger Waldberge kreisförmig eingeſchloſſen. Eine ſchattige Kaſtanienallee führt nach der Eremitage. Aber auf halbem Wege, da, wo er eine ſcharfe Ecke bildet und ſich links wendet, machen wir an einem kleinen bräunlichen Wirthshauſe halt, vor deſſen Thür uns eine ältliche, wohlbeleibte kleine Frau, mit einem klugen und beredten Geſicht, in einer zwiſchen Stadt und Dorf ſchwankenden Tracht, wie liebe Bekannte begrüßt und zu ſich herein ladet. Gute Alte,

---

*) Jean Paul ſelbſt, wollte dieſe nie gefunden haben, wie ich früher bereits dargethan. Auch Lewald beſtätigt in ſeinen „Aquarellen“ das von mir Geſagte. „Es war ein „ſeltſames Mißverhältniß zwiſchen Jean Paul und ſeinen Mit„bürgern, die zum größten Theile keine Ahnung von ſeiner Be„deutung hatten. „„Alles Todte lebt hier,““ ſagte er zu „mir, in Bezug auf Baireuths herrliche Natur, „„aber „Alles Lebende iſt hier todt,““ ſetzte er dann ſeufzend hinzu.“ —

woran hast Du es uns Fremdlingen abgesehen, daß wir nicht nach Bier und Wein in Deine Schenke traten*)? Du fragst nicht, was wir essen wollen, oder wonach wir dürsten; Du führst uns geheimnißvoll die Treppe hinauf, öffnest eine kleine Thür und sprichst zu uns mit Thränen in den Augen und stolzer Freude auf den Lippen: Das ist die Stube! Hier hat Jean Paul seit zwanzig Jahren fast täglich gesessen und geschrieben; hier an diesem Tische hat er gearbeitet, viel gearbeitet, ach Gott, er hat sich zu Tode gearbeitet.

---

*) So erging es auch mir. Als ich eines Tages von Jean Paul zur Rollwenzel bestellt war, ihn dort abzuholen, sagte sie, — ohne mich zuvor gesehen zu haben — unter ihrer Thüre mir entgegentretend: „Heute ist's nichts! Der Herr Legationsrath sind selber oben!" Die gute Frau meinte, ich sei gekommen mir sein Arbeitszimmer zu besehen, und vieler Worte und Versicherungen meinerseits bedurfte es, sie zu überzeugen, daß ich von Jean Paul bestellt sei. — „Ja" sagte sie anfänglich, mich mißtrauisch ansehend — „das hat schon Mancher und erst vor ein Paar Tagen Einer gesagt, dem ich auf's Wort glaubte; aber es war nicht wahr! Die Neugierde, den Herrn Legationsrath kennen zu lernen, hatte ihn nur hergetrieben, oder vielmehr sein Geschäft; es war ein Weinreisender, dem ich es gleich an der Nase hätte ansehen sollen, daß er kein Gelehrter war. Ich ließ ihn aber doch 'nein, — aber, aber! wie bin ich nachher angefahren worden." — Auf meine nochmalige Versicherung endlich, daß ich sie nicht täusche, öffnete sie das kleine Zimmer, ließ mich hinein, horchte aber, die Thüre halb angelehnt, wie ich empfangen ward, und schloß sie erst, nachdem sie durch einige mir von Jean Paul entgegen gerufene Worte beruhigt war. —

Ich hab' es ihm oft gesagt: Herr Legationsrath, Sie arbeiten sich zu Tode! Schonen Sie sich! Sie halten es nicht lange so aus! — Wenn ich manchmal um zwei Uhr mit dem Essen fertig war und anklopfte und frug: Herr Legationsrath, befehlen Sie zu speisen? Dann saß er da, die Augen roth und aus dem Kopfe herausstehend, und sah mich lange an, eh' er sich besinnen konnte. Gute Rollwenzeln, sprach er dann, noch ein Stündchen. Und nach einem Stündchen kam ich wieder, aber der Geist ließ ihn noch nicht zu sich kommen, und wenn er endlich aufstand und die Treppe herunterkam, da schwankte er hin und her, und ich ging, ohne daß er es merkte, vor ihm her, damit er keinen Schaden nähme. Ach Gott, da dachten die bösen Menschen, die ihn nicht kannten, er hätte zu viel getrunken*). Aber so wahr mich Gott selig mache, das war es nicht. Ein Fläschchen Roussillon**) des Tages

*) Also auch Frau Rollwenzel bestätigt das von mir bereits Gesagte. Sein unsicherer, wankender Gang, wenn er viel gearbeitet oder in tiefem Nachdenken begriffen war, führte nur zu oft bei Denen, die ihn nicht genau kannten, eine solche Vermuthung herbei.

**) Wenn Jean Paul Roussillon trank, so muß dies erst in den letzten Jahren geschehen sein. Als ich ihn 1804 kennen lernte, sprach er zwar mit großem Lobe von diesem Weine, als denjenigen, der auf ihn bei seinen Arbeiten die schnellste Wirkung äußere. Als ich ihn aber über die Natur desselben aufgeklärt und versichert, daß dieser Wein nie ächt und rein in Deutschland zu finden sei, da er sich ohne einen ziemlich starken Zusatz von Weingeist, schon von Hause aus, gar

über, Abends manchmal einen Krug Bier, mehr hat er bei der Rollwenzel nicht zu ſich genommen, einen Ehrentag etwa ausgenommen, wenn er mit ein Paar guten Freunden hier war. Ja, denn es konnte es ihm keiner ſo recht machen wie die alte Rollwenzeln, und er hat viel, ſehr viel auf mich gehalten*). Aber ich habe ihn auch gepflegt, wie einen Gott auf Erden habe ich ihn angeſehen; und wenn er mein König und mein Vater und mein Mann und mein Sohn zuſammen geweſen wäre, ich hätt' ihn nicht mehr lieben und verehren können. Ach, das war ein Mann! Und wenn ich gleich ſeine Schriften nicht geleſen habe, denn er wollte es nicht haben, ſo bin ich doch immer ſo glückſelig geweſen, wenn ich hörte, wie ſie weit und breit geleſen und gelobt würden, als hätt' ich ſelber daran geholfen**)." —

---

nicht transportiren laſſe, weil er nicht haltbar bleibe, der vielen ſonſtigen Verfälſchungen damit (es exiſtiren in Magdeburg, Bremen, Baſel ꝛc. ganze Rouſſillon-Brauereien) gar nicht zu gedenken; — gelobte er es, ihn nie mehr, oder äußerſt ſelten zu trinken, und er hat, ſo viel ich aus ſeinen ſpätern Verſicherungen weiß, Wort gehalten. —

*) Das hat er; denn zu einem beſondern Geſchäfte machte er es ſich bei unſern Geſprächen, mir ihre guten Eigenſchaften vor Augen zu führen, und zu verſichern, wie behaglich er ſich in ihrem Häuschen, während er dort arbeite, fühle, da ſie ihn durchaus nie ſtöre, ihn genau kenne und begreife, und — fügte er lächelnd hinzu — „gar keine Lenette ſei."

**) Indirekt iſt dies ſelbſt wahr. Müller muß offenbar die gute Alte hier mißverſtanden haben; denn ich erinnere mich

„Und die Fremden, die hierher kommen, die mußte man hören, wenn man den Herrn Legationsrath wollte

---

ſehr wohl, daß Jean Paul mir einmal ſagte: „daß, wenn er mit mancher bei der Rollwenzel niedergeſchriebenen Stelle, nicht recht mit ſich einig ſei, was ſie für eine Wirkung auf den Leſer erzeugen werde, er ſie ihr nur vorzuleſen brauche, um durch ihre Aeußerung darüber auf den rechten Weg geführt zu werden. So habe er ihr einmal eine Naturſchilderung, die ihm zu weichlich vorgekommen, vorleſend mitgetheilt, und auf ihre naive Bemerkung: „„ach, gehn Sie, Herr Legationsrath, das iſt niſcht!““ die Stelle, nachdem er ſie andern Tags nochmals geprüft, geſtrichen und gänzlich umgeändert; dafür aber auch von der Alten bei abermaliger Vorleſung das Lob geärndtet: „„Schön, recht ſchön! ſo laß' ich's mir gefallen!““

Auch Lewald beſtätigt meine Ausſage in den „Aquarellen“ wenn er ſich von Frau Rollwenzel erzählen läßt:

„Am Morgen kam er (Jean Paul) ſehr früh, und dann hieß es: Alte, mein Frühſtück! aber weiter wurde nichts geſprochen, und fleißig drauf los geſchrieben. Wenn ich dann bei mir dachte, Mittag iſt's längſt und der arme Jean Paul bekommt zu Hauſe nichts mehr zu eſſen, dann ging ich zu ihm, zupfte ihn am Aermel, und fragte: Nun wie wird's denn heute werden? Und dann lachte er und ſagte: „„Iſt's denn ſchon ſo ſpät, koch mir, was ich gern eſſe!““ Und dann backte ich ihm einen fetten Karpfen, und dazu eine große Schüſſel Salat, denn das wußte ich ſchon, aber er aß nur ſehr wenig. Und die letzten Jahre faſt gar nichts mehr, da war der gute Jean Paul ganz abgefallen; ſeine alten Röcke waren ihm ſo weit geworden, die ſchlotterten nur ſo um ihn, das war ein Jammer zu ſehn. Den Tod ſeines Sohnes konnte er nicht verſchmerzen. „„Der holt mich bald nach““ pflegte er wohl zu ſagen. Aber vorgeleſen hat er mir von ſeinen Schriften der gute Mann bis zuletzt, als er gar nicht mehr ſchnaufen konnte. Er ſagte immer: Du verſtehſt

ſchätzen lernen. Denn hier in Baireuth haben ſie ihn gar nicht zu eſtimiren gewußt*).

Aber in Berlin, da haben ſie ſeinen Geburtstag in einem prächtigen Saale gefeiert, lauter große und

---

ſchon was ich ſagen will, Du verſtehſt mich am Beſten! und ich ſagte ihm dann wohl manchmal, was mir nicht gefallen wollte, und er verſprach es dann zu ändern. Ja, nun er todt iſt, ſehe ich erſt ein, was ich an ihm verloren. Er war mein Alles und mein größtes Glück. Er hat mich zu berühmten Frau gemacht, die von Fremden aus allen Welttheilen beſucht wird, aber ich wollte, er lebte noch und ſie kämen blos um ſeinetwillen und bemerkten mich gar nicht. Die Engländer ſind gekommen und haben mir das Zimmerchen hier für theuere Miethe erſtehen wollen; ich geb's aber nicht her; denn wenn ich nicht Morgens hier andächtig ſein könnte, ſo müßte ich ſchier vergehen. ꝛc. —"

*) Auch das iſt von mir oben beſtätigt worden. Wie ſehr aber dieſe Nicht-Eſtimation die gute Frau kränkte und zu Zorn entflammte, habe ich einſt durch ſie ſelbſt erfahren, wo ſie mit dem früher geſchilderten Lohnbedienten Fuhrmann, der mich zu ihr begleitete, in einen heftigen Wortwechſel gerieth und mit rothglühendem Geſichte ihn ſo anherrſchte: „Geht! Geht! Ihr Baireuther ſeid gar nicht werth, einen ſolchen Mann nur in Euern Mauern zu haben, denn Ihr verſteht ihn gar nicht, wißt Ihr das? Ihr ſeid viel zu dumm ihn zu begreifen, — das hat mir der Herr Legationsrath ſelber einmal geſteckt — ja glotzt mich nur an! — mir ſelber, — und dabei geſagt, wenn Ihr nur halb ihn ſo verſtändet, als ich, ſo wär' er ein glücklicher Mann, — ja, das hat er geſagt! — Ihr wißt von weiter nichts zu reden als von Eurem König von Preußen, den alten Fritzen, den ich auch hochſchätze — o ja, warum nicht? — Und der Herr Legationsrath über alles — aber er iſt in ſeiner Art eben ſo berühmt und einzig, wie der alte Fritze! ꝛc."

gelehrte Leute, und da haben ſie auch meine Geſundheit getrunken, das hat mir der Herr Legationsrath ſelber aus dem Briefe von Berlin vorgeleſen. Und er hatte mir auch verſprochen, in ſeinem neuen Buche ſollte ich den Schluß machen*). Ach Gott, wenn er nur noch lebte, ich wollte die Ehre, die er mir zugedacht hatte, gar nicht in Rede bringen.

Wir benutzten eine Pauſe in den Herzensergießungen der Alten, um uns das kleine Zimmer anzuſehen. Wie niedrig und enge und unſcheinbar! Ein braun lakirter Tiſch, an den Wänden ein Paar bunte Bilderchen, unſymmetriſch aufgehängt**)! Und in dieſer Klauſe haſt Du Raum gefunden, verklärter Geiſt, die unendliche Wunderwelt Deines Gemüthes um Dich her aufzubauen, die aus der Tiefe des Grabes bis in die Sterne reicht, und dieſe als Leichenfackeln um die finſtern Schauer der Verweſung ſtellt! Wir öffneten die kleinen Fenſter, die nach hinten herausſchauen, und eine weit blühende Ausſicht dehnte ſich vor uns aus. Wie-

*) Aehnliches äußerte er auch mir, indem er einſt ſagte: „Auch die Rollwenzel muß in meine Opera omnia mit hinein; ſie hat es um mich verdient!“

**) Andere Reiſende, die das Zimmer nach Jean Pauls Tode beſuchten, erwähnen ſeines daſelbſt aufgehängten wohlgetroffenen Portraits, in Kupfer geſtochen, mit ſeiner eigenen Handſchrift; eben ſo eines Bildes der Rollwenzel ſelbſt; ferner eines großen gläſernen Pokals, welchen Jean Paul von der Mittwochgeſellſchaft zu Berlin geſchickt erhielt, den er der treuen Alten zum Andenken gab.

ſengründe mit Erlenbächen unter uns, darüber Aecker und Dörfer, die ſich hinauflagern an den waldbekränzten Höhen, eine Landſtraße, die in gerader Richtung das Bild durchſchneidet und auf einen Kirchthurm hinweiſt, der den nahen Bergrücken krönt. Dicht dahinter blickt ein einzelner runder Gipfel hervor, durch ſeine bedeutende Form in die Augen fallend und eine großartige Ferne verheißend.

„An dieſem Berge liegt Neuſtadt", ſagte die Alte, „wir nennen's Neuſtadt am Kulm, und da hat der Großvater des Herrn Legationsraths gewohnt, der war Rektor, und da iſt ſein Vater geboren*)."

Eine gemüthliche Ausſicht nach der Höhe, auf welcher der fromme arme Großvater gebetet hat. „„Man weiß nichts von dieſem"" erzählt Jean Paul „„als daß er in höchſtem Grade arm und fromm war. Kommt einer von ſeinen zwei noch übrigen Enkeln nach Neuſtadt, ſo empfangen ihn die Neuſtädter mit dankbarer Freude und Liebe. Alte erzählen, wie gewiſſenhaft und ſtrenge ſein Leben und ſein Unterricht geweſen, und doch wie heiter! Noch zeigt man in Neuſtadt ein Bänkchen hinter der Orgel, wo er jeden Sonntag betend gekniet, und eine Höhle, die er ſich ſelber in dem ſo-

*) Dieſe Ausſicht zeigte ſie mir, wie jedem Fremden, an dem ſie Intereſſe nahm. „Aber am allerliebſten" — ſagte ſie zu mir einſt — „höre ich den Herrn Legationsrath, wenn er von ſeinem Vater, oder gar ſeiner Mutter erzählt; da geht's niemals ohne naſſe Augen ab!"

genannten Kulm gemacht, um darin zu beten. Die Abenddämmerung war eine tägliche Herbſtzeit für ihn, worin er einige dunkle Stunden in der ärmlichen Schulſtube auf- und abgehend, die Erndte des Tages und die Ausſaat für den Morgen unter Gebeten überſchlug. Sein Schulhaus war ein Gefängniß, zwar nicht bei Waſſer und Brot; denn viel mehr als beide — und etwa frömmſte Zufriedenheit dazu — warf ein Rectorat nicht ab, das, obwohl vereinigt mit der Cantor- und Organiſtenſtelle, doch dieſer Löwengeſellſchaft von drei Aemtern ungeachtet, nicht mehr abwarf als 150 Gulden jährlich. An dieſer gewöhnlichen baireuthiſchen Hungerquelle für Schulleute ſtand der Mann 35 Jahre lang und ſchöpfte. Es traf ſich aber endlich im Jahr 1763 — eben in meinem Geburtsjahre — daß er am 6. Auguſt, wahrſcheinlich durch beſondere Connexionen mit Höhern, ſteigend, eine der wichtigſten Stellen erhielt, wogegen freilich Rectorat und Stadt und der Kulmberg leicht hinzugeben waren; und zwar zählte er gerade erſt 76 Jahre 4 Monate und 8 Tage, als er die gedachte Stelle wirklich erhielt im neuſtädter — Gottesacker; ſeine Gattin aber war ihm ſchon 20 Jahre vorher dahin voraus gegangen in die Nebenſtelle. Meine Aeltern waren mit mir, als fünf Monate altem Kinde, zu ſeinem Sterbelager gereiſt. Er war im Sterben, als ein Geiſtlicher — wie mir mein Vater öfter erzählte — zu meinen Aeltern ſagte: Laſſet doch den alten Jakob

die Hand auf das Kind legen, damit er es segne. Ich wurde in das Sterbebette hineingereicht, und, er legte die Hand auf meinen Kopf. Frommer Großvater! Oft habe ich an Deine im Erkalten segnende Hand gedacht, wenn mich das Schicksal aus dunkeln Stunden in hellere führte, und ich darf schon den Glauben an Deinen Segen festhalten in dieser von Wundern und Geistern durchdrungenen, regierten und beseelten Welt!""

Und so oft er hinausblickte, der Gesegnete, nach dem blauen, runden Berggipfel, so oft senkte sich der Segen des frommen Großvaters, der nun als verklärter Geist darauf stand, über sein Haupt und Herz herab.

Die Rollwenzeln unterbrach unsre stillen Betrachtungen, die sich um den Kulm bewegten, und rief uns in die kleine Stube zurück. „„Ach Gott, wenn ich bedenke, wieviel der Herr Legationsrath hier, hier auf dieser Stelle, geschrieben hat! Und wenn er sich hätte ausschreiben sollen! Funfzig Jahre noch hätte er zu schreiben gehabt, das hat er mir selber oft gesagt, wenn ich ihn bat, sich zu schonen und das Essen nicht kalt werden zu lassen. Nein, nein, so ein Mensch wird nicht wieder geboren. Er war nicht von dieser Welt. Ich habe oft so darüber nachgedacht, und da habe ich einmal zu ihm gesagt: Herr Legationsrath, lachen Sie die alte Rollwenzeln nicht aus: ich habe mir Sie so vorgestellt, wie einen Kometen, lauter Licht, und man weiß nicht, wo er hergekommen ist und wo er bleibt.

Und ein anderes Mal, als er seinen Geburtstag hier feierte, da hab' ich gedacht: Rollwenzeln, du mußt dem Herrn Legationsrath doch auch einmal etwas machen. Da hab' ich auf ein großes schönes Blatt Papier schreiben lassen: An diesem Tage sahe Er das Licht und Er ward Licht. Wie er sich nun zu Tische setzte, da lagen unter seinem Teller viele Gedichte, und Glückwünsche, gedruckte und geschriebene. Und er fing an zu blättern, und wie er meine Schrift in die Hände bekam, da lachte sein ganzes Gesicht vor Freude und er gab mir die Hand und sagte: Das ist von meiner guten Rollwenzeln. Gott hab' ihn selig! Er war's hier schon. Eine Blume konnt' ihn selig machen, über und über, oder ein Vögelchen, und immer, wenn er kam, standen Blumen auf seinem Tische, und alle Tage steckt' ich ihm einen Strauß in's Knopfloch. Es ist nun wohl ein Jahr, da blieb er weg und kam nicht wieder. Ich besucht' ihn drinnen in der Stadt, noch ein Paar Wochen vor seinem Tode; da mußt' ich mich an's Bett zu ihm setzen, und er frug mich, wie es mir ginge. Schlecht, Herr Legationsrath, antwortete ich, bis Sie mich wieder beehren. Aber ich wußt' es wohl, daß er nicht wieder kommen würde, und als ich erfuhr, daß seine Kanarienvögel gestorben wären, da dacht' ich: Er wird bald nachsterben. Sein Pudel überlebt ihn auch nicht lange, ich hab' ihn neulich gesehn, das Thier ist nicht mehr zu kennen.""

„Gott, nun haſt du ihn bei dir! Aber ein Begräbniß hat er bekommen, wie ein Markgraf, mit Zacken und Wagen, und ein Zug von Menſchen hinterdrein, man kann's nicht erzählen. Ich war vorausgegangen auf den Gottesacker hinaus, und wie ich ſo allein vor dem Grabe ſtand, in das er hinunter ſollte, da dacht' ich mir: Und da ſollſt Du hinunter, Jean Paul? — Nein, dacht' ich, das iſt Jean Paul nicht, der da hinunter kommt. Und wie der Sarg vor mir ſtand, da dacht' ich wieder ſo: Und da liegſt Du drinnen, Jean Paul? — Nein, das biſt Du nicht, Jean Paul. — Sie haben auch eine ſchöne Leichenpredigt gehalten, und ſie haben mir einen Stuhl dicht beim Grabe gegeben, darauf hab' ich ſitzen müſſen, als ob ich dazu gehörte, und als Alles zu Ende war, haben ſie mir die Hände gedrückt, die Familie und der Herr Otto und noch viele große Herren.“

„Thränen erſtickten die Rede der guten Alten, und wir drückten ihr die Hand, wie die Beiherzagenden am Grabe. Was ſind alle Ehrenſchriften und Lobreden auf den großen Geiſt gegen das ſtille Brandopfer Deiner Verehrung! Möge Dein kleines Haus zu einem Denkmale für ihn ſich umgeſtalten! Das Häuschen bleibe unverändert, die Stube desgleichen, aber wie ein Reliquienkäſtchen werde es mit einem Bogen des Triumphes überbauet, und der Bogen überzogen mit ſiebenfarbigen Blumengürteln, ein Bogen des himmliſchen Segners.

„Wir wanderten nach der Eremitage, so voll von Jean Paul, daß er zwischen uns zu gehen schien, wie der Heiland zwischen den Wanderern nach Emaus. Und in dem Garten der Eremitage stand er uns auch wieder zur Seite. Die Wasserbecken mit den springenden Strahlen, die Nymphen und Tritonen mit ihren sprudelnden Hörnern, darüber die Trauerweiden in den Spiegel herunterhängend, die bunte Feenhaftigkeit des schillernden Sonnentempels, dazu die Durchsichten nach den Kirchen auf den benachbarten Höhen, die langen schattigen Laubengänge: sind das nicht alte liebe Bekannte aus der unsichtbaren Loge, dem Titan und andern Wunderwerken seines Geistes? Er pflegte die Eremitage nicht selten zu besuchen, hörten wir erzählen, manchmal als Gast des dort den Sommer über wohnenden Herzogs Pius, zu dessen Tafel er gezogen wurde. Jedoch mußte sein Pudel immer mit eingeladen sein, versicherte man uns, sonst hätte er sich an keines Kaisers Tafel gesetzt. Der Herzog Pius fügte sich mit seiner Hofordnung in die geniale Laune Jean Pauls; und wenn ein Geist, wie er, die Weltordnung gleichsam verrückt, warum sollte sich die Hofordnung nicht eben so viel gefallen lassen*)?

*) In dem Leben des nun auch hinübergegangenen Herzog Pius — eines in seiner Erziehung schmählich verwahrlosten Prinzen, von seltener Herzensgüte, leuchtet diese willige Subordination alles Hofgebrauchs, unter dem Willen eines,

„So war unſer Morgen eine Wanderung durch Jean Paul's Leben. In der Abenddämmerung wall-

---

über ſolche Trivialitäten hochſtehenden Geiſtes, um ſo glänzender zu ihm herauf, als dieſe Subordination keineswegs eine angeerbte ſein konnte; denn ſchwerlich würde es dem höchſtſeligen Herrn Vater je eingefallen ſein, unſern Dichter ohne, geſchweige mit dem Hunde zur Tafel zu ziehen. — Es giebt aber, Gott ſei gedankt! noch fürſtliche Häupter, die außer ihrer Krone auf dem Haupte und ihrem Sterne auf dem Herzen, noch andere Kleinodien in beiden aufzuweiſen haben, wovon in Jean Pauls Leben merkwürdige und erfreuliche Zeugniſſe aufzufinden ſind. Ich erinnere nur an die Königin Louiſe von Preußen, an die Herzogin Amalia von Weimar, an die Fürſtin von Zerbſt, (die ihm einen mit eigener Hand geſtickten Geldbeutel, nebſt herrlichem, demuthsvollen Briefe überſandte. S. Wahrheit aus Jean Paul's Leben 5r. Bd. S. 230—32) an die Herzöge von Meiningen und Gotha, an den Fürſten Primas, (von dem Jean Paul bis zu deſſen Tode einen Jahrgehalt von 1000 Gulden bezog) an das beſte Herz auf dem Throne, den König Maximilian Joſeph von Baiern, (dem Nachzahler jenes Jahresgehalts) und endlich an die Herzogin Wilhelm von Würtemberg, die den Herzog Pius an Aufmerkſamkeit und Nachſicht noch übertraf, was Jean Paul ſelbſt durch ſeinen Brief an Heinrich Voß beſtätigen mag, an welchen er — ſeinen Aufenthalt in Stuttgart ſchildernd — am 3ten Auguſt 1819 unter anderm ſchreibt:

„Sie (die Herzogin) lebt und bettet ſich auf den weichen Blüthenſpitzen der Phantaſie und fällt daher immer herunter — der wahre Unbeſtand in Allem, zumal in Freude und Trauer; — ſie bekannte mir alle ihre Fehler und deren Quellen, was aber zu nichts fruchtet und ſagte, Matthiſſon ſei zum Rathen nicht kräftig genug. Mich gewann ſie ſehr lieb; ich mußte ihr aber zuletzt einige Beſuche abſchlagen. ‚Sie wird mir ſchreiben ꝛc. — — Es kann Dir noch nicht hinlänglich

fahrten wir nach ſeinem Grabe. Da liegſt Du drinnen, Jean Paul? So hatte die gute Alte gefragt, und wir antworteten mit ihr: Nein, das biſt Du nicht, Jean Paul! Und doch lagert ſich um jedes friſche Grab der Schauer der Wehmuth, und wenn auch ein Gott darunter ſchliefe, und zieht unſer Herz mit der fallenden Thräne hinunter, ſo ſehr es auch kämpfen mag, ſich empor zu ſchwingen. Mit ganz andern Gefühlen ſtehen wir auf den Gräbern, über welche ſchon Jahrhunderte hinweggeſchritten ſind, ſie überſchüttend mit Kränzen des Ruhmes oder ſie umhüllend mit Schleiern der Vergeſſenheit. In ihnen iſt nichts mehr von den irdiſchen Bedingungen des Sterbens und Vergehens zu erfüllen, an ihnen hängt keine Thräne der Zurückgelaſſenen, unter ihnen keine modernde Leiche, ſondern Staub im Staube.

Jean Paul ruhet dicht neben ſeinem geliebten Sohne, der ihm um wenige Jahre in das höhere Leben vorausgegangen, beide unter Einem Hügel. Eine Akazie hängt darüber, wahrſcheinlich ſo alt wie der Tod

---

bekannt ſein, daß die Herzogin, die meinem Pudel Ponto einen Tempel verſprach, wenn ich ihn nach Stetten brächte, einen grünen, in der Größe einer grünen Laube aus Zweigen mit einer Roſenkuppel und einer Pforte zur roſenumkränzten Mooswiege, ins Zimmer tragen ließ und daß der Hund vor dem ganzen Hofe ſich ruhig auf mein Geheiß in die Tempelwiege legte. Später ſpielten die drei Fürſtenkinder darin, und noch ſpäter hatte der Hund ſein Rheimſer Salbölflaſchchen bei ſich und that etwas daraus an den Tempel. — —“

des Sohnes. Eine runde Rasenerhöhung bezeichnet die heilige Stätte, rings herum stehen Sonnenblumen und schließen ein Beet ein, auf welchem einige dürftige Rosenstöcke eine pflegende Hand zu vermissen schienen. Ein Monument, erzählte uns der Todtengräber, sei in Arbeit. Ich suchte nach Blumen. Einen Berg der Flora sollte man über ihn anhäufen, den Blumenhold! Hat er doch über das Grab der Erde einen Himalaya von Blumen aufgeworfen, deren Spitzen in den Himmel der Ewigkeit hineinblühen. **Ave, pia anima!**“ —

Das Kapitel von der guten alten Rollwenzel ist geschlossen, und wie ich wünsche und hoffe, zur Befriedigung des Lesers. Ihm wird es jetzt klar geworden sein, mit welchem Rechte Jean Paul sie seine Freundin und die gescheiteste Frau in Baireuth nennen durfte. In Berücksichtigung ihres Standes zu der übrigen weiblichen Welt, die unserm Dichter leidenschaftlich ergeben, mochte sie wohl die gescheiteste Deutschlands gewesen sein, besonders wenn zugleich von Herz und Gemüth dabei die Rede sein soll*).

---

*) Gute, geschwätzige Rollwenzel! Du warst Jean Paul's Freundin! Deine rührende Gestalt ist durchaus erforderlich, das Bild unseres großen Humoristen zu ergänzen. Er erfreute sich wohl persönlicher Gunst höher gestellter Frauen; die Krüdener schloß sich einst Stunden lang mit ihm ein, als

Darum werde Dein Name genannt, treffliche Rollwenzel, so lange man den Namen Deines großen Freundes noch ausspricht! Du warst die frische, gesunde Schale, die zwanzig Jahre lang den reifsten Kern vor jeden Wurmstich sorglich schützte, — und siehe da, der Kern ist aufgegangen, zum Riesenbaum erwachsen, aus Deiner kleinen Hütte bis zum Himmel reichend, an dem auf Millionen Aesten die reifsten Früchte prangen, für fernste Zeiten, als Zeugen innrer Kraft und äußrer Pflege! —

---

er, ein junger durchtoser Geselle, in Berlin war, um ihm die Haare zu schneiden und zu ordnen, die Staël hat ihn besucht, aber die Rollwenzel ist ihm treu geblieben; sie hat ihm bis an sein Lebensende das kleine, grüne Stübchen aufgeschlossen, ihm sein Leibgericht gebacken und ihm treuherzig ihre Meinung über seine Schriften gesagt. Das war sein Salon! Die Rollwenzel war das für ihn, was die Recamier für Chateaubriand war; und wahrlich nicht minder!

Dem stillen, innerlich heitern Dichtergemüth genügte sie so, wie die ewige Aussicht auf den Ochsenkopf, der die waldigen Gipfel ringsum überragte, die Pappeln der Eremitage und die Steine von Fantaisie. Wie reich, wie vornehm ist solch ein deutscher Dichter und wie weise! Den einzigen Mangel, den Jean Paul von diesem Umgang, von dieser Umgebung verspürte, war, daß er nicht glücklich im Schildern seiner Salons und modernen Abgeschliffenheit war. Wie anziehend macht ihn das! — —

(Lewald in den „Aquarellen.")

IV.

Sechs Briefe Jean Paul's

an

K. A. Böttiger.

(Aus dessen Nachlasse.)

„Wenn ich Briefe schreibe: so kommt mir der Ausdruck und Gedanke zusammen; hingegen bei Büchern hab' ich den Gedanken und suche den Körper. —

Meine Briefe, die ich mir hingeworfen nur denke, sind besser als meine geschrieben entworfenen: vollends gegen die Bücher. Jenes gilt auch für das Sprechen."

Jean Paul.

1.

Berlin, den 1sten März 1801.

Ich will gar nicht um Vergebung bitten, sondern um Bestrafung, da ich mein Schweigen doch nur vor mir entschuldigen kann. — Meine Novitäten sind wahrscheinlich schon für Sie Antiquitäten; z. B. die, wenn ich Ihnen erzählen wollte, daß ein Hr. von Held als Verfasser „der beiden Jakobiner" eingezogen worden, daß seine Defension nur eine stärkere Wiederholung des Buchs war, und daß die 2 Beklagten auch hier, aber im andern Sinne, den letzten Satz haben. — Buri bekömmt immer mehr fürstliche Gesichter unter seinen Pinsel; vielleicht auch, wie mir die russische Gesandtin versprochen, das theurere der Großfürstin. — Ich sehe Delbrük, den Prinzenmentor oft, der recht viel von dem mythologischen im Telemach hat, und zur Weisheit noch die Güte. — Ich und Fichte disputiren häufig, aber mit gegenseitiger Liebe und er besucht mich. — Goethe's neues Stück gefiel nicht einmal seinen Freunden. — Merkel lauft mit seiner kritischen Sohlwage

noch alle Wochen durch die Gaſſen und Bosheit ſuppl irt ihm Gründe wie ſonſt Jahre; man muß doch einmal dieſes leere Männleingen ſelber auf einige Minuten in die Fiſchwage werfen.

Im Mai komme ich auf 10 Tage nach Weimar, um vielleicht nach Meiningen zu ziehen. —

Apropos! Thieriot, der jetzt hier iſt, ſagte mir, daß man ihn für den Architekten des „Thurms zu Babel" halte. Ich bitte Sie, dieſe ſchon voraus von ſeinem Witz und ſeinen moraliſchen Geſinnungen vernichtete Verläumdung auch mündlich mit vernichten zu helfen. —

Leben Sie wohl. Ich freue mich auf Ihr Wiederſehen. Grüßen Sie Ihre Frau, Herder und die Herzogin

Ihr

Richter.

2.

Meiningen, den 3ten Oktober 1801.

Eilig ſchick' ich Ihnen, gütiger Freund, den Lichtb. Nachlaß und meinen Dank. Die andern Bücher, mit deren Wünſchen ich Sie geplagt, hab' ich ſchon bekommen. Hier hat man freilich wenig andere Bücher, als die man ſelber ſchreibt. — Meine Geſchichte und meine Frage in einem andern Briefe! In Baireuth und in Caſſel war ich mit meiner Frau, in letzterm wird

Wilhelms Höhe noch durch Heſſens Tiefe rieſenhafter. Solche Dörfer — die ausgenommen, die die Kinder und Schwalben aus Koth bauen — giebt es nicht weiter, nicht einmal im Preußiſchen. —

Ich lebe hier ſehr froh und in meiner Zelle: beinahe blos durch die Wildruſe des Herzogs, der mich zu lieben ſcheint, komm' ich aus meiner Karthauſe.

Sagen Sie dem geliebteſten Herder unſere Grüße und der Herzogin und Wieland, deſſen 2ter Theil des Ariſtip mir eine köſtliche Blüthe dieſes ſchriftſtelleriſchen Immergrüns war. — Leben Sie froh. — Wir begrüßen herzlich Ihre Gattin.

J. P. F. Richter.

Wollen Sie mir nicht, wenn Sie einmal ſchreiben, den vollſtändigen Titel Ihres böhmiſchen Almanach der Almanache — worin Zahlen, Notizen aller Art ſind — melden?

3.

Coburg, den 10ten Auguſt 1804.

Ihre Bücher und ich ziehen mit einander hier fort, nur aber nach Winkel-Richtungen, ich nämlich nach Baireuth. Der hieſige Krieg des Friedens-Fürſten und des Kriegs-Miniſters treibt mich fort. Bildung habe ich zum Glücke nicht einmal hier geſucht, ich hätte ſie auch nicht gefunden. Sie werden im freundſchaft-

lichen Dresden — das ich dem verſchraubten Leipzig weit vorziehe — glücklich ſein und machen. Ich möchte wohl einen halben Frühling lang bei Ihnen wohnen und die Elbe-Ufer und die Götter und die Bilder ſehen. Auch komme ich gewiß einmal.

Hier folgt der Titan. Von meiner Aeſthetik möcht' ich weißſagen, daß Sie ſie, obwohl 46 Bogen ſtark, doch leſen und vieles billigen werden. Wüßt' ich mit welcher Gelegenheit ich ſie von Jena, wo Perthes ſie drucken läßt, bei Fromman nach Dresden bringen könnte, ich ließe ſie da an Sie abgeben, daß Sie mir ein Urtheil darüber ſchrieben. Mit einem Kapitel über Herder ſchließt ſie.

Md. Harms beſuchte mich. Sie geht mit ihrem Manne nach der Schweitz.

Meine Frau und Kinder ſind wol; und ich, das ſehen Sie aus den 46 Bogen, gleichfalls. Es geh' Ihnen in jeder Rückſicht auch wol!

J. P. F. Richter.

4.

Baireuth, den 21ſten September 1816.

Dieſe Hand werden Sie noch von alten Zeiten her kennen, wo ſie Ihnen jede Woche ein paarmal zu danken hatte für Ihre literariſchen Gaben und Darlehen. Der Ueberbringer meines Blättchens iſt ein

Professor Wagner von hier, der wol durch seine philologischen und pädagogischen Verdienste das Glück einer Empfehlung an Sie verdient. (In meiner Levana hab' ich ihm eine an das Publikum gegeben.) Ich komme eben aus einem Examen, wo 11 — 13jährige Knaben (worunter mein Sohn) sich nach täglichen 2 Privatstunden bei Wagner (ohne eine andere Schule) so philologisch gerüstet im Homer und Ovid herumtummelten, daß es tausend heutige Autoren gibt, denen solche Waffenstücke der alten Kenntnisse zu wünschen wären. Wagners Begleiter ist ein katholischer Pfarrer, Oesterreicher, ein Kunstanbeter; — also ein Bilderanbeter Dresdens.

Nun wollt' ich, ich wäre unter den Empfohlenen und käme mit. Ich hätte vielerlei von Ihnen zu verlangen — nämlich Belehrungen. Indeß erst nach 3, 4 Jahren, wo ich meine sämmtlichen Werke bei Cotta herauszugeben anfangen will, werde ich Sie näher fragen, wie dieß zu machen ist, bei so manchen Verlegern, gegen welche ich als junger Autor zu dumm und die als Seelenkäufer gegen mich zu pfiffig waren, und denen ich bei dem magersten Honorare (Sie riethen mir zuerst in Weimar zur Erhöhung desselben) keine Anzahl der Abdrücke vorschrieb. Mein heroisches Mittel ist mein Bewußtsein meines Rechts und ihres Gewinns — und dann, nach ihnen und ihren Exemplaren nichts zu fragen, sondern herauszugeben.

Sie haben durch den Ausgang aus Weimar mehr vertauscht, als verloren; ich aber leider nur leztes. —

Sie sollten am ersten wenigstens Ihre opuscula omnia sammeln, da gerade diese sich wieder an so zerstreute opuscula gehängt, wie antike Siegelringe an Modeuhrbänder.

Dem verehrten Wolke schrieb ich nach Dresden den 24sten Mai, aber ohne Nachricht des Empfangs.

Sie haben gewiß etwas Besseres von Wieland als seine gedruckten Briefe — seine Briefchen mein' ich; können Sie diese geben?

Der Himmel gewähre Ihrer unbegreiflichen Thätigkeit und Ihrem gelehrten Ernteleben einen Körper, der das Bücken und Tragen auf den weiten Schnitterfeldern aushält. Ihr

fortdankender

Jean Paul Fr. Richter.

5.

Dresden, den 15ten Mai 1822.

Aus alter Dankbarkeit wird zu leicht neues Bitten. Sie, höchstgeschätzter Herr Hofrath, ließen in Weimar mich Ihre literarischen Schätze freigebiger exzerpiren als man in Herkulanum mit den Inschriften thut; und Sie waren mir damal in der Merkur-Zeit ein Merkur, im schönern Sinne, Seelen zuführend.

Hier nun bitt' ich Sie auch um einige Geiſter aus Ihrem Geiſterreiche, griechiſche Bibliothek genannt. Die Konſcriptionsliſte liegt bei, aus der ich Sie mir das Nächſte bei der Hand zu wählen und zu geben bitte. Darauf wollen wir beide fortfahren, Sie im Geben und ich im Nehmen.

Indeß Ihrem gütigen Anerbieten der beleuchteten Antiken muß ich — am meiſten aus körperlichen Gründen entſagen, ob ich gleich dabei eine zweifache Beleuchtung des Alterthums entbehre. — Mündlich mehr!

Mit Dank alter und neuer Erinnerung Ihr
ergebenſter
Jean Paul Fr. Richter.

6.

Baireuth, den 1ſten Februar 1823.

Sie haben mir, verehrteſter Herr Hofrath, durch Ihr ſchönes Blatt — ob es mich gleich weniger getroffen als das angeprieſene — eine deſto größere Freude gemacht, da es mir in Baireuth manches erſetzte, was ich in Dresden entbehren mußte. — An Ihrem Augenunglück habe ich dort mitten unter Freunden den ſchmerzlichſten Antheil genommen, ſo wie jetzo einen deſto freudigern an dem Zerrinnen dieſer ſchwärzeſten Wolke für einen Mann, der ſich durch kein Hören das Leſen erſetzen kann, da er als der Einzige in der Gelehr-

tengeſchichte, zwiſchen der älteſten und der neueſten Welt hin und her fliegen muß, um die mühſamſten Ernten, aus beiden zugleich, zu holen und zu geben.

In Dresden hab' ich ſo viele zu grüßen, aber ich nenne nur die Ihnen benachbarteſten; Ammon, der mir ſo hülfreich — Schütz, der menſchenfreundliche mit ſeinem Freunde Roden — Grafen Löwenſtern — und ohnehin die Ihrigen. — Leben Sie froh.

Ihr

Jean Paul Fr. Richter.

N. S. Ich ſehe, Nachſchriften ſind ſogar den Männern nöthig. Ich habe meine herrliche Eliſa v. d. Recke zu grüßen vergeſſen, die mir Gott erhalte zum Wiederſehen, und dann hätt' ich auch früher an Ihr überaus niedliches und naives Sylveſtergedicht denken ſollen.

V.

Fünfzehn Briefe Jean Paul's

an den

Buchhändler Josef Max

in Breslau.

(Aus Böttigers Nachlasse.)

„Wenn ich könnte: so möcht' ich, was noch kein Autor konnte und kann, alle meine Gedanken nach dem Tode der Welt gegeben wissen, kein Einfall sollte untergehen; aber wie ist dies bei Reichthum zu machen? (1821.)"

— — — „Wenigstens weiß ich, daß ich noch so viel zu sagen habe. An das andere darf ich ohnehin nicht denken, wie viel ich noch zu erfinden und darzustellen hätte; denn dies wird durch seine Vergrößerung immer größer und hat kein Ende. (1821.)"

Jean Paul.

1.

Baireut, den 6ten Oktober 1822.

— Zur Herausgabe meiner Gesammtwerke erboten sich zwar schon einige Ihrer Kollegen; aber ich werde damit noch sehr zögern, weil ich mein bischen Leben lieber meinen Werken, deren ich noch so viel zu geben habe, widmen will, als daß ich, so viel Zeit, auf Briefwechsel, auf Anordnung, Durchschau der alten, verwenden sollte, zumal da manche, wie die unsichtbare Loge und die biographischen Belustigungen, wenigstens einen Schluß erhalten müßten. Die Flegeljahre können noch dazu nur von zwei oder drei Bändchen richtig vollendet werden.

In meinen Jahren ist mir mehr am geistigen Genuß meines Schaffens als an irgend einem körperlichen gelegen, den ich meinen Erben hinterlassen kann.

— Indeß all dies nimmt doch nicht die Möglichkeit, nach Jahren mit Ihnen mich zur Herausgabe der Gesammtwerke zu verbinden.

Nun zu unserm Katzenberger! Anfangs des Novembers ist der erste Band in Ihren Händen. Fast

auf jeder Seite wird verbeſſert. Außerdem kommen noch 32 oder mehr Seiten ganz neuer hiſtoriſcher Einſchaltungen, verbeſſerte Szenen u. ſ. w. zum erſten Bande. Alſo darf auf dem Titel ſtehen: ſehr vermehrte und verbeſſerte Auflage; und hier kann ich freilich den Käufern der alten nicht helfen, ſondern nur denen der neuen, deren nach 3 oder 4 Jahren des Vergriffenſeins ſchon genug da ſein werden. —

— Leben Sie wohl! Meinen Gruß an Ihren herrlichen, überreichen Steffens!

3.

Baireut, den 3ten November 1822.

— Ihr liebevolles Zuvorkommen fodert mich zum Nachkommen auf. Ich habe den Katzenberger in drei Bändchen eingetheilt; obwohl mit großer Mühe, da die kleinen Aufſätze anders gemiſcht werden mußten, und beſonders ſo, daß nach meiner Weiſe immer ein ernſter Aufſatz abſchloß. Ihnen zu lieb — aber recht gern — bin ich aus einem Buchmacher ein Buchbinder geworden. —

— Alle meine literariſchen Kinder ſind voll Pockengruben der Druckfehler, möge doch Ihr Korrektor mein Jenner ſein.

Ein andrer oft entgegengeſetzter Mann iſt der Cenſor, der gerade das gegen Irrthümer Recht-Gedachte und die Wahrheiten als errata behandelt und ausſtreicht.

Ich hoffe meine kleinen Aufſätze, die ſchon das Cenſir-Fegefeuer ſogar unter Napoleon ausgehalten, werden in Breslau ſo gut durchkommen alß anfangs in Berlin.

— Die Unrechtſchreibung der erſten Ausgabe z. B. ſey ſtatt ſei — beſſere der Setzer, wo ich etwa hätte ſtehen laſſen; ich ſchreibe keine y außer in griechiſchen Wörtern; doch laſſ' ich den Holländern den Y-Strom.

Wenn Sie mir den Empfang dieſer Bändchen melden, ſo beſtimmen Sie, in welcher Woche des künftigen Jahres das dritte ankommen ſoll; pünktlich wird es anlangen. In allen übrigen typographiſchen Punkten verlaß ich mich ganz auf einen Mann wie Sie, bei dem es mir leid thut, daß ich nicht jünger bin, um noch recht viele Geſchäfte mit ihm zu machen. Aber irgend etwas von einem erſten Druck, werde ich auf alle Weiſe Ihnen zu geben ſuchen. Mit rechter Liebe und Achtung u. ſ. w.

3.

Baireut, den 31ſten Januar 1823.

Endlich kann ich Ihnen, hochgeſchätzter Freund, die Vollendung unſers Buches zuſchicken. Ein Aufſatz für den Anfang des Morgenblattes verzögerte ſich und dadurch jene; und das doppelte Verzögern entſtand wieder durch den Winter, der bei mir auch die geiſtige Pflanzenwelt hemmt und drückt. —

— Sie müſſen durchaus von mir etwas Neues

und Friſches in die Welt einzuführen bekommen. Ich habe noch ſo viele ganz neue Werke zu geben, welche ganz in meinem Kopfe und halb ſchon unter meinen Papieren lebendig ſind, daß ich zu einem für Sie weiter nichts brauche als — Zeit.

Ich liebe Sie recht ſehr und freue mich auf Ihre Briefe, ſo wie jetzt noch beſonders auf die neue Geſtalt, die Katzenberger unter Ihren Händen gewonnen. Leben Sie recht froh.

Nachſchrift.

In wie kurzer Zeit kann man von Dresden aus den Weg nach Breslau machen? Bin ich wieder ein Révenant in Dresden, ſo könnt' ich Ihnen allen noch leichter erſcheinen als irgend ein Geſpenſt, ſo ſehr ſehn' ich mich über Ihre lange Brücke zu gehen, die ich vor einigen Tagen in einem Panorama geſehen*).

4.

Baireut, den 1ſten April 1823.

— Ohne Frage wird Ihr Katzenberger die typographiſche Preisſchrift unter allen meinen Schriften; und die Schönheit des Papiers und Drucks wird mir durch Täuſchung ordentlich zu einer des Styls. Belohne nur das Publikum Ihre Opfer.

— Ihr liebes, liebes Breslau liegt mir leider —

*) Vermuthlich die Oderbrücke vor dem Oderthor.

wenigstens für dieses mit Donnerwettern gefüllte Jahr — doch zu fern. Aber den herzlichsten Dank für Ihre schöne, freundliche Bewirthung sag' ich Ihnen doch, und käm ich nie nach Breslau.

Ihr Wort über meine Vorreden und Rezensionen hab' ich mehr erwogen. Da sie auf keine Weise in die Herbstblumine gehören: so könnt' ich Ihnen doch sie gesammelt und mit neuen Rezensionen vermehrt einmal geben; aber freilich nur jetzt in diesem Jahre nicht. Recht wohl ergeh' es Ihnen!

Nachschrift.

Erfüllt der hoffnungsvolle Primaner P. noch immer Hoffnungen? — So sei er recht gegrüßt von mir zum zweiten Male.

5.

Baireut, den 15. Mai 1823.

— Meinen Dank für die reiche Ausstattung meiner Kinderchen. So hat unter allen meinen Helden der Grobian Katzenberger das feinste Aeußerliche erhalten durch Ihre geschmackvolle Güte, so wie leider der arme Armenadvokat Siebenkäs aussieht wie sein Amt. Meinen Gesammtwerken soll der Doktor kosmetischer Flügelmann werden. —

— Jetzt arbeit' ich an dem seit Jahren Cotta versprochenen Werkchen über die Fortdauer des Ich, und Gott weiß, wann ich es — zumal durch die Un-

ferbrechung durch die Reise-Ferien — zu Ende bringe; 1823 gewiß nicht. Himmel! wie leicht ich sonst vollendete; das Kampanerthal z. B. in 6 Wochen; den Hesperus in 7 Vierteljahren, denen noch dazu täglich ein Hofmeisteramt für 10 erwachsene Kinder 8 Stunden abriß! — Jetzo, wo ich nur noch Vormittags ausarbeite, brauch' ich statt voriger Wochen Monate; und mein Alter mehrt nur meine Schreibfülle, nicht Schreibkraft. — — Und doch sehn' ich mich nach nichts so sehr als einem Verleger wie Sie, der mein erster hätte sein sollen, etwas ganz Neues zu geben. Für dieses Jahr es schon zu thun, kann ich Ihnen nicht versprechen; aber ich verspreche Ihnen, keinem andern etwas zu versprechen.

Es geh' Ihnen recht wohl.

6.

Baireut, den 28. Oktober 1823.

— Jetzo arbeit' ich an meiner „Selina oder über die Unsterblichkeit" und Gott gebe, daß sie, ungeachtet, oder vielmehr wegen so vieljährigen Vorarbeiten — zu Johannis 1824 erscheint. Erst dann fang' ich ein sehr großes Werk von mehren Bändchen an, das vielleicht oder wahrscheinlich sich in Breslau typographisch verkörpert, das aber auch viele Schöpfungstage braucht. Freilich könnt' ich während dieser Verlag-Pausen die Sammlung der Rezensionen ꝛc. geben; aber auch diese kostet, zumal bei einigen Zusätzen, Zeit.

Mögen Sie für den Katzenberger nicht nur durch bloßes Anerkennen Ihres Aufwandes, sondern auch durch Vergüter desſelben belohnt werden! —

Der liebenswürdige kindliche P. kann Ihnen allerlei von ſeinem frohen Abende bei mir erzählen.

Mit wahrer Liebe u. ſ. w.

7.

Baireut, den 17ten April 1824.

Immer denk' ich bei allem brieflichen Schweigen an Sie mit Liebe und Wünſchen für Sie. Wär' ich nur in jenen ſchönen Zeiten mit Ihnen bekannt geweſen, wo meine Feder noch kein langſam-rückender Datumzeiger war! Jetzo muß ich warten wie Sie, und meine Maireiſe*) nach Darmſtadt wird vollends das Gehwerk meiner Selina auf Rétarder drehen. Darnach freilich — nach der Vollendung des letztern — iſt mein erſter Blick und Griff nach meinem großen, ſchon im Neujahr-Morgenblatt beſchriebenen Luſtwerke, welches zugleich — was dort nicht geſagt worden — meine Lebensbeſchreibung enthält. Und noch immer

*) Der Mai allein wird dieſesmal kein Regen, ſondern ein Wonnemond werden. Für ſeine drei Nachfolger und folglich für die 3 Ernten, die ſie uns bereiten können — in Obſt, Korn und Wein — geb' ich, wenn die vielen Nachtfröſte mit den drei Blütenzeiten zuſammen fallen, nicht viel nach meinen Aequinoctialbeobachtungen. Ich verwalte nämlich ſchon ſeit 30 Jahren das Wetterpropheten-Amt, und werde weit weniger von mir ausgelacht als etwa von Andern.

hab' ich dabei an niemand gedacht, dem ich es nur anbiete, als an Sie. Aber freilich muß ich warten. Zum Glücke geb' ich es nur in Bändchen, und noch dazu viel leichter und ſchneller bei dem Reichthum und Wechſel der Materialien, als es bei der Selina möglich iſt. —

Meine Schuld des Schweigens half noch mein Geburtstag vermehren, der mich immer zu Briefen zwingt.

Grüßen Sie Steffens recht herzlich von mir und die vortreffliche Präſidentin Fiſcher.

Leben Sie froh und legen Sie nie mein Schweigen auf Ihre Koſten aus.

8.

Baireut, den 10ten Oktober 1824.

Endlich bin ich, mein hochgeſchätzter Freund, zu einem Entſchluſſe gekommen, der die Erfüllung Ihrer Wünſche wenigſtens anfängt. Seit dem Winter will ſich mein linkes Auge dem grauen Staar und mein rechtes gar dem ſchwarzen nähern. Ich leſe und ſchreibe nur mit der Brille. Dieſer, wenn auch nicht unüberwindliche Schreibfeind verzögert die Herausgabe meiner Selina bis zu Oſtern. Sollten Sie nun noch vollends die Ausarbeitung des für Sie beſtimmten großen Werks abwarten: ſo verſchöbe ſich unſere Wiederverbindung zu lange. Daher will ich Ihnen auf Oſtern 1825 die Sammlung meiner Vorreden und Rezenſionen geben,

mit einem Anhange neuer Bemerkungen. Das Buch wird wie Katzenberger gedruckt. —

9.

d. 17. Oktober 1824.

Der Titel wird wahrscheinlich sein: „kleine Bücherschau, nebst einer ungedruckten Auswahl literarischer Flüche, Wünsche und dergl., von Jean Paul.“

— Sie sehen aus dem Ausstreichen die Fehltritte kranker Augen. —

Leben Sie froh!

10.

Baireut, den 13ten November 1824.

— In dem größern Werke, wovon Sie sprechen, macht meine Biographie nur einen Theil des meine jetzigen Schätze erbenden Ganzen aus. Aber der Titel fodert noch ein langes Wählen. Und ach! meine entnervten Augen werden mir trotz der Gesundheit meiner geistigen Kräfte, den Weg zur Ausarbeitung eines Werks, auf das ich mich schon seit Jahren freue, langsam, langsam zurücklegen lassen. —

Ohne Sie hätt' ich nicht einmal diese „Bücherschau“ gegeben, welche mich jetzo schon wegen der bloßen Rezension von Mdme. Staels Allemagne, deren Gehalt das Publikum mehr hätte auswägen sollen, befriedigt und freut. —

— Schon vor mehren Jahren hätt' ich einen neuen Band der Herbſtblumine geben können, wenn ich meine Hauptarbeiten gern unterbräche. Am Ende geb' ich vielleicht gar keinen mehr, ſondern Ihnen unter einem neuen Titel eine reſtirende Sammlung, aus Morgenblatt und Damenkalender.

— Herzlichen Dank für Ihre Verlaggaben, wovon die 1001 Nacht — auch für den großen Montesquieu ein Schoosbuch — die wahre Weihnachtgabe für — Männer ſind.

Mit alter Liebe und Hochachtung.

11.

Baireut, den 10ten December 1824.

— Die Vorreden zu Dobeneck und Kanne ſind der Werke wegen, die ſie begleiten, in wenig Händen. Rezenſionen müſſen, wie man bei Sammlungen derſelben nach andern Verfaſſern ſieht, diplomatiſch genau abgedruckt werden; auch wären ſie ohne die volle Begleitung des Autors unverſtändlich. Auch würde es bei meinem Zeit-, Licht- und Sehemangel durch das Ausbrennen der Treſſen aus den enggedruckten Rezenſionen eine Hölle geweſen ſein, die ich, gegen das Schreiben über die Unſterblichkeit eingetauſcht hätte, zumal da ich täglich kaum zwei Seiten zu ſchreiben vermag. Für die literariſchen Flüche, Wünſche u. ſ. w. habe ich, da abgeriſſene Gedanken, ohne Verbindung durch eine

Form, den Leſer bald ermüden, folgende erfunden: ich ſchreibe eine verkleinerte Vorſchule der Aeſthetik, und unter ihre Programme kommen die dahin gehörigen neuen Bemerkungen als Paragraphen, wovon oft manche über vier, fünf Seiten lang ſind z. B. über die poetiſchen Nihiliſten. Auf das Titelblatt kommt daher ſtatt des Vorigen: literariſche Flüche ꝛc. ꝛc. Nachſchule zur äſthetiſchen Vorſchule. —

— Diktiren kann ich, ausgenommen Briefe, keine Arbeiten. Gegen Ende des Jahres wird der Schluß des Ganzen bei Ihnen ankommen.

— Mit herzlicher Freude werde ich und die Meinigen Sie im Frühling wiederſehen. Leben Sie recht froh!

12.

Baireut, den 25ſten Februar 1825.

— Endlich, endlich mach' ich der Prüfung Ihrer Geduld und Nachſicht ein Ende. Mein linkes Auge mit der verdunkelten Kryſtallinſe, das ſeine Nachtſchatten auch in das rechte hineinwirft — daher ſie im Frühling heraus muß — erſchwerte mir meinen körperlichen Fleiß, wenn auch nicht den geiſtigen, unendlich. Verzeihen, d. h. verbeſſern Sie daher einzelne Schreibfehler, da ich mir die Abſchrift blos konnte vorleſen laſſen. —

— Beſtimmen Sie mir die muthmaßliche Dicke des Buchs*). Laſſen Sie in dieſes ſogar aus der

*) Jetzt erſt find ich, daß Sie alles doch in 2 Bändchen

Handschrift keine unnützen leeren Räume ein, worin sich die meisten Romanschreiber wie Weltkörper am liebsten bewegen, weil diesen häufig die Weltseelen fehlen. Nur in einem Punkte muß ich diplomatisch-genau und weitläufig — wenigstens für die Freunde meiner geistigen Biographie — nämlich im wörtlichen Abdruck meiner Rezension sein. —

— Und so leben Sie denn recht wohl!

13.

Baireut, den 7ten April 1825.

Endlich kommt, wie von allen Erdendingen, auch das Ende meines Buches; für meine Augen eine schwere Aufgabe! — Das Kapitel über die Religion, das Sie gewünscht, foderte eine lange und tiefe Untersuchung, und folgt nicht mit.

— Die graue Farbe des Papiers thut am meisten meinen Augen wohl, als wären sie Herrnhuter. Wollten Sie nicht die Gefälligkeit haben — zumal da sie mir sogar unverlangte immer beweisen — mir von dem beigelegten Grau- und Probeblatte bei der Uebersendung der Bücherschau, etwa zwei oder drei Buch mitzusenden?

Es gehe Ihnen recht wohl und das Schicksal über-

---

hätten abtheilen können, aber nun wird es wohl zu spät sein. Im bessern Falle käme noch auf den Titel: in 2 Bändchen.

laſſe nicht' bloß Ihrem Bewußtſein die Belohnung Ihres Herzens!

(Gleichzeitig ſchrieb Jean Paul an den oben genannten jungen Freund, der ihm ſeinen Abgang nach Berlin gemeldet hatte:)

Zu Ihren Freuden am poetiſchen Leben und Streben wünſch' ich Ihnen herzlich Glück und Dauer.

Decken Sie ſich in Berlin gegen die myſtiſche Influenza durch das Studium der ältern Exegeten, eines de Wette, Paulus, Eichhorn und — Herders! die jetzige Zeit kennt nur religiöſe Phantaſie und Etymologie, aber keine Exegeſe und Kirchengeſchichte.

14.

Baireut, den 20ſten Mai 1825.

Sie haben mich zweimal hintereinander ſehr erfreut und verbunden. Das einemal durch das graue Papier, das Sie mir aus zarter Sorge für meine Augen lieber eilig, als ſpäter gelegentlich ſchicken wollten. Das zweitemal durch den typographiſchen Werth meiner Bücherſchau in Druck und Format. So wünſcht' ich faſt meine Opera gedruckt zu ſehen. Hier reizt mich am meiſten Ihr Vorſchlag eines ſo geringen Preiſes für das Publikum. Aber wie vielerlei legt ſich nicht noch in den Weg zum Ziel. — Meine Beendigung wenigſtens der „unſichtbaren Loge" und ſo viele andere

Bearbeitungen, z. B. der Auszug aus des Teufels Papieren. Und dann mein Schmachten und Jagen nach dem großen neuen Werke, das ich Ihnen verſprochen. Indeß werden Sie doch noch machen, daß ich Herausgabe der Opera und Schaffen neuer zu verbinden, Wege ſuche. —

— Es gehe Ihnen und dem Verlagartikel gut!

15.

Baireut, den 30. Oktober 1825.

Unſere Verhältniſſe bleiben vor uns und der Welt ungeſtörte. Die Zukunft tritt ohnehin noch dazu, wo ich Ihnen ſpäter die verſprochenen Werke gebe. Ach lieber Mar, ich bin jetzt ſehr angegriffen, nicht blos von Anſtrengungen der Sammlung, die ohne fremde Mithülfe ohnehin unüberſteiglich wäre, ſondern vorzüglich, weil ich mit verfinſterten November-Augen, welche das Frühlingsmeſſer erſt heilen kann, arbeiten muß, und am allermeiſten, weil eine ganz unbegreifliche, unverſchuldete Bauchwaſſerſucht, mich mit allen unzähligen Mühſehligkeiten der Heilung martert und ſtört.

Jean Paul.

VI.

Peter Schoppe's Leichenrede

auf den

höchstseligen Magen eines Reichsfürsten.

Von

Jean Paul.

(Aus K. A. Böttiger's Nachlasse.)

„Da Fürſten ſich an mehren Orten auf einmal beerdigen laſſen, wie ſie auch ſo leben, ſo möcht' ich's auch — allein nicht anders als ſo: mein Magen müßte in die Epiſkopalkirche beigeſetzt werden, — meine Leber mit ihrer bittern Blaſe in eine Hofkirche, — das dicke Gedärm in ein jüdiſches Bethaus — die Lungenflügel in eine Simultan- oder doch Univerſitätskirche — das Herz in die triumphirende, und die Milz in ein Filial. Wenn ich aber erſter Leichenprediger eines gekrönten Unterleibes wäre: ſo hätt' ich einen andern Gang; ich nähme den Schlund zum Eingange der Trauerrede und den Blindbarm zum Beſchluß. Und könnt' ich nicht in den drei Theilen der Predigt die drei Konkavitäten durchgehen, darin die edlern Theile des Körpers flüchtig berühren, und endlich auf den letzten Wegen deſſelben mich weinend und preiſend aus dem Staube machen!"

Jean Paul.

Peter Scheppe's Leichenrede auf den höchſtſeligen Magen eines Reichs-Fürſten.

Scieppius haßte und ſchmähte zwar den Nürnberger Tand des ganzen Ceremoniels, aber doch die Verierbilder des höfiſchen am meiſten. Es iſt merkwürdig, daß er, wie ich, (denn ſonſt war ich ebenſo) oft dem Projekte nachhing, ein Quäcker zu werden, blos um Du zur Welt zu ſagen und den Hut vor ihr aufzubehalten; aber wir ſcheueten die Inſpiration. — Er ſtand gerade auf dem Mittelpeſtizer Kaffeehaus unter Studenten — denn er liebte academiſche Geſellſchaft wegen der humoriſtiſchen Meſſ- und Preßfreiheit derſelben, als die Nachricht vom fragmentariſchen Leichenbegängnis der gekrönten Leiche einlief. Ueber den guten alten Fürſten und noch mehr über ein eingeſargtes Men-

ſchenherz — dieſe frierende ſo weit von ihrer Sonne entlegne kleine Weltkugel — konnte ihm ſein eignes ſchönes, das eben ſo voll Menſchenliebe war als voll Narrenhaß, — kein Wort erlauben. Er merkte blos im Allgemeinen an, ſäß er auf einem Throne und fiele davon todt herunter, ſo wünd' er ſich niemals in ſolchen wenigen großen Bruchſtücken wie die öſterreichiſchen Erzherzöge beiſetzen laſſen, etwan blos Herz und Zunge in die Lorettokapelle bei der Hofkirche zu den Auguſtinern, Eingeweide und Augen in die heilige Stephanskirche und den Torſo in die Gruft*) bei den Kapuzinern; nie ließ er ſich ſo **in corpore** und in Maſſe beerdigen: ſondern jeder Stummel und jede Subſubdiviſion ſeines Gewächs müßte wie bei dem Oſiris, ihre eigene *Weſtmünſterabtei* bekommen — denn ſein Fürſt müſſe auch nach dem Tode überall in ſeinem Lande ſein durch Repräſentanten, wozu ſeine Glieder gewiß ſo gut wie Glieder des Staats und Portraite paſſen — und daher erleſ' er das geheime Kabinet für ſeine Schreibfinger zur Begräbniskapelle, die Antichambre für die Milz, den Audienzſaal für das rechte Ohr, den Landtagsſaal für das linke, und für die Hände die Kammer — das Juſtiz-Gebäude erhob' er zur Familiengruft für die Augen, ſo wie zur Familiengruft der Zunge den Regensburger-Korrelationsſaal — und er würde

*) Erbgruft.

ſogar die Krone zur Schädelſtätte des kleinen Gehirns ſo wie die nahen Königswege zur — geweihten Erde ſeiner erſten Wege beſtimmen und den fernen Fuhrſtraſſen nur die letzten geben — und die beſondern Provinzen und Landſtädte müßten (da die Reſidenzſtadt ſein Herz beſäſſe) ſich in ſeine einſaugenden und auswerfenden Gefäſſe theilen. „Kann gegen ein ſolches „topographiſches Parzial-Begräbnis wie meines (ſchloß „er dann) wohl das elende kleine Parzial-Begräbnis „aufkommen, wozu es ein und der andere gekrönte „Stammhalter vermittelſt des Chirurgus noch bei Lebzeiten treibt.“ —

Darauf theilt er den Studenten mit, er hab' einmal auf einen fürſtlichen Magen, bei dem die Landeskinder wider Gewohnheit keine ſo guten Tage hatten als der Landesvater (es war ein geiſtlicher Fürſt), vor deſſen iſolirter Beerdigung einen Leichenſermon gehalten, der beinahe ſein eigener geworden wäre, weil ihn verſchiedene Kreatoren vom Kapitel hätten todtſchlagen wollen. Er wurde vom Billardzimmer allgemein um den Sermon erſucht, weil man mit Moſer glaubte, aus Leichenpredigten auf Fürſten ſei manches von ihrer Geſchichte zu ſchöpfen: er that's gern. Ich vertheile einige Exemplare des Sermons wieder an die Leſer, weil er ſich ſo rar gemacht, daß ihn nicht einmal der würtembergiſche Conſiſtorial-Direktor H. Fromman, der (nach Moſer's Archiv) ſiebentauſend fürſt-

liche Leichenpredigten aufgesammelt, unter diesen auf zuweisen hat.

Der Bibliothekar bedingte sich — da er, sagt' er — etwas vor sich sehen müsse, das er im Feuer anrede — vom Auditorio blos die Gefälligkeit aus, einen Schweishund, der mitten im Zimmer zu einem Knäule aufgewickelt schlief, für den Leichen-Magen anzusehen, sich unter einander selber für das Trauerkonduk des Hundes (des Magens) und etwan die Cues's auf dem Billard für den dabei liegenden nöthigen Degen und Scepter. Ein Studiosus wollt' es weiter treiben und sagte: „der schwache Kronleuchter stellte die Trauergueridons, der Schatten des Schläfers dessen Portrait, das Halsband den Orden, die geräucherte Decke den schwarzen Thronhimmel und die Billardklingel das Geläute vor"; er gefiel aber damit wenig. —

Der Parentator trat nun gerührt an den Schweishund, betrachtete ihn lange und hob an:

„Betrübte Trauerversammlung!"

„Nun haben wir unsern Landes-Magen verloren: hier liegt sein kalter Rest auf die Bahre gestreckt. Er, der sonst für uns alle noch arbeitete, wenn wir lange schliefen, ruhet endlich aus von seiner Bewegung, die peristaltisch war. — Die Pflichten eines Fürsten auseinanderzusetzen — ist die edelste Lobrede auf den

hohen Magen, den wir hier zur Ruhe beſtatten, und das will ich thun. Ein Fürſt repräſentirt das Volk, mit dem Herzen den allgemeinen Willen und mit dem Magen den allgemeinen Appetit; daher ſetzen die ſpaniſchen Reichsgeſetze dem Könige täglich eine Zenturie von Schüſſeln vor, und die franzöſiſchen laſſen für ihn nach dem Tode wegen der Fiktion ſeines ewigen königlichen Lebens gerade ſo viele Tage kochen als Chriſtus hungerte, 40*). Schon bei den Bienen iſt ein Analogon, deren Weiſel**) blos durch zwei Umſtände gebildet wird, durch eine größere Zelle — ihr Louvre, ihr Eskurial — und durch fettere Koſt, die ſie aus zerquetſchten Bienenjungen zubereiten. Im letztern folgt der König von Macoco wörtlich der Natur, der noch täglich (nach Dapper) 200 geſottene und gekochte Landeskinder ſerviren läſſet: in Europa glaubt ſich ein Fürſt davon dispenſiren zu dürfen, wenn er blos — anſtatt daß ein durchreiſender und alles aufſchmauſender Paſcha noch Zahngeld für das Abnutzen ſeines Gebiſſes eintreibt — ſo genannte Steuern für die Suspenſion derſelben abzuführen anbefiehlt. Daher iſt Eſſen bei der Krönung der erſte Aktus, wodurch der Neuge-

*) Erſt 40 Tage nach dem Tode wurde ein franzöſiſcher König begraben; und ſo lange aß er auf der Serviette: ein Prälat oder Kardinal verrichtete das Tiſchgebet.

**) nach Schirach.

krönte zeigt, wer er iſt; und ein Bardolf, der Brühe auf die königliche Tafel trägt, ein Herr von Lyſton, der Gebäck aufſetzet, ein Erbherr auf Scoulton, der Oberſpeckverwahrer iſt, verſehen — ſo wie ein Erblandkuchelmeiſter, ein Erblandverſchneider — als die wichtigſten und nächſten Staatsbedienten ihre Poſten viel früher als alle andere von geringerer Bedeutung*). Daher nehmen gute Regenten, ſo wie der Sultan jeden Freitag in die Kirche geht, oft vor den Augen der Unterthanen Speiſen zu ſich, um ihnen etwas vom Regieren zu zeigen — welches letztere der Unterthan eben ſo gut daraus ſehen kann als bei dem Dalai Lama aus den Folgen. Indeß der deſpotiſche Neger-Fürſt zu ſterben meint, wenn man den Narren am Eßtiſch überraſcht. — Sogar das Geſandten-Perſonale will ſeinen repräſentirenden Charakter durch häufige Schmauſereien zeigen, die es theils giebt, theils beſucht.

Das geht noch viel weiter: jemehr ein Staatsdiener vom Fürſten zu repräſentiren hat, alſo auch von deſſen erſten Wegen, deſto beſſer ißt er. Ich wurde

---

*) Daher werden die Beſoldungen nach den Verdienſten zugeſchickt; z. B. im Kölniſchen bekam der Mundkoch 1602 f. Salar, ein gelehrter Rath aber 240 rh., welches, da der Rath dem Fürſten nicht die halben Dienſte des Kochs thut, ein wenig viel und ungewöhnlich iſt. S. Magazin zur geiſt- und weltlichen Statiſtik. 1. Jahrgang. VIII. 2.

oft bewundert, wenn ich in der Fleischscharre einer Landstadt zusah und aus einem Rind, das eben ausgehauen wurde, den Adreßkalender der Honoratioren so vollständig herstellte, wie die Passionshistorie aus einem Hechtskopfe: ich theilte blos die Staatsdiener wie Frisch die Vögel nach der Nahrung ein. Dem regierenden Bürgermeister, der am meisten zu sagen hatte, fiel vom Rind die Zunge anheim — fette Kollegen bekamen Fettstücke — innere Rathsglieder hintere Rindsglieder— äußere nur vordere — die magere Kanaille, die nichts an sich hat als Haut und Knochen und einen leeren Magen, erhielten vom Maststück nichts bessers.

Vernünftige Publizisten erklärten deswegen von jeher das Essen für ein Regale; und die Opferschalen, die Künstler Fürsten wie den dorischen Fries anbilden und anmalen, bedeutet nicht sowohl das Ausgießen als das Einschöpfen. Daher fließet zwar in der Natur von den Bergen den Thälern fette Erde zu; aber im gemeinen Wesen werden umgekehrt die Berge von den Thälern gemästet; und der Thron ist ein Hungerthurm nicht für den Hatto oben, sondern für die zappelnden Mäuse unten.

Dem Himmel sei Dank, daß ich heute bei diesem Trauerfalle sowohl meine Gelassenheit als Antitheſen behalte und als Kummerhafter besser spreche als tausend Seelige.

Daher untersagen denkende Regenten dem Volke Kindtaufs- und Hochzeits-Schmäuse und nachmitternächtliches Zechen als zwar wohlfeilere und seltnere, aber doch bedenkliche Annäherungen an den täglichen Reservat-Luxus des Throns. Indeß sieht doch ein christlicher Fürst — als Opfer-König (**rex sacrificulus**) — als Eß-Kaiser (**modi imperator**) — es nicht ungern, wenn seine lieben Hintersassen soviel zu essen kriegen, daß sie hungern **können**. Es setzet ein schlechtes Herz und ein noch schlechteres Auge voraus, um zu fragen und zu zweifeln, ob zeitige Regenten den wichtigsten und ersten Artikel ihrer Wahlkapitulation, den des Essens halten. Beim Himmel! sie verstoßen leichter gegen jeden kleinern. Bei leerem Magen wird leicht geschlafen, da aber eben der Fürstenstuhl kein Schlaf- und Großvatersessel werden soll, so bauen sie scharf der gedachten Leerheit vor; und wer sagen wollte, sie äßen ja am Katzentisch (welches eine Pönitenz aus den Klöstern ist), der möchte blos die Gesellschaft meinen, mit der sie speisen. — Halten sie nicht jedes Mahl für ein Abendmahl, das nie **nüchtern** genommen werden soll? Ja deuten sie nicht den Ausspruch auf die Tafeln, welchen Muzian von den Dokumenten nachlies: **non solent, quae abundant, vitiare scripturas**, d. h. es thut nichts, was zu viel da ist? — Ja sind sie nicht oft im Stande, eben das regierende Glied, das vor uns liegt, gleichsam die **Depositenkasse** des

Staats, ihrer Wahlkapitulation aufzuopfern und dadurch oft die ersten Wege ihres Hofstaats mit, wie schon die äthiopischen Hofleute*) alle Verstümmelungen ihres Oberhauptes nachthaten? — Sind noch keine in ihren Pflichten gestorben? —

Hier liegt ein betrübtes aber großes Beispiel vor uns: der hier seinem Erwachen entgegenschlummernde Magen, gleichsam der erweichende Vogelkropf des Staats-Phönixes, kam darüber an den Ort, wo wir ihn nun betrauern. Er wollte zu viel auf sich nehmen — er wollte gleich den Wassern der Neptunischen ganze ausgeleerte Austernbänke für die Nachwelt absetzen — er wollte eine europäische Niederlassung wichtiger Konsumptibilien werden und alles einführen — jetzt schläft er.... Wird aber unser hohe Landesmagen wieder erwachen zum Lohne seiner Arbeiten?

Hoch- Hochwohl-, Hoch- Hoch-Edelgeborne Trauerversammlung! Das ist ausgemacht. Nicht zwar der irdische schwere Magen steht auf, aber der verklärte. Bonnet und Platner wissen aus Gründen von einem zweiten Körper im jetzigen, von einem zweiten Seelenmagen im ersten — und machen es glaublich, daß sich der zweite konservire und aufschwinge. Mithin muß, wenn ein zweiter seiner Mensch den äußern

*) Alex. ab. Alex. I. 26.

groben ausfüttert, auch den ersten Magen ein präformirter ätherischer innen überziehen. Van Helmoel setzt in den Magen die **anima sensitiva** — Parmenides (nach Plutarch) die ganze Rede. — — — Wie, sollte keine Erfahrung die Hypothese eines Aethermagens begünstigen? — Woher kommt es denn, daß der Höchstselige, wenn er den Erdenmagen ausgefüttert hatte, noch immer für den Himmelsmagen die feinere Zehrung suchte? Was sind Schaugerichte? — Das sind eben die Schüsseln für den ewigen Magen, der sie blos mit den feinsten Freßspitzen, mit den Sehnerven aufisset. Das Phänomen der Schaugerichte wurde noch wenig erklärt. Aber der Regent, der dienende Kammerherr, der apanagierte Bruder, der statt der untern Seelen" oder Magenkraft des Unterleibs, die nur körperlichen Pumpernickel begehrt, auch die obere Seelen- oder Magenkraft entwickelt, die wie bei Krebsen im Kopf, nämlich in dem Auge liegt; diese veredelten übersinnlichen Menschen, welche dem Volke des Ktesias so ungleich, das sich nur vom Geruch der Aepfel erhielt, viel feiner von der Physiognomie derselben leben, diese haben in ihrem eigenen Bewußtsein den gewissern Beweis einer schönern höhern Natur, gleichsam des Magens eines neuen Adams; und blos darauf können sie die Hoffnung ihrer Dauer gründen. Die Völker, welche dem Todten Speisen vorsetzten und mitgaben, die er mit dem gestorbenen Magen nicht verdauen konnte, scheinen

etwas von einem fortlebenden supponirt zu haben. Indeß so wie ein Lasterhafter im ganzen Himmel kein Vergnügen fände, so würde ein Hungerleider — voll grober Begierden — in einer ganzen Garküche voll Schaugerichte keine Sättigung gewinnen: er muß erst veredelt (oder saturirt) sein. Hofdamen haben meist den irdischen Magen dermaßen ertödtet, daß sie — so wie Christus (nach dem Klemens von Alexandrien) Essen genos, nicht weil er's brauchte (eine himmlische Kraft machte ihn satt) sondern um sich nicht das Ansehen eines Scheinkörpers zu geben — daß die Damen gleicher Weise grobe Sachen essen, nicht um zu essen (Schaugerichte beköstigen sie) sondern um zu zeigen, daß sie selber keine Schau- oder Scheinkörper sind, da ihre Pariser Schau- oder Schein-, Steisser-, Wangen-, Adern-, Haare, am leichtesten den Irrthum einer Geister- und Gespenstergestalt verbreiten. — —

Ja, der höchstseelige Magen vor uns wird die irdischen Schlacken fahren lassen und geläutert erwachen und im bloßen Anschauen ewiger Kuchenstücke leben ....."

Zum Unglück oder aus Bosheit trat hier einer vom Trauergefolge dem Schweishund auf den Schwanz und dieser fing an herumzugehen. Der Leichenredner hatte nur fünf bis sechs Perioden des Sermons nachzutragen und ging also lieber fortfahrend hinter dem

Thiere her: „und auch wir Landes-Waisen werden mit unserm Landes-Magen auferstehen und ihm für jede Arbeit danken, die er....." Da aber das Thier vom Nachsetzen verdrüßlich, zu murren anfing und sich wehren wollte: so fiel jetzt die Sache in's Komische und selber der Parentator mußte mitten in den größten Schmerzen lachen und brach gern ab.

VII.

Kritiſche Beurtheilung Jean Paul's

nach

ſeinen ſämmtlichen Schriften.

Gleich groß steht jeder geniale Dichter in seiner Subjektivität für sich da. — Jean Paul, die poetische Riesenschlange, wie Göthe und Schiller, die Dioskuren rhythmischer Bewegung und Formschönheit. Aber höher noch, als diese poetische Dreieinigkeit, steht der Kunstrichter, welcher jede einzelne dieser erhabenen Gestalten zu würdigen weiß, keine der andern versetzt, jede aus dem wahren Gesichtspunkte in ihrem Wollen und Wirken richtig erkennt, und als ein göttliches Trifolium in einer Gestalt, nach einem Ziele strebend, zu betrachten die Kraft in sich fühlt und dadurch die höchste Geistesfreiheit beurkundet. Das kann aber auch nur ein Kunstrichter, der vom rein objektiven Standpunkte der höchsten Unpartheilichkeit aus, sein unbestechenes Urtheil fällt; gleichsam wie der Geist Gottes über dem Wasser schwebend, und nicht, wie jene großen Geister, im Zauberkreise der eigenen Dichtung befangen. Daraus erklären sich nun auch die schroffen Urtheile Göthe's und Schiller's über Jean Paul! J. F.

Als bildend im Anfang der Demiurg im großen Weltbecher nach alter Sage die Elemente gemiſcht, da ſchwebte die Weisheit, der Geiſt des alldurchdringenden ſchaffenden Lichtes, und die Dichtung in ihrer Schöne, die Mutter alles Lebens, über der gährenden Maſſe. Und was der Bildner kunſtreich im Geiſt erfunden, und in des Herzens Gedanken empfangen, das führten dieſe werkthätig ihm aus, und wie ſich die Maſſe geſondert, und die Heimlichkeiten und die Schätze der Nacht auf den Boden des Waſſers geſunken, und der Aether ſich freundlich geklärt, und der Himmel in ſeiner Glorie daſtand mit dem Diadem der zwölf Zeichen gekrönt, und auf ätheriſcher Erde die leuchtenden Geiſter der Höhe wandelten, da wohnten auch die Weiden fortan auf den ſeligen Inſeln in jenen kryſtallenen Fluthen, und ſäeten die Saat der Ideen in die weiten Sternenfelder des Himmels, die Erde aber ſollte ſich an dem flimmernden Horte in ihrem Schoße ergötzen. Es traten aber in ihr die Metallkönige, ein rieſenhaft, ungo-

bändigt, gewaltthätig Geſchlecht, zuſammen, ſie wollten auch Theil haben an jener himmliſchen Schöne, und leuchten wie Sterne durch die unterirdiſchen Klüfte, und ſie wurden eins, ſich im Edelſten aus ihrer Mitte zu ſammeln, und es rundete ſich kugelförmig die Erde zum goldenen Spiegel der Welt. Und es blickten die Elemente wie aus hellem Auge aus ihr heraus in den Himmel, und es gefiel den Sternen und himmliſchen Genien ſich in der klaren Kugel zu ſpiegeln, und es verſanken ihre Blicke in dem dunkeln Abgrunde, und ihre Stralen herabgezogen, wurden unten von den Elementen gefeſſelt, und je nach der Natur von jedes Sternes Influenz gingen nun die Pflanzen und Blumen und Thiere, jedes nach ſeiner eigenen Art und Natur, aus der Tiefe hervor. Es ſah aber auch die himmliſche Dichtung, den leuchtenden Juwel in der Tiefe, wie er aufglänzte in den Stralen, die er aus dem Himmel geſogen, und blickte auch mit weiblicher Neugier in den zauberhaften Spiegel, und wie ſie ſich ſelbſt darin mit Luſt in einem verkleinerten Abbild gewahrte, da reichte ſie den goldnen Apfel auch dem ernſteren Bruder und Gatten, und auch er ſah, überredet von der Gefährtin, in die lockende Tiefe. Und es ſchlugen alle Wellen ihres dunkeln Meeres über den Schauenden zuſammen, und alle Elemente ſogen dürſtend mit gieriger Inbrunſt die beiden Bilder ein, und ſie legten in irdiſchen Leiber ſich nun die himmliſchen Geſtalten,

und es wurde, als ihre Zeit gekommen, die Zwillingsgeburt der Philosophie und Poesie geboren, dem Vater zugleich nachartend und der Mutter, und von Beiden sind alle Geschlechter der Weisen und Dichter ausgegangen. In Lust und Sünde und im Falle sind sie daher dem Himmlischen nach geboren, mit Trauer sahen jene Mächte in ihnen ihr reines Licht getrübt; ewig sonnenhell und klar schwebt das Reich des urersten Schönen und Wahren oben in der Höhe, aber wie das reine makellose Blau der Himmelsluft allnächtlich, wenn die Kühle aus der Erde es umfängt, in Thau hinschmilzt und niedertropft, so wird auch in ihnen das ewige Feuer im Mark der Erde eingefangen, und im trüben Dunste festgebunden, und mit jedem neuen Geschlechte nur auf neue Art verfälscht. Was aber so dem Himmel weggestorben, wird freudig der Erde eingeboren ihr zur Erlösung, zum Troste und zur Erquickung, sie öffnet ihr Innerstes dem herabgesunkenen Lichte, und fühlt sich in allen ihren Tiefen mit Leben sanft erwärmt, und mit dem Athem reinerer Lüfte erfrischet und getränkt. Was die Gefallenen noch im Nachklange mit herabgebracht, macht die stumme Körperwelt ertönen, der Nachglanz ihrer Herrlichkeit fließt in vielen frischen, frohen Farben von ihnen aus. Geflügelt ist noch ihr Geist, als Himmelsvögel kreisen sie in hohen Lüften, wie der Condor um den einsamen Berggipfel, und wie der Paradiesvogel die Erde nicht

berührend. Sie folgen ſchwebend dem Strome der Zeiten, und niſten wie die Eisvögel auf ſeinen Wellen, ſo oft ruhige Zwiſchenräume, die Halcyonien-Tage in der Geſchichte, ſeine Stürme beſchwichtigt haben. Sie leben in allen Elementen, wie der Vogel Pyrauſta fliegen ſie fröhlich im flammenden Feuer; wie die Gnomen hält Erde und Felſenſtein ſie nicht in ihrem Gange auf, weil ihnen die Erde iſt wie Luft, und das Feuer wie ein kühl Quellwaſſer. Die Dichter insbeſondere kommen aus ferner andrer Welt gezogen, nur um zu niſten und zu ſingen; wie bei der perſiſchen Bulbul iſt Liebe und Einverſtändniß zwiſchen ihnen und der Roſe, und wo die Roſenzeit eintritt der Erde, oder eines Volkes, oder auch in jedem beſonderen Leben, da ſind ſie nahe, und ihr Geſang wird willkommen geheißen. Aus ihrem Auge bricht das Feuer, das ſie von oben mit herabgenommen, und das die Nacht der Erde um ſie her erleuchtet, und, wie nach alter Fabel das Auge des Wundervogels, den Keim im Boden und im Ei bebrütet. Durch dieſe Quellen gießt ſich der Aether ewiger Schönheit, der zwiſchen den Sternen ſteht, wie aus Naphtabrunnen über die Erde aus, und gleichwie des Auges Feuer ſich in der Thräne kühlt, ſo das Feuer innerer Begeiſterung in dem Kunſtwerk, das wie die Perle aus der Muſchel in bewußtloſer Rührung von ihnen ausgefloſſen iſt; denn, ſagt Herakleitos, das Feuer ſtirbt in Luft, die Luft aber im Waſſer hin. Wie aus

Staub und wenig Feuchte jedes neue Frühlingslicht ſich ſeinen Schleier aus Laub und Blüthen webt, ſo das Licht der reinen makelloſen Schönheit aus Nervengeiſt die irdiſchen Genien, und dieſe aus wenig Staub und Feuchte ihre Werke. Denn an irdiſche Stoffe ſind ſie angewieſen, ausgedichtet für alle Zeit ſteht über ihnen das große Epos der Welt, jeder ſucht nach eigenem Sinn einen Geſang davon herabzuziehen, und in irdiſcher Sprache nachzuſprechen, und mit irdiſchem Farbenſtaube abzufärben, und alle Zeiten und alle Dichter dichten in demſelben ſchönen und doch eiteln Beſtreben an demſelben Gedichte fort, und kein Bemühen will gelingen, weil der Schöpfer und ſein Werk beide nur zu Planeten verſchlackte Sonnen ſind. Wohl zündet der Genius eine Fackel in der Nacht, aber es zehrt und lebt die Flamme ſelbſt vom nächtlichen Princip, und muß mit ihm verſiegen. Alle Fragmente jenes großen Gedichtes, die wir beſitzen, ſind herabgefallene Meteorſteine, Trümmer einer Leuchtkugel, die einſt glühend und flammend durch den Aether zog, aber wie ſie ſind, werden ſie, wie der Stein der Göttermutter von Peſſinunt, der allgemeinen Verehrung in Tempeln ausgeſtellt.

Wenn auf irgend einen Dichter dieſe Mythe von der Herkunft der Kunſt und ihren Schickſalen anwendbar iſt, ſo iſt ſie's auf den Unſrigen. Geht er nicht unter uns mit der Flammenzunge über dem Haupte

umher, alle Nerven von einem reinen begeisternden Feuer durchquollen, und jene milde Wärme im Herzen, zu der sich der überirdische Stral in der Feuchte des Bluts unter dem Zuge der Liebe bricht. Wie die neugierigen Kinder durch das Glas in die dunkle Kammer, blicken wir ihm durch's Auge in die innerste Seele hinein, und wir sehen in seinen Träumen die Himmelsleiter aufgerichtet und die absteigenden Engel, und sagen wie Jacob, wahrlich dort ist der Herr. Gleichwie die Pflegemutter des indischen Chrischna's, als sie ihn um kindischen Muthwillen in Verdacht gehabt, dem Knaben den Mund öffnet, und nun staunend in ihm die Erde in aller ihrer Pracht, und den gestirnten Himmel in seiner Herrlichkeit, und den Sümmarú mit den Devcta's und allen Göttern versammelt um Gott und sich neigend vor ihm und anbetend erblickt, so öffnet auch uns sich die Ansicht in die höhere Welt, wenn er den Mund öffnet, und durch das Sternengefunkel seiner Worte sehen wir himmlische Geister im Fluge ziehen. Silbern, glänzend weiß und rein wie Schneeflocken drängen sich die Ideen in der Bläue des Himmels, den er uns aufthut, und unter diesem Himmel liegt die Erde wie ein beruhigter Meeresspiegel; und er greift hinunter in die klare Welle, und zieht wie Jamblichos den himmlischen Amor in Gestalt eines holden, schönen, überaus lieblichen Knaben aus dem Brunnquell irdischen Stoffs hervor. Aber nicht immer will das

launenhafte Element ihm seinen Schatz so leicht gewähren, oft erscheint es getrübt und bis zum Boden aufgerührt, es kommen spielend die Tritonen auf die Oberfläche, die Meerweiber singen im Reigen, gaukelnd tanzen die Delphine, alle Ungeheuer der Tiefe eilen geladen zum Herentanze, das queerköpfige seltsamblickende Fischgeschlecht, tausendarmige Polypen, Meersterne, geringelt Gewürme, und die Muschelthiere in den Porzellanthürmen eingesperrt: und wie der Dichter brütend und ziehend über dem Sause schwebt, saugt sich das Meer an seiner Donnerwolke zur Wasserhose an, und es wirbelt das seltsame Volk sich auf und nieder in dem Meteor, das dem Sacke des Apostels gleicht, der mit allem Gethier und Geblüme der Welt vom Himmel zur Erde geht, und wohlgefällig schreitet der Schöpfer des Spukes dem Riesen der Apokalypse gleich einher, dessen Füße zwei Säulen sind, das Haupt die Sonne. Während der Humor in solcher Windsbraut sein freudig Spiel betreibt, läßt zugleich doch auch das Irdische oft seine Macht und Schwere den Dichter fühlen; nicht aller Stoff wird in seiner Cyklopenwerkstätte vom gestaltenden Feuer aufgeschmolzen, er besteht selbstsüchtig und strengflüssig auf eigner schon genommener Form, und wird dem Gebilde nur eingefügt. Wie ein Lavaguß wälzt dann der Feuerstrom sich aus dem glühenden Ofen brechend fort, und tönt beim Erkalten nicht mit Glockenklang, und schmeidigt sich nicht trotzend wie

Metall in die Schlangenwellenform. Nicht immer gefällt es ihm, die innere Signatur der Dinge, wie die Kunst es will, in äußerer Form, durch sich selbst verständlich herauszubilden, oft schreibt er nur diese Signatur in Keilschrift oder Hieroglyphen an sie hin, und macht eigensinnig das Zeichen wieder zum gelungenen Bild, und hinwiederum das Bild zum Träger des Zeichens, und so gleichen seine Werke stellenweise ägyptischen Tempeln, die Wände redend in gediegenen Worten der alten heiligen Sprache vom Ueberirdischen; Thiere, Kräuter, Blumen und Creaturen aller Art jedes in eigner Zunge verkündigend des Himmels Ehre, sinnreich immer und vortrefflich, wenn auch nicht im griechischen Sinne schön.

Indem wir so eben griechischer Kunst erwähnten, ist uns die Nothwendigkeit nahe getreten, vor aller Beurtheilung des Dichters uns über das Verhältniß desselben und überhaupt unsrer Zeit zum Alterthume zu verständigen, da grade Mißverständnisse darüber beinahe alles schiefe und ungerechte Urtheil über ihn veranlaßt haben, und noch fortwährend unterhalten. Da indessen hier auf keine Weise der Ort sein kann, diesen vielbesprochenen Gegenstand weitläufig auszuführen, so werden wir den darüber schon ausgemittelten Resultaten nur Einiges hinzufügen, das, wie wir glauben, weitern Irrungen über diesen Gegenstand nicht leicht Raum läßt. Wir beginnen sogleich mit dem Satze, daß sich die alte

Kunſt innerhalb ihres Gebietes genau ſo verhalte, wie die alte Mathematik von Euklid bis zu den Ptolemäern und darüber hinaus innerhalb des ihrigen. Grade ſo einfach, ſo rund und geſchloſſen wie die Wiſſenſchaft jenes Geometers iſt, ſo ganz klar in einer ſinnlichen Anſchauung ruhend iſt auch die Kunſt jener Zeit. Alles liegt in jener Euklidiſchen Geometrie in ganz endlicher, mit einem Blicke zu überſehenden Nähe vor uns da, alles in rationalen Zahlen ausgeſprochen, die Theoreme gleichſam plaſtiſche Bilder, alle durch die Verkettung der Demonſtration wie in eine hiſtoriſche Gruppe zuſammengezogen, die mathematiſche Anſchauung verweilt ganz in ihrer unterſten, in der Naturregion; ſie iſt eine reine conſtruirende Betaſtniß, ſie begreift die Lehrſätze, indem ſie dieſelben umgreift; ſie faßt die geometriſchen Formen, wie ſie in ſich ſelbſt da ſind, und nicht wie ſie dem Auge im endloſen Raume ſchwebend erſcheinen; ſie betrachtet endlich die Form nur als die Grenze des Endlichen, unbekümmert darüber, daß ſie zugleich auch die Schranke des Unendlichen ſein muß. Sie verweilt durchaus im Gebiete des Einfachen und Beſtimmten, ihre Conſtructionen ſind alle gleichſam von der erſten Formation, großartig, gediegen, von geraden Linien, oder den einfachſten Curven umſchrieben, ihre Quadraturen daher durchhin beſtimmt und in einfacher Formel dargeſtellt, wie die der Parabel von Archimedes und des Mondes zwiſchen zweien Kreisbogen von Hippo-

krates. In ganz anderm fortschreitenden Geiste aber hat die Analysis der Neuern sich ausgebildet. Die mathematische Anschauung hat sich von plastischen Gefühlen losgerissen, und ist ein Sehen geworden des Gewimmels vielfach verschlungener Curven in der Unermeßlichkeit des Raumes in der höhern Geometrie, und ein Horchen auf das harmonische Durcheinanderklingen der Zahlwurzeln in den wundersam verwickelten Formeln der Algebra. Indem man das Princip des Unendlichen in die Lehre aufgenommen, hat man dadurch einerseits jene unbegränzte Menge transcendenter krummer Linien und der ihnen entsprechenden Gleichungen aller Grade gewonnen, und andrerseits auf den Grundsatz, das Verhältniß unendlicher im Endlichen verschwindender Größen in endlichen Werthen auszudrücken, die ganze Differenzialrechnung gegründet. Indem auf diese Weise der menschliche Geist in unbeschränkter Anschauung unbeschränkt gewonnen, hat er allerdings an runder, fester, gediegner Nähe eingebüßt; jene Blitzformeln der Alten, die gleichsam in einem Zuck und Ruck das Problem auflösen, haben den unendlichen Reihen Platz gemacht, die in allmäliger Annäherung und steigender Schärfe den Gegenstand aussprechen, und wenn sie keine Frage ganz lösen, doch auch keine ungelöst liegen lassen dürfen. So hat die Wissenschaft sich durchhin gesteigert und vergeistigt; sie hat vom Planetarischen zum Solarischen sich erhoben, und so mußte es ihr

dann auch zuletzt gelingen, den Bau des Himmels ihrem Kalküle zu unterwerfen. Ganz auf demſelben Wege iſt die Kunſt ihr nachgeſchritten. Gleich der alte griechiſche Tempelbau mit ſeinen großen einfachen Verhältniſſen, mit den ſchönen Säulenordnungen, die, wie ſie in ihrer Einfalt da ſtehen, als das einzig rechte in einem Schlage dargeſtellte, jede, wie das pythagoreiſche Theorem von der Hypotenuſe, für die Erfindung eine Hekatombe von hundert Ochſen werth, iſt es nicht, als hätten die alten Geometer in ihm ihrer Wiſſenſchaft ein Bild geſetzt, und bricht ihr Geiſt nicht aus dieſen Werken wie aus ſchönem Leib und reinem Ebenmaß hervor, daß der Tempel ſelbſt Gott iſt, und auch ſelbſteignes Haus. In ganz andrer Schönheit und in anderm Geiſt aber hat in neuerer Zeit ſich der gothiſche Dom geſtaltet, nicht ein Haus der Götter, ſondern Gottes Haus. Mit ſeinen tauſend Säulen und Säulenbündeln, mit dem künſtlich geknüpften Netze ſeiner Bögen, mit der kunſtreichen Wabbe ſeiner Gewölbe und Kapellen und all' dem ſproſſenden Pfeilerwerke und dem fein geäderten Laube der Verzierungen gleicht die Kirche nicht einer großen, vielfach aus Wurzeln und Factoren, Exponenten und Coefficienten, Producten und Quotienten zuſammengeſetzen Differenzialformel, worin etwa das myſtiſche Problem der drei Kräfte in der chriſtlichen Dreifaltigkeit entwickelt iſt, und die zur Integration anſtrebt in den Thürmen, die mit Glockenſtimmen

das gefundene Geheimniß der Christenheit verkündigen? Denn dasselbe Bestreben ist aller neuern Kunst mit der neuern Mathematik gemein, das Unendliche differenzirend mit endlichen Größen auszusprechen, während die alte mehr das sinnlich Endliche gewollt. Darum hat jene von der Plastik mit größerer Liebe sich der Malerei zugewendet, weil die Farbe als ein Abstractum des Stoffes sich geschmeidiger der Form anfügt, und in ihrer unendlichen Abstufung dem Unendlichen mehr Worte giebt sich auszusprechen, und in eigenem Schimmer im Widerscheine des Idealen spielt. Darum hat die neuere Musik der ältern den künstlichen Satz und die Harmonie hinzugefügt, und damit die alte Pythagoreische in eine der Gränze nach völlig schrankenlose Algebra verwandelt, die, wie die Sprache schweigt, für das Unaussprechliche ihre Formeln hat. Dasselbe ist auch der Charakter der neuern Poesie seit ihrem Wiederaufleben im Mittelalter gewesen, und von jener Zeit, wo Dante, wie man spielend sagen könnte, mit seinen beiden Kugeln, dem Himmels- und Höllenkegel, die Kegelschnitte zuerst in die Poesie eingeführt, hat bis auf den heutigen Tag dieser eigenthümliche Geist in stetigem Fortschreiten begriffen sich gezeigt.

Kehren wir von diesem Gesichtspunkte aus wieder zum Dichter zurück, dann müssen wir klar erkennen, wie er ganz in diesem Geiste lebt und webt, und wie er die fortschreitenden Bestrebungen seiner Zeit in sich

als ihrer Mitte ſammelt. Seine Werke gleichen jenem indiſchen Bilde des Gowinda, wo der Gott auf einem Elephanten reitet, der aus vielen in einander geſchlungenen Mädchen zuſammengeſetzt iſt, und die Fächer dieſer Bajaderen ſind Pfauenſpiegel, und ihr Haar geht in ſchlängelnde Madhavis aus, deren Ranken als bunte Carmoiſinſchlangen den Koloß durchſchlingen, und die Augen der Schlangen blühen wieder zu Waſſerlilien auf, in deren Kelchen Kolibris ſich wiegen, und die Kokila ſingt, und glänzende Flamingos aus dem Laube ſchimmern, Mädchen aber, Blumen und Vögel ſind ihm wieder aus Schmetterlingsflügeln und Samenſtaub, bunten Muſcheln, vielfarbigem Edelgeſtein, elektriſchem Feuer und Lichtgefunkel geformt, und alles bindet doch der innen verborgene Magnet der Kunſt zu einem lebendigen geſchloſſenen Ganzen aneinander. Gleichwie jene Zeugungstheorie den Organismus aus Monaden und mikroskopiſchen Schlangenälchen baut, ſo wird ſeinem Humor die ganze Welt mit all' ihren Formen und Geſtalten wieder zu einem Infuſorium, und der Bildungstrieb reproducirt daraus eine neue höhere Form, deren Elemente jene ſind, wie in den Sternbildern ganze Sonnenwelten als die Stifte der Moſaik auf dem ſchwarzen Grunde der Unermeßlichkeit des Himmels ſtehen. Und ſind wir nicht ſelbſt mit all' unſerm Dichten und Trachten nur die treibenden und ſproſſenden Gipfel am großen verſteinerten Baume der Geſchichte,

der unten die vererzten Wurzeln ins Mineralreich treibt, während oben die ganze Vergangenheit als Dammerde sich um ihn angehäuft, aus der wir uns selbst in den Atomen von Millionen zerstörter Wesen unsern Bestand zusammensuchen? Und ist der Kunst nicht alle Zeit wie Gegenwart, und alle Ferne Nähe; nimmt sie nicht jeden vergangenen Frühling in den Neuen, jede abgeblühte Jugend in die Palingenesie ihres ewig unvergänglichen Lebens auf? Denn die Natur, obgleich immer eine andre, ist doch ewig dieselbe, die Kunst aber, obgleich immer dieselbe, ist doch ewig eine andre, wie das Leben, dessen Abglanz sie ist. Nicht die Einfalt im Einfachen, wie das Alterthum sie hatte, läßt sich vom neuern Dichter verlangen, aber wohl die Einfalt in der Vielheit und den reinen Zusammenklang im Gewühl der Töne seiner Dichtung darf man ihm anmuthen. Jene kolossalen Grundtypen in der Menschenbrust, die Hauptmetalle, die in ihr erklingen, und die Planeten, die in ihr regieren, hat allerdings das Alterthum, so wie die neuere Zeit gekannt, aber das vielfach verworrene Spiel der andern Elemente, die kleinern Asteroiden, und die ganze Kometenwelt in ihrer seltsamen ungebundenen Freiheit, alles das ist ihm größtentheils unbekannt geblieben. Eben weil unsre Flora sich die Gewächse aller Himmelsstriche angeeignet hat, darum heftet unsre Poesie ihre Kränze nicht bloß wie die der Alten aus schuppenförmig gelegten Rosenblät-

tern, sondern sie windet kunstreich alle Blumenpracht in ein Strophion zusammen, wie auch der Regenbogen, indem er die Stirne des Sonnengottes kränzt, aus allen Stralen seines feuchten, schwärmerisch verklärten Augenlichtes geflochten ist, und wohlriechende Salben und den Balsam des Lebens vom Gastmale auf den Höhen des Olymps zur Erde niederträufelt. Wohl verständigt über diese Bedeutung seiner Zeit, und getrieben von ihrem Geiste hat Jean Paul gedichtet, und viele seiner Zeitgenossen haben in gleichem Sinn gewirkt; es ist thöricht, ihn und seinesgleichen, wie viele gethan, zu messen mit dem Maß der Alten. Wie in Breughels Paradiese hat er im Garten seiner Kunst alle Thiere des Feldes und die Vögel des Himmels und Bäume und Kraut von der Ceder bis zum Ysop gesammelt, und legt jedes an seinem Ort zurecht, daß die Insel dem Sonnentische der Makrobier gleicht, der sich allnächtlich von selber deckt, und zu dem die Himmlischen zum Schmause kommen. In des Malers Hölle läßt er uns dann hinunterblicken, und wir sehen die böse Feindin verschmachtend auf dem höllischen Geklippe im Feuermeer liegen, und ihre Augen als schwarze fressende Sonnen die Gluth verzehren, und ihr Gelächter als ein heulender Sturmwind an die Gewölbe schlagen. Dann wieder schließt uns sein Humor etwa die ausgeräumte Officin des Pharmaceuten auf, in hellen hohen Haufen liegen dort Mörser, Retorten, Gläser,

Phiolen, Spatel, Oefen, Kapellen, Trichter, Mönch und Nonnen, Kolben, Stößer, Kräuter und Paſtillen, Schalen, Kannen, Stöpſel durcheinander, ausgeſtopfte Schlangen, Drachen und Baſilisken ſterbend darüber ausgeſtreckt, aus den Haufen hervor Eideren mit klugem Auge blickend. Und er ſchlägt mit dem Stabe auf die Erde; und aus der Wand ſpringt eine Geſellſchaft Zigeuner hervor, und die ſchlagen ihre Zelte mitten in der Zerſtörung auf, und braten die Baſilisken im aufgefundenen Dachsfett, und kochen Kräuterſuppen, und berauſchen ſich im Spiritus der Präparate, und ſchlagen im Rauſche alles Geräth in Stücke, auch die Flaſche mit dem koſtbaren Alkaheſt, des Meiſters alchymiſchem Arkanum, und es fließt der Julep umher, löſt die Scherbenberge, Tiſch und Stuhl und Zelt ſammt den Zigeunern und allem auf in eine klare Solution, und in dieſer fällt bald ein goldner Schnee zu Boden, und es ſteigt aus der Golderde glänzend ein Dianenbaum herauf, der, nachdem er alles Aufgelöſte weggeſogen, durch die Decke wächſt, und außen die Univerſalarznei in vergoldeten Pillen trägt. Dergleichen hat nicht Homer gedichtet, und Odyſſeus hat es auf ſeinen Irrfahrten nicht gefunden, aber Odyſſeus kannte auch nicht das Weltmeer mit allen den Wundern, welche der Sturm um die Sonnenwende wohl aus ſeinen Tiefen treibt. Ehren wir die Alten, als unſre Ahnen und Stammhalter in der Kunſt; aber laſſen wir uns

durch ſie in unſrer Eigenthümlichkeit nicht irre machen, nur dadurch können wir ſo weit wie ſie gelangen.

Nachdem wir im Bisherigen mit der charakteriſtiſchen Phyſiognomie der Zeit auch die des Dichters vertheidigt haben, können wir zunächſt zur nähern Betrachtung ſeiner Werke übergehen. Hier fällt uns ein Vortheil zu, der uns nicht leicht bei Beurtheilung eines andern zu Theil geworden wäre, der nämlich, daß er ſelbſt das Geſetzbuch geſchrieben hat, nach dem ſeine Werke zu richten ſind. Es iſt begreiflich, daß wir hier die Vorſchule der Aeſthetik im Auge haben, jenes Werk, in dem der Bildner ſich in ſich ſelbſt über ſeine Bildungen hinaus erhoben, und ihre innerſten Nervenwurzeln dargelegt, ſo daß uns dadurch die Centralpunkte ihres Weſens von ihm ſelbſt gegeben ſind. Es würde ſich nun in gemeiner Vollſtändigkeit ſchicken, daß wir unſre Kritik mit der Kritik dieſes Buchs beginnen, aber wir ſcheuen uns in den Zirkel einzugehen, in dem wir nach dem Geſetz über das Geſetz urtheilen ſollten. Wir glauben, daß für jeden eigenthümlichen Dichter auch ein ſolcher eigenthümlicher Codex beſteht, der, wenn er ihn nicht ſelbſt gegeben, zu ſuchen iſt, weil er nach eignem, nicht nach fremden Rechte gerichtet werden will. Grade was negativ im Dichter iſt, wird auch in dieſem Geſetzbuch ſich verrathen, aber grade in dieſes Negativ greift die poſitive Stärke eines andern ein, und darum ergänzt Ein Dichter den andern, und alle bilden erſt

eine große allgemeine Dichterſchule, für die nun auch das allgemeine Recht gilt. Wir wollen uns auch keineswegs zu einer vollſtändigen Kritik anheiſchig machen, dieſe würde wegen der Menge ſeiner Werke ein Buch erfodern, und doch den Namen nicht verdienen; ſchon des Raums wegen müſſen wir alles Didaktiſche ausſchließen. Endlich glauben wir uns keineswegs zum Richter über ihn, noch weniger über ſein Geſetz berufen, wir wollen nur als der Geſchwornen Einer im Ehren-, nicht im peinlichen Halsgerichte, ohne Gefährde und ohne Trug, unſre Meinung ſagen, das Urtheil gehört den Beſten aller Zeiten an. Früher hatten wir uns vorgeſetzt, einem aus dem Gefolge des Dichters, und ſo zu ſagen, einer ſeiner Creaturen die Rezenſion, etwa dem alten Schoppe, zu übertragen, die Redaction würde aber wegen zu naher Sippſchaft des Rec. mit dem Verf. mit allem Rechte das Werk von der Hand gewieſen haben, und es würde auch allzu weitläufig und ausſchweifend für ein Inſtitut ausgefallen ſein, das ſeine Regeln hat, und ſie befolgen muß. Er hat alſo doch die Vorſchule vorgezogen, und dadurch den Gewinn erlangt, daß er wenigſtens eine Recenſion in Paragraphen liefert, da ihm ohnehin wieder andre Recenſenten vorgeworfen, daß er keine Paragraphen in ſeinen eignen Werken mache. Nur eine Sorge hat ihn ſchon gleich beim Anfange dieſer Arbeit beunruhigt, daß er nämlich voll von ſeinem Dichter

und ſelbſt ſtark bildend aus Gewohnheit unbewußt in ſeinen Bildern nachſchimmere, und daß es ihm ergehen möge, wie dem Pfarrer in der Erzählung des Notar Harniſch, der am Altare in die Weiſe des vorbeiblaſenden Poſtillons wider Willen eingefallen. Um aber auf jeden Fall zu beweiſen, daß er, obgleich voll vom ſüßen Wein des Dichters, doch nicht berauſcht ſei, noch irre rede, wird er auf der vorgezogenen Kreidenlinie der Recenſenten ohne Wanken gehen, und von Zeit zu Zeit billigem Lobe behutſamen Tadel beimiſchen.

§. 1. **Genie.** Daß der Genius ſeinen Heiligenſchein um das Haupt dieſes Dichters hergeworfen, darf ſein Rec. glücklicherweiſe nicht erſt mit Argumenten erweiſen, da das Licht grade die Natur hat, ſich ſelber zu bewähren, ſammt allem andern, was die Nacht verbirgt. Ein langer, gerader, blitzheller Stral fällt aus der Oberwelt in ſeine Seele, und wie Sonnenſtäubchen weben und ſchweben die Ideen im hellen Strome, und die Seele iſt ſelbſt der Stral, und die Phantaſie in ihr webt den ſchwimmenden Erdenſtaub zu einem Abbild der höhern Sonnenwelt zuſammen. Der **Titan**, der Gipfel und die Mitte ſeiner Werke, iſt er nicht ganz eigentlich ein ſchimmerndes Paradies aus Demantwaſſer und Brillantenfeuer geſchaffen, und wie eine Welt im urſprünglichen Schöpfungslichte ſchwimmend, und auf ihm verklärte Geiſter des Himmels hernieder zur Erde ſchiffend? Wenn wir dieſe Geſtalten betrach-

ten, die nicht Gott gemacht, und deren Geiſter er auch dereinſt nicht wiederfodert, wie ſie doch ſo lebendig um uns ſtehen, ja gleichſam aus der Quelle des Lebens ſelbſt in goldnen Gefäßen herausgeſchöpft, und unſterblich, weil die Makel des irdiſchen ſie nicht befleckt, und der Teufel bei ihrer Geburt nicht die Hand auf ſie gelegt, und ihnen den ſchwarzen Fleck des Todes eingebrannt, wenn wir den Dichter ſehen, wie er in heller, ſtiller, beſonnener Klarheit unter dieſen Sternſcheinen eines geiſtigen Himmels ſchwebt, und alles wie mit bloßem Wink des Auges ordnet, und formt, und beſchickt zur Rechten und zur Linken und überall, dann wird es uns recht im Innern begreiflich, daß der Glaube, es wohne eine eigentlich ſchöpferiſche Kraft im Menſchen, keineswegs vermeſſen ſei. Wohl ſind die Keime in die Seele des Dichters hineingeſäet, und auch die befruchtenden, brütenden, treibenden Kräfte, die Symbole des ewigen; aber die Handlung iſt doch eigenthümlich ſein und die dadurch erwirkte Form, und er iſt in ſeiner Dichtung Demiurg. Man ſage nicht, daß die Schöpfungen der Kunſt im bloßen weſenloſen Schein beharren, und ſich nicht ſelbſt ergänzen, noch vermehren; man könnte, ſo leicht wie eingeworfen, auch erwidern, wer weiß, ob nicht die Geſtalten, die ein Dichter ganz rund und geſchloſſen und ohne innern Widerſpruch in eigner Eingeburt hervorgebracht, nicht eben damit auch in einer andern Welt in der Wirklichkeit

wiedergeboren werden, wie umgekehrt die Stralen, die von jenem Sterne ausgeflossen, in unserm Auge den vielleicht erloschenen Stern in einem geistigen Bilde wiedergebären. Leicht würde es in einem Programme sich vertheidigen lassen, daß unsre Weltgeschichte nur der mittelmäßige Roman eines Dichters etwa auf dem Kometen ist, der die Sündfluth hervorgebracht, und am Schlusse des Buchs die Erde im Feuer aufreiben wird; die Dichter aber und die Philosophen und die Trajane in der Geschichte nur eingestreute gute Gedanken und Genieblitze sind. Mit Recht nennt die Vorschule das Genie vielkräftig; neun blitzende Götter und eilf Arten Blitze, von allen Planeten herabgeschleudert, nahm das alte Tuscien an, in diesem blitzen alle Sterne des Himmels in allen Farben und Gestalten, kalt und brennend, schmelzend und zerreißend, auf und niederfahrend, er selbst aber schwebt wie der Donnervogel ungetroffen unter dem Wetterleuchten, weil er das schießende Feuer selbst regiert, und mit starker Kraft zusammenfaßt, und das ist, was die Vorschule die schöne heitere Besonnenheit nennt. Was aber die Vorschule nicht anführt, und was wir doch an ihm als das Höchste anerkennen, das ist die große wahrhaft göttliche Kunst, mit der er uns in jeder Lebenszeit die Jugend wiedergiebt. Wie legt er sich uns nicht liebkosend an die kalte Brust, und verhüllt sie mit dem schneeweißen, weichen, warmen Schwanenflaum, und

deckt uns ganz mit den Flügeln seiner Liebe zu, und brütet nun ohne Aufhören in heißer Liebesbrunst, und tränkt uns ganz mit seinem elektrischen Feuer voll und mit der begeistigenden Wärme seiner liebreichen Natur, daß der schlagende Punkt des Gefühls in uns sich in immer stärkerer Pulsirung regt, und die warmen Lebensströme immer dichter aus dem Herzen quellen, und in größern Bogen springen, und wie die Heklaquellen selbst die harte Kieselerde, so alles Erstarrte in uns lösen, bis das heiße Leben alle Feindschaft in uns überwunden, und aller Reif im lauen Athem weggeronnen, und alle welken Blumen der Erinnerung im warmen Herzblut von neuem aufgeblüht, und jeder Puls ein Herz geworden, und alles Schwere in uns in eine schöne Begeisterung aufgegangen, und alle schweigenden Gefühle in ein helles Klingen aufgewacht, und Alles wieder neu und grünend und erfrischt vor uns steht, und wir uns freudig überzeugen, daß wir noch nichts vom alten Lebensfeuer eingebüßt. Fliegt der Schwan dann wieder von uns auf, dann tritt die Welt wohl wieder in ihr Recht, und der klare Himmel trübt sich in Schneegestöber, und die vier Elemente setzen je nach ihrer Schwere sich übereinander; aber die Kunst hat uns mit ihrem Zauber doch verjüngt, sie hat uns mit Himmelsäther vollgegossen, und dem Kometen seinen Lichtschweif wiedergegeben in der Sonnennähe, der sie ihn zugeführt. Und das ist's, was wir für das Höchste schätzen,

und gern giebt unſre Philoſophie dem Bewahrer dieſer Quelle ewiger Jugend ihr eines Auge um einen Trunk aus ſeinem Borne hin; wenn nicht klarer doch milder wird ſeine Weltanſchauung gleich der des Mondes ſein. Grade in dieſer Zeit, wo der Ring des geiſtigen Polarzirkels gebrochen ſcheint, und der alte Winter aus ſeinen Ufern tritt, und das Treibeis weit hinunter bis an die Wendezirkel der innern Welt ſich verirrt, iſt ſeine und jede andre Dichtung in ſeiner Liebe, eine Gabe des Himmels, ein warmer Sommer, der das Eismeer und ſeine Gletſcher in ihre Schranken treibt. — Wir glauben ſattſam dargethan zu haben, daß das Genie der Liebe vor Allem in dieſem Dichter wohnt.

§. 2. Humor. Wie alle neue Poeſie zum Unendlichen hinangegangen, iſt auch der Witz zum Ueberſchwenglichen hinaufgeſtiegen, und zum Humor geworden. Eben weil das Unendlichgroße aus dem Endlichen ſich ſublimirt, mußte zugleich auch das Unendlichkleine ſich in ihm niederſchlagen, und das Endliche ſelbſt wird vor dem Unendlichgroßen zum Differenzial. Der Blick in die unermeßliche Sternenwelt des Epiſch-, Lyriſch-, oder Tragiſcherhabenen vom Endlichen hinaus iſt erhebend und erbauend; der von dort in das Endliche hinunter zerſtörend und für den Witz darum lächerlich. Wie aus allen Bergen und Verſenkungen und Kratern und Felſenrieſen im Monde die Einbildungskraft des Volkes nur Ein Bild zuſammenſetzt, etwa des Man-

nes, der gesteinigt worden, weil er am Sabbath Holz getragen, oder Isaaks, der den Holzbündel auf den Berg Moria zum Opfer schleppt, so sieht der Humor aus seinem siebenten Himmel alle Majestät und Pracht und Herrlichkeit der Erde und ihren Dünkel in einen Harlekin zusammengehen, der auf straffem Seile über dem Abgrund der Ewigkeit tanzt. Hier steht gleich der große humoristische Riese, Schoppe, aufgerichtet vor uns da. Aus ihm ist, wie aus tiefem Schachte ein gewaltiger Berggeist, das große ewige transcendente Ich, heraufgestiegen, und wie er nun im freien Aether immer wachsend, wie jene mythischen Berge, in den Sternenhimmel eingedrungen, so hat er das eigne kleine, endlich sichtbare Ich auf die Schultern hingehoben, und von dort, vom Sirius herab, betrachtet die kleine Gestalt, wie in Habermann's Reisen in den Palingenesien der Menschen Thun und Treiben vor dem Sonnenmikroskop, und sieht, wie alles eitel Narrheit ist und Aberwitz, nur die innere Treue und Liebe und Wahrheit im Menschen nicht. Nicht wie im gemeinen Menschenleben, wo alles geronnen und gestanden in begrenzter Form, in ewig einförmig wiederkehrenden Bewegungen sich umtreibt, gleicht er vielmehr einer freien schweifenden Feuerflamme, die ihre Nahrung in sich selber trägt, und wie ein Meteor in schöner Willkühr auf- und niederschießt. Es ist die aufgeflogene Seele des Pasquino, bei dem auch der Vliesritter

ihn zuerſt gefunden, die in dem ſtarken Menſchen wohnt mit allem Witz und allen Sarkasmen und aller Erbo-ſung, die er ſeit Jahrhunderten an jener Stelle ein-geſogen, wo er wie jene Salzſäule am Pfuhle menſch-licher Verkehrtheit ſteht, und zürnt. Die erſten Accorde der muſikaliſchen Kaprize, die er durch ſein Leben darſtellt, iſt im Doctor Fenk in den Mumien an-gegeben, Vult's ſchöner Kriegs- und Liebestanz durch die Flegeljahre laſſen dem Jüngling Schoppe ſich recht gut unterlegen, bis er zuletzt im Titan kräftig auf ſeiner Sonnenbahn vom Löwen in die Jungfrau ſchreitet, und im Scorpion untergeht, weil eben jenes Ich, dem er den Geiſt, und daher die Unſterblichkeit in ſeinem Humor hinaufgezogen, im Wahnſinn gegen ihn aufgeſtanden, und vor ſeinem Angeſichte zu einem andern Rieſen angewachſen, der mit dem humoriſtiſchen ringt, bis dieſer ihn erwürgt. Der Sieger aber ſchweift als Groul im Singkobel noch eine Weile durch die Lüfte in zornigem Muth, bis der Blitz den kühnen wilden Abentheurer erlegt, und er wie Herkules auf Oeta in den Flammen gen Himmel ſteigt. Füglich iſt der Schöpfer dieſer edeln Geſtalten als der Vater deutſchen Humors zu grüßen, da ſich vor ihm, außer etwa im ältern Dramatiſchen, wenig Spuren dieſer Metaphyſik des Witzes finden. Der Humor Jean Paul's iſt echt und rein Deutſch, mit dem Engliſchen ſo nahe verwandt wie die Wurzeln beider Nationen,

und ihm so ungleich, wie ihre Entwickelung. Auf breiterem Fuße hat der seinige größere Höhe und damit größere Freiheit erlangt. Während Tristram gutmüthig schnurrend und summend über die Hügel eines reichen und anmuthigen Landes streift, geht der Deutsche lieber über hohes Geklippe mit den Gemsen, und sieht gern die Flüsse quellen, sich ausgießen, und durch die Lüfte wiederkehren, alles im Umfassen Eines Blickes. Shakespeare hat freilich mehr als Einmal die Schneelinie durchbrochen, und es möchte nicht leicht ein Gipfel sich in der menschlichen Natur erheben, wo er nicht einmal gewesen, und seinen Namen ins Brockenbuch geschrieben; aber eben darum ist er allen Völkern eigen, die ihn anerkennen, und nur ansäßig in Brittanien. Keck und kühn und nackt, ein erhaben hoher Säulenschaft, steigt der Deutsche auf; oben wird die Säule dann zum hellen, klaren, lichten Wasserstral, dem eine hochausschießende Luftsäule schimmernd, und wenn die Sonne Wasser zieht, sich aufgesetzt, die dann nach oben in einen stechenden Blitz aufzuckt, der die tanzende Kugel des Witzes und der Phantasie im Aether trägt. Selbst in die kalte Höhe aber hat der Dichter seine Milde und seine Liebe mit hinaufgenommen, darum erscheint ihm die Erde, wie sie kleiner wird, auch sternig heller; selbst im Zorne fliegt ein Lächeln auf, das sich nicht halten läßt, und die Sonne, die ihm oben nie untergeht, bestralt und verklärt öfters statt der

Entrüstung die Wehmuth, in die sie aufgegangen. Man könnte von ihm sagen, daß er mehr hinabschwebend und aus der Erinnerung, als ansteigend aus der Anschauung gedichtet, und die Mythe, die er in der Zueignung des Titans, und im Traum eines Engels in den Dornenstücken ausgeführt, möchte man anwenden auf den Humor und die ganze Phantastik dieses Dichters. Nicht mit dem Mohnkranze gekrönt, wie andre Sterbliche, denen in seinem Dufte die Vergangenheit verschwimmt, ist er auf die Welt herabgekommen; sondern mit einem Gewinde solcher Blumen, die das Nichtvergessen schon durch sich selbst aussprechen. Von der Morgenröthe zur Abendröthe halten seine Dichtungen die goldne Brücke ausgespannt, und es schreiten die himmlischen Geister aus der großen Vergangenheit in die selige Zukunft über, ohne zuweilen in die Gegenwart, die unten durch die Bogen schäumend rauscht, zu blicken. Aus dem Blute Quasers des Allwissers, das die Zwerge Fialar und Galar im Kessel Odhrärir mit Honig mischten, gährte der Meth hervor, in dem jeder, der ihn kostet, zum Dichter sich berauscht. Gumelöda, die Hüterin, hat dem Dichter drei Züge aus dem Becher, wie einst dem Geliebten Odin, erlaubt, und er hat sich seinen weltumgreifenden Humor daraus angetrunken, und zu schönem Wahnsinn sich berauscht.

§. 3. Laune, Ironie. Laune ist, wie die Vorschule recht bemerkt, lyrischer Humor, die Ironie

hingegen epiſcher. Ein leiſer Lebensjubel, eine mild gedämpfte Dithyrambe iſt die Laune, die, wie wenn ſich die ſchwüle Wolke kühlt, im Wetterleuchten ſich entladen wird; ein phantaſtiſch frei bewegliches Weben iſt ihr Körper, ihre Seele ein ſtralend und quellend Lebensfeuer, ihre Geſtalt ewig wechſelnd, wie die der infuſoriſchen Amorphen. Einer Libelle gleich ſchwebt ſie über dem Waſſerſpiegel, zwiſchen zwei Himmeln ſich wiegend, mit dem dritten in der eignen Bruſt. In ſchöner dichteriſcher Gährung wird das Blut im Herzen zu begeiſtigendem Feuerwein, daß die Lebe aufwärts zum Kopfe ſchlägt, und ſtralend ausſtrömt, wie ein mildes Frühlingswehen, daß die ſchlafenden Blüthenknospen die Augenlieder aufſchlagen, wähnend, der Frühling habe ſie geküßt. Wie Glockenton geht die Dichtung von der Seele aus, und wogt in ungebundenen Schwingen durch die Lüfte, und regt in der Bruſt den Affect, wie im fernen Gebirge den Lawinenſturz. Die Ironie hingegen ſteht klar, aber kalt wie eine Nebenſonne in ihren Cirkeln und Bögen und zwiſchen Hagelkörnern da. Ein treues Basrelief von allem, was krumm iſt und höckerig im Menſchen und im Leben, kehrt ſie jedem ſeinen eigenen Spiegel zu, in dem er ſich mit all' ſeinen Gepreſten ſelber malt, den großen Weltſpiegel aber richtet immer der Humor, der, wie er diopretiſch in der Laune gleichſam die nackte eigne Pſyche im Kryſtallgefäße ſchwimmend auf der Lebens-

naphta gezeigt, ſo hier katoptriſch als Luftbild ſie hinauswirft aus dem Kryſtall, deſſen ſelbſtleuchtende Folie die Dichtung iſt. Der Weltgeiſt ſpielt mit dem Geiſte dort, hier aber mit der Welt. Als die dargeſtellte reine Laune gleitet wie ein heller vielfach gewundner Strom in Blumenfeldern Victor durch den Hesperus. Iſt nicht Hesperus ſelbſt ſtatt des Herzens in der Bruſt des milden liebevollen Menſchen aufgehangen, und durchquillt die ganze Geſtalt mit ſeinem Glanze wie der Stern die Himmelsbläue! Wie ſchwingt er nicht mit heiterfrohem Sinne den Thyrſus der Liebe in ſeinem Himmelslaufe; wie geht er nicht wankend in ſüßer Trunkenheit auf den Pfaden der Geſchichte ſo frei und ſo gebunden, ohne Ziel, und doch ſo ſicher, wie Blitzfeuer hinlaufend an jedem Metall, das ſeiner Liebe Nahrung giebt, und auf geradem Wege durchſchlagend alles Haſſende, was ſich widerſetzen will. Jede Empfindung wohnt bei ihm, wie im Kelche einer Glockenblume, und wie er ſein Leben dichtend, ſich bewegt, lauten alle Glocken im hellen Silberklang, und alle Kelche leeren ſich mit Düften, und füllen ſich mit Thau; der Thau aber ſind die Thränen; deren allzugroßen Reichthum man ihm wohl vorgeworfen. Auch in Firmian Siebenkees ſchlägt dieſe Laune die großen bunten Flügel, die ihn über die Mühen des Lebens heben, daß er leicht über alle Dornen und Fußangeln, die ſein böſes Schickſal ihm in den Weg geworfen, weg-

kommt, neben denen ſich die ungeflügelte Lenette mit Angſt und Sorge durchwinden muß. Das kühne, kecke Spiel, das er und Leibgeber zuletzt mit dem Tode ſelbſt treiben, macht, ganz im Gegenſatze jener alten Todtentänze, den Tod ſtatt zum Chorführer zum Tanzenden, und ſein Mantel iſt das junge friſche Leben, und ſeine Maske die eiſerne, hinter der das gerührte Auge ſich verbirgt. Eines gleich rein ironiſchen Charakters, wie jene beiden launig ſind, wüßten wir uns in den vorliegenden Schriften nicht zu beſinnen, man müßte denn den Doctor Katzenberger mit dem zweischneidig geſchliffnen Secirmeſſer ſeiner cyniſchen Rede und mit der Sublimatauflöſung ſeines wiſſenſchaftlichen Witzes, worin er die Menſchen als lebendige Präparate ſetzt, dahin rechnen wollen. Aber viel gute Ironie iſt durch alle ſeine Bücher ausgetheilt in Extrablättern und Anhängen und Discurſen und überall, doch hat uns die im Hesperus zu wiederholten malen, wegen des durchgängig lyriſchen Charakters der Dichtung oft geſtört, am meiſten beim Hören, weniger beim Selbſtleſen, wahrſcheinlich weil dies geſchwinder von ſtatten geht. In rein vorherrſchend ironiſcher Stimmung iſt die Erklärung der Holzſchnitte geſchrieben, und alles wie gewohnt geiſtreich und witzig ausgeführt, aber, was ſie drückt, iſt die Armuth des untergelegten Textes im Gegenſatze des Hogarthiſchen nie zu erſchöpfenden Reichthums bei dem Lichtenbergiſchen Commentar, eine Leere,

die leicht den Witz radikal verdirbt, indem ſie ihn als geſucht erſcheinen macht. Leichter noch möchte eine Erklärung bloß zufällig hingeworfner Tintenklexe ſich geben laſſen, als ſolcher ſtarr eindeutigen und hartnäckigen Geſtalten.

§. 4. Witz. Niemand dürfe mit Ehren von ſich ſelbſt ſagen, er ſei witzig, damit beginnt die Vorſchule das Capitel, ſie verbietet aber nicht dem Rez. von ſeinem Autor zu ſagen, er habe reichen Witz, wenn die Gefahr, einen Gemeinplatz auszuſprechen, es ihm nicht ſchon vorher verboten hat. Die Vorſchule ſtellt auch die drei Dimenſionen des Witzes auf, aber ſo gern wir einen Tiefſinn als die Durchdringung des Scharfſinnes und des Witzes anerkennen, ſo möchten wir doch nicht den Scharfſinn als Potenz über den Witz hinausſetzen, vielmehr neben einander nach der alten Ordnung, an der mehr iſt, als die Vorſchule zu geben vermag: und wir wollten eben wohl auf Schlag und Stoß verfechten, daß der Scharfſinn iſt wie Schwertesſchärfe, der Witz wie Degenſpitze, oder wie Blitzesſchneide und St. Elmsfeuer, oder wie die poſitiven Figuren des Elektrophors zu den negativen, der berühmten Polaritäten gar nicht zu gedenken. Jenen Tiefſinn finden wir nun ganz beſonders in den vom Dichter ſeinen Werken häufig gleichſam als Recitative eingelegten philoſophiſchen Erörterungen, die geſammelt eine recht ſtattliche Philoſophie geben würden, von welcher

wir hier näher reden würden, wenn wir es uns nicht zuvor verboten hätten. Vom Scharfſinn wollen wir, um uns nicht zu überladen, nur die Note zu Katzenbergers Badereiſe (1. S. 241) anführen. Vom Witze haben wir alle Arten und Unarten, von denen in der Aeſthetik geſprochen wird, in reichlicher Menge gefunden, und darunter Eine, von der ſie ſchweigt, und die doch zugleich die ſchwerſte und gelungenſte von allen iſt, die dramatiſche nämlich, oder hiſtoriſche. Wir rechnen dahin Schoppe's Fahrt ins Waſſer im Titan, Zeuſel's Streit mit ſeinem Bruder, dem Palingenes, im Hesperus, Katzenberger's Entführung des Doppelbalen und die Abſtrafung ſeines Recenſenten, die Eröffnung des Kabelſchen Teſtamentes, die Treibjagd der Gläubiger gegen den Elſaßer in den Flegeljahren, die ganze Raze des närriſchen Haſenfußes Schmelzle, des Doctor Hoppedizel Türkenſchlacht mit ſeiner guten Ehehälfte in der unſichtbaren Loge, und gar viel anderes. Es hat der Witz dieſes Dichters einen ſcharfen, hellen immer wachen Blick, unaufhörlich beſtäuben ſich die Dinge vor ſeinen Augen untereinander wie die Blumen eines Aurikelbeetes, und ſeltnere Spielarten und Mißgeburten wie er, hat keiner noch herausgebracht. Aus dem Orient und dem Occident, von den Gegenfüßlern und den Nebenfüßlern, aus allen Wiſſenſchaften und Ständen und Erdwinkeln kommen die Gedankenzüge wie Karavanen zu ihm hergereiſt, und er treibt

seinen Tauschhandel und Verkehr, und läßt den Samojeden vor sich auf dem Kameele fliegend, reiten, und den Araber mit Rennthieren im Phaeton durch die Wüste fahren, und fliegende Fische oben im Lindenwipfel singen, daß die Nachtigallen horchen, und Meerkatzen aufmerksam in sentimentalen Romanen blättern. Wie dem Rattenfänger von Hameln folgen dem Pfade dieses Witzes zugleich die Ratzen und die Knaben, aber zugleich auch alles andre, was ihm sonst unterwegs aufstößt, die Thiere des Feldes und die Vögel in den Lüften, selbst das Gestein und die Metalle in der Erde senden ihren Ton herauf, und das Feuer spricht in vielen Zungen. Wie ein Schwaden ist er durch alle unterirdische Schachte durchgezogen, mit den Wolken fährt er über die Höhen hin, unter den Irrlichtern leuchtet er durch die Nächte. Selbst aus dem Staube alter Bibliotheken hat er komischen Goldschlich, wie Kurpfalz aus dem Rheine ausgewaschen, und zu seinen Ducaten mit der Legende: sic fulgent littora Rheni, ihn vermengt: nur wie die Münze zu Mannheim haben wir oft die Magerkeit der gewählten Goldgründe bedauern müssen. Dieselbe Milde, die den Dichter in seinem Ernst begleitet, verläßt ihn dabei auch mitten in seinem Scherze nicht; wie beim Indischen Gott der Liebe, Camadeva, ist die Spitze seines Pfeiles mit Blumen umwunden, und selbst der boßhafte Katzenberger, mitten in seiner gerechten Entrüstung über seinen Re-

censenten bestreift nur die Knöchel desselben im Feuer der Action zweimal leicht mit der Scheide dieses Pfeils. Außer häufigen Scharmützeln mit diesem Recensenten, deren mehrere auf den Fängen jenes Elephanten gespießt erscheinen, der im Eingange der gegenwärtigen Kritik oder Antikritik steht, führt er auch viel und öftern Proceß mit dem Deutschen Publikum, das, wie er vergiebt, nicht Spaß versteht. In der That kann nicht leicht ein ehrbareres, ehrenfesteres, solideres Volk, als das unsrige, gefunden werden, wie es im ledernen Koller seiner Steifseligkeit und Ernsthaftigkeit steht, und wie die Schildkröte in Jahren nicht auf die Beine kommt, ist sie einmal auf den Rücken geworfen worden. Es geht kein Spaß an keinem Ende des Reiches aus, ohne daß sofort die sämmtliche Reichsspießbürgerschaft betroffen auffährt, und einer den andern verstohlen anschielt, ob es ihm gegolten, und in aller Eile sucht jeder still an sich alle seine Lächerlichkeiten zu überzählen, ob ihm nicht eine entkommen sei, die der verdammte Spaßmacher aufgehoben, und nun öffentlich vorzeigt zum Scandal der Welt und zur Beschauung des armen Sonders, worüber sie dann jeder für sich und einer für den andern mit Fug und Recht auf's äußerste sich erbosen. Dieser Nervenschwäche, die allein durch tüchtigen Zorn zu heilen ist, müssen wir für die Zukunft noch vielen Verdruß prophezeien; denn wenn eine freie Literatur auch sinkt, dann überlebt der Witz doch alle

andere poetiſchen Vermögen, und jene Witzſcheu iſt an ſich zu komiſch, als daß der Geſcheute ſich nicht allen Muthwillen gegen ſie erlauben ſollte. Wie auch das gehetzte Thier ſich bäumt, ſein Gegner ſitzt ihm zwiſchen den Hörnern feſt, und zündet ſeine Schwärmer ihm vor den Nüſtern los. Es ſteht aber zu hoffen, daß binnen zehn Jahren dieſe närriſche Schreckbarkeit Deutſcher Nation ſich um ein Beträchtliches vermindert haben wird, und daß ſie einigen ſoliden Spaß als Zubrod zu ihrem Pumpernickel, den ſie ewig käut und wiederkäut, nicht von der Hand weiſen wird.

§. 5. Charaktere. Wir begegnen dem Dichter im Mittelpunkte ſeiner Schöpfung, wo er ſeine Charaktere geſtaltet, deren Hervorbringung wir mit der Vorſchule für das Seltenſte und Schwerſte in der Dichtkunſt halten. Gleichwie aus dem harten Felſen, als ihn der Prophet mit ſeinem Stab berührt, ein Kameel ſammt ſeinen Jungen hervorgeſprungen, ſo drängt ſich auf des Künſtlers Beſchwörung aus dem Nichtſein ſchnell eine Geſtalt heraus, die uns als ihres Gleichen grüßt, und der wir, mit Ehrerbietung ſogar, den Gruß erwiedern müſſen. Der Charakter, ſagt die Vorſchule, ſei bloß die Brechung und Farbe und Stral des Willens, alſo urſprünglich ſiebenfach; die Mohammedaner aber erzählen nach alter Sage, aus ſieben Händen voll verſchiedenfarbigen Thon ſei der Menſch gemacht, und daher rühre die Verſchiedenheit der Temperamente und

Naturen. Der Dichter miſcht den Thon, aber Gott ſendet ſeinen Athem und ſein Licht herab, damit die Geſtalt Leben und Bewegung gewinnen möge. Jeder Dichter bringt die Embryone ſeiner Gebilde zuſammt der ſie belebenden Kraft als eine Naturgabe mit, und wenn die Stunde der Begeiſterung nun geſchlagen, dann ſpringt jedes, je nach der Ordnung, in der ihm ſeine Zeit gekommen, in beſtimmter Form ins Daſein über, gleich den Urthieren, die in dem Nil ſich aufgerichtet, als der erſte Donnerſchlag ſie aus ihrem Schlaf geweckt. Wie aber im Keime die Wurzel ins dunkle Unterreich eindringt, der Stamm aber den Himmel und das Licht reich ſucht, ſo, behauptet die Vorſchule, ſei auch die Geburt des Dichters zweifach getheilt in ihren äußerſten Gegenſätzen, und ſtrebe dem Ideal des Lichtes im herrſchenden guten Geiſte des Werkes und ſeinem Helden und dem des Böſen in den Höllenmächten zu. Dieſer Gegenſatz iſt in den Dornenſtücken, der zwiſchen Firmian und dem Venner Roſa im Hesperus ſchon erweitert, der zwiſchen Victor und Matthieu am weiteſten, im Titan zwiſchen Albano und Roquairol nach dem Falle, und außer ihm noch Beuveret dem Kahlkopfe und andern. Sichtbar iſt hier nach der Theorie der Vorſchule das Gute höher hinaufgetrieben, das Böſe aber nicht in gleicher Dunkelheit gehalten, ſondern, wie auch die phyſiſche Nacht von mancherlei umſchweifenden Lichtern erhellt, und in ſeiner Schwärze

gemildert. Aber wir ſind nicht mit dieſer Theorie einverſtanden, daß das Böſe als ſolches nicht Gegenſtand der Dichtkunſt ſei, und alle dafür beigebrachten Gründe haben uns nicht überzeugen können. Denn die quantitative Stärke oder Schwäche läßt ſich, gegen die Meinung der Vorſchule (S. 357), mit jedem der beiden qualitativen Gegenſatze von Liebe und Haß, Achtung und Verachtung gleich gut verbinden, der rein unvollkommene oder böſe Charakter wäre alſo nicht nothwendig feige, ſchadenſüchtige, ehrloſe Schwäche, ſondern vielmehr heroiſche ſtarke Verachtung und Haß gegen alle Welt, mit eigner Ueberſchätzung, oder heroiſcher Hoffart, ein Charakter, wie ihn grade die Engel im Sturze angenommen, und der daher keineswegs außer dem Kreiſe der Dichtkunſt liegt, und den wir ja ſogar im Leben ertragen müſſen. Der Haß gegen das Schlechte iſt in unſrer Bruſt gleich lebendig, wie die Liebe zu dem Guten, und warum ſollte dieſer allein und nicht auch jenem Zucht werden und äſthetiſche Disciplin? Muthlos kann die Schwäche nur vor ſolchen Bildern werden, der Starke ringt ſich kräftiger an ihnen, auf den Geſunden wirken nicht die ſchlimmſten Aſpecte der Geſtirne, wer aber den faulen Fleck ſchon in ſich trägt, findet leicht auch die Made, die ſich von der Verderbniß nährt. Wir glauben vielmehr, daß von der Erde aus der Weg zum Himmel durch die Hölle führt, und daß dem Dichter, weil er den Flam-

men die Pforte allzu ängſtlich zugeſchlagen, grade der höchſte und reinſte Stral überirdiſcher Verklärung, der ſich in dem Charakter eines milden, gottbegeiſterten, in ſich ſelbſt durchleuchteten Sehers verkörpert zeigt, vorbeigegangen, ſo ſehr ſonſt grade er den Beruf zur Darſtellung dieſes Bildes gehabt. Spener, obgleich an ſich vortrefflich, iſt doch mit der ganzen herben Sprödе des Lutherthums und dabei mit einer Art von Groll gezeichnet. Der Katholicismus, der allein ſo ſtarre Formen ſänftigen kann, iſt in früherer Zeit dem Dichter fern geblieben, und ſpäter hat er wohl, des Mißbrauchs wegen, den man damit getrieben, ihn in die Kreiſe ſeiner Eigenthümlichkeit nicht aufgenommen, obgleich auf Wina in den Flegeljahren ein leiſes ihr wohlthuendes Streiflicht aus ihrer Kirche fällt. Der Indiſch-pythagoreiſche Dahore im Hesperus hingegen, obgleich gar mild und liebreich und unſchuldig und erhaben in ſeiner Weltbahn durch den Ideenhimmel, iſt uns doch immer mehr wie eine prächtige ideale Feuergarbe, ein Buch voll Sternenſchrift vorgekommen, und hat niemals einen feſten und umſchriebenen plaſtiſchen Eindruck in uns zurückgelaſſen. Oft hat er ein ängſtliches Gefühl in uns geweckt, was wir ſeinem Siechthum und öfterem Bluten, ſogar ſeiner Thränenloſigkeit zugeſchrieben, ein Eindruck, der ſich durch die gräßlichen Worte des Wahnſinnigen vor ſeinem Tode noch verſtärkt, bei ſeinem Gegenbilde Liane unter

ähnlichen Umständen aber keineswegs wiederkehrt. Auch das öftere ängstliche Zurücksehen des Dichters nach seinen Lesern und der Entschuldigung der Schwärmerei des Indiers, kann nicht zu seinem Vortheil wirken. Frei und frank muß die große Gestalt in der Dichtkunst stehen, und zwischen ihr und der Armseligkeit der Welt sei kein andrer Verkehr, als ein bessernder.

Wir vergessen diese Ansprüche, die der Dichter zu erfüllen nicht verbunden war, und treten in die herrliche Gallerie von Bildern, die er wirklich aufgestellt. Zwischen Himmel und Erde schwebt die Schöpfung, eine Welt der Möglichkeit, eben so im Genius stehend, wie die Welt der Wirklichkeit in Gott, und von ihrem Gipfel beherrscht die Aussicht, wie von der Götterwohnung Breidablick, alle Höhen und Tiefen der menschlichen Natur. Reich und unerschöpflich wie die bildende Weltkraft, die in jede endliche Form einen unendlichen Wandel getragen, und in die unendliche Welt wieder die Ruhe der Einheit, also auch zieht hinwiederum die Kunst aus der Einheit die Fülle ihrer Gestalten, und legt in denselben Umkreis unzählige Kreise, wie zahllose Tonschwingungen in derselben Luftwelle sich kreuzen, und in einander beben. Wie Berge aus den Fluthen, so treten aus dem stillen Meere des Lebens große Charaktere durch innere Scheidung hervor, auch der kleinste Hügel hat seine Geschichte gehabt, die ihn ausgeworfen. Wie der Berggeist des Riesengebirges,

ſo reich und oft auch ſo neckiſch wie er, ſteht unſer Dichter unter ſeinen Höhen da. Wir treten gleich in die Mitte ſeines Zauberkreiſes, in den Titan, ein. Nicht grade das, woran dieſe Inſchrift am erſten erinnern möchte, wird hier ausgelegt, die alte grüne friſche Rieſenkraft aus den vergangenen Tagen, wo die Zeit, die wir immer nur bärtig, und alt und grau geſehen, einmal jung geweſen, und ſchlangenfüßige Hünenbuben mit Mammuths und mit Greifen ſich herumgeſchlagen. Die Indier und die Perſer haben dieſe Gigantomachie auf ihre Weiſe ausgeführt, im Scandinaviſchen Norden hat man den Rieſen ſitzend noch in tiefer Bergeshöhle auf ſeine Keule gelehnt gefunden, bei der Berührung aber iſt er bis auf einige Gebeine in Staub zerfallen, die man da und dort zum Erſtaunen der Enkel in Ketten aufgehangen. Auch die Griechen beſaßen gewiß davon Mehreres und Beſſeres, als auf uns gekommen. Der gefeſſelte Prometheus des Aeſchylus iſt ein tüchtiges Werkſtück am Rieſenweg, die neuere Poeſie aber hat ſich in ſolcher Cyklopenarbeit, deren Schmiede auch im Aetna ſein müßte, nicht verſucht, obgleich Giulio Romano im Palaſt del Tè bei Mantua recht gute Zeichnungen zu einem oder dem andern Geſang geliefert. Nicht der alte Sonnengott brennt am Himmel dieſer Dichtung, vielmehr der ſchöne Götterjüngling, der ſchon ſo oft die Saat des Lichtes über die Erde ausgeſtreut, und ſo viele Frühlinge daraus ſproſſen geſehen.

Ti=tan im Celtiſchen Feuerglanz oder Glanzfeuer, in dieſem Sinne iſt das Wort genommen. Eine Welt, zugleich geworden in einer großen Geſchichte und in einem großen ſchöpferiſchen Geiſte, ſchlägt in Glut und Flammen aus dieſem Buche. Wie ein Stern des Himmels, und doch als ein Nebenplanete an die Erde angebunden, liegt dieſe Welt ausgebreitet vor uns da, ſo hoch erhaben, und doch ſo nahe verwandt, ein zum Himmel hinaufgewachſenes Gebirgland, das die Wurzeln langſam gelöſt und zu ſich hinaufgezogen. Starr und nackt und ſteil und unerſteiglich erhebt ſich das Schreckhorn in Cäſara, und ſeine Gletſcher blaſen kalte Winde, im hellen Schimmer und dem Roſenglanz der Jugend in dem lichten Wolkenſchleier eingehüllt, und mit weißem Gewand angethan ſteht ihm Linde, die kühne Jungfrau, gegenüber. Ein ganzer Gebirgkranz voll edeln Metalls und köſtlichen Geſteines, mit ſchönen Thälern und dicht belaubten Höhen und hellen Waſſern ſteigt in Albano auf; ein in ſich zuſammenbrechender Vulkan mit Baſalten und Bimſteinen, mit Flamme, Rauch und Blitz blutet Roquairol Lavaſtröme, und eine immer rauchende Solfaterra qualmt er in immerwährendem Dunſt und Bredem. Wie der Brocken aus Granitblöcken und Trümmern in den Himmel hinaufgebaut mit der ſeltſamen Geiſterwirthſchaft, oben der Hexenkanzel, dem Teufelsplan, dem Hünenſprung, unten im Strome der verſunkenen Krone aller

Kraft und friſcheren Muthes, vom treuen Wolfshund bewacht, richtet ſich Schoppe auf, und erbebt allem vor dem eignen Rieſenbilde, das er im Sonnenuntergang weit über das feuchtende Wolkenfeld hinüberwirft. Idonie aber hat unten in den Thälern ſich ihre Sennerei gegründet, am Abhang des Berges, an deſſen Gipfel Lianes Madonnenkapelle einſam hängt, aus deren Fenſtern helle Erleuchtung niederſcheint, in der ihre Engel und Geiſter ſie umſchweben. Seltſame Schatten aber kämpfen in der Tiefe, auch der Abgrund iſt aufgethan, das böſe Weſen hebt verſtohlen den gewaltigen Schild von Erz, den der Engel nach vollbrachtem Kampfe über die Flammen der Hölle hergeſtürzt, und ſendet Blendwerk fort und Lügen, und ein ſeltſam Geſpenſt des Tageslichtes übt der verlogne, feige Kahlkopf ſeine Künſte, ſelbſt kein eigen in ſich begründet wahrhaft Weſen, vielmehr reine Negation und Lüge, der giftige Rieſenſchatten, den der ſtarke Bruder weit hinaus in die Wellen des Meeres wirft. Man hat ehemals an ein Geheimniß geglaubt, Weihrauch und Spezereien und Subſtanzen mancher Art ſo zu miſchen, daß der Dampf in die beſtimmt gerufene Menſchengeſtalt ſich fügt; der Zauber, den die Kunſt hier übt, iſt höherer Art, mit unſichtbaren Linien baut ſie ihre Leiber, Töne läßt ſie in ihnen ſtatt des Blutes kreiſen, im dunkeln Augenfeuer ſie erglühen, und Geiſt von ihrem Geiſte und Herz von ihrem Herzen webt in ihnen

Mit welcher unendlichen liebreizenden Zartheit iſt die jungfräuliche Liane nicht gehalten, iſt es nicht, als ob ein ſingender Engel an der Erde vorbeigeſchwebt, und einer der Töne, der aufwärts zu Gott aufſteigen ſollte, zur Erde ſich verirrt, und lange in ihren Thälern umher geklungen, bis er zuletzt im Kelche einer Lilie ſich verborgen, aus der die reine Geſtalt in lauterer Demuth und Liebe dann herausgewachſen. Scheint nicht die Seele in dem zarten Weſen durch, wie ein mildgedämpftes Licht durch die Alabaſtervaſe? Trägt ſie alle ihre Blüthen nicht wie jene Indiſche Pflanze, ohne eine Wurzel in die Erde einzuſchlagen, bloß ſchwebend in der Luft aufgehängt? Und iſt die Pſyche in dieſen Blüthen nicht bis ganz zu oberſt hinaufgeſtiegen, und wiegt ſich mit leichtem Fittig auf den Staubfäden, ohne ſie einzubeugen, und ſieht von dort liebevoll und blöde zu ihrem Albano nieder, der mit ſchwülen heißen Gewittern geht. Gleich zum erſtenmal ſchon hat es unſerm phyſiologiſchen Sinn in etwas widerſtanden, daß dies ſchneeweiße Lamm jenen wüthenden Währwolf, den Miniſter, zum Vater und die ſcharfe, in kalter Hofluft bis zur Spröde gehärtete Miniſterin zur Mutter hat: die Sehnſucht der Schwangerſchaft nach einem ſanfteren Gatten (III. S. 140) kann den ſchneidenden Widerſpruch nicht wohl verſöhnen. Auch hat es uns geſtört, daß an einem andern Orte auf die Madonna della Sedia und ihre Aehnlichkeit mit Lianen gedeutet

wird, sie hat nicht Lebensfrische und warme runde Fülle genug für Raphael und alle Italiener, dagegen ist's in der alten Deutschen Schule, wo sie zu suchen ist, wo diese stillen, lieblichen, heilig schönen Gestalten als in ihrem Vaterlande heimisch sind. Die edle Linda de Romeiro dagegen, mit den schwarzen Augen ganz mit Feuer gefüllt, ist aus Raphaels oder Titians Bilderkreise hervorgegangen. Von hohen Bergeshäuptern ist der Strom des Lebens bei ihr herabgekommen, und er schlägt im kräftigen Springquell hoch gegen den Himmel auf, und wie er oben in Tropfen verspritzt, so kommt die Sonne mit allen ihren brennenden Feuerfarben in ihn hinein, und er steht wie ein hoch erhabner Palmbaum da, der grade stolze Schaft mit dem Blätterschirm und mit Blumenkränzen gekrönt. Rund in sich selber abgeschlossen, klar und bestimmt, eine Königin in ihrem weiten Reich, fährt sie auf tief begründetem Affect, wie der Göttervater auf seinem Adler dahin, von ihm getragen, aber nicht geführt, und ihr Herz ist, wie der Dichter sagt, dem weichsten in jeder weiblichen Milde und Reine gleich, und übertrifft es nur an Stärke. Ein tiefes Verständniß der Liebe liegt in ihr, die der starke Albano selber kaum ergründet; alle Goldadern ihrer reichen Natur laufen in einem tiefen Kern zusammen, der in den tiefen Schatzkammern der Erde seine Wurzeln hat. Und während außen aller Liebreiz der Weiblichkeit über ihre marmorfeste Gestalt ausge-

goſſen, iſt ſie innen durch männlich beſtimmten Willen beinahe ihrem Geſchlechte entrückt, und ein edler Stolz, der ſelbſt nicht vor ihrem tiefen Wehe weicht, hebt ihre ſchönen Formen über alle Beſchränktheit der Welt hinaus. Dieſe Beſchränktheit aber verſchönt ſich wieder in Idonie zu klar umſchriebner Begrenzung, zu ruhig heiterer Lebensſtille, zum anmuthigen Rhythmus gemäßigter Thätigkeit. Während Linda wie die Sonne nach alter Sage ihre Nahrung aus dem unendlichen Meere der Liebe ſchöpft, Liene aber gleich dem Monde den ſüßen Thau des Himmels trinkt, macht Idonie in milder Milch der Menſchenliebe ihre Libationen, und ſteht als Morgen- und als Abendſtern, bezeichnend die Tagwerke des Lebens, über ihrem Arkadien. Andre Liebe und andre Sorge aber treibt ſich in Juliennes Krauskopf, und die treue Schweſter hat ihr ganzes Herz erfüllt, und hell und klar in ihrem Lebenskreiſe um ſich blickend, hilft ſie ſorgſam und unermüdet am beſſern Schickſal des geliebten Bruders weben. Die Fürſtin, dieſen gegenüber eine Virago, nach außen männlich zackigt aufgeworfen, nach innen dafür hohl und lieblos, kalt und giftig. Ganz der Gegenſatz von ihr iſt die innen heiße, außen aber ruhig kalte Italienerin im Hesperus. Rabette dagegen in einfältiger ſich ſelbſt verborgener Natur, mit wenigen aber ſtarken Tönen in der Bruſt, mit viel Kelch- und wenig Blumenblättern, unvergleichlich ſchön und doch unbewußt

in dem Briefe an Albano ſchildernd ſich ſelber und das treue Herz, das der Raubvogel Roquairol mit in die Lüfte hinaufgenommen. Dieſen Frauen ſind nun die Männer in dem Werke mit gleicher Kunſtſchönheit und Wahrheit beigeſellt. Albano ragt unter dieſen am höchſten vor, ein edler Jüngling, immer in dunkelrother Lohe des Lebens und der Liebe glühend, die einmal auf Iſola bella in ſchönem Ueberwallen in den fließenden Blutſtrömen aus ihren Ufern tritt, außen mit dem blanken Harniſch männlicher Kraft und Schönheit angethan. Feſt und kühn und keck und treu trägt er das ſtarke Herz, daß ſeine Flamme ohne Wanken und ohne Flackern grade aufwärts brennt, und wenn gleich immerfort berauſcht von friſcher muthiger Lebenskraft, geht er doch immer in edler Haltung und ſichern Tritts daher. Gleich wie beim Griechiſchen Herkules iſt die hohe breite Bruſt die Halle, wo ſtarke kräftige Triebe wie Helden wohnen, und bald mit den Jungfrauen den Reigen der Liebe weben, bald im Ungewitter heißen Kampfes Blitze donnernd werfen, und wie bei jenem alten Gotte iſt auch ſeine Stirne ſchmal, und die Intelligenz vom feſten Leben warm verhüllt. Darum handelt er, was ſo ſelten bei poetiſchen Gebilden iſt, beſſer, als er ſchreibt, darum geht er ſo wunderbar unbekümmert und unbekannt mit Allem, was um ihn her geſpielt und getrieben wird, herum, immer vertrauend ſeinem Muthe und ſeiner kräftigen Natur.

Auch darin iſt große Kunſt an ihm bewieſen, daß er nicht als ein ſtehendes Bild erſcheint, ſondern fließend wie ein Strom ſein ganzes Leben iſt, und vor unſern Augen wächſt und anſchwillt in einer Kraft, und ſich doch beruhigt, weniger indem er vom Knaben zum Jüngling übergeht, als indem er, was weit kunſtreicher und ſchwerer iſt, auf dem zartern, minder abgeſchnittenen Uebergange vom Jünglinge zum Manne ergriffen wird. Auch als ein rein deutſcher iſt dieſer Charakter in ſeiner Treue und Ehrlichkeit und ſeiner beſonnenen Kraft gehalten, und wir haben uns in der letzten Zeit mehr als einmal vergebens auf der Fürſtenbank nach ihm umgeſehen. Neben ihm ſteht der ſchlanke Spanier, die brennenden Augen tief in dunkeln Augenhöhlen rollend, in ihm heiße Quellen unter tiefem Schnee und Eiſe ſiedend, ſein Blick ein ſcharfes Schwerdt, ſeine Weltanſchauung eindringend, klar und feſt und ruhig, ſeine Leidenſchaften zahme Leoparden, ſeine Stärke Tigerſtärke, während die Stärke Albano's, wie der deutſche Charakter überhaupt, mehr von der des Elephanten hat, ſeine Starrſucht wie eine Binde von der Natur über die ſtarke Seele hergeworfen, damit ſie nicht einmal ausreiße, und die Welt umkehre. Roquairol, eine ungemeine Natur mit ſcharfen Reizen gewaltſam in ſich ſelbſt zerſetzt, die ganze Seele entorganiſirt bis ins Innerſte, nach Einer Seite in einem ätzend fieberhaften Feuer, in eine phantaſtiſche Ueberreizung

und eine künſtliche Begeiſterung durch ſtarke Geiſter aufgetrieben; anderſeits in eine tiefe Verödung, eine kalte froſtige Ohnmacht der Lebensgeiſter, eine ſchwächliche Hinfälligkeit und Erſterbenheit aller beſſern Natur ausgeſchlagen; bis zuletzt, nachdem alles Beſte von innen heraus gewaltſam aufgerieben, die Natur einem tödtlichen Typhus erliegt, als deſſen Phantaſieen das Drama auf der Schlummerinſel ſich ſpielt, und darum mit dem Selbſtmord endet. Auf ſeinem Grabe ruht die Sphynx, ein warnend Wahrzeichen der Zeit, die, in gleichem Wahnſinn zerriſſen auseinanderfließt, den der Brief an Albano treffend mit allen ſeinen zerſtörenden Folgen malt. Weiter dem ſchroffen tief eingekerbten Schoppe gegenüber mit ſeinen wunderlich geſchobenen Lineamenten der kluge, glatte, gefügige Lector; dem leeren, gedunſenen Fürſten entgegen, auf deſſen weiten Wäſſern nichts als eine hohle Kunſtliebe ſchwimmt, das reiſſende Thier im Miniſter, und ſeine giftig kalte Wuth in ſeinen Hauskriegen unübertrefflich gezeichnet. Der Deutſche Herr endlich, ein mittelmäßiger Teufel in einem ausgemachten Schelme wohnend, in ſeiner giftigen, ſpöttiſch kalten Fratze, mit den feingeſchabten Fingerſpitzen für das Pharaospiel, mit den ſchmalen, wie man glauben ſollte, Voltaire's Bildern abgeſehenen Lippen, die durch ſchnelles Schnappen zuweilen eine Fliege erquetſchen, vortrefflich wohl gehalten, und der heftig redliche Wehrfritz, neben

dieſem Drachen der geharniſchte Erzengel mit dem Schwerdte.

Nicht minder reich an lebendigen Charakteren zeigen ſich auch die andern Werke dieſes Dichters. Klotilde im Hesperus, zwiſchen Linda und Liana, den beiden Polen der Weiblichkeit, gleichſam mitten inne ſtehend, eine erhabene, ruhige, im Sternenhimmel ihres Lehrers erzogene Geſtalt, demüthig ſtolz, aus tiefer Seele mit allem Temperament des Bruders, und verſchämt unter dem jungfräulichen Schleier liebend, und unendlich ſchön und rührend in dieſer verſchwiegenen Liebe gegen Victor, wie ſie „mit dem Finger auf dem Munde, mit der Hand auf dem trüben Herzen" allen Gram verbirgt, und verſtummend mit dem ins Abblühen hineinlächelnden Angeſicht vor dem Geliebten ſteht. Wina in den Flegeljahren, nur erſt Bruchſtück, aber doch mit den dunkeln ſchwarzen Augen, denen man ihr öfteres Blinzen gern vergiebt, mit der feinen, aber kecken Linie der Roſenlippe und dem Kinne voll Entſchiedenheit unter der Nonnenmaske und mit ihrer romantiſchen Liebe zu dem weichen ſchwärmeriſchen Notar ſchon beſtimmt und klar aus dem Bilde tretend. Natalie in den Dornenſtücken dagegen iſt nicht ganz ſo wohl gelungen, oft erſcheint ſie geſpannt, ja affectirt, was ihrer geſpannten ſonderbaren Lage gegen Firmian, deſſen Liebe in der Darſtellung auch nicht die gewohnte Meiſterſchaft zeigt, zugeſchrieben werden muß. Noch

bis auf diese Stunde können wir nicht glauben, daß sie in das Projekt mit der Preußischen Wittwenkasse eingegangen. Lenette dagegen mit ihrem Bienenin-stinkte der Emsigkeit, mit ihren Wisch- und Bohnlap-pen, die den armen Firmian so oft aus seinem satyri-schen Feuerspeien herausgeängstigt, mit der Geläufig-keit ihrer Zunge, die alles sagt und wieder sagt, und zum Dritten noch einmal wohl und deutlich auseinan-dersetzt; mit ihren chronischen Unarten und Vergeßlich-keiten, mit der ruhig hellen, nüchternen Natur, die der Liebe verwundert zusieht, und sie machen läßt, ohne sich selbst an ihr zu entzünden, mit diesem bürgerlichen guten Herzen, das nie aus seiner gleichmäßigen Tem-peratur gewichen, und nur etwa für den Pelzstiefel eine sonntägliche Empfindung hegt, mit ihrer zärtlichen Liebe zum grillirten Trauercattun, mit ihrer Verschämtheit und tiefem Herzeleid um ihrer Armuth wegen, und dem naiven Unverstand für Firmians höhere und des Venners niedere Forderungen; aus diesen und viel an-deren Elementen fügt sich eine so lebendige Gestalt zu-sammen, daß man, wie die Türken dem Bildner dro-hen, daß ihn Gott am jüngsten Tage fragen werde, wo er die Seele zu diesen Körpern habe, so den Dich-ter fragen möchte, warum er nicht Körper zu diesen Seelen geschaffen, die dann ewig leben würden. Her-mine in den Palingenesien, wieder ein gutes wohlgemaltes Bild im höhern Style, weich und mild

und liebewarm und der kleine Zwiſt, der den Grafen von Barillon nach Nürnberg treibt, mit großer Zartheit ausgeführt. An ihrer Seite die träumeriſche, ſcheue Beate in der unſichtbaren Loge, mit der Miene von geduldigem Ergeben, auf den Wangen die blaſſe Mondaurora, alle ihre Empfindungen und Worte noch dem blendendweißen, reinen, friſch vom Himmel heruntergefallenen Schnee gleich, den kein Fußtritt noch beſchmuzt. Adeline in den biographiſchen Beluſtigungen von tiefem ſchwülen Grame überflort, wie ein von trüber Luft umhüllter Stern, mit blaſſen langſamen Blitzen durch die Thränen lächelnd, mit der immer offenen Wunde in der Bruſt, die ewig blutet, unendlich ſchön in jener Echoſcene, wo Lismore Liebe flehend ſein Haupt auf ihren Schooß gelegt, und ſie nun die Hände ſanft unter ſein brennendes, naſſes, verhülltes Angeſicht breitet, und er es noch einmal ſchwer emporhebt, und zu ihr aufblickt, und ſpricht: ſieh, wie ich Dich liebe — ich würde jezt ſterben, wenn Du mir das Zeichen gäbeſt; und wie nun ihr Haupt wie eine Lilie gebrochen dem ſeinigen entgegen ſinkt, und ihre Thränen auf ſeine Lippen niederfallen, und ihre herüberfallenden Locken den heißen Kuß voll Schmerzen einhüllen. Dagegen wieder im Katzenberger die gute, frohmüthige, freundliche Theoda mit ihrer Dichter-Liebhaberei und der kleinen argloſen Abentheuerlichkeit in ihrem Weſen, und dagegen dann die ernſte Jo-

ſephine im heimlichen Klageliede der Männer, beinahe eine Klingeriſche Geſtalt. Weiter der im Pfarrgitterſtuhl von Reulandpreiß parterre bürſtende Engel, Alithea im Jubelſenior, knapp, weiß und feſt eingekleidet und eingeſchnürt, nur Guerikes Halbkugeln an ihr etwas über das Griechiſche Maaß herausgehend, alles andere wie von Glas über die Seele hergeblaſen. Dann Thienette im Quintus Firlein, jene blaſſe, bleiche, vom Leben mißhandelte Geſtalt, verblutend an ihrer Wunde, bis der gute Quintus mit ſeinen Dukaten und ſeiner Liebe ſie geſchloſſen. Es folgen dann die Koketten mit ihrem Pürſchgeräthe, die Präſidentin Bouſe in den Mumien, ein Artefact aus vielfarbigen Stiften und brillantirten Schmelzgläſern componirt, und die Seele aus vielerlei abgezogenen Waſſern und ſtarken Geiſtern zuſammengegoſſen, und alles dann in eine paſſende Draperie gekleidet. Joachime im Hesperus, Königin der Caprice, mit ſeinen ſpitzen Fingern ihre Netze webend, wenn ſie auf dem Canapee in ihrer Migraine den ſanfteren ſiechen Kopf an die Wand zurücklegt, und diagonal auf das Fußgetäfel blickt, und ſchöner ausſieht, als ſonſt mit den herübergezogenen Augenliedern. Die pralende Raphaele in den Flegeljahren, die trockne kaufmänniſche Natur mit aufgegoßnem Thränenwaſſer der Sentimentalität aufgeweicht, und rund umher dann mit den Mandelkernen ſchöner Sentenzen beſteckt. Und-

lich die Aeltermutter aller Koketten, die dienſtfertige Amanda Gobertina von Sackenbach, die im Jubelſenior ſitzt, und auf die Inoculation der Liebe wartet. Den Chor ſchließen zuletzt die weiblichen Kryptogamiſten in den Briefen und künftigem Lebenslauf, Zephyrine das prüde, ſtumme, weiße, niederguckende, gekränkelte Ding, wie gefrorene Milch ausſehend, Mamſel Schnörrhammel der Mutz, der des Verfaſſers gute Körbelſuppe nicht einmal beleckt, beide neben der guten Marietta im geiſtlichen Nachtmahlsornat der Bäuerin mit weißer Bürgershaube und ſchwarzer Kopfbinde; die ſtille Pauline in der Vorrede zum Quintus Fixlein und zu den Dornenſtücken, die ſchöne Eva in der Sallatkirchweih in Oberſees, die dumme Toſtatin, die im Programme betet, und die kochende Appel, beide im Hesperus, und ſo viele andre.

Auf der andern Seite hält noch ein weit zahlreicherer Männerchor, ſo zahlreich, daß unmöglich alle eingelaſſen werden können in das enge Geſtüte, das man uns eingegeben. In der unſichtbaren Loge, die von ſo vielem ſchon Keime enthält, was ſpäter ſich entfaltet, auch Albano's älterer, nur etwas ſchwächerer Bruder Guſtav, ſtill, einfach, voll Liebe ohne alle Anſprüche, ohne durchbrechenden Humor und Witz, aber innen eine brennende Phantaſie, in der die ganze Natur des Jünglings ſich ſonnt, und der ſie alle ihre

Blüthen, die ihre Wurzeln nur nach außen haben, entgegentreibt. Alle dieſe Blüthen aber verſchlingen ſich in einer Laube, in der wie in einem Tempelhauſe Beata's Bild aufgerichtet ſteht, dem alle Blumen zum Opfer duften, und vor dem die ewige Lampe der Liebe brennt. Ottomar daneben mit dem wilden tobenden Geiſte, dem ſein Haus zu enge, und der die Schale ſprengt, die ihn aufgefaßt, die Seele ein ſchwüles Gewitter zwiſchen den Bergen des Lebens ſchlagend, blitzend, durchſchmetternd, zerſtörend, ſein Leben wie der Jahreslauf aus Grabestiefe heraufſchreitend, noch mit dem ſchneeweißen Schleier angethan, hinüber in den Rauſch des Frühlings zu ſeinen bunten Blumenkränzen, und dann wieder durch Sturm und Ungewitter hinab zur furchtbaren Sieſte, die er im Erbbegräbniß gehalten, aus der ſein Brief an Fenk ſelbſt, Schoppe's Embryo, doch ſo, daß ſchon alle Glieder, ſelbſt die ſpielenden Linien um den Mund, mit denen er geſtorben, an ihm kenntlich, ſein Sohn Amandus, deſſen kränklich zarter blaßrother Körper ſchon in der Jugend um ſeine Seele ſich gelegt, wie ein bleiches Roſenblatt um den Wurm darin, mit großer pathologiſcher Wahrheit in ſeinem Reichthum gehalten. Firmian in den Dornenſtücken durch ſeine drei Lebensphaſen, die jubilirende, erdunkelnde und triumphirende, mit anerkannter Trefflichkeit durchgeführt, ſein Bild der Natur aus der Werkſtätte weggeſtohlen, die es jeden Augenblick reclamiren kann;

ſein Leben mit den nöthigen Abbreviaturen, und eingelegten Arien und Recitativen jetzt Spiegel für Viele, unter denen die Erde ſchwindet, während ſie mit den Sternen ſich geſprächsweiſe unterhalten. Gar anmuthig iſt im Pelzſtiefel ausgeführt, wie ſelbſt durch das Sparrwerk gelehrter Pedanterey die Kunſt wie ein lebendiges Herz ihr Geäder treibt, und ſich mit ihm verſchlingt, und ſie grün belaubt und ſogar beblümt. Seine weißen Hände, die Papillotten um ſeine Knöpfe ſeit dem Tode ſeiner ſeligen Lenette, die Tabaksreibe, die er bei ſich führt, ſind die Fracturbuchſtaben ſeines Namenszuges. Liebetrunken, in ſtiller Entzückung ſchwankt Victor durch den Hesperus, eine milde, weiche, ganz lyriſche Natur, die dem ganzen Gedichte jenen verſchwommenen in Liebe zerronnenen Charakter giebt, daß es da ſteht, wie ein ſchwüler, warmer feuchter Frühlingstag, wo der Himmel in ſeinem Staubregen niederduftet, und die Bäume auch im Blüthenſtaube duften, und die Sonne brütend herniederſcheint, und einen Regenbogen um die blühenden Berge legt. In Flamins Adern aber kocht heißere Lohe, ein ſcharfes Glühfeuer iſt in ſeinem Herzen angezündet, und darin wird der Affect ein gutes Schwerdt aus hartem Stahl geſchmiedet, feſter Muskel iſt ſein ganzes Weſen, während das von Victor mehr Nerve iſt. Daher ſeine kecke plaſtiſche Geſtalt mit der aneinander und zurückgedrängten ſchmalen Stirn, ein Horſt des Muthes, mit durchſichtigen blauen Augen

von einem denkenden Geiſt entzündet, die Lippen fein, gepreßt und darum röther, die Naſe nicht zart, ſondern deutſch gebildet, das Geſicht elaſtiſch und braun zum Grundiren der zwei Gluthwangen, während an Victor die Naſe außer dem Stirneinſchnitt griechiſch grade niederläuft, und mit ihrer Schneide und den ſpitzigen Augenwinkeln das Ordenskreuz der Satyriker bildet, während die weite Stirne ſich zu einem hellen geräumigen Chor einer geiſtigen Rotunda wölbt, worin eine Sokratiſch gleichbeleuchtete Seele wohnt, und Achataugen aus Neapel in dem blonden Geſichte ſtehen. Der Lord Horion, eine edle aber müde Natur, der das Leben kahnig geworden und leblos, eine Ruine ehmals im beſten Styl gebaut, der aber die Zeit alle Strebepfeiler weggeriſſen, alle Bänder weggenagt, allen Mörtel aufgezehrt, und die nun beim geringſten Anſtoß in ſich ſelbſt zuſammenſtürzt. Der Evangeliſt Mathieu, ein boshafter Pavian, von einem falſchen wüthigen Dämon innerlich beſeſſen, dem er aber zu gebieten weiß, und der ihm als ein spiritus familiaris dient, daß er, wenn gleich murrend ſeine Ränke mit kaltem Witze ihm ausführen hilft, der ganze Menſch in der Darſtellung wieder aus einem Guſſe, und daher, wenn man ihn einmal aufgefaßt, immer dem Gedächtniß gegenwärtig. Neben ihm der blinde Julius, ein Engel des Lichts, eine milde, weibliche Geſtalt aus Paſtellfarbenſtaub zuſammengeblaſen, ein zart Gewächs,

das ſich mit allen blinden Blätteraugen unendlich nach dem Lichte und der Liebe ſehnt, bis die Sehnſucht in ihm das höhere Knospenauge getrieben, und dies ſich dann von milder Luft und warmem Schein geküßt, freudig öffnet, und durch die Farbeniris grade in die Sonne blickt, und unerſättlich an ihrem Lichte und ihrer Wärme ſich ergötzt. Quod Deus vult in den Flegeljahren, ein ergötzlich und vortrefflich Bild ohne Fehl und Makel durchgeführt, durch das ganze Werk einen reinen, ungetrübten Genuß gewährend, und einen reinen Eindruck ohne allen Nachgeſchmack zurücklaſſend. Wie ein Vogel raſch und frei, und keck und kräftig und lebendig und gewandt fliegt er über Berg und Thal dahin, während ſein jüngerer Zwillingsbruder, der Neſtquaker, unten freudig pipſend von Aſt zu Aſt hüpft, und jede Knospe benagt, und an jedem durchfahrenden Sommerſtral ſich freut. Dieſer Notar, der wahre Honigſeim der Liebe, eine Taubenſeele, ſchillernd in allen Farben der Phantaſie, in einem Leibe von Milch und Blut, ohne Zorn und Galle, und ohne Hinterliſt und Tücke, er ſelbſt ein Streckvers wunderlich in die Welt hineingedichtet und in Wina's Herz, eine Gutmüthigkeit dazu ohne gleichen, die nur hier und da an Niaiſerie anſtreift, weswegen wir dem kalten ſtolzen Klothar die Scene im Garten nicht ſo verübeln können; jeder andre, der nicht etwa zuvor die Flegeljahre geleſen, und dem man ſich ſo zudringlich in den Weg

geworfen, würde eben ſo zurückgetreten ſein. Unter den ſieben Erben ſind beſonders der leichtfüßige, tanzende Flitte, und der breite, plumpe, verſchmitzte Knoll ausgezeichnet, auch der General iſt gut gehalten in ſeiner Art. Der alte Pfarrer im Jubelſenior, eine außen etwas knochigte und ungelenke Natur, immer aber ſcharf, hell und licht, ohne Phantaſie, aber mit klarem Verſtande, ein Herbſthimmel mit gedämpftem Tageslicht, ſeine Söhne neben ihm jeder mit eigenthümlicher, ſcharf geſchnittener Phyſiognomie. Auch die einzelnen Stände ſind in dieſen Werken mit durchgängig beſtimmter Charakteriſirung aufgefaßt. Die Fürſten ſind mit beſonderer Neigung und Liebe behandelt in ihrer Ungeſtalt, Dunſtſcheine, wie jene beim Oſſian, aber nicht geharniſcht, wie dieſe dort, ſondern vielmehr in weichen wattirten Schlafröcken dargeſtellt. Man kann der Nachwelt die Dichter der Zeit empfehlen, wenn ſie ihre Geſchichte begreifen will. Die Hofleute dann, das Zwerggefolge um dieſe Lufterſcheinungen, vom queckſilbernen Gecken Oeſel an, der mit dem Degen wie eine geſpießte Fliege mit der Nadel herumläuft durch die dreizehn Nummern, die in der unſichtbaren Loge an der fürſtlichen Tafel ſpeiſen, zum Herrn von Eſenbeck im Jubelſenior mit ſeinem lächerlichen Stirnaccent oder Circumfler, bis in die Geſellſchaft an Katzenbergers Badetiſch, überall dieſelbe leere Spreu von kleinen Hoflüften in noch

kleinern Wirbeln aufgetrieben und daſſelbe abgeſtandene Waſſer in ſeichten Tümpeln geſammelt. Die Diener des Herrn, die Gottes Wort umſchwatzen und in ſeinem Weinberge ökonomiſche Wirthſchaft treiben, ſind mit rechtem Zorne vorgeſtellt. Ganz vortrefflich wird der Frühprediger Reul, der in den Dornenſtücken an Firmians Veriertodesbett herranrauſcht, von Leibgeber abgefangen, der Kirchenrath Glanz legt in dem Tiſchgeſpräche in den Flegeljahren die ganze Seichtigkeit ſeiner Claſſe aus, und der Frühprediger Flachs zerfließt in Thränen um den verſtorbenen Kabel. Einer ſchon beſſern Claſſe gehört der Spezial Zeitmann mit dem gehaltenen, leichten Predigerlächeln an, und Perefire ſingt das heimliche Klaglied der Männer ab. Folgen dann die Aerzte, der unfeine Hoppedizel in der Loge, der gröbliche Oberſanitätsrath Oelhafen in den Dornenſtücken, der grobe Doctor Kuhlpepper im Hesperus, der gröbere Spher mit ſeinen drei ſteilrecht ſitzenden Abſenkern Galenus, Boerhave und van Schwieten, endlich der gröbſte von allen, Doctor Katzenberger, wieder ein ganz reiner gelungener Guß, nur hat es uns gewundert, als wir ſpäter an der Tafel von ſeiner ſtarken Korpulenz vernommen: wir hätten ihn uns vielmehr als eine ſcharfe, geſpannte, etwas hagere aber nicht große Figur vorgeſtellt. Es ſchließen dann an dieſe ihre Kunſtverwandte, die Apotheker ſich an, gleich zuerſt der grimmige Eig-

ner des Doppelhasen, mit der Miene wie Mäusegift, dann der capitale Zeusel mit der Wachskugel im Munde, und mit der Springfüßigkeit des ganzen pharmaceutischen Infusionsthierchens. Der magere Sternwärtel im Titan geleitet den edlern Mathematiker Leudobach, diesem folgen wieder die Schulmänner und Duckhasen, der Schachtelmagister und der Candidat Schweinecker, der bescheidene, gute Masorethe Firlein, und das jubilirende freudige Ding, das Schulmeisterlein Wuz, vergnügt von seiner Geburt bis zu seinem Lebensende. Zuletzt neben dem eitlen Theaterdichter Riesen, Stryk der Recensent, unvergleichlich wohl gemacht, Repräsentant einer ganzen hochfahrenden, großmäuligen, innerlich feigen, nichtsnutzigen Classe dieses Gewerbes. Wir glauben von der Ausstellung dieses Bildes schon wirklich an jener Zunft nicht unersprießliche Folgen bemerkt zu haben. — Am Schlusse dieses Paragraphs will es uns beinahe thöricht dünken, daß wir von den Gestalten, die lebend und webend in den Gedichten in ihrer ganzen Wahrheit und Herrlichkeit dastehen, kleine Silhouetten hier gemacht: wir lassen indessen doch das einmal Niedergeschriebene bestehen, als Zeugniß, daß wir unsre Recensentenpflicht erfüllt, und an die Werke des Dichters das erforderliche Studium gewendet haben.

§. 6. Fabel. Jedes wahrhaftige epische Dichterwerk ist einem Flußgebiete zu vergleichen, in der Mitte

zieht der große Strom in tiefem Thal dahin, die Fabel, seitwärts begleitet von den großen Bergzügen, den Charakteren; jeder gießt je nach seinem Vermögen den größeren oder kleineren Strom seines Wirkens und Lebens durch Seitenthäler der Hauptströmung zu, die für sich besteht, und wieder doch aus Allen, wie die große Pulsader, die aus dem Herzen geht: und wie die Berge ziehen, wo die Ströme laufen, und Wasser rinnen, wo Berge ziehen, und alle Thäler sich gegen das Hauptthal öffnen, und dies grade an den Oeffnungen der Seitenthäler vorüberzieht, daß man nicht weiß, ob die Flüsse mit kluger Wahl ihre Betten sich gesucht, oder ob diese Gerinne die Ströme zu sich herabgelockt, so ist es auch bei jenen poetischen Strömungen ungewiß, ob die Charaktere die Fabel sich zugebildet, oder diese die Charaktere sich gestaltet, wie auch die Geschichte ihre Menschen macht, und zugleich von diesen Menschen gemacht wird. Der gewaltigste unter allen Strömen, die durch die Werke unsers Dichters gehen, wälzt sich durch den Titan hin, ein frisch, stark und lieblich Wasser, dem Rheine zu vergleichen, das wie dieser herabkommt von hohem Bergeshaupte, über die Matten des jugendlichen Schweizerlandes hinüberrinnt, und nachdem es den großen Sturz in's Jünglingsalter gemacht, mit Liane durch helle grüne blumige Ebenen, von fernen kleinen Bergen besäumt, und durch den Rosengarten von Lilar schreitet, bis ihn

die Ungewitter des Tartarus vom Donnersberge her trüben und aufwühlen und empören, wo er denn, nachdem der Regenbogen des Friedens wieder an ſeinem Gewölbe erſchienen, mit Linda in den romantiſchen Rheingau mit ſeinem großen klaren Waſſerſpiegel, ſeinen waldigen Inſeln, den ſcharfumrißnen Bergen, und dem Sonnenweine, der im Mark des Lebens, wie der Raub des Prometheus im Marke der Ferula brennt, eingetreten, und nachdem er am Fuße der ſieben Berge und ihrer alten Löwenburg vorbeigezogen, ſich nach und nach von ſeinen Freunden im Gebirge verlaſſen ſieht, die zur Rechten hinziehen, und zur linken Hand, daß er mit Idonie allein einziehe in ihre Holländerei, in ihr nettes, reines, hell aufgeräumtes, hinkendes Arkadien, unweit Saubügel, und in viele Arme geſpalten, dort im Sande ſich verliert. Das kleinſte Wäſſerchen hingegen von allen, die dieſer Flußgott ſpringen läßt, rinnt aus dem Munde des Schulmeiſterlein Wutz, nicht ſtärker, etwa als jenes, was jener Berauſchte an dem Baſſin in ſeinem Irrthum über Nacht von ſich zu geben glaubt, aber ein geſund und lieblich, klar und lebendig Quellwaſſer aus einer Erdenbruſt heraus. Im Heſperus iſt ein gewunden, künſtlich Springwerk angelegt, durch viele Schlangenbeugungen wird das Element getrieben, bis es zuletzt im Schwerpunkt ſeine Ruhe findet. Sehr verwickelt und etwas unglaublich iſt der Plan in ihm wie im Titan anfangs angelegt; aber iſt man

über die Vorfrage einmal erſt hinaus, dann entwickelt ſich alles mit großer Wahrheit und Geſchicklichkeit, jede Handlung aus ihrer Natur, wie jede Pflanze aus ihrem Samen. Mit großer Einfalt hingegen iſt das Haus und Familienbild in den Dornenſtücken angelegt, der Streit des Lichtes mit dunkelm Gewölke, die Wirthſchaft des Himmels mit der Erde in böſer, kalter, unfreundlicher Zeit, wo der Boden nichts erträgt, und Hungersnoth einbricht und Krieg, und beinahe auch Peſtilenz, alles im Kleinen und ohne Tadel vom Anfang bis zu Ende vorgeſtellt. Eben ſo vortrefflich und mit wahrhafter Meiſterſchaft iſt auch die ganze Anlage der Flegeljahre geordnet und disponirt; eine komiſche Ader läuft wie eine Arterie wärmend, treibend, anfeuernd, blitzend und hochgeröthet durch; und eine andre Liebesader zieht, wie eine Vene ſaugend, ſammelnd, bindend, ziehend, anreißend der andern entgegen, und verſchlingt ſich mit ihr zu einem Lebensbaume, und beide ſammeln ſich im Hoppelpoppel, oder dem Herzen an. Der einzige Fehler, den wir an dem Werke auszuſetzen haben, iſt, daß es nicht vollendet iſt, und wir werden, da das Publikum mit großer langmüthiger Geduld, oder Vergeßlichkeit auf die Fortſetzung wartet, den Verf. nächſtens durch den Bürgermeiſter Kuhnold im Reichsanzeiger öffentlich an ſeine Schuldigkeit erinnern laſſen. Unvollendet geblieben iſt auch die unſichtbare Loge, vielleicht zum Theil

aus demſelben Grunde wie Schillers Geiſterſeher. Mit gleicher Kraft und Lebendigkeit, aber nicht mit derſelben Gewandtheit wie die ſpäteren Werke geſchrieben, hat wahrſcheinlich zuerſt der undankbare Kaltſinn, mit dem man das Buch aufgenommen, ſeine Unterbrechung veranlaßt, und ſpäter hat der Verf. den verwickelten Faden lieber fallen laſſen, als ihn in ungleicher Arbeit fortgeſponnen. Wie ein Kind folgt der Leſer dem guten Fixlein durch ſeine ſieben Freuden von Schulbank zu Schulbank hin, bis in die Pfarrei von Hukkelum, und im Jubelſenior wird er eben ſo ſchnell in den kleinen Kreis hineingezogen, worin ſich ein winzig kleiner Theil der Weltgeſchichte ſpielt, ein Accord der Erdenoper. Auch die Reiſe, die Katzenberger zum Bade ſeines Recenſenten unternimmt, iſt ganz fertig und abgeſchloſſen, wie ein Gewächs, eine große erotiſche Diſtel; zwiſchen den Stacheln, die der Vater nach allen Seiten um ſich auswirft, treibt Theode die zarten bunten Staubfäden heraus, deren Honiggefäße der Poet Rieſen wie ein Kolibri umfliegt, bis ihn der Beſitzer der Höhlenbären zu verſcheuchen weiß. Im Campanerthal zuletzt zieht ſich die Rede am Faden der Geſchichte in dem ſchönen Tempe am Ufer des Baches, begleitet vom murrenden Contrebaſſe des Kantianers, langſam hinauf, bis ſie zuletzt mit den beiden Aeroſtaten zum Himmel ſteigt.

§. 7. Poetiſche Landſchaftsmalerei. Wo nächtlich die Elfen tanzen, zeigen ſich der Sage nach am Tage im Raſen die Zauberkreiſe; der Boden auf dem eine große poetiſche Geſchichte ſpielt, muß auf gleiche Weiſe wie in einem Zauberringe eine ganze blühende äußere Welt umſchließen. Man kann ſagen, daß in dieſer Art von poetiſcher Phyſik keiner unſern Dichter übertroffen. Wie jene heſperiſchen Gemälde in Aethiopien, brennen ſeine Gründe in hellem, lichtem Feuer, aber das Feuer iſt nur treibend, nicht verzehrend; die Blumen grünen in ihm fröhlich auf, und die Flamme küßt die Blätter nur, ohne ſie zu benagen. Selbſt ſeine Träume ſind oft ſolche leuchtende Landſchaften, hängende Gärten, wie jene Wunder der Welt, aber nicht auf Gewölbe von Harz und Backſtein, ſondern auf die Schwibbogen des Univerſums ſelbſt gegründet. Ganz ſind dabei dieſe Landſchaften, wie es die Vorſchule will, im Tone der ſpielenden Perſonen gedichtet, und gleichſam ihre Reflexe in die Natur hinüber. So iſt im Titan Lilar in die gleichen Contraſte von Tartarus und Elyſium zerriſſen, wie Albano's Liebe zu Roquairol und Liane, und wie dieſe Liebe kräftiger und höher aufwächſt in dem Verhältniß mit Linda, erweitert ſich auch die Scene; das ſchöne Italien nimmt die neue Liebe auf, Rom mit ſeiner großen Vergangenheit und Iſchia und Neapel mit der ſchönen Gegenwart und Tivoli das Landhaus des Waſſer-

gottes, und Iſola bella der Citronengarten. Wie dieſe Liebe zuletzt mit Idoine in ſchöne Häuslichkeit übergegangen, zieht ſie in das ſtille Dorf nicht mehr mit Blumen, ſondern mit ſchwellenden Fruchtgewinden umkränzt. Die Inſel der Vereinigung im Hesperus mit ihrer magnetiſchen unſichtbaren Eiſenbrücke, mit ihren Eibenbäumen von Roſen umflochten, und Trauerbirken mit den neunfach verſchlungenen ſchwarzen Flören, Sphinxen, Marmorblöcken, dem weißen Säulentempel, und ſeinem Grabmal, auf dem das Herz weiß und blutlos ruht, und mit der lallenden Todtenzunge des Orgeltremulanten, die durch die öde Stille ſpricht, alles iſt in dem trüben, lebensmüden Geiſte des Lords, in dem die Phantaſie nur noch in dunkler Gluth nachbrennt, geſchaffen und erdacht, während der Park von Mägenthal als Neſt gebaut iſt für Victors Liebe, wie Lilienbad für jene von Guſtav und Beate. Mit groſſer üppiger Phantaſie und ſaftiger warmer Farbengebung ſind alle dieſe Bilder angelegt, und es mag ſein, daß ſie für manches Leſers Geſchmack, beſonders im Titan, zu vielen Raum einnehmen. Die lebloſe Natur hat indeſſen eben ſo viel Recht auf den Roman, wie die lebendige, und während uns der ganze unendliche Himmel ſcheinbar leblos umgiebt, ſcheint uns das enge Leben allein auf der kleinen Erde zu weilen, und auch an ihr hängt es nur wie trübe glimmende Punkte an einer weithinziehenden Oberfläche.

§. 8. Styl. Hier drängt gleich die alte Klage über ſchlechten Styl und geſchmackloſe Behandlung ſich zu, und das blutrothe Himmelszeichen des herrſchenden Ungeſchmacks, das man, im Aufgange geſehen. Es iſt etwas ſehr Relatives um dieſe Klage, ein ſonſt wohlgeſinnter, deutſch leſender Franzos, dem wir den Titan einmal zum Leſen hingegeben, ſtieß ſich gleich anfangs an dem Iſisſchleier der Natur auf den erſten Blättern ſo ſehr, daß er nicht weiter konnte. Vielen iſt es gegangen, wie dem armen Harniſch, der an den Artiſchoken die grünen Blätter tapfer wegverſpeiſte, und darüber den eßbaren Kern verlor. Jene gelehrte und humoriſtiſche Dornenhecke, die der Dichter um ſeine frühern Werke hergezogen, hat von der jungen Rinde viele Haſen und Kaninchen, jenen ſeichten, leeren, langweiligen Leſepöbel, abgehalten, und die Wörterbücher, die man ſpäter ganz unnöthiger Weiſe gemacht, haben den heilſamen Schrecken noch weiter verbreitet. Wir wollen nicht, der eigenen Ueberzeugung des Dichters zum Trotz, alles beſonders in den frühern Werken rechtfertigen, gar zu oft hat er die ſchönen Linien ſeiner Bilder mit eingeſetzten Edelſteinen guter Gedanken und witziger Einfälle unterbrochen, wie die Bildhauer zur Zeit des ſinkenden Geſchmacks. Aus Rümpfen und Säulen und Köpfen und Basreliefen hat er wohl einmal Mauern aufgebaut, und hinwiederum wie die Egyptier aus alten Wandſtücken Bilder ausgehauen,

und die uralten Hieroglyphen, womit ſie beſchrieben ſind, nicht ausgelöſcht, ehe er die ſeinigen darauf getragen; aber bei allem bleibt dieſe angeſchuldigte Geſchmackloſigkeit, doch ein elendes Mährchen auf Treu und Glauben von Einem dem Andern nachgeſchwatzt. Zuerſt kann, was offenbare freie Willkür iſt, und herkommt aus innerm Ueberfluß und Fülle, und gerechtfertigt wird durch Zeit und Dichtungsweiſe, durchaus nicht als Defect angegeben werden, allenfalls nur als Mangel an Zucht und Disciplin, der wohl gern an den freien Dichtungsformen der Deutſchen und Engländer ſich findet, und ihnen nicht übel läßt, wie kräftigen Jünglingen einige Ausſchweifung. In ſo gleichen Fäden, wie die Spinne ihre Webe durch ihren Drathzug treibt, zieht ohnehin kein correcter Dichter ſeine Verſe aus, und jene Correctheit wird dem Thiere doch nicht hoch angerechnet, weil es eben nicht anders kann. Jene Feinſchmeckerei hat ihren Werth, aber wie die feine Weinzunge ſich häufig am Waſſertrinkern findet, ſo iſt auch jene meiſt den nüchternſten Menſchen eigen; der Weinſtock aber in gutem Boden und in warmer Sonne treibt und kocht den Wein, ob er ihn gleich nie gekoſtet, und was er getrieben, muß doch zuletzt den Schmeckern recht ſein. Was wir unter dem wahren Geſchmack verſtehen, iſt ein weit höheres, als dies äſthetiſche Warzenſpiel, es iſt der ſichere innere Takt, es iſt der zarte berührſame Nervengeiſt, das ſicher un-

betrügliche Gefühl des Rechten und Schicklichen und Schönen, kurz das ästhetische Gewissen, das ohne Regel für sich selbst schaffend Gesetze giebt, wie das Moralische die Tugend realisirt unmittelbar ohne Canon, und das Philosophische die Wahrheit ohne Logik. Von dieser Seite darf Jean Paul sich mit jedem, auch dem besten Dichter messen, und keiner übertrifft ihn in jener schönen, hohen und genialen Lebensgrazie, in jenem reinen Ebenmaße, in jener Zartheit aller Laute des Gefühls, die wie von Harmonikaglocken aufschweben, und an heller, klarer Resonanz aus der Tiefe der Brust heraus. Wir haben alle Werke aus jenem Gesichtspunkt scharf geprüft, und wir erinnern uns nicht auf eine einzige Geschmacklosigkeit in diesem Sinne gestoßen zu sein. Eine fertige gewandte Hand spielt die feine Webe des Saitenspiels, und die Tonströme rieseln und rauschen und brausen um uns her, aber immer schreitet eine schöne und edle Gestalt, die Ganga mit der Lotusblume, über den Wellen, und breitet ihren stralengewebten Schleier über sie hin, und bändigt sie, und es ist wie in jenem Traume des Noralis, als ob reizende schöne Mädchen in die Ströme zerlassen wären, und nun in hüpfenden Wellen freudig uns umspielten, alles Ungethüm und alles Widerwärtige aber hat dies krystallne Meer von sich ausgeworfen und weggethan.

Wir haben, nachdem wir uns über die Werke des Verfassers in der verlangten Kürze ausgesprochen, nur

noch Einiges über ihn selbst und sein Verhältniß zur Zeit hinzuzufügen. Wir meinen nicht die Spiegelbilder seiner Person, die benutzend die Maskenfreiheit des Humors, in seltsamen Vermummungen durch seine Werke ziehen, wenn er z. B. als Prinz selbst eintritt in den Hesperus, wobei wir im oftmaligen Lesen immer angestoßen, so wie an den pathologischen Krücken und den wächsernen Preßhaftigkeiten, die er in der unsichtbaren Loge seiner eigenen einstalligen Figur aufgeladen, während er anderwärts als Seraphinenritter und als Herr von Eisenbeck, mit dem nach unrechter Seite declinirenden Strichelchen uns wieder recht wohl gefallen. Wir meinen vielmehr sein eigenthümliches besonderes Wesen, wie es in allen seinen Werken durchbricht, gleich dem lautern, klaren Element des Wassers, das in vielen Quellen aus der Erde dringt, und in allem Pflanzengeäder immer dasselbe, wie von einem verborgenen Herzen getrieben, kreist. Wir dürfen hier nur gleich an die Briefe über den künftigen Lebenslauf, erinnern, es ist hier wie überall eine so milde, sonnenwarme, hellaufleuchtende Geistigkeit, eine stille, ruhige Klarheit mitten in dem Feuerrad der Phantasie und dem weitausprühenden Witzgefunkel; wie Wohlgerüche, in lauen Lüften, so schwimmen seine Worte im warmen Athemzug; schneeweiß ist das Gefieder seiner Seele, aber in allen Farben schillernd und mit leisem, lindem Flügelschlage schwimmt sie wie webend

in der Höhe, und unter dem Flügel rauschen nicht Ungewitter, wie bei jenem Sturmvogel der nordischen Mythologie hervor; es quellen vielmehr Bäche sanften Wohllauts, und gießen sich zu der Erde nieder, wie die heilige Ganga von Brama's Haupt. Es ist nicht möglich, diese reine, immer sich gleichbleibende Natur in den Werken zu erkennen, wo sie sich offenbart, ohne sie vom ganzem Herzen liebzugewinnen. Mitten in dieser Zeit, wo sie meinen, es sei Weisheit, anders als schlecht zu sein, Weisheit aber, immer den andern an Niederträchtigkeit zu überbieten, hat er sich rein erhalten, wie Wenige, nie hat er Theil genommen an der Bosheit des schlechten Volks, nie mit Beissen am Guten sich versündigt; auch wo er gereizt, und die Unbilde tief fühlend leicht das Maß hätte überschreiten können, ist er immer gerecht geblieben. Es fehlt viel, daß seine Zeit, wie er gegen sie, so rein gegen ihn befunden hätte, kalt ist sie auch ihm Weise anfangs an ihm vorübergegangen, wo Anerkennung ihm noch am wohlthätigsten gewesen wäre. Wie sie damit ihn nicht erdrücken mochte, da hat sie mit schnödem Angriff sich wider ihn gesetzt, und dann, wie der Geist wie immer über das blöde Thier gesiegt, hat es zahm sich ihm zu Füßen hingelegt, und geht mit ihm verdrossen, aber willig durch alle Lüfte. So hat er bewaffnet auf den Sitz sich hingesetzt, der ihm gehört, aber nie Falschheit und Untreue ausgeübt, nie, wie die Meisten thun, ver-

geſſend ſeine Jugend andern in gleichem Fall vergolten, was man gegen ihn verbrochen. Mit Recht kann er in ſeiner Jubelrede uns Alle fragen, habt ihr wie ich dem zehnjährigen Schmerz eines verarmten, verhüllten Daſeins widerſtanden, und ſeid ihr bekriegt von der Vergeſſenheit und Hilfloſigkeit, ſo wie ich der Schönheit, die ihr dafür anerkanntet, treu geblieben? Wenige möchten vor dem Gericht mit dieſer peinlichen Frage beſtehen. Uns aber iſt dieſe Reinheit und Unſchuld der Geſinnung mitten in Welterfahrung und Dichterkraft vor Allem werth. Wir gehen ſehr kalt an ſchönen Werken vorbei, an die gleichwie an Schandſäulen die Erbauer angebunden ſind, und es iſt uns erquicklich hier im Hauſe eines guten Geiſtes zu ſein, dem wir vertrauen können, daß er nicht mit Trug umgeht, und mit ſchönen Empfindungen uns belügt, eine freudige Sicherheit, die uns auch in den Werken eines andern in allem Guten dieſem Geiſte verwandten werthen Freundes, immer ſo wohlthuend und tröſtlich geweſen iſt. Wie in egyptiſchen Tempeln, nachdem man durch alle Colonaden und Gänge und Hallen durchgeſchritten, trifft man zuletzt auf eine Beſtie im Heiligthum, bei der man aber nicht wie dort den Troſt der ſymboliſchen Deutung hat. Hier aber brennt im Feuertempel die ungetrübte Flamme des Genius, gehüthet von reiner, keuſcher Kunſt, und man fühlt ſich im Gotteshaus, und nicht im Palaſt, den der Teufel dem gebaut, der

sich ihm verschrieben. Wir selbst aber, nachdem wir unser unblutiges Opfer vor dem Altare dargebracht, und drei Körner Weihrauch angezündet, scheiden zuletzt ungern aus der erwärmenden Nähe und dem Hause der schönen Bilder, weil man die Pforten schließt, und der Küster uns erinnern möchte, was seines Amtes sei.

Druck von Philipp Reclam jun.

Druckfehler.

Seite 1 Zeile 5 von oben, lies statt: Intension — Intention.
— 12 — 2 — — — —: Scholl — Schall.
— 28 — 10 — unten, — —: Lewaner — Levana.
— 36 — 7 — — — —: Wolt — Walt.
— 46 — 8 — — — —: Hofmann — Hoffmann.
— 54 — 3 — } oben, — —: Pegnitz — Regnitz.
— 56 — 5 — }
— 70 — 5 — unten, — —: Jäck — Jäck.
— 97 — 8 — — — —: gemeldet — gemodelt.
— 155 — 10 — oben, — —: zu — zur.
— 166 — 11 — unten, — —: Racamier — Recamier.
— 210 — 1 — — — —: Leiber — Leibern.
— — — — — — —: nun — um.
— 211 — 7 — oben, — —: sahen — sehen.
— 220 — 13 — unten, — —: wie — wo.
— — — 9 — — — —: Kugeln — Kegeln.
— 223 — 12 — — füge hinzu nach: gesammelt — und er nennt Alles mit Namen, und ordnet Alles,
— 232 Z. 14 von unten, lies statt: endlich — endliche.
— — — — — — — —: hingehoben — hinaufgehoben.
— 233 — 10 — — — —: Greul — Graul.
— 234 — — — — — —: und — wie.
— — — 8 — — — —: stechenden — stehenden.
— 235 — 7 — — — —: Gumelöda — Gunlöda.
— 236 — 2 — — — —: diopretisch — dioptrisch.
— 238 — 12 — — — —: seine — jene.
— 240 — 5 — oben, — —: Unarten — Unterarten.
— 258 — 5 — unten, — —: Seele — Seelen.
— 261 — 8 — — — —: Gestüte — Gestüle.
— 262 — 12 — — füge hinzu nach: Fenk: die dunkeln schwarzen Träume erzählt. Fenk
— 264 Z. 3 von oben, lies statt: Gesicht — Gesicht.
— 266 — 6 — — — —: immer — innen.
— 276 — 9 — unten, — —: am — an.
— 277 — 7 — — — —: Noralis — Novalis.
— 278 — 9 — oben, — —: einstalligen — einstolligen.

Etwaige Druckfehler im 16ten Bogen und der Vorrede, wovon die Aushängebögen uns nicht zukamen, beliebe der geneigte Leser selbst zu verbessern.